1-5

Das Buch

vom

Kaiser Wilhelm.



Kaiser Wilhelm in seinem Arbeitszimmer.

Gemalt 1885 von Paul Bülow.

ginal im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Lichtdruck von Römmler & Jonas, Dresden.

Das Buch
vom
Kaiser Wilhelm.

Ein Lebensbild,

nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und Zeitgenossen

dargestellt von

Friedrich Adami.

Erster Band: Die Jugendzeit.

Mit 172 Illustrationen und 2 Beilagen in Faksimilenachbildung.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1888.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Inhaltsverzeichnis.

I. Von 1797 bis 1813.

II. Von 1813 bis 1815.

Vorwort.

„Solche Zeiten erziehen vortrefflich," schrieb Barthold Georg Niebuhr am 22. März 1813, gerade am 16. Geburtstage des jungen Prinzen Wilhelm. In Breslau, am Herde des Befreiungskrieges, hat damals der Prinz mit dem väterlichen König still den Tag begangen, dessen Frühlingsaufgang auch ihn im nächsten Jahre auf dem Vormarsche gen Paris finden sollte. In jener eisernen Zeit ist er, nach herben Knabenjahren, zum ritterlichen Jüngling herangewachsen. Und als über ein Halbjahrhundert nachher König Wilhelm Deutschlands Schwert gegen den alten Feind ziehen mußte, da hat er, eingedenk jener „vortrefflich erziehenden" Leid- und Lehrjahre es ausgesprochen: „Von Jugend an habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes Hilfe Alles gelegen ist." Noch jüngst, als Kaiser Wilhelm, so reich an hohen Jahren und an goldenen Ehren, sein achtzigjähriges militärisches Dienstjubiläum feierte, nannte er die Befreiungskriege „die schönste Erinnerung seiner Jugend."

Grund genug, die nun schon in weiter Ferne liegende Jugendzeit des Kaisers Wilhelm näher anzusehen, aber weniger durch das Fernrohr nachgeborener Geschichtschreiber, als vielmehr mit den Augen gleichzeitiger Zeugen, deren Aussagen und Aufzeichnungen den deutlichen Stempel des Miterlebens tragen. — Eine ähnliche lebensgeschichtliche Darstellung unternahm ich bereits in meinem Buche von der Königin Luise, zu welcher mir von hoher Hand frische Quellen erschlossen wurden, aber nicht ohne die bestimmte Weisung: die Berichte und Äußerungen glaubwürdiger Augenzeugen in ihrem Wortlaute wiederzugeben, was die Gestalt der königlichen Dulderin lebendiger vergegenwärtigen werde, als eine räsonnierende, doch immer mit heutigen Meinungen und Eigenheiten behaftete Verarbeitung. Möglichst in der echten Farbe und Beleuchtung ihrer Zeit sollte das Lebensbild der Königin Luise erscheinen, ihre hohe Bedeutung sich wesentlich in den Eindrücken der Augenzeugen abspiegeln.

Dank jener Weisung, der ich treulich gefolgt bin, fand mein Buch von der *Königin Luise* bisher in fast fünfzigtausend Abdrücken den Weg in das deutsche Volk, dem es von der ersten Ausgabe an zugeeignet war. Dieses im Auge, habe ich das Lebensbild des *Kaisers Wilhelm* in *ähnlicher* Weise darzustellen gestrebt, dabei begünstigt durch die *Selbstcharakteristik*, wie sie des Kaisers eigene Aussprüche offenbaren, unmittelbare Merkmale seiner geraden, aufrechten Sinnes- und Gemütsart. Ist ja doch, nach einem uralten Ausspruche, „das nach außen schallende Wort nur ein Zeichen des drinnen verborgenen.“ Und wie Wort und Wesen bei ihm übereinstimmen, ebenso sind des Kaisers Worte schöpferisch zu weltgeschichtlichen Thaten geworden, also jene wie diese bleibende Denkmale seines wunderbaren Lebenslaufes, der in der Gegenwart schon als ein Weltlauf ohne Gleichen erscheint.

Berlin, 18. Januar 1887.

Friedrich Adami.

Erster Band.

Erstes Buch: Von 1797 bis 1813.



Erstes Kapitel.

Geburt und Taufe.

Der 22. März — gefeiert seit 1861 als des Königs und seit 1871 als des Kaisers Wilhelm Geburtstag — war im Jahre 1797 ein Mittwoch. Wodanstag hieß der Mittwoch bei den alten Deutschen, zu deren Ruhme ein römischer Feldherr gesagt hat: „Groß sind ihre Leiber, aber größer noch ihre Seelen.“ Ihnen galt Wodan, in dessen goldstrahlender Himmelsburg sie ihre Helden fortleben glaubten bis zum Weltende, als der Lenker der menschlichen Geschicke und Erhörer der Wünsche, daher der ihm geweihte Tag als ein Glückstag. — An jenem ersten Mittwoch nach Frühlings Anfang des Jahres 1797, in der zweiten Nachmittagsstunde, thaten zweiundsiebzig Kanonenschüsse der Hauptstadt des Königreichs Preußen kund, es sei dem Kronprinzen wieder ein Sohn geboren, sein und seiner Gemahlin Luise zweiter Prinz. Die vierundzwanzig Geschütze donnerten, jedes dreimal, von dem Paradeplatz her, den König Friedrich Wilhelm I aus dem alten Lustgarten in Berlin hergerichtet hatte. Der damalige kahle, staubige Platz dort an der nordöstlichen Langseite des Schlosses, wo die Kanonen zu den Freudenschüssen aufgestellt waren, hieß immer noch der Lustgarten, diente aber zur Wachtparade zweier Regimenter, dann und wann auch zur allgemeinen Wachtparade sämtlicher Infanterie und Artillerie der Berliner Garnison.

Am andern Morgen meldeten die Berlinische Zeitung und die Berlinischen Nachrichten das frohe Ereignis — damals die beiden einzigen politischen Zeitungen in jenem 165 726 Einwohner und 6906 Häuser zählenden Berlin, jede nur dreimal wöchentlich (am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend) herauskommend, die eine in der Vossischen, die andere in der Haude- und Spenerschen

Buchhandlung. Die Berlinische (Vossische) Zeitung vom Donnerstag, dem 23. März 1797, berichtet an der Spitze des Blattes:

„Gestern nachmittag zwischen 1 und 2 Uhr ward die Gemahlin des Kronprinzen Königl. Hoheit, zur Freude des königlichen Hauses und des ganzen Landes, von einem Prinzen glücklich entbunden. Einige Stunden nachher ward dieses so frohe Ereignis durch das dreimalige Abfeuern von vierundzwanzig im Lustgarten aufgefahrenen Kanonen der Hauptstadt bekannt gemacht und rief jeden ihrer Einwohner zu herzlichen Wünschen für die erhabene Prinzessin und den neuen Zweig des königlichen Hauses, unter dessen Zepter wir glücklich sind. Dem Vernehmen nach befindet sich die hohe Wöchnerin und das Kind so wohl, als es die Umstände erlauben."

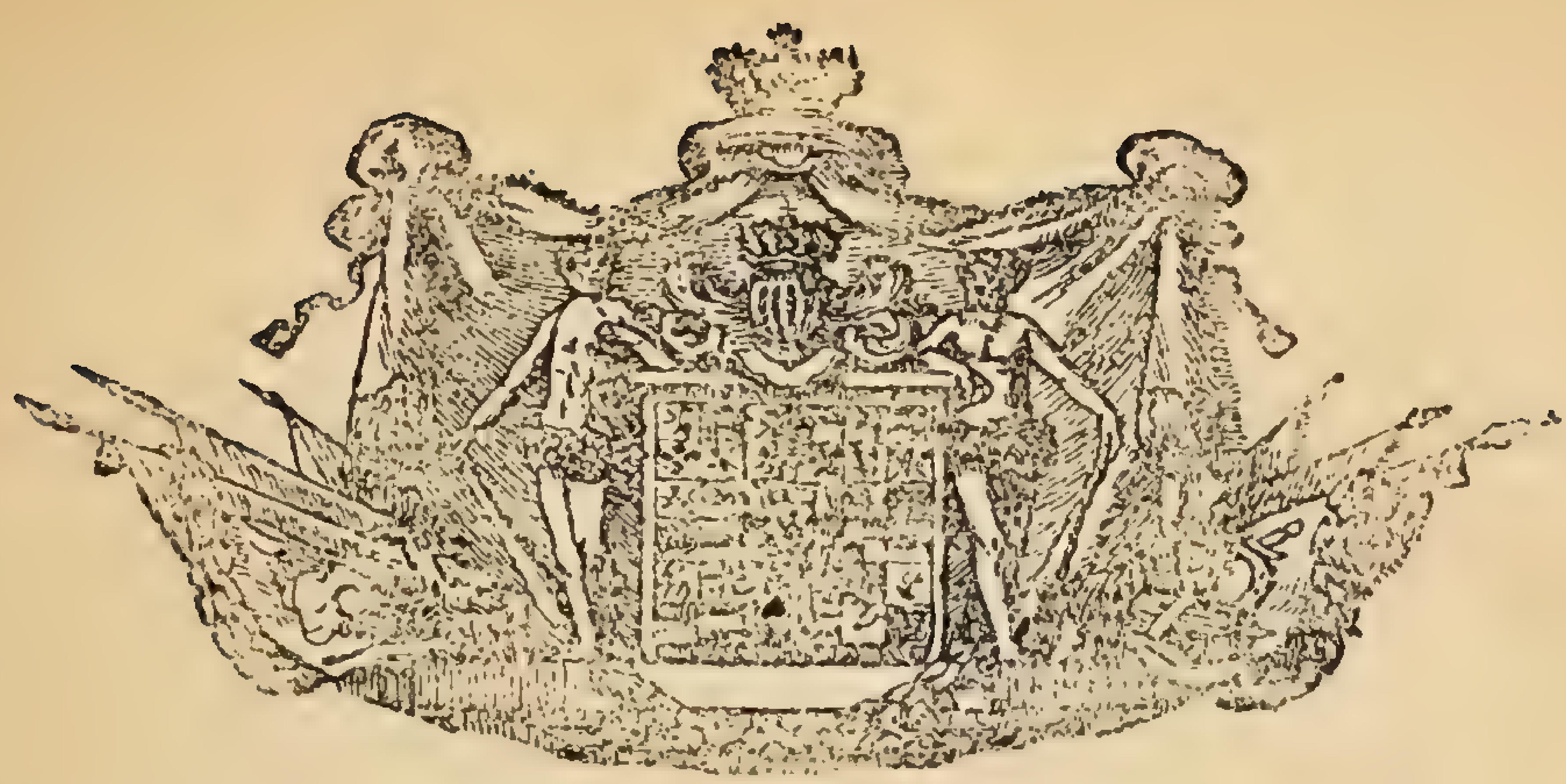
Fast gleichlautend die (Haude- und Spenerschen) Berlinischen Nachrichten. Nur bezeichnen sie als Stunde der Geburt: Mittags gegen ein Uhr, während die Berlinische Zeitung richtig meldet: Nachmittags zwischen ein und zwei Uhr. Denn auch die im kronprinzlichen Palais wohnende Oberhofmeisterin Frau von Voß hat in ihrem Tagebuche aufgezeichnet, daß es um drei Viertel auf zwei Uhr war. „Es ist ein prächtiger kleiner Prinz", fügt sie hinzu: „Überall war große, große Freude. Die Königin (die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. die Großmutter des neugeborenen Prinzen) kam gleich zu uns."

Jene Zeilen an der Spitze der damaligen Zeitungsblätter seiner Vaterstadt sind die ersten gedruckten Nachrichten von dem noch nicht getauften, also einstweilen noch namenlosen Prinzen, der in Zukunft als König und Kaiser Wilhelm die Welt mit dem Ruhme seiner Waffen, mit dem Glanze seines guten und großen Herrscherrufes erfüllen sollte. Ihm hätte die Mutter an der Wiege, an der sie in ihrer Häuslichkeit so oft saß, singen können, was eine uralte Stimme der Völker sagt:

„Wahrlich, geboren wird jeder auf dem sich rollenden Erdball,
Aber geboren ist nur, wer sich der Ehre geweiht."

Der Ehre nicht allein vor der Mit- und der Nachwelt, sondern auch vor dem in der Höhe, der in der Weltgeschichte die sittliche Fortsetzung seiner Schöpfung werden läßt, und auf den die vom Kaiser Wilhelm gestiftete deutsche Kriegsdenkmünze von 1870—71 empordeutet mit den Worten: „Gott war mit uns! Ihm sei die Ehre!"

Die Kronprinzessin Luise — kaum acht Monate nachher Königin — war zwölf Tage vor der Geburt ihres zweiten Sohnes in ein neues Lebensjahr getreten, in ihr zweiundzwanzigstes, zu ihrem Geburtstage wieder reich beschenkt von dem ihr persönlich Glück wünschenden König Friedrich Wilhelm II. Ihr, der „Fürstin der Fürstinnen" — so nannte er seine holde Schwiegertochter — hatte er bereits durch seinen Minister von Buch die Diamanten der vor zwei Monaten entschlafenen Witwe Friedrichs des Großen überreichen lassen: keine sei würdiger, den Schmuck der verewigten Königin Elisabeth zu tragen, von der Friedrich in seinem Testamente schrieb: „ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe," übereinstimmend mit dem Nachrufe auf die heimgegangene Königin-Witwe



Königl. privilegirte Berlinische Zeitung.
Von Staats- und gelehrten Sachen.

Im Verlage der Vossischen Buchhandlung.

35stes Stück. Donnerstags, den 23sten März 1797.

Berlin, den 23sten März.

Gestern Nachmittag, zwischen 1 und 2 Uhr, ward die Gemahlin des Kronprinzen Königl. Hoheit, zur Freude des Königl. Hauses und des ganzen Landes, von einem Prinzen glücklich entbunden. Einige Stunden nachher ward dieses so frohe Ereigniß durch das dreimalige Abfeuern von 24 im Lustgarten aufgefahrnen Kanonen der Hauptstadt bekannt gemacht, und rief jeden ihrer Einwohner zu herzlichen Wünschen für die erhabene Prinzessin und den neuen Zweig des Königl. Hauses, unter dessen Zepter wir glücklich sind. Dem Vernehmen nach befindet sich die hohe Wöchnerin so wohl, als es die Umstände erlauben.

Auch wurden am vergangenen Sonntag Ihro Königl. Hoheit die **Prinzessin Louise von Preußen**, einzige Tochter des Heermeisters **Prinzen Ferdinand von Preußen** Königl. Hoheit, und Gemahlin Sr. Durchl. des **Prinzen Anton von Radzivil**, Ritter der Königl. Orden, von einem Prinzen glücklich entbunden.

Se. Königl. Majestät haben bei dem **Regiment Gensd'armes** den Rittmeister, Hrn. v. **Löschebrand**, zum Major; den Stabsrittmeister, Hrn. v. **Arnstedt**, zum Kompagnie-Chef; den Lieut. Hrn. v. **Arnim**, zum Stabsrittmeister; den Kornet, Hrn. v. d. **Marwitz**, zum Lieut.; den Standartenjunker, Hrn. v. **Tempelhoff**, und den Hrn. Baron de **Constant d'Hermanche**, zu Kornets;

Bei dem Kürassierregiment des Herzogs **Louis von Würtemberg** Durchl. den Kornet, Hrn. v. **Kettelhodt**, zum Sek. Lt.; und den Standartenjunker, Hrn. v. **Braunschweig**, zum Kornet;

Bei dem **L'Estocqschen** Husarenregiment den Kornet, Hrn. v. **Bornstedt**, zum Sek. Lt.; und den Junker, Hrn. v. **Busse**, zum Kornet;

Auch den Gouvernements-Adjutanten zu Glogau, Prem. Lieut. Hrn. v. **Trebra**, zum Stabsrittmeister von der Armee zu avanciren allergnädigst geruhet.

Ferner haben **Se. Königl. Majestät** dem Geheimen Sekretair und ersten Rendanten der Direktorial-Salarien-Kasse, Herrn **Johann Christian Schön**, in Ansehung seiner mit Treue und Rechtschaffenheit geleisteten vieljährigen guten Dienste und Geschicklichkeit, das Prädikat als Hofrath allergnädigst beizulegen, und die Bestallung darbüer Höchstselbst zu vollziehen geruhet

Des Königs Majestät sind mit Dero Suite nach Potsdam abgereiset.

Se. Königl. Hoheit der **Kronprinz** nebst den **Prinzen Heinrich** und **Wilhelm** K. K. H. H., Söhne Sr. **Majestät des Königs**, sind aus Magdeburg wieder hier eingetroffen.

Am Mittwoch gegen halb 12 Uhr geschah die 49ste Ziehung der Königl. Zahlenlotterie, zum Besten der Invaliden- und Wittwen-Versorgungs-, auch Schul- und Armen-Anstalten, auf dem großen Audienzsaale des Berlinischen Rathhauses. Die gezogenen Zahlen waren: 32. 82. 57. 68. 66. Die 50ste Ziehung dieser Lotterie ist auf den 12. April c. anberaumet worden.

Magdeburg, vom 21sten März.

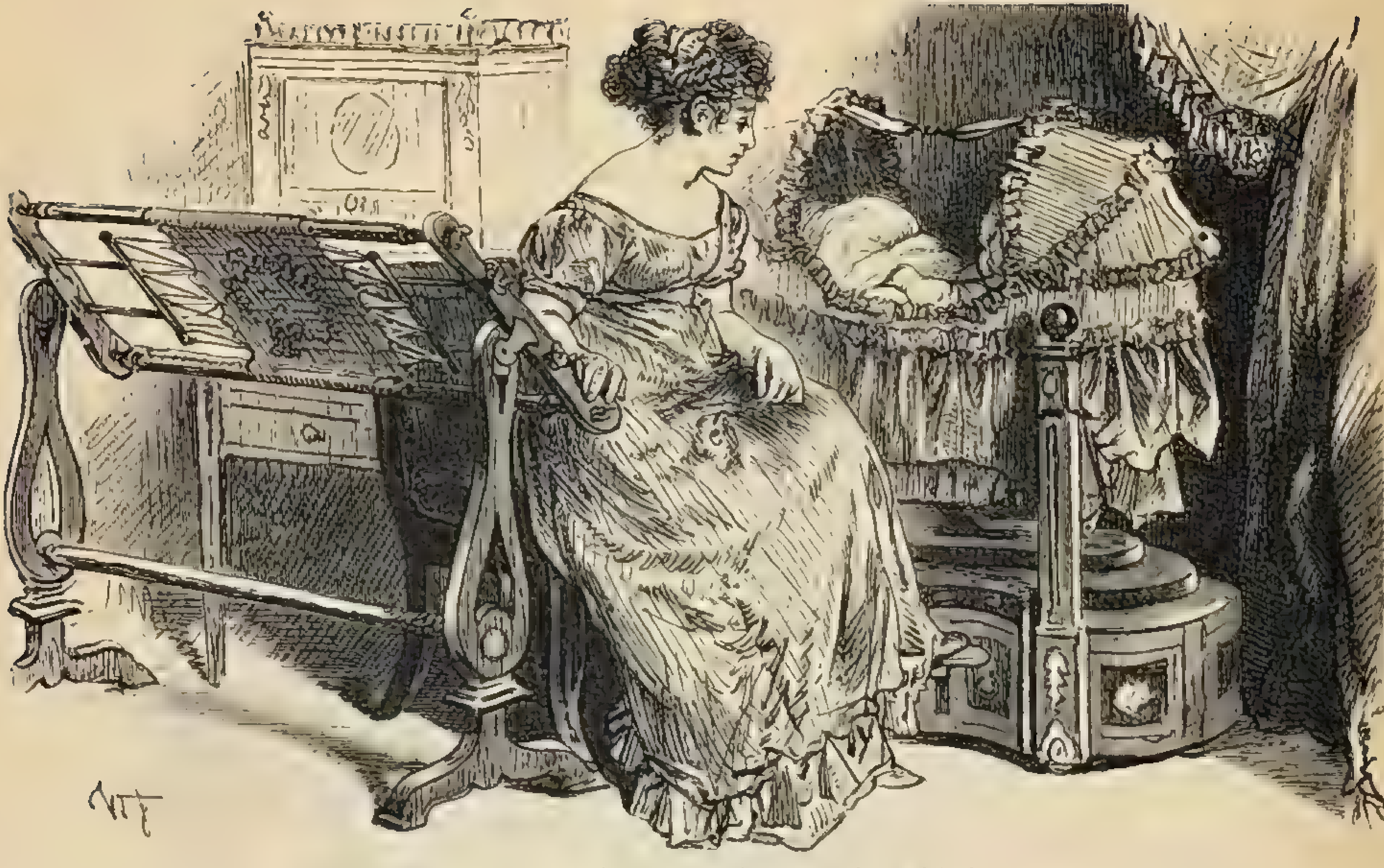
Wir ermangeln nicht, über die zu Ehren der Tochter unsers geliebten Monarchen, der Prinzessin Auguste Königl. Hoheit und Ihres Gemahls, des Herrn Erbprinzen von Hessen-Kassel Hochfürstl. Durchl. auf ihrer Durchreise durch Magdeburg nach Kassel

---

Faksimilenachbildung der Nummer der Vossischen Zeitung vom 23. März 1797 mit der Anzeige von der Geburt unsers jetzigen Kaisers Wilhelm.



Elisabeth Christine, Witwe Friedrichs des Großen.



Königin Luise als Mutter in ihrer Häuslichkeit.

in den Kirchen des Königreichs: „Ihr ganzes Leben war Wohlthun und Segen für das Land, ein erhabenes Muster an Gottesfurcht und Menschenliebe.“ —

Unter den Geburtstags-Geschenken für die Kronprinzessin am 10. März 1797 befand sich auch eine von der Oberhofmeisterin dargebrachte Tasse mit der Silhouette des erstgeborenen Prinzen „Fritz“ (des dereinstigen Königs Friedrich Wilhelm IV). „Solche Schattenbilder, damals in der Mode, hatten seit einem Jahrzehnt zugleich mit den oft scheiternden Luftschiffen“ — so schreibt ein Zeitgenosse — „sich bei den Berlinern eingeschlichen. Dies könnte einen Beweis ausmachen, daß die bildende Kunst zu sinken anfing, und der bisherige Geschmack sich verschlechterte. Man fand überall nichts als Schattenrisse, sowie eine Menge Menschen, die dergleichen verfertigten, auch wohl gar, da sie dadurch mehr zu gewinnen wußten, deshalb ein nützliches zuvor betriebenes Gewerbe verließen. Die wirklichen Künstler, welche durch gewöhnliche Abbildungen der Menschengesichter bis dahin Brot gewonnen hatten, gerieten darüber in nicht geringe Verlegenheit und in Mangel an Beschäftigung, weil ein jeder aus Neuerungssucht dahin gerissen wurde und zufrieden war, sich in einem Schattenrisse, wofür man einige Groschen bezahlte und also sehr wohlfeil wegkam, abgebildet zu sehen. Selbst Personen von Rang, Bildung und Kenntnissen ließen sich herab, dieser Mode zu frönen.“

Als Friedrich Wilhelm II die Silhouette seines kleinen Enkels Fritz (wahrscheinlich dessen erstes Bildnis) auf jener Tasse erblickte, schien der schon kränkelnde König mehr betrübt als erfreut durch den Schattenriß. „Schwarz“, sagte er. „Das paßt zu der Hoftrauer.“ Denn dem Tode der greisen, zweiundachtzigjährigen Königin-Witwe (13. Januar 1797) war der des dreiundzwanzigjährigen Prinzen

Ludwig vorausgegangen. Ihn, den jüngeren Bruder des Kronprinzen und den Gemahl der Schwester der Kronprinzessin Luise, hatte ein hitziges Fieber nach kaum achttägigem Krankenlager zwischen Weihnachten und Neujahr rasch aus dem blühenden Leben hinweggerafft. „Ein schwerer, unglücksvoller Tag," schreibt die Oberhofmeisterin am 28. Dezember 1796. „Der arme Prinz (Ludwig) verschied um drei Viertel auf elf Uhr. Der König und die Königin waren beide lange bei ihm, und die Abschiedsszene war herzzerreißend; der Kronprinz und die andern Geschwister weinten laut. — 29. Dezember. Der Kronprinz war fiebrig und unwohl, man gab ihm Medizin; es ist der Schmerz, der ihn krank macht."

Brüder nicht nur von Geburt, sondern auch von Herzen, waren der Kronprinz und der um drei Jahre jüngere Prinz Ludwig seit ihrer Vermählung getreue Nachbarn geworden. Aus einem Brunnen gleichsam schöpften die beiden verschwisterten und verschwägerten fürstlichen Familien Freude und Leid. Was nun der Kronprinz, mit ihm Luise, empfand bei dem jähen Hinscheiden dieses liebsten Gefährten seiner Jugend, dieses guten Kameraden in den Feldzügen gegen das revolutionäre Frankreich und das aufständische Polen, das sagt auch die Inschrift des brüderlichen Denkmals in Paretz: „Er ist nicht mehr."

Zu der ersten Trauer aber um den treuen Bruder und Jugendfreund ihres Gemahls, um den Gatten ihrer Schwester kam über Luise noch die schwere Sorge um ihren lebensgefährlich darnieder liegenden Mann. „Der Kronprinz," schreibt die Oberhofmeisterin am 2. Januar 1797, „war am Morgen besser; aber abends hatte er wieder Fieber und sehr arge Halsschmerzen. Der König und die Königin kamen. Gott allein kann uns beistehen, unsre Angst um unsern Prinzen ist unbeschreiblich. — 3. Januar. Der Kronprinz ist sehr schlecht und seit heute in großer Gefahr. Er kann nicht atmen, nicht sprechen und nicht schlucken. Der Arzt sagt, es ist eine entzündliche Bräune. Wir sind alle in einem Zustande von Angst, der sich nicht aussprechen läßt. — 4. Januar. Die alte Königin (Witwe Friedrichs) ist sehr krank, der Kronprinz aber, Gott sei gelobt, entschieden in der Besserung. — 6. Januar. Der Kronprinz heute wieder sehr krank; es ist ein Rückfall der Bräune. — Die Kronprinzessin verläßt ihren Gemahl, seit er krank ist, nicht einen Augenblick. — 9. Januar. Der Kronprinz ist heute viel besser, darf aber noch nicht sein Zimmer verlassen. Gott hat unser Gebet erhört und schenkt ihn uns wieder."

Am folgenden Tage war das Leichenbegängnis des Prinzen Ludwig. Der genesende Kronprinz ging mit seiner Gemahlin unten aus seinen Gemächern hinauf in das Eckzimmer, um vom Fenster aus den Trauerzug mit anzusehen. So düstere Wintertage für die Königliche Familie ohne heitere Weihnachten und ohne ein fröhliches Neujahr sind dem große Freude bringenden 22. März 1797 vorausgegangen. Und die „unbeschreibliche Angst" jener schweren Stunden, in denen Luise nicht einen Augenblick von dem Krankenbette ihres Mannes wich, während sie ihren zweiten Sohn unter dem Herzen trug — wurzelte vielleicht darin der Keim zu dem öftern Kränkeln ihres „Angstkindes", wie sie selber den jungen Prinzen in der wiederkehrenden Besorgnis um seine zarte Natur genannt hat? In spätern, viel spätern traurigen Neujahrstagen hat auch König Wilhelm bald

nach seiner Thronbesteigung, im Rückblick auf seine und seines am 2. Januar 1861 heimgegangenen Bruders Jugend, es zu seinen Generälen ausgesprochen:

„Nie hätte ich geglaubt, daß die Vorsehung mich zu diesem schweren Amte (eines Königs) berufen, nie habe ich daran gedacht, daß ich meinen teuren Bruder überleben würde. Ich war in der Jugend so viel schwächlicher als er, daß nach den Gesetzen der Natur meine Nachfolge auf dem Throne unsrer Ahnen außer aller Berechnung lag. Darum hatte ich auch stets meine Lebensaufgabe nur im Dienste der Armee erkannt; darum habe ich mich diesem Dienste mit voller Liebe und Ausdauer hingegeben und glaubte so am besten den Pflichten eines preußischen Prinzen gegen seinen König und sein Vaterland zu erfüllen."

Um so wunderbarer sein Erstarken zu der noch im hohen Alter so rüstigen ritterlichen Heldengestalt, in der von neuem und noch herrlicher leiben und leben sollte, was 1813 Ernst Moritz Arndt in jenem, aus dem Geiste des Befreiungskrieges geborenen Liede vom preußischen Marschall Vorwärts gesungen hat:

„O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein!"

Aus des Prinzen Wilhelm ersten Lebenstagen erzählt die Oberhofmeisterin als Augenzeugin: „26. März. Sonntag. Die Großmama (die seit 1782 verwitwete Gemahlin des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, die aus Neustrelitz, der Residenz des Herzogs Karl, ihres Schwiegersohnes, nach Berlin gekommen war zum Besuche ihrer Enkelinnen, der Kronprinzessin und der jüngst verwitweten Prinzessin Ludwig — also die Urgroßmutter des neugeborenen Prinzen) ging in die Gensdarmenkirche (die Neue Kirche auf der Friedrichsstadt, an dem Platze, der nach der bis 1782 dort befindlichen Wache des Regiments Gensdarmes der Gensdarmenmarkt heißt). Der König kam und aß en famille bei uns. Der Tag der Taufe ward auf den 3. April festgesetzt. Die Prinzessin und der kleine Prinz sind ganz munter. Sie ließ sich ins Eckzimmer tragen; der Kronprinz machte nur leider sehr viel Lärm, was nicht gut für die Wöchnerin ist."

Was die alte Oberhofmeisterin im stillen auf ihrem Tagebuchblatt als Lärmmachen rügt, das war wohl nur die ihr zu lebhaft ausbrechende frische Vaterfreude des damals sechsundzwanzigjährigen Kronprinzen. — Geschadet hat es weder der Mutter noch dem Kinde. Denn die Oberhofmeisterin selber berichtet weiter: „29. März. Die Prinzessin und der kleine Prinz waren gottlob sehr wohl und munter. Wir waren mittags und abends unter uns. Der Kronprinz ging zu einem Picknick in der Stadt Paris (dem damals vornehmsten Berliner Gasthofe in der Brüderstraße). — 30. März. Die Kronprinzessin befand sich gottlob ganz wohl und stand zum erstenmale auf, da es der neunte Tag war. Der Kronprinz war voll Freuden, aber machte unerlaubt viel Lärm und machte sogar ein Fenster auf; — aber man darf ja nichts sagen." Aber was hätte sich denn auch füglich sagen lassen gegen den Einlaß gesunder frischer Luft? Zumal da die hohe Wöchnerin sich schon ganz wohl befand.

Zugwind wird der sich ihres ersten Aufstehens freuende Kronprinz doch verhütet, also das Fensteraufmachen ihr so wenig geschadet haben, wie das von der aufmerksamen, übrigens ihrer Fürstin von Herzen ergebenen Oberhofmeisterin wiederholentlich in ihrem Tagebuche verewigte Lärmmachen. — Am 2. April, einem Sonntag, schreibt sie: „Die Großmutter und Prinzessin Louis gingen in die Kirche. Wir blieben still unter uns."

Montag, am 3. April: „Tag der Taufe. Der Kronprinz kam um zwölf Uhr von Potsdam, die Königin, die Prinzen und die Prinzessinnen aßen alle hier, ebenso alle Minister und Generäle. Der König kam ebenfalls zur Stadt, aber kam nicht zum Diner. Gleich nach Tische ging alles zu der hohen Wöchnerin und von da in den Audienzsaal, und als alle versammelt waren (nachmittags gegen fünf Uhr) kam ich mit den Hofdamen; ich trug das königliche Kind und brachte es dem König. Sack vollzog die Taufhandlung. Die Namen waren Friedrich Wilhelm Ludwig, aber Wilhelm wird er genannt werden. Nach der Handlung gab mir der König den kleinen Prinzen wieder und war überaus gnädig mit mir. Wir gingen zur Kronprinzessin zurück, und der König fuhr fort. Die Übrigen blieben unter uns, und der Kronprinz allein bei der Kronprinzessin."

Der Taufaltar stand unter dem Thronhimmel im Audienzsaale des Kronprinzlichen Palais. Als Taufzeugen sind in der Berlinischen Zeitung achtzehn Fürsten und Fürstinnen genannt: als Anwesende neben dem König Friedrich Wilhelm II und der Königin, den Großeltern des Täuflings von väterlicher Seite, seine Urgroßoheime, die Brüder Friedrichs des Großen, die Prinzen Heinrich und Ferdinand, die verwitwete Prinzessin Ludwig von Preußen, Schwester der Kronprinzessin, die verwitwete Landgräfin von Hessen-Kassel, der Prinz George von Hessen-Darmstadt und der Erbprinz von Oranien. Für die zehn andern hohen Paten waren Stellvertreter erschienen, für den Kaiser Paul von Rußland sein Gesandter am Berliner Hofe. Der das Königliche Kind taufende reformierte Hofprediger Sack hatte den Vater des Täuflings vor zehn Jahren eingesegnet, und der damals siebzehnjährige Kronprinz bei der Feier seiner Konfirmation im Königlichen Schlosse zu Berlin unter den Augen der Majestäten und des versammelten Hofes das Glaubensbekenntnis abgelegt, in welchem er aussprach:

„Ich erkenne es als ein Glück, ein Christ zu sein und will als ein solcher leben und sterben. — Ich halte mich auch verpflichtet, meinen Glauben als ein Christ jetzt und zu jeder Zeit freimütig vor den Menschen zu bekennen. Ich werde nie das verleugnen, was ich für meine Ehre und mein Glück halte. Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes selig zu machen alle, die daran glauben. Wenn ich nach meines Heilandes Anweisung den Willen des himmlischen Vaters thue, so werde ich es auch immer mehr inne werden, daß seine Lehre von Gott sei. In diesem meinen Glauben will ich mich üben, ein unverletztes Gewissen zu haben. Ich sehe mein gegenwärtiges Leben als einen Stand der Erziehung und Vorübung an; und da ich einmal Rechenschaft ablegen muß von allem meinen Thun, so will ich mich vor aller Art der Ungerechtigkeit auf das sorgfältigste hüten. Ich will meine große Bestimmung

als ein zur Unsterblichkeit Berufener vor Augen behalten. Ich bestätige und bekräftige also mein Taufgelübde."

Eine Konfirmationsfeier, wie sie damals (am 4. Juli 1788) seit einem halben Jahrhundert nicht im Königshause erlebt worden war. Dieser freimütigen Bekräftigung der ihm bei seiner Taufe auferlegten Christenpflichten wird der Kronprinz auch in der Taufstunde seines zweiten Sohnes eingedenk gewesen sein. Derselbe Hofprediger Sack, der ihn vor zehn Jahren als Konfirmanden eingesegnet und nun den Prinzen Wilhelm taufte, hatte Friedrich Wilhelm und Luise am heiligen Weihnachtsabend 1793 getraut, gleichfalls unter einem Thronhimmel, dem purpurnen im Weißen Saale des Königlichen Schlosses zu Berlin. Friedrich Samuel Gottfried Sack ist ein Sohn jenes gleichnamigen Hofpredigers, den König Friedrich Wilhelm I noch in den letzten Tagen seiner Regierung nach Berlin berief und der im Todesjahre Friedrichs des Großen starb als dreiundachtzigjähriger Senior der gesamten reformierten Geistlichkeit. Sein Sohn, 1777 als fünfter Hof- und Domprediger von dem greisen Vater in sein Amt eingeführt, ward am ersten Tage nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II zum Oberkonsistorialrat ernannt und bald darauf Religionslehrer des Kronprinzen sowie der andern Königlichen Kinder. Unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm III ist dann Sack zu den ersten kirchlichen Ämtern emporgestiegen. Als evangelischer Bischof starb er, der Täufer des Kaisers Wilhelm, 1817 im achtzigsten Lebensjahre, in beinahe ebenso hohem Alter wie sein Vater und Amtsvorgänger.



Gräfin Voß.

Die Oberhofmeisterin, die das Königliche Kind dem es über die Taufe haltenden Großvater in die Arme gelegt hatte, wurde durch ein kostbares Andenken von dem König überrascht. Ganz vergnügt schreibt sie am 10. April: „Um ein Uhr kam der Oberkastellan mit einem freundlichen kleinen Briefchen des Königs und einem Medaillon von Kristall, in großen Diamanten eingefaßt, das er mir zum Geschenk schickte. Ich war außer mir vor Freude über so viel Güte von seiner Seite und ging zu der Prinzessin und zu allen im Palais, um das Medaillon zu zeigen."

In seinem eigenhändigen französischen Briefchen schrieb ihr Friedrich Wilhelm II aus Potsdam: er wisse, schon aus Anhänglichkeit werde sie den Moment,

wo sie ihm seinen jüngsten Enkel zur Taufe dargereicht, im Gedächtnis behalten. Er schmeichle sich jedoch, daß es ihr eine noch liebere Erinnerung sein werde, wenn er ihr beweise, daß ihm jener Augenblick gleichfalls unvergeßlich sei, und er bitte sie, das beigefügte kleine Zeichen seiner Achtung zum Andenken des Tauftages von ihm anzunehmen. — In seiner neuen Großvaterfreude hatte der König auch schon am Geburtstage des Prinzen Wilhelm den Adjutanten von Köckeritz reich beschenkt, als dieser ihn mit der frohen Botschaft im Marmorpalais am heiligen See bei Potsdam überraschte. Denn noch am Abend zuvor hatte der König, ehe er von Berlin nach Potsdam fuhr, sich persönlich von der Kronprinzessin verabschiedet und sie wohlauf gefunden, so daß er eine volle Stunde im muntern Gespräche mit ihr verweilte. Auch am Tage nach der Taufe verlebte er den Abend vor seiner Rückkehr nach Potsdam bei seinem Sohne und seiner Schwiegertochter. Er freute sich nochmals des Anblickes seines jüngsten Enkels. Er sah in ihm eine neue Hoffnung seines noch um den Prinzen Ludwig trauernden Königshauses, ein junges Reis seines Fürstenstammes, der vor wenigen Monaten durch die rasche Hand des Todes leider eines zu voller Blüte erwachsenen Zweiges beraubt worden war.



Friedrich Wilhelm II und sein Enkel.

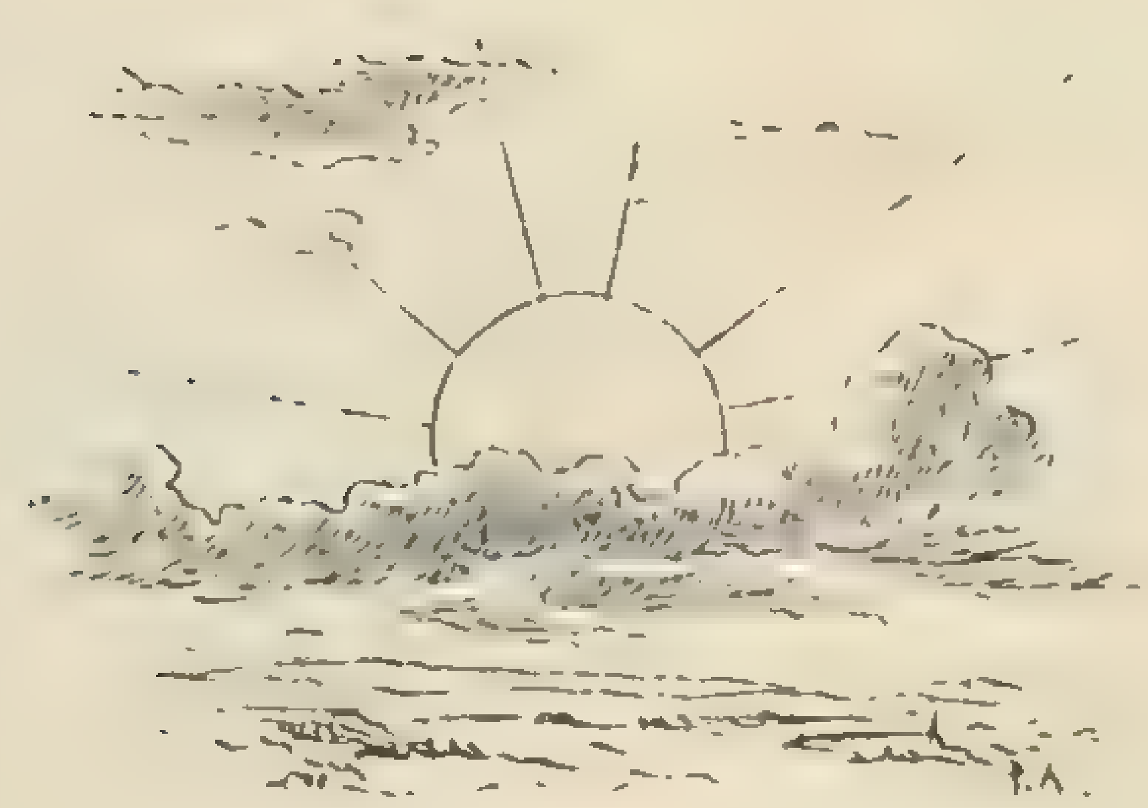
Am 17. April nachmittags sah man die Kronprinzessin zum erstenmale seit ihrer Niederkunft wieder am Arme ihres Gemahls spazieren gehen. Am 29. April war dann im Kronprinzlichen Palais die herkömmliche Gratulationskour: die hohe Wöchnerin empfing zu ihrer Genesung die Glückwünsche der vornehmsten Gesellschaftskreise der Residenz. Tags darauf feierte sie im Dome nach alter christlicher Sitte ihren Kirchgang mit ihrem neugebornen Sohne. Der Hofprediger Sack sprach die Danksagung und Fürbitte für die Kronprinzessin, die ihre Mutterfreude vor Gottes Thron niederlege, dem himmlischen Vater ihre Empfindungen heilige und die Gnade von ihm erbitte, daß sie ihre geliebten Kinder, mit Weisheit in seinem Sinne erzogen, aufwachsen sehe zu seiner Ehre und geschmückt mit allem, was ehrwürdig und löblich sei. „Es bewegte und ergriff sie sehr," schreibt Frau von Voß, die Begleiterin der Kronprinzessin auf deren Kirchgang mit dem Prinzen Wilhelm.

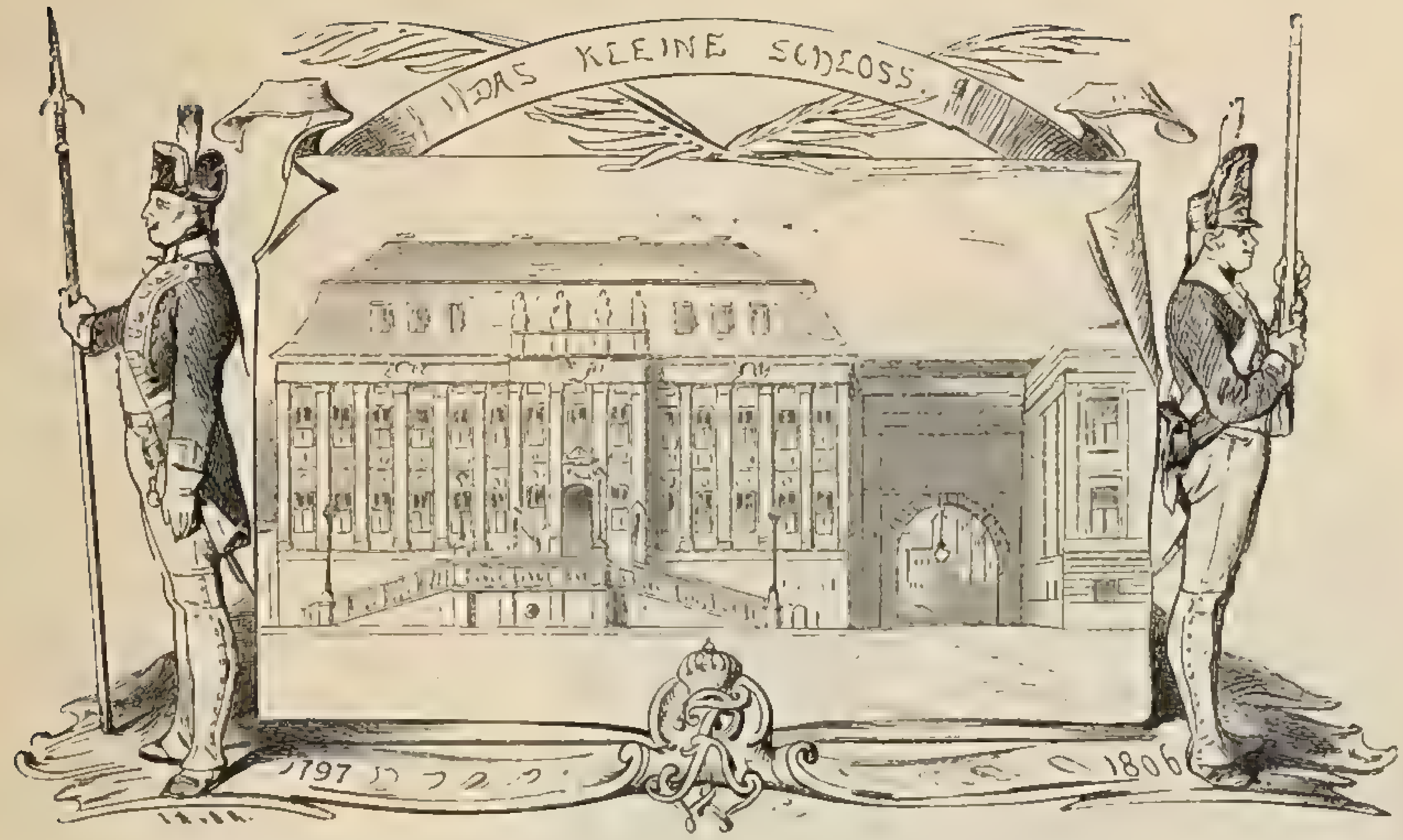
Hat denn nicht auch der ewige Lebens- und Siegesfürst schon die noch auf den Armen getragenen Kinder zu sich kommen lassen, um auf sie seine segenverheißenden Hände zu legen? — Blumen Gottes auf den Menschenbeeten nennt ein Dichter die Kinder. Heil ihnen, wenn eine treue mütterliche Gärtnerin, ob auch das Bewußtsein der Kleinen noch unerweckt in der Knospe dämmert, sie

doch frühzeitig sonnet an den Strahlen des urlebendigen, daher nimmer erlöschenden göttlichen Lichtes. Ist dieses doch in der geistigen Welt das, was in der natürlichen das erhaltende und erwärmende Tagesgestirn ist, das die im finstern Erdreich wurzelnde Pflanze zu sich emporhebt in seinen freien Luft- und Lichtkreis. An der geistigen Sonnenseite aber stand das Vater- und Mutterhaus des Prinzen Wilhelm. Und von da aus ist ein guter Engel ausgegangen, um mit ihm als stiller Begleiter durch das Dunkel der kommenden Zeit zu schreiten, die steile Höhe hinan, wo Fürsten stehen. König Wilhelm selber hat es noch in greisen Jahren bekundet:

„Von Jugend auf habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe alles gelegen ist, und fordere ich mein Volk auf zu gleichem Vertrauen."

Seine Worte vor dem Auszuge in jenen schweren, heißen Kampf, aus dem König Wilhelm dann als sieggekrönter deutscher Kaiser heimkehren sollte.





Ansicht des kleinen Schlosses mit Grenadieren von 1797 und 1806.

Zweites Kapitel.

Das Vaterhaus und dessen Vorbewohner.

Das Haus in Berlin, wo der Kaiser Wilhelm zur Welt gekommen ist, war hundert und zehn Jahre vorher das Quartier des damals „ersten Soldaten in Europa“. Als der greise Marschall Graf von Schomberg aus dem französischen Kriegsdienste in den brandenburgischen trat, im Frühjahr 1687, da schenkte ihm der große Kurfürst dies stattliche Haus in Berlin auf dem Friedrichswerder. Hier, auf der von zwei Spreearmen umfaßten Insel, wo sonst Heide und Wald, durchschnitten von der über Lietzow (Charlottenburg) nach Spandow führenden Landstraße, sich bis an die jetzige Schloßbrücke erstreckten, hier war seit 1660 aus Sumpf und Busch eine ganz neue Stadt erwachsen. Und hier hat vermutlich der Oberdirektor aller kurfürstlichen Gebäude, der durch seine nachherigen Grundrisse zum Zeughause berühmte Baumeister Nehring, das eigens für den neuen Generalissimus bestimmte Haus auf Friedrich Wilhelms Befehl gebaut: massiv, nach holländischer Art, mit toskanischen Pfeilern. Eine schmucke Treppe von Quadersteinen führte hinein. Oben auf den Schornsteinen trug das Palais die damals beliebten Zierraten: Armillarsphären, Ringkugeln, welche die verschiedenen Erd- und Himmelskreise darstellten.

Als der Marschall von Schomberg nach Berlin kam, um an die Spitze des brandenburgischen Heerwesens zu treten, hatte er die größte Strecke der ruhm-

reichen Laufbahn hinter sich, die drei Jahre nachher mit seinem Heldentode auf dem irischen Schlachtfelde enden sollte. Schon im dreißigjährigen Kriege, dessen Furie auch in seiner Vaterstadt Heidelberg hauste, war er ein herzhafter Streiter unter protestantischer Fahne. Er büßte es mit Verlust seiner vom Kaiser weggenommenen Güter. Heimatlos geht er mit seinem tapfern Degen in die Fremde, bald die Portugiesen, bald die Franzosen zum Siege führend. In allen Treffen schlägt er die Spanier und zwingt sie, Portugal als ein von ihnen unabhängiges Königreich anzuerkennen. Ihr König Philipp IV ist bei der Botschaft von Schombergs Siegen in Ohnmacht gesunken. Unter Ludwig XIV ersteigt der glückliche Feldherr die höchste Ehrenstufe der königlichen Armee: Marschall von Frankreich wird er, trotz seiner deutschen Herkunft und seines reformierten Glaubens. Aber als der „allerchristlichste König“ dort, um Staat und Kirche in Gallien zur französischen Einheit zusammen zu koppeln, das Edikt von Nantes widerruft, die Reformierten der ihnen von Heinrich IV gegebenen Religionsfreiheit beraubt und durch seine bekehrungslustigen Dragonaden Hunderttausende seiner getreuesten und fleißigsten Unterthanen aus dem Lande scheucht — da zieht auch Schomberg aus Frankreich fort, er und sein Degen, von dem er wie Egmont zu Alba sagen konnte: „er hat weit öfter des Königs Sache verteidigt, als diese Brust beschützt.“ — Und als ihm hinterher französische Lockungen kommen, in den Kriegsdienst Ludwigs XIV, der seinen hervorragenden General doch vermißt, zurückzukehren: denn leicht werde ein gutes Verhältnis sich wieder herstellen lassen, da antwortet Schomberg ein für allemal nein: er sehe, daß man in Frankreich überhaupt Leute seines Glaubens nicht mehr haben wolle.



Friedrich, Marschall von Schomberg.
Nach dem Bilde G. Kneller, gestochen von B. Picart.

Zunächst ging er nach Portugal. Dort, erwartete er, würde man ihn mit offenen Armen aufnehmen. Aber das Land, das er vor der spanischen Übermacht

gerettet hatte, gewährte ihm, dem aus Frankreich ausgewanderten Ketzer, kaum eine Freistatt vor den weitgreifenden Krallen der Inquisition. Früher schon hatte ihn der große Kurfürst durch einen französischen Prediger im Haag nach Berlin einladen lassen: hier am brandenburgischen Hofe und in der Armee, die doch seit Warschau und Fehrbellin mitzählte, würde er mit all den Ehren empfangen werden, wie sie einem so glorreichen General gebührten. Nun ging Schomberg auf Friedrich Wilhelms Anträge ein. Der Kurfürst ernannte ihn mit einem Jahressolde von 30000 Thalern zum Oberbefehlshaber aller brandenburgischen Truppen, zugleich zum Mitglied des Geheimen Rates und zum Statthalter in Preußen. Er verlieh ihm den Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Er schätzte in dem alten Marschall den bewährten Führer der Heere an der Maas, am Ebro und am Tajo, aber auch den treuen Religionsverwandten, der lieber aus seiner hohen Stellung als von seinem Bekenntnis wich. Hatte doch Friedrich Wilhelm die ihm einen Glaubenswechsel zumutende polnische Königskrone zweimal von der Hand gewiesen. Und noch auf seinem Sterbelager, von dem er zu Schombergs Leidwesen schon im nächsten Frühjahre in die Gruft sinken sollte, hat er dem Kurprinzen die Sorge für den eingewanderten Glaubensbruder anbefohlen.

Der alte Marschall sah und sprach den Kurfürsten zum letztenmale in jener Sitzung, zu welcher Friedrich Wilhelm noch am vorletzten Tage seiner achtundvierzigjährigen Regierung seine Räte um sich versammelt hatte. Aus seinem Krankenbette, wo sie ihn ankleiden mußten, erhob er sich, um sich auf einem Stuhle in das Ratszimmer hineintragen zu lassen. Hier gibt er dem Kurprinzen im



Die Allee „Unter den Linden" in Berlin zur Zeit des großen Kurfürsten.

Beisein der Räte weise Lehren, wie er Land und Leute regieren solle. Er empfiehlt ihm das Heer als seine eiserne Hand, um des Landes Sicherheit und seines Hauses Macht zu wahren. Was ein Ohrenzeuge, Otto von Schwerin, von Friedrich Wilhelms väterlicher Rede an seinen Nachfolger aufgezeichnet hat, das rechtfertigt im Einklange mit des großen Kurfürsten Werken das Urteil eines deutschen Weltgeschichtschreibers über ihn: „Von den geringsten örtlichen Angelegenheiten Berlins bis zu den größten Interessen Europas war nichts unter, nichts über der Sorgfalt und Einsicht Friedrich Wilhelms. Dieselbe Hand, welche zu

Berlin den ersten Blumkohl pflanzte, zeichnete die Maximen, durch welche sich sein Haus nach und nach den ältesten Monarchien gleich gestellt hat."

Am 27. April 1688 des Abends gibt Friedrich Wilhelm dem zum Empfang eintretenden Offizier seiner Trabantengarde für heute das Losungswort „London", am nächsten Abend „Amsterdam". Tags darauf, eines Sonntags (29. April) in der neunten Morgenstunde, während die Glocken zur Kirche läuteten, ist er verschieden.

Bei den Losungsworten London und Amsterdam dachte der sterbende Kurfürst ohne Zweifel an seinen Neffen, den Prinzen Wilhelm von Oranien, der dann mit Schomberg auf den Ruf des protestantischen Englands dorthin geschifft ist, und kaum ein Jahr nach Friedrich Wilhelms Ableben als Nachfolger des katholisierenden Jakob II zu London in der Westminster-Abtei gekrönt worden. Schomberg schied, sobald er dem großen Kurfürsten bei der Leichenparade die letzte Ehre erwiesen hatte, aus dem brandenburgischen Kriegsdienst, um im Einvernehmen mit dem neuen Kurfürsten Friedrich III den Prinzen von Oranien auf dem Zuge nach England zu begleiten. Dort zum Herzog, zum Ritter des Hosenbandordens und Feldzeugmeister ernannt, hat er seinen Heldenlauf wie sein Zeitgenosse Turenne auf dem Schlachtfelde vollendet. Wie dieser starb er auf dem blutigen Bett der Ehre, nicht wie der „große Condé", sein anderer Zeitgenosse, im Lehnstuhle am Zipperlein. Im Kampfgetümmel am Boynefluß, mitten im Siege über das mit Ludwigs XIV Hilfe für Jakob II aufgestandene Irland, fiel Schomberg, durch eine Karabinerkugel und zwei Säbelhiebe irischer Reiter. Sie hatten ihn, den mit dem großen blauen Ordensbande Englands zur Schlacht wie zu einem Feste geschmückten Marschall, für den protestantischen König selber angesehen. Sie wähnten, wenn sie ihn zu Boden schlügen, ihre Niederlage noch abzuwenden.

Lord Macaulay in seiner Geschichte Englands schildert den vormaligen brandenburgischen Generalissimus, wie er mit dem Prinzen von Oranien nach ihrer Landung in Exter einzog, voran Wilhelms Banner mit der leuchtenden Inschrift: „Für den protestantischen Glauben und Englands Freiheiten." – „Nahe bei dem auf Rücken und Brust gewappneten Prinzen von Oranien auf dem weißen Schlachtrosse ritt ein Mann, gleich ihm das Augenmerk der jauchzenden Menschenmenge, welche die Dächer bedeckte und die Fenster füllte. Das sei er, hörte man sagen, der große Graf Schomberg, der erste Soldat in Europa, seit Turenne und Condé nicht mehr am Leben, der Mann, der durch seinen Geist und Mut die portugiesische Monarchie gerettet, noch bewunderungswürdiger durch die Glaubensfestigkeit, mit der er seine Religion höher gehalten, als den Stab eines Marschalls von Frankreich. — Er war schon über Siebzig, aber noch in voller Kraft des Geistes und Körpers. Er hatte in jungen Jahren das rechte Maß im Genusse des Lebens gehalten: das lohnte sich ihm durch ein gesundes, rüstiges Alter. Jeder Reiterfähnrich beneidete den Veteranen um die musterhafte Haltung zu Pferde an der Spitze seiner Truppen. Er war früher in England gewesen, hier gern gesehen und hoch geschätzt. Auch hatte er eine Empfehlung für sich, wie sie damals nur wenigen Ausländern zu gute kam: er sprach fertig englisch und das mit feinem Ausdrucke. Mit Genehmigung des



Der große Kurfürst.

Nach dem gleichzeitigen holländischen Schabkunstblatte von J. Gole.

Kurfürsten von Brandenburg und unter warmer Zustimmung der englischen Parteiführer war er zum Stellvertreter des Prinzen von Oranien ausersehen worden. Konnte doch ein Schuß von ungefähr oder ein meuchlerischer Dolch plötzlich den Feldzug um seinen Kriegsfürsten bringen. Ein Nachfolger mußte da sein, fähig genug, um die etwaige Lücke auszufüllen. Aber dazu einen Engländer zu wählen, das verbot die Rücksicht auf die beiden mächtigsten Parteien; wollte man einen Whig auserlesen, so hätte man dadurch die Tories vor den Kopf gestoßen und umgekehrt. Überdies hatte noch kein damals lebender Engländer dargethan, daß er der Führung eines Heeres gewachsen sei. Einen Mann gab es, einen einzigen Mann in Europa, gegen den sich nichts einwenden ließ, nichts selbst von dem leicht verletzlichen Nationalstolze der Inselbewohner: Friedrich, Graf von Schomberg."

Dieser Mann, dieser deutsche Edelmann, der rheinländisch-pfälzischen Familie seines Namens angehörig und — dank seinem ritterlichen Degen — in Portugal zum Grafen und Granden, in Frankreich zum Marschall, in England zum Herzog erhoben: Schomberg also ist der urkundlich erste Inhaber des historischen Hauses, wo ein Jahrhundert nachher der Wiederhersteller des deutschen Reiches zur Welt kommen sollte.

Nach Schombergs Abgang wohnten darin eine Zeitlang die Feldmarschälle und Gouverneure der Residenz, die Grafen Flemming (nach Derfflingers Tod Tod Statthalter in Pommern), Barfuß (bei der Krönung des ersten Königs das Amt eines Connetable versehend) und Wartensleben, von dem Pöllnitz in seinen Memoiren erzählt: König Friedrich I habe denselben nach dem Eintritt in preußische Dienste (1702) unter Trompeten und Paukenschlag als Generalfeldmarschall ausrufen lassen. Ein bisher in der Armee unerhörter Fall, vielleicht erklärlich durch den Waffenruhm, den sich Wartensleben bereits als kaiserlicher Generalfeldzeugmeister in Ungarn, Italien und am Rhein erworben hatte. Das Palais hieß damals das Königliche Generalfeldmarschallhaus, auch das Gouvernementshaus. Im alten, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts angelegten Hypothekenbuche des Berliner Stadtgerichts steht bei diesem landesherrlichen Grundstück an der Stelle, wo bei andern Gebäuden der Besitztitel verzeichnet ist, nur der Vermerk: „das Königliche Generalfeldmarschallhaus."

Zum Kronprinzlichen Palais bestimmte es zuerst der König Friedrich Wilhelm I. Eine urkundliche Nachricht davon enthält sein Brief vom 4. Februar 1732 aus Potsdam an den seit September 1730 nach Küstrin verbannten Kronprinzen*). Der nach Friedrichs jugendlichem Fluchtversuche streng militärisch gegen ihn verfahrende König, der scharfe und dabei doch von Herzen väterliche Zuchtmeister seines durch ihn groß gezogenen Sohnes schreibt:

*) In Küstrin (eine Meile von seinem künftigen Siegesfelde Zorndorf) erst drittehalb Monate lang in scharfem Arrest, dann auf die Ringmauern der Festung beschränkt, hatte der achtzehnjährige Kronprinz schwören müssen: „dem Königlichen Willen strikt und gehorsamlich nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gebührt." Danach wurde er auf des Königs Befehl als jüngster Auskultator bei der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin eingeführt, um regelmäßig an ihren Sitzungen teilzunehmen: täglich von

„Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen (Friedrich hatte vor drei Monaten zur Hochzeit seiner Schwester Wilhelmine aus Küstrin nach Berlin kommen dürfen) ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter, und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheiraten. Ihr könnt wohl persuadirt sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education, da sich denn die Prinzessin, die älteste von (Braunschweig-)Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen: so müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Katsch (an der Ecke der Königs- und Jüden-Straße) gekauft, das bekommt der Feldmarschall, und das Gouvernementshaus werde lassen zurecht bauen und Alles meubliren, und Euch so viel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt, und will Euch bei der Armee im April kommandiren."

Nach des Königs Willen verlobte sich Friedrich, aus Küstrin nach Berlin zurückgerufen, hier im Schlosse mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine. Sie war mit Vater und Mutter auf Friedrich Wilhelms Einladung nach Berlin gekommen, zum Besuche am Königlichen Hofe. Ihr Verlobungstag, der 10. März 1732, sollte vierundvierzig Jahre nachher der Geburtstag der Königin Luise werden. Vierzehn Tage nach Friedrichs Eheversprechen begann der Umbau des bisherigen Generalfeldmarschall- oder Gouvernementshauses zum Kronprinzlichen Palais, mit Hinzunahme des vom König dazu angekauften Nachbarhauses. Am 20. Dezember 1732 stand es fertig. Die Baurechnung belief sich auf 25 948 Thaler 18 Groschen und 7 Pfennig, während damals der Durchschnittswert eines von fünfzehn bis sechzehn Personen bewohnten Bürgerhauses in der Hauptstadt auf noch nicht volle tausend Thaler geschätzt wurde. Es war also ein in den Augen jener Berliner Bevölkerung (62000 Zivil und

---

früh sieben bis halb zwölf Uhr, nachmittags von drei bis fünf. Er hatte auf einem untenan gestellten Sitz Platz zu nehmen, auch die Protokolle der Sitzungen untenan zu unterzeichnen, hinter den Räten. In den späteren Stunden sollte er sich von dem Kammerpräsidenten von Münchow oder dem Direktor Hiller noch besonders in Verwaltungssachen unterweisen lassen. Er sollte keine andern Bücher lesen, als Bibel, Gesangbuch und Johann Arnds vier Bücher vom wahren Christentum. Denn durch unnützes Lesen eben sei der Prinz verdorben worden. Habe er aber noch Zeit übrig, so möge er die alten Aktenstücke des Markgrafen Hans von Küstrin studieren: der verstand sich auf Staatswirtschaft. — Friedrich gedenkt es gut zu machen, indem er einen Plan ausarbeitet zur Verbesserung der Spinnwaren in Preußen. Aber: er solle lieber lernen, lautet des Königs Bescheid, Anschläge von Grund und Boden machen, solle sich lieber um die Viehzucht kümmern, auf daß er erfahre, wie viel Mühe es einem Bauersmann koste, so viel Groschen zusammen zu bringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst ratsam umzugehen. Eine harte Lehrzeit für den, von welchem Goethe schreibt: „Blickten wir nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien."

2*

16000 Militär) sehr stattliches Haus, das der sparsame König für seinen nun wieder „lieben Fritz“ zu dessen Verheiratung bauen ließ. In seiner Vaterfreude über den jetzt „gehorsamen Sohn“ hatte er ihn auch schon vor der feierlichen Verlobung vom Oberstleutnant zum Obersten und Chef des in Ruppin stehenden, bisher Goltzeschen Infanterieregiments befördert. Damit drückte der Vater den Königlichen Stempel auf seine völlige Aussöhnung mit dem Sohne. Denn bei der Hochzeit seiner Schwester Wilhelmine hatte Friedrich zwar ausnahmweise in Uniform erscheinen dürfen, aber bei seiner Rückreise nach Küstrin wieder den hechtgrauen Dienstrock anziehen müssen, den er als Auskultator der dortigen Kriegs- und Domänenkammer trug.

Des fünfundvierzig Jahre zuvor vom großen Kurfürsten für Schomberg gebauten Hauses erste Umgestaltung zum Palais des Thronfolgers verknüpft sich also mit einem wichtigen Ereignis im Königshause: mit der Rückberufung Friedrichs aus der Verbannung und seinem Wiedereintritt in die Königliche Armee. Seine Vermählung feierte er am 12. Juni 1733 in dem prächtigen Lustschlosse Salzdahlun bei Wolfenbüttel, dem „braunschweigischen Versailles“, wo Herzog Ludwig Rudolf, der Großvater der Enkelin, die Hochzeit ausrichtete. Am 27. Juni hielt dann die Kronprinzessin von Charlottenburg aus ihren Einzug in Berlin. Nachmittags stieg sie hier im Königlichen Schlosse ab. Abends um neun Uhr nach der Tafel geleiteten sie der König und die Königin, wie die Berlinische Zeitung schreibt, „in Dero gegen dem Zeughause neu erbauten Pallast.“



Friedrich II wird als Kronprinz im Juni 1733 mit der Prinzessin Elisabeth Christiane von Braunschweig zu Salzthal vermählt.
Zeitgenössische Darstellung von Daniel Chodowiecki.

Der zweite in der Reihe der das Kronprinzliche Palais bewohnenden Thronfolger war der um zehn Jahre jüngere Bruder Friedrichs, der zweite Sohn Friedrich Wilhelms I, Prinz August Wilhelm (Vater Friedrich Wilhelms II). Im vierten Monate nach Friedrichs Thronbesteigung verlobte der Prinz sich mit dessen Schwägerin, der braunschweigschen Prinzessin Luise Amalie. Das feierliche Verlöbnis erfolgte im Beisein des Königs auf jenem Lustschlosse Salzdahlun, in dessen Kapelle er vor sieben Jahren als Kronprinz mit Elisabeth Christine getraut worden war. Des Prinzen Hochzeit mit der Schwester der Königin (6. Januar 1742) wurde von Friedrich in Berlin ausgerichtet. Anderthalb Jahre nachher, am 30. Juni 1744, wurde der Prinz von dem kinderlosen König als der nächste Erbe der Krone und mutmaßlich dereinstige Thronfolger zum Prinzen von Preußen ernannt.

Der nicht immer glückliche Gang des siebenjährigen Krieges sollte dies brüderliche Verhältnis stören. Nach der Schlacht von Kollin, der ersten, die er verloren hat, übergibt Friedrich, bevor er selber die eine Hälfte des Heeres nach Sachsen zurückführt, dem Prinzen den Oberbefehl über die andere Hälfte, um die Lausitz und dadurch Schlesien zu decken. Eine schwierige Aufgabe bei dem unvermuteten Andrange des überlegenen Feindes, der es lieber mit dem Prinzen, als mit dem König aufnimmt und ihm harte Verluste beibringt.



Prinz August Wilhelm von Preußen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

„Wissen Sie nicht", hat Friedrich auf seinem Rückzuge von Kollin nach Nimburg zu dem jüngern Grafen von Anhalt geäußert, „daß jedermann seine Schicksalsschläge haben muß? Die meinen, scheint es, brechen jetzt herein."

Diese Ahnung, die auf dem Wege nach Nimburg wie ein drohendes Gespenst vor ihm aufsteigt — wie bald ist sie in Erfüllung gegangen! Der erste Schlag war Kollin; der zweite, zehn Tage nachher, der Tod seiner geliebten Mutter; der dritte das Mißgeschick seines Bruders in der Führung des ihm anvertrauten Heeres. Es war so, wie C. F. Scherenberg es schildert:

Jetzt kommen nach guten Tagen die bösen über ihn!
Entfesselt hat sie alle der Unglückstag Kollin.
Bleich kommen in langer Kette ihre Boten übers Feld
Aus allen Himmelsstrichen ins nächt'ge Königszelt.

Vorzieht des Hauses Postzug, umflort sein Posthorn tief:
„Ich bringe keine Grüße, ich bring' den schwarzen Brief:
Verstorben die Königsmutter an deines Lebens Not.
Dein Glück war ihre Sorge, dein Unglück war ihr Tod.

Nach, auf den Flor der Mutter, schuldscheu und unglücksherb,
Tritt seines Blutes Nächster, sein Bruder und sein Erb':
„Du hast das Feld verloren, und ich verlor das Land,
Zerrissen auf allen Straßen liegt unser Heeresband.

Ich bringe aus der Zittau gen Himmel schrei'nder Glut
Dir eine Hand voll Asche für all dein fahrend Gut."
Fortstößt der hohe Büßer, noch mangelnd der Geduld,
Die Asche samt der Hand, das Unglück mit der Schuld.
Vorm König schweigt der Bruder. Sein Leben sagt Ade:
„Die Mutter ist gestorben, und ich zu sterben geh."

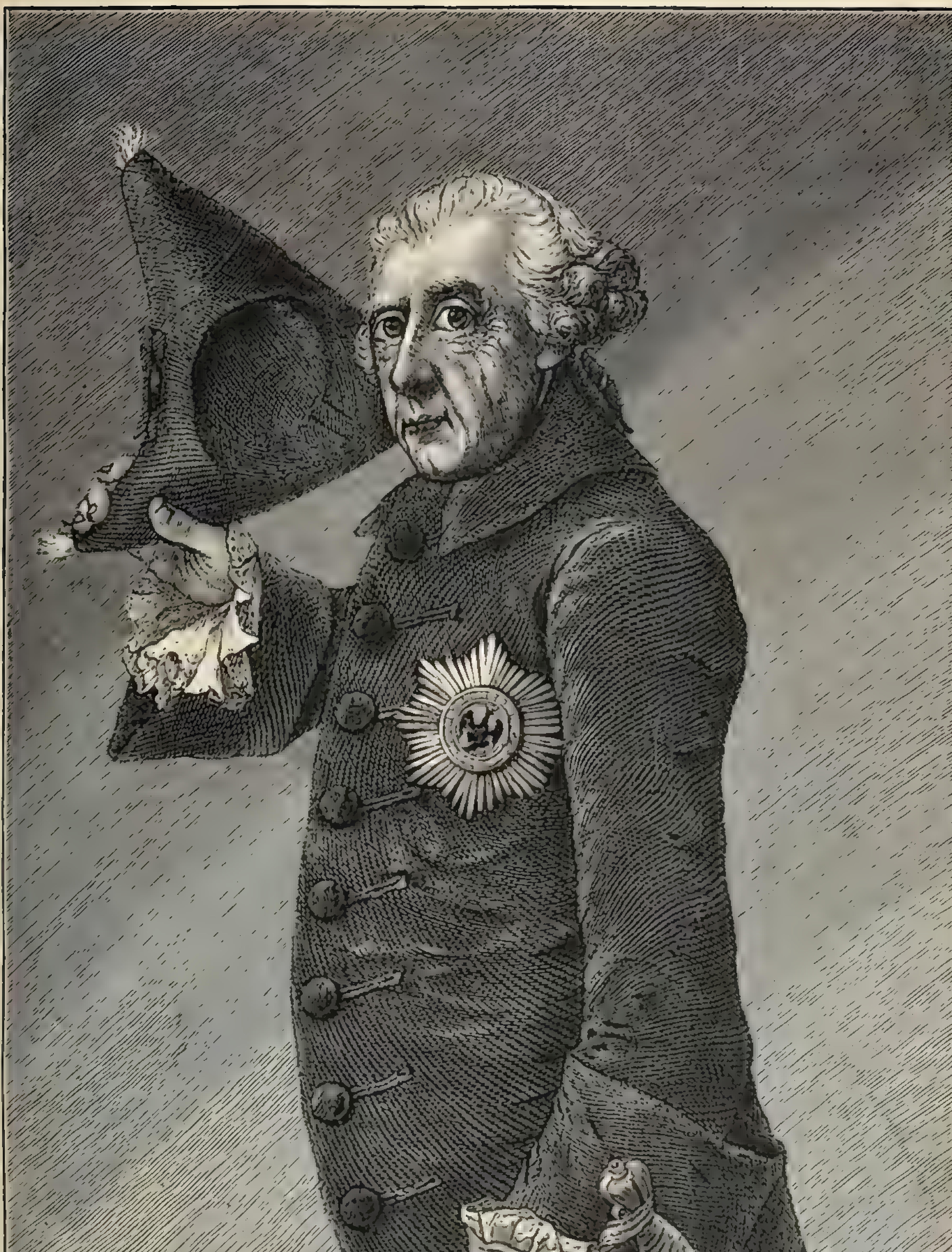
Friedrichs Stimmung in jenen Tagen, wo das Waffenglück zum erstenmale seine Fahnen flieht, spricht auch aus dem vorwurfsvollen Briefe, den er aus dem Lager bei Bautzen eigenhändig in französischer Sprache an seinen Bruder schrieb:

„In dieser traurigen Lage bleibt mir nichts übrig, als das Äußerste zu wagen. Ich werde angreifen, und wenn wir nicht siegen können, so wollen wir uns alle totschießen lassen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ungeschicklichkeit und Ihre zu geringe Urteilskraft bei der Wahl der möglichst guten Entschlüsse. — Sein Sie indes versichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieser Gesinnung sterben werde."

Der Prinz trat aus der Armee in den Kreis seiner Familie zurück. Im nächsten Frühjahre ging er von Berlin nach Oranienburg. Dort auf dem ihm früher vom König geschenkten Lustschlosse starb er am 12. Juni 1758 im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens. Die dem liebenswürdigen Prinzen anhingen, sagten: der an seiner Seele zehrende Gram sei die Ursache seines frühen Todes; andere wiesen darauf hin, daß der Prinz schon seit jenem heftigen Sturze mit dem Pferde beim du Jourreiten während der Belagerung von Prag zeitweise über Schmerzen an der linken Seite des Kopfes, worauf er damals gefallen war, geklagt hatte. Auch fand sich bei der Leichenöffnung an der linken Seite der Hirnschale geronnenes Blut im Gewicht von sechs Lot. In der Geschichte der letzten Krankheit des Prinzen, die auf Grund der eigenhändigen Berichte seiner Ärzte von dem Medizinalrat Augustin herausgegeben worden, äußert dieser die Ansicht: der Prinz sei an der Kunst seiner Ärzte gestorben.

Des Prinzen Leichnam wurde von Oranienburg her am 19. Juni nach Berlin gebracht, im Paradesarg hier im Kronprinzlichen Palais ausgestellt und am nächsten Tage des Abends bei Fackelschein im Dome beigesetzt. — Der König empfing die Trauerkunde von seines Bruders Tod am 19. Juni vor Olmütz. Die schwarze Botschaft war, sagt man, schon am Abend zuvor im Lager eingelaufen, aber geflissentlich bis zum andern Morgen zurückgehalten worden, damit der König nicht durch den Empfang der Hiobspost gerade am ersten Jahrestage seines Kolliner Kriegsunglückes noch trüber gestimmt würde. Schon am 21. Juni schreibt Friedrich aus dem Lager bei Proßnitz (im Olmützer Kreise) nach Berlin an den greisen Generalfeldmarschall von Kalkstein, seinen ehemaligen Erzieher:

„Mein lieber Marschall! Eine Reihe von Unglücksfällen, welche mich seit einigen Jahren verfolgt, hat mir soeben einen Bruder entrissen, den ich trotz des



Friedrich der Große.
1764 gestochen von J. F. Bause.

Kummers, den er mir gemacht, doch innig geliebt habe. Sein Tod legt mir die traurige Pflicht auf, für seine Kinder zu sorgen und Vaterstelle bei ihnen zu vertreten. Fern vom Hause und in große Angelegenheiten verwickelt, bin ich außer stande, selber ihre Erziehung ganz im Auge zu behalten. Also beschwöre ich Sie bei Ihrer stets treuen Anhänglichkeit an meinen Vater und den Staat, bei Ihrer Freundschaft für den Verewigten und, wie ich mir schmeichle, auch für mich, daß Sie die Erziehung dieser armen Kinder unter Ihre Aufsicht nehmen. Sie wissen, wie hochwichtig es für mehrere Millionen Menschen ist, daß jene in den Grundsätzen des Rechts und in den unsern Staatsgesetzen gemäßen Gesinnungen erzogen werden."

Im vorigen Sommer hatte der König den scharfen Ton des unzufriedenen Kriegsherrn gegen den Bruder angeschlagen. Dagegen in diesem Briefe an den Feldmarschall Kalkstein, der als Oberst elf Jahre lang Friedrichs militärischer Hofmeister gewesen war, verschwisterte sich wieder mit dem eisernen Pflichtgefühl für den Staat das Herz des Königlichen Hausvaters. Noch in demselben Jahre ließ er die beiden ältesten Söhne seines verstorbenen Bruders, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Heinrich zu sich nach Torgau kommen. Er verlieh dem ersteren (nachherigen König Friedrich Wilhelm II) den von dessen Vater geführten Titel Prinz von Preußen. Dann rief er beide (im Dezember 1760) in sein Winterquartier zu Leipzig und im folgenden Jahre den ältesten zu sich nach Breslau, um ihn bis zum Frieden bei sich im Hauptquartiere zu behalten und selber in den Kriegsdienst einzuweihen.

Beide Prinzen sind im Kronprinzlichen Palais geboren. Ihre Mutter, Luise Amalia, verwitwete Prinzessin von Preußen, bewohnte es bis zu ihrem Tode (13. Januar 1780), danach ihr Hofstaat, namentlich ihre Oberhofmeisterin Adriane von Kait, die Witwe jenes 1756 als Oberstleutnant verstorbenen Kait, der als Leutnant mit seinem jüngern Bruder, dem Pagen, und dem Leutnant von Katte in den jugendlichen Fluchtversuch Friedrichs verwickelt, aber vor dem Strafgericht des Königs nach England entronnen war, so daß er als Deserteur von dem in Wesel stehenden Infanterieregiment nur im Bilde aufgehängt werden konnte. Zehn Jahre lang war der Flüchtling wie verschollen. Einmal ging das Gerede: Kait wäre in London ebenso, wie Katte auf der Festung Küstrin hingerichtet worden. Seine Mutter schrieb im Sommer 1740 von ihrem Gute Poberow in Hinterpommern aus an den jungen König und bat ihn um Auskunft: ob es denn wahr wäre, was die Leute sagten, daß ihr unglücklicher Sohn in England durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht worden. Friedrich ließ ihr zur Beruhigung mitteilen: „es wäre an dem Gerücht nichts daran." Bald darauf kehrte ihr tot gesagter Sohn gesund und frisch heim, weit her, in der Uniform eines portugiesischen Kavalleriemajors. Er habe sich, so erzählte er, dazumal selbst in dem fernen und großen London nicht für sicher gehalten, weil König Friedrich Wilhelm I durch seinen dortigen Gesandten auf ihn habe fahnden lassen. Jedoch habe er zu seinem Glück in London hohe Gönner gefunden. Mit ihrer Hilfe und ihrem Gelde sei er aus England bequem weiter nach Irland, von London nach Dublin gereist, sei dort in der irischen Hauptstadt auf die Universität gegangen und dann

als Student des Trinity College vor ferneren preußischen Nachstellungen geborgen gewesen. Nach diesen Studienjahren habe er den Schulfuchs wieder mit dem Offizier vertauscht, indem er von England mit dem Admiral Norries den von den Spaniern bedrohten Portugiesen zu Hilfe geschickt worden. Dort im portugiesischen Kriegsdienste sei er bald zum Major der Kavallerie avanciert und habe als solcher seinen ehrenvollen Abschied in der Tasche, nachdem er auf die Nachricht von dem Regierungsantritte König Friedrichs II das Heimweh bekommen.

Nicht nur die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn ragt in die Geschichte des zuerst für Friedrich zum kronprinzlichen Palais eingerichteten alten Generalfeldmarschallhauses hinein; es sind unter dessen Bewohnern auch der Großvater Kattes, der Feldmarschall Graf Wartensleben, und die Witwe Kaits. Dieser wähnte nach seiner Heimkehr als portugiesischer Kavalleriemajor hoch unter dem jungen König zu steigen. Friedrich aber hielt auf dem Throne mit dem vollen Gefühle der Majestät die Gefährten seiner jugendlichen Abwege von sich entfernt. Kait, mochte er sich als leibhaftige Erinnerung noch so sehr aufdrängen, brachte es in Berlin doch nicht weiter, als bis zu einer ihm wenig behaglichen Anrechnung seiner Dubliner Studien- und portugiesischen Kavalleristenjahre. Er wurde Kurator der Königlichen Akademie der Wissenschaften mit 1200 Thaler Gehalt, mit dem Titel Stallmeister und Oberstleutnant, ohne jemals wieder dem Heere eingereiht zu werden. Er klagte über Zurücksetzung. Der König hörte nicht darauf. Aber nach Kaits Ableben stellte Friedrich dessen vorwurfsfrei dastehende Witwe, eine Schwägerin des Ministers von Hertzberg, als Oberhofmeisterin an die Spitze des Hofstaates der Prinzessin Luise Amalia, der hinterlassenen Gemahlin seines Bruders August Wilhelm.

Als der Tod dem großen König die in den letzten Jahren straffer als je angezogenen Zügel der Regierung aus der Hand genommen hatte, erhielt der erstgeborne Sohn Friedrich Wilhelms II seinen Wohnsitz im Kronprinzlichen Palais. „Die Alten müssen den Jungen Platz machen, damit jedes Geschlecht für sich Raum gewinne," hat Friedrich noch am 10. August 1786 an die Herzoginwitwe von Braunschweig geschrieben. Am 17. August, einem Donnerstage, früh zwanzig Minuten nach zwei Uhr thut er auf Sanssouci, seinem grünen Throne, den letzten Atemzug, nachdem er vorgestern Abend noch pünktlich zur gewohnten Stunde die des Morgens auf die Vorträge befohlenen Ausfertigungen unterzeichnet, gestern früh seine Kabinettsräte zum erstenmale hat warten lassen und dann am späten Abend, wie um das Versäumte nachzuholen, als er die Uhr mit dem Bilde des Titus und der Inschrift „Diem perdidi" elf schlagen hört, gesagt hat: „Um vier Uhr will ich aufstehen."

Am Morgen des 18. August kam Friedrich Wilhelm II als neuer König zum erstenmale von Potsdam nach Berlin, mit ihm seine beiden ältesten Söhne, der nunmehrige Kronprinz (in der Folge Friedrich Wilhelm III) und der Prinz Ludwig. Er stieg in Schöneberg aus dem Wagen zu Pferde und ritt umjubelt von der Menge, in Berlin ein, um vor allem den Schwur der Armee zu empfangen: „ein junger Monarch in der Blüte der Jahre (schreibt Leopold von

Ranke) von imponierender Gestalt, der zwar herrschen und seine Pflicht erfüllen, aber doch auch das Leben genießen wollte."

Im ernsten Gegensatze zu dem leichtlebigen Hofe beharrte der Kronprinz als Jüngling fest bei seinen reinen Sitten. Als sein bisheriger Gouverneur, der alte General von Lackhoff, im Januar 1787 durch den sächsischen Grafen von Brühl abgelöst wurde, sagte er laut gleichzeitiger Aufzeichnungen zu dem neuen Oberhofmeister: „Hören Sie, Herr Graf, ich werde viel von Ihnen in Absicht der



„Friedrichs des Einzigen Übergang in die Gefilde der Vollendung. Potsdam, den 17. August 1786 um zwei Uhr zwanzig Minuten morgens. (Der Thronfolger Friedrich Wilhelm II ist herbeigerufen worden, der treue Kammerhusar beleuchtet die Züge des im Lehnstuhl Entschlafenen.)

Gezeichnet von F. W. Bock, gestochen von F. Berger, Berlin 1797.

schönen Wissenschaften profitieren können; aber nur nicht, was den preußischen Dienst betrifft." Hier zeigte ihm der Prinz seine Bücher und mathematischen Instrumente und sagte: „Diese Sachen schützen mich vor Langeweile." Der Kronprinz (heißt es weiter in diesem Bericht) liebt gar keine Pracht. „Die neue schöne Gardeuniform sieht er sehr zweideutig an. Er kann die vorige simple

nicht vergessen. So hart und strenge er gegen sich ist, so beweiset er doch viel Menschenliebe. — Da der Kronprinz alle Uniformen von der Armee hat, so zieht er sich solche sehr oft an. Vorige Woche hatte er die vom Leibkarabinerregiment des gemeinen Reiters an, ließ die Thüre vor dem Palais zumachen und exerzierte mit den bei ihm wachthabenden Soldaten, was das Zeug halten wollte. Da sie es sehr gut machten, beschenkte er sie, brachte ihnen auch Suppe, ein tüchtig Glas Rheinwein und Semmelbrot. Es ist eine Kleinigkeit, aber sie erwirbt ihm die Liebe der Soldaten, und sie sind alle von ihm begeistert."

Wie einfach der Kronprinz mit seinem Gouverneur im Palais wohnte, und wie gern er — bei militärischen Übungen stets pünktlich auf dem Platze — auch zu Hause das ihm von seinem Großoheim anbefohlene „Soldatenhandwerk" trieb: davon konnte sich jedermann durch den Augenschein überzeugen, als er im Sommer 1788 nach Holland gereist und, während er fern war, seine paar Zimmer daheim im Kronprinzlichen Palais besehen werden durften. Das erste Zimmer schien eine kleine Rüstkammer vorzustellen. Man erblickte da Wehren und Waffen alter und neuer Zeiten: Harnische, Dolche, Pistolen, Flinten, kleine Kanonen, alles in schönster Ordnung und von des Kronprinzen eigner Hand katalogisiert in einem dabei liegenden Verzeichnis. Im zweiten Zimmer, wo der Kronprinz zu arbeiten pflegte, sah man Grundrisse von Festungen, militärische Zeichnungen, kriegswissenschaftliche und andere Bücher. Das dritte Zimmer, das Schlafzimmer, hatte ebenfalls etwas von einem Rüstkämmerlein an sich: nackte Waffen, sowie Seitengewehre in der Scheide, gerade Degen und gekrümmte Säbel kreuzten sich an den Wänden, wo sonst (das verrieten die übrig gebliebenen Haken und Nägel) Gemälde gehangen hatten. Dieser Waffenschmuck, der fast einzige Zierrat in den wenigen Zimmern des Kronprinzen, bildete gleichsam eine charakteristische Illustration zu Friedrich Wilhelms I, seines Großvaters ritterlichen Worten: „Pistolen und Degen will ich meinen Kindern in die Wiege geben, daß sie sollen helfen die fremden Nationen aus Deutschland abhalten."

Aber ein Bild gab es doch in des Kronprinzen Schlafzimmer; nur mit dem Unterschiede, daß es nicht unter Glas und Rahmen an der Wand prangte, sondern frei auf dem Tische dalag: eine Handzeichnung, darstellend: wie Friedrich der Große nach seinem Tode auf seinem Feldbette ruhte, das Gesicht mit dem Mantel bis ans Auge bedeckt. Darunter stand auf dem Blatte eigenhändig von dem Kronprinzen geschrieben: „Dieses habe ich den 17. August 1786 des Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr selbst gezeichnet."

Die engern politischen Beziehungen zwischen Preußen und England, infolge des im Sommer 1788 abgeschlossenen Bündnisses, veranlaßten den Kronprinzen, Englisch zu lernen. Aber dieser naheliegende Grund war zu tief für das Gerücht, diese von Shakespeare so genannte Pfeife, die Vermutung bläst und von so leichtem Griff, daß sogar das Ungeheuer mit zahllosen Köpfen, die immer streitige wandelbare Menge drauf spielen kann. Das Gerücht wollte wissen: jener Allianzvertrag zwischen Georg III und Friedrich Wilhelm II enthalte geheime Artikel, in denen eine englische Prinzessin und der Kronprinz von Preußen für einander bestimmt seien. Nicht ein Wort davon steht in den damals allerdings geheimen,

aber in neuester Zeit urkundlich veröffentlichten Artikeln. Andere Verlobungsgerüchte waren gleichfalls nichtig. Sie verstummten, als der Krieg gegen das revolutionäre Frankreich entbrannte. Im Sommer 1792 brach der König zur Armee auf, mit ihm seine beiden ältesten Söhne, der nunmehr zwanzig Jahre alte Kronprinz und der ins neunzehnte gehende Prinz Ludwig. Die Leute in Berlin, die sonst das Gras am Hofe wachsen zu hören meinten, ahnten wohl nicht, daß der Kronprinz aus diesem Feldzuge als Bräutigam heimkehren sollte.

Während das verbündete deutsche Heer im Herbste 1792 noch in dem mittlerweile zur Republik umgewälzten Frankreich stand, überfielen die Franzosen von ihrer damaligen Festung Landau her Speier und Worms. Sie brandschatzten diese hundert Jahre zuvor von Melac eingeäscherten Städte. Dann nahmen sie Mainz weg und setzten sich in Frankfurt fest. Hier warf sie (2. Dezember 1782) der Major von Rüchel, ein Zögling Friedrichs des Großen, mit der hessischen Sturmkolonne zur Stadt hinaus, während Friedrich Wilhelm II zur Abwehr feindlicher Zuzüge auf Bockenheim vorrückte. Das befreite Frankfurt ward nun das Winterquartier des Königs. Hier in der alten Wahlstadt der deutschen Könige sollten der Kronprinz und Luise einander zum erstenmale sehen. Die jungen Prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz, seit dem Tode ihrer Mutter unter der Obhut ihrer Großmutter in Darmstadt erzogen, kamen von Hildburghausen her, wo sie entfernt vom Kriegsschauplatz bei ihrer ältesten Schwester, der Herzogin Charlotte, verweilt hatten. In Frankfurt, auf der Durchreise, stellte die verwitwete Landgräfin Georg von Hessen-Darmstadt ihre Enkelinnen dem Könige vor, ihrem hohen Anverwandten: denn die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelms II, die Mutter des Kronprinzen und die verstorbene Mutter der Prinzessin Luise waren Geschwisterkinder. Die Landgräfin gedachte abends mit ihren Enkelinnen das Theater zu besuchen und nach der Vorstellung noch die wenigen Meilen bis Darmstadt zu fahren. Der König lud sie ein, bei ihm zu Abend zu speisen. Wider Erwarten in Frankfurt zurückgehalten, trafen die beiden jungen mecklenburgischen Prinzessinnen bei dem König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig von Preußen zusammen — „zufällig", sagte man. Aber auch hier bewährte sich das Dichterwort:

> Es liegt oft im gewöhnlichsten Ereignis
> Des Lebens Schicksal, und in einen Zufall
> Verkleidet sich des Menschen guter Geist.

Noch in demselben Frühjahre (24. April 1793) wurde am Hofe zu Darmstadt die Verlobung des Kronprinzen mit der damals siebzehnjährigen Prinzessin Luise gefeiert, gleichzeitig die des Prinzen Ludwig mit der Prinzessin Friederike. Der König selbst wechselte dabei die Ringe. Acht Tage nach seiner Verlobung führt der Kronprinz das erste Bataillon des Regiments von Borck zum Sturm auf Kostheim bei Kastell gegenüber Mainz. Er treibt die Franzosen aus dem Dorfe, er nimmt die dahinter aufgeworfene Schanze und eine feindliche Kanone. Der König, an der Spitze des zweiten Bataillons nachrückend, umarmt den heldenmütigen Erben seiner Krone auf der erstrittenen Schanze und schenkt dem



Königin Luise. Nach einem Jugendporträt im Besitze des Kaisers Wilhelm.

braven Bataillon, das hundertundfünfzig Tote und Verwundete zählte, tausend Thaler. Nachdem Mainz wieder in deutsche Hand gefallen ist, befehligt der Kronprinz das Landau blokierende Korps. Er steht noch vor dem Feinde, da ergeht des Königs Befehl nach Berlin, das Kronprinzliche Palais neu in Stand zu setzen, ebenso das für den Prinzen Ludwig bestimmte ehemalige Marggraf Heinrichsche Palais, an der Ecke des Zeughausplatzes und der Oberwallstraße (in der Folge das Prinzessinnenpalais genannt nach den bis zu ihren Hochzeiten darin wohnenden Töchtern Friedrich Wilhelms III). Der bedeckte Bogengang, der eine Treppe hoch aus dem einen Palais über die Oberwallstraße hinweg in das andere führt, dieser Schwiebbogen ist damals gebaut worden.

Am vierten Adventssonntage (22. Dezember) 1793, nachmittags ist die Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz nebst ihrer Schwester Friderike in Berlin eingezogen. Im achtspännigen goldenen Galawagen fuhr sie zum Potsdamer Thore herein und, während die sechsundzwanzig Kompanien der bewaffneten Bürgerbrigade rechts und links Spalier bildeten, durch die Leipziger und die Wilhelmstraße nach den Linden, die schönste Straße der Residenz entlang nach dem königlichen Schlosse. Am Ausgange der Allee, zu der vor mehr als hundert Jahren der große Kurfürst die erste Linde durch die Hand seiner Gemahlin Dorothea von Holstein hatte pflanzen lassen, war zur Durchfahrt eine weithin



Einzug der Prinzessin Luise.

prangende Ehrenpforte erbaut: sechzig Fuß hoch, vierzig Fuß breit, die Spitze des auf grün umrankten Säulen ruhenden Giebels von sinnbildlichen Gestalten gekrönt, hatte dies Prachtthor drei Portale neben einander. Es stand da, wo siebenundvierzig Jahre nachher König Friedrich Wilhelm III — schon sterbenskrank — den Grundstein legen ließ zu dem ehernen Denkmale Friedrichs des Großen. An jener Ehrenpforte trat aus den Reihen der dort aufgestellten jungen Mädchen ein Berliner Kind an den Brautwagen, um Luise mit einem Festgedichte zu begrüßen. Es schloß mit den Versen:

„Vergiß, was du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezein.
Heil dir! **Der künft'gen Welt wirst du Monarchen geben,**
Beglückter Enkel Mutter sein."

Zwei Tage nach dem Einzuge in Berlin, am heiligen Abend vor dem Christfeste standen der Kronprinz und Luise als Bräutigam und Braut am Altar unter dem Thronhimmel im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin. Der sie trauende Hofprediger Sack sprach nach der Zusammengebung des Brautpaares das Gebet zu Gott: „Wie du seit Jahrhunderten über unsere Beherrscher mit Gnade gewaltet hast, so verherrliche deine wohlthuende Güte auch an diesem Königlichen Paare, daß es zu allen Zeiten sich deines Wohlgefallens erfreue. Laß durch dasselbe den Glanz des Preußischen Hauses vermehrt und auch für die künftigen Geschlechter eine Quelle neuer Segnungen eröffnet werden! Erhöre uns durch Jesum Christum, unsern Herrn, Amen!"

Die Folgezeit hat dargethan, daß Preußens zukünftiger König seinem Herzen, seinem Herrscherhause und dem Vaterlande kein schöneres Christgeschenk geben konnte, als durch die Wahl einer Gemahlin wie Luise. — Siebenundsiebzig Jahre nachher sollte ein Christmonat kommen, an dessen viertem Adventssonntage, nach dem Gottesdienste, die von Berlin nach Versailles entsandten Abgeordneten des Reichstages in Übereinstimmung mit den deutschen Fürsten dem Sohne des Königs Friedrich Wilhelm III und der Königin Luise mit der Bitte nahten, daß es Seiner Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Siegeswerk der Einigung Deutschlands zu weihen.

Am ersten Weihnachtsfeiertage 1793 fuhren die Neuvermählten aus dem Königlichen Schlosse in den Dom zum Gottesdienste und dann aus der Kirche in das kronprinzliche Palais. Es war das dritte junge Fürstenpaar, das da einzog. Luise bewohnte als Kronprinzessin und Königin die Zimmer eine Treppe hoch, rechts vom Eingange des Palais. Hier hat ihr zweiter Sohn ebenso, wie ihr erster, das Licht erblickt, dagegen im Schlosse zu Charlottenburg ihre nächstgeborne Tochter, die Prinzessin Charlotte, nachherige Kaiserin von Rußland. So lange Luise lebte, hatte „ihr Mann" im Erdgeschosse die Zimmer unter den ihrigen inne. Von einer Hinterstube führte ihn eine kleine schmale Treppe in das obere Stockwerk. Nach ihrem Tode waren ihre prunklosen Gemächer oben sein liebster Aufenthalt. In den Parterrezimmern unten linker Hand wohnte die Oberhofmeisterin Frau von Voß (1800 in den erblichen Grafenstand erhoben).



Königin Luise.

Bildnis aus den ersten Jahren nach ihrer Vermählung, gezeichnet von H. Dähling, gestochen 1807 von Krethlow.

Die alte, aber noch lebensfrische Dame brauchte nur die Treppe hinauf zu steigen, um bei ihrer geliebten Fürstin zu sein. In ihren Aufzeichnungen schreibt sie an verschiedenen Stellen: „Die Kronprinzeß hatte einen wunderschönen Wuchs, ihre Erscheinung war zugleich edel und lieblich, jeder, der sie sah, fühlte sich unwiderstehlich angezogen und gefesselt. Das Leben an unserm Hof gestaltete sich so gemütlich, wie der Kronprinz es liebte; selbst während des Karnevals wurden nur die Kourtage bei den beiden Königinnen (der Gemahlin Friedrich Wilhelms II und der Königin-Witwe) eingehalten; im übrigen lebten die jungen Herrschaften häuslich und glücklich. — Je genauer man die Kronprinzessin kennen lernte, desto mehr wurde man von dem innern Adel, der Reinheit ihrer Natur und von der engelgleichen Güte ihres Herzens ergriffen. Vor allem erfüllte die tiefste, innigste Religiosität ihr ganzes Wesen und schmückte sie mit allen lieblichen Tugenden der Frau, die Gott gefallen. — Der Kronprinz ist ein so redlicher, vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltene Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen Engels innig gönnt. — Ich war so froh und glücklich, wie man es überhaupt am Hof nur sein kann. Winter und Sommer wurden in Berlin (Charlottenburg), Frühjahr und Herbst in Potsdam verlebt."

Luise stellt ihr lebenlang, das Zepter deutscher Sitte führend, vor Augen, was einer ihrer Lieblingsdichter, Schiller, gesungen hat:

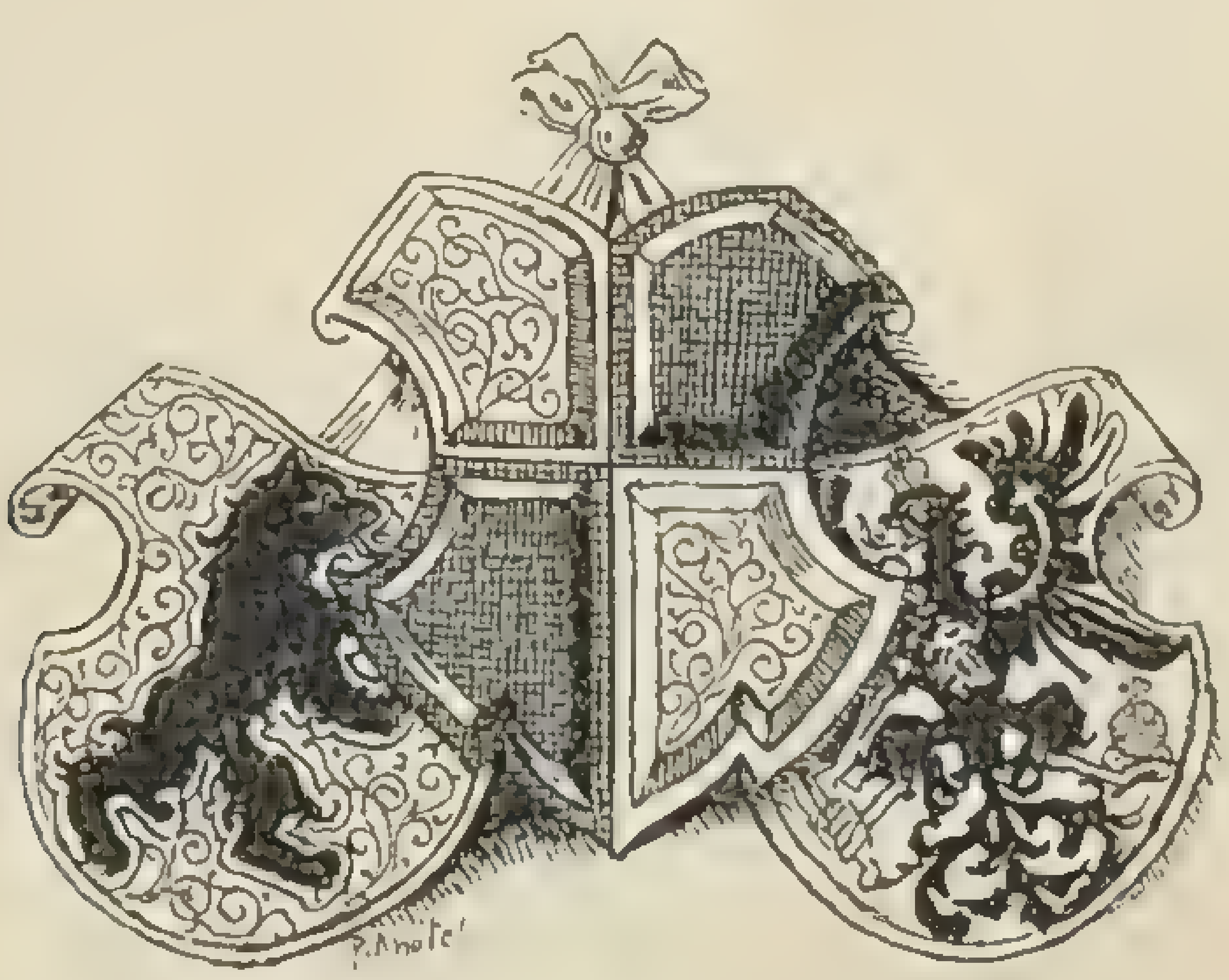
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
  Aber durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten;
  Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt,
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:
  Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt.

Die Hauskapelle in dem Palais hat Friedrich Wilhelm III erst in seinen spätern Jahren herstellen lassen. Doch als er infolge seines Beinbruches auf jener kleinen Treppe (14. Dezember 1826) an rheumatischen Schmerzen litt, sprachen die Leibärzte dagegen, daß er zur Winterzeit die kalte Kirche besuche. Da läßt er den Thronsaal im Palais zur Kapelle einrichten. Sie liegt still nach dem Hofraum hinaus, abgeschnitten von dem Geräusch der Straße. Das Licht fällt durch hohe gotische Fenster herein, gedämpft durch ihre kirchlichen Glasgemälde. Dazu stimmen die Wandgemälde, Bilder aus dem Evangelium und ein Ecce homo über dem Altar am Ende des halbdunkeln Saales. Angesichts des Altars stehen zwei Reihen Stühle, etwa zwanzig auf jeder Seite: die einen für die Männer, die andern für die Frauen. An gar vielen Sonn- und Feiertagen hat Friedrich Wilhelm III hier gesessen, mit ihm zum Gottesdienste seine Familie, seine Adjutanten, Kammerherren, Kabinettsräte und Leibärzte, seine Hof- und Hausbeamten bis auf die Dienerschaft herab. Wer im Palais wohnte, der galt als geborenes Mitglied dieser Königlichen Hausgemeinde: sie versammelte sich vormittags Schlag zehn Uhr. Denn Friedrich Wilhelm III pflegte hier ebenso, wie beim öffentlichen Gottesdienst und überall, mit soldatischer Pünktlichkeit zu erscheinen. Eine Orgel war nicht da. Ein im offenen Nebenzimmer aufgestellter Chor (sechs Männer- und sechs Knabenstimmen) gab die

Weise des Kirchenliedes an. Nach dem ersten Gottesdienste in dieser Kapelle hat man den König sagen hören: „Nun ist mir noch wohler in meinem Hause, habe jetzt auch ein Kirchlein drin.“ — Thron und Altar rückte er zusammen in seinem kleinen Schlosse. Und nicht seine Hofprediger allein haben in seiner Hauskapelle Gottesdienst gehalten, auch manch anderer von ihm gekannter Prediger. So der evangelische Bischof Dräseke, der dann aus eigener Erfahrung in seiner Gedächtnispredigt auf den verewigten König Friedrich Wilhelm III es im Dome zu Magdeburg ausgesprochen hat: „Wie sollten wir's machen, im Heiligtum über ihn zu schweigen — in diesem Heiligtum, dessen neue Gestalt ein unvergängliches Denkmal seiner Huld ist — angesichts jener Bibel, die sein letztes Geschenk an seine Domgemeinde zu Magdeburg war! Der Kirche bedurfte sein Herz am Kirchentage. Sogar auf Reisen ging er keinem Gottesdienste vorüber. Auch du sahst ihn anbeten, unser Dom. Und wie er die offenen Tempel, zumal im Winter, nicht mehr sonntäglich besuchen konnte, baute er eine Hauskapelle, damit er nie darbe. Kehrte der Gründonnerstag wieder, so wiederholte er da das Gnadenmahl des Erlösers. Auf gleiche Heilighaltung des Heiligen drang er bei seiner Familie.“

Der Bau einer Kirche am Rhein, vom König auf Grund einer Bittschrift bewilligt, war das Ziel der letzten Zeilen Friedrich Wilhelms III: „Ist zu bewilligen und nicht dabei zu knickern.“

So war das Geburtshaus, das Vater- und Mutterhaus des Kaisers Wilhelm, ein gesegneter Herrschersitz echter, in eiserner Zeit gefesteter Gottesfurcht und reiner deutscher Sitte. „Die historische Wissenschaft,“ sagt H. von Treitschke, „führt ihre denkenden Jünger zurück zu dem schlichten Glauben, daß der Eltern Segen den Kindern Häuser baut; denn sie lehrt, wie die Vergangenheit fortwirkt mitten in der lärmenden Gegenwart, und das Leben des Menschen nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge.“



Stammwappen der Hohenzollern mit den Wappen von Preußen und Berlin.

Drittes Kapitel.

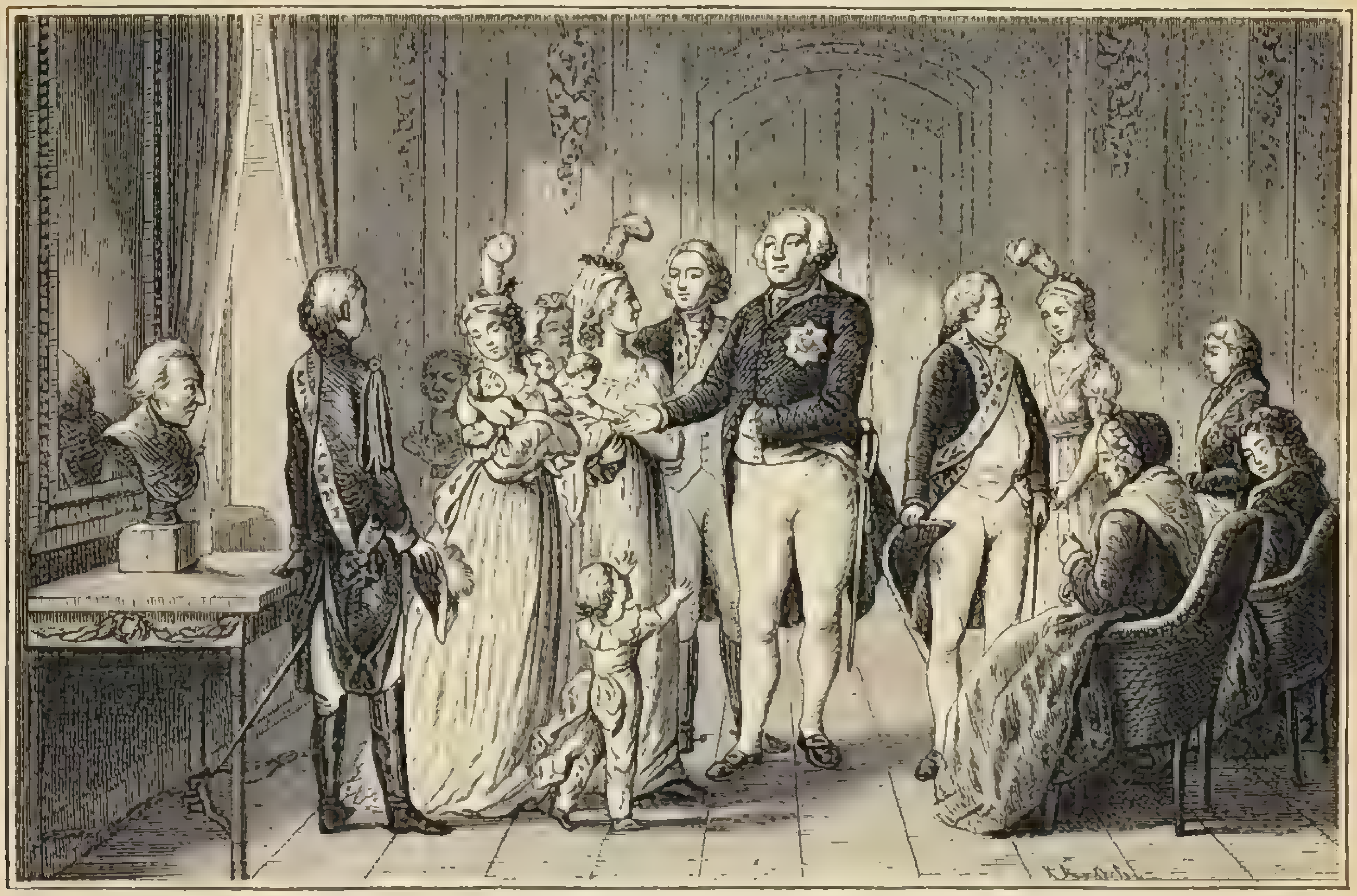
Die ersten zehn Lebensjahre.



Eine Hoftrauer umflorte den Eingang des Jahres 1797, eine Landestrauer seinen Ausgang. Erst der Prinz Ludwig im Frühlingsglanze seines Lebens wie vom Wintersturme zerknickt; dann die Witwe Friedrichs des Großen, reich an Jahren und Tugenden, wie eine reife Garbe sich zur Erde senkend; jetzt der erstarrten Hand des Königs das Zepter entfallend. — Des Thronfolgers jüngstes Kind, der Prinz Wilhelm, war noch nicht volle acht Monate alt, als am 16. November mittags um ein Uhr im Kronprinzlichen Palais zu Berlin die Botschaft aus Potsdam eintraf, daß dort in seinem Marmorschlosse im Neuen Garten der König Friedrich Wilhelm II um neun Uhr vormittags verschieden sei. Gestern nachmittags hatte ihn der Kronprinz noch gesprochen; heute vormittags war er wieder zu seinem Vater nach Potsdam gefahren. Die Oberhofmeisterin ging (so schreibt sie) wie sie war im Pudermantel hinauf, um es der nunmehrigen Königin anzuzeigen. Die Radziwills waren bei ihr: „wir weinten alle vereint um ihn. Ich fuhr nachmittags nach Potsdam. Dort fand ich den jetzigen König und wünschte ihm Glück und Segen! Der Verewigte wurde von dem ersten Bataillon bereits nach dem Schloß getragen. — 17. November. Wir fuhren nach Berlin zurück. Meine Königin ist ganz betäubt und ergriffen, und der König ist es ebenfalls. Beide sind in Wahrheit sehr traurig, und der junge König, nach seiner edlen Denkungsart, hätte gerne die Krone entbehrt, um seinen Vater länger zu haben."

Noch an seinem letzten Geburtstage (27. September), an dem er in sein vierundfünfzigstes Jahr trat, hatte Friedrich Wilhelm II der Kronprinzessin sein Bildnis geschenkt, zum Dank für ihre herzlichen Glückwünsche und Festgaben. Eine Gruppe der Königlichen Familie aus jenem Jahre zeigt Chodowieckis Titelkupfer zur ersten Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea". Diese treuherzige Dichtung, eine poetische Urkunde zur Sittengeschichte jener Zeit, an deren Horizont noch die Wolken des französischen Revolutionskrieges schatteten, ist zuerst von Berlin aus im Oktober 1797 als schmuckes Taschenbuch durch den Verleger Vieweg in den Buchhandel gekommen. Zwei französische Emigranten, in Berlin eingewandert und sich hier von der Arbeit ihrer geschickten Hände nährend, lieferten den in seiner Art neuen, aus Seide und Maroquin gewirkten Einband. Chodowiecki aber, damals Vizedirektor der Akademie der bildenden Künste in Berlin, hat in

dem von ihm gezeichneten und gestochenen Titelkupfer Friedrich Wilhelm II inmitten der Königlichen Familie abgebildet. Man sieht da den König in einem der Gemächer seines Schlosses: ihm zunächst zu seiner Rechten stehen seine beiden Schwiegertöchter, Luise und Friederike, jede mit einem Kinde auf dem Arme; ein drittes im Flügelkleide steht zu des Großvaters Füßen und streckt lächelnd zu ihm die kleinen Hände empor. Hinter Luise und dem König steht der Kronprinz und vor Friederike ihr Gemahl, der Prinz Ludwig. Zur Linken des Königs sitzt die Witwe Friedrichs des Großen, neben ihr die Gemahlin Friedrich Wilhelms II.



Die Königliche Familie von Preußen im Jahre 1797. Titelkupfer Chodowieckis zur ersten Ausgabe von Goethes Herrmann und Dorothea im „Taschenbuch für 1798", Berlin bei Friedrich Vieweg dem Älteren.

Dieser zur Seite steht ihr jüngster Sohn, der Prinz Wilhelm, ihm gegenüber seine dritte Schwester Auguste und sein zweiter Bruder, der Prinz Heinrich. Von einem Spiegeltische her schaut Friedrichs Büste mit den großen Augen drein, wie ein majestätisches Sinnbild des weltgeschichtlichen Berufes seines Herrscherhauses. Jenes Kind auf dem Arme der Kronprinzessin soll den jüngst geborenen Prinzen Wilhelm vorstellen. Um so bedeutsamer, wenn man dabei an die Schlußverse der mit diesem Titelbilde geschmückten grunddeutschen Dichtung denkt, worin das Vaterhaus sich zum Vaterland, die Familie sich zum Volk erweitert:

— — — Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen —
O so stellt sich die Brust sicher dem Feinde entgegen.

Vier Wochen nach der Thronbesteigung seines Vaters lag der Prinz Wilhelm wieder schwer krank, nachdem er erst zwei Monate vorher als Impfling ein starkes Fieber überstanden hatte. Am 17. Dezember, gerade an dem Sonntag, an dem die Königin Luise in tiefer Trauer nach dem Dome fuhr, um die Predigt zum Gedächtnis des verewigten Königs zu hören, schreibt die Oberhofmeisterin: Der kleine Prinz Wilhelm war recht krank seit gestern an einem Brustfieber, und wir waren in großer Besorgnis um ihn. — 18. Dezember. Der kleine Prinz Wilhelm ist seit heute morgen um 5 Uhr gottlob etwas besser. Wir waren alle in großer Angst um dies geliebte gute Kind, das Gott uns erhalten wolle! Die ganze Stadt kam zu fragen, wie es ihm ging, und alle Menschen ängstigten sich um ihn, aber nun scheint die Krankheit überwunden.

Bei der zarten Natur des Prinzen hat sein wiederholtes Erkranken das Vater- und Mutterherz manchmal mit der schweren Sorge erfüllt: ob „dies geliebte gute Kind“ nach Wunsch gedeihen werde. Aber in ihm war eine nachhaltige Lebenskraft, durch die seine in der Jugend oft schwankende Gesundheit sich mit den Jahren mehr und mehr befestigte. Ein in seinem ersten Wachstum scheinbar schwächlicher, sehr zu schonender junger Baum, aber stark und stärker mit vollbelaubten Ästen emporsteigend zur mächtigen Krone und von so markigem Stamme, daß unter seinen Zweigen Deutschland sicher wohnen sollte. Und die Geschichte, dies gute Gedächtnis der Völker, weiß ja auch von dem großen Friedrich zu erzählen: wie er als ein so „winziges Knäblein“ zur Welt gekommen ist, daß man fürchtete, der Vater könnte in seinen starken Armen das Kind vor Freuden erdrücken. Noch in seinen Knabenjahren war Friedrich ebenfalls von so zarter, wenig fester Gesundheit, daß Friedrich Wilhelm I schon Zweifel laut werden ließ: ob aus dem „Fritzchen“ einmal ein tüchtiger Soldat werden möchte.

Der Prinz Wilhelm blieb anfangs natürlich der Pflege weiblicher Hände anvertraut. Für seinen Vater war schon im fünften Lebensjahre durch Friedrich den Großen ein besonderer Haushalt im Schlosse zu Potsdam unter fremder Aufsicht eingerichtet worden. Anders und glücklicher ist der zweite Sohn Friedrich Wilhelms III ebenso, wie der Erstgeborne und die jüngern Geschwister, im Hause und unter den Augen der Eltern erzogen worden. Aus dem Arbeitszimmer (schreibt ein Zeitgenosse) trat der junge König in den Kreis seiner geliebten Familie. Hier im Kreise seiner Gemahlin, seiner Kinder und seiner Brüder fand er einen Genuß, den der Thron ihm nicht gewähren konnte. Des Abends pflegte er mit der Königin in die Kinderstube zu gehen, um nach den schon zu Bette gebrachten Kleinen zu sehen: leise, wie sie eingetreten, küßten sie die schlummernden Kinder auf die Stirn. Wie froh der König und die Königin sich in ihrer einfachen Häuslichkeit fühlten, das bekundet auch die Oberhofmeisterin vielfach in ihren Aufzeichnungen. Freilich scheint es ihr, der strengen Hüterin der Etikette, doch bisweilen etwas zu bürgerlich im Palais Ihrer Majestäten herzugehen: „So wenig Etikette als nur immer möglich und große Sparsamkeit: wenn es nur so bleibt und dies alles nicht überhand nimmt mit der Zeit, dann ist es ja ganz schön und gut!“ Allerdings wohnte mancher reiche Mann in Berlin weit geräumiger und prächtiger als der König. Sein sparsamer Haushalt erklärte

sich aus dem landesväterlichen Bestreben, den Staatsschatz, den er beim Regierungs-antritte leer gefunden hatte, von neuem zu füllen. Hatte er doch bald nach der Thronbesteigung gesagt: „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen." Deshalb auch zog er aus seinem kleinen Palais, selbst als seine Familie größer wurde, nicht in das Königliche Schloß, die Residenz der vier vor ihm regierenden Majestäten. Sein deutscher Familiensinn kam ihm von Herzen. Redete er von der Königin, so sagte er: „meine Frau," ebenso Luise: „mein Mann." Seinen Geschwistern befahl er: „Ihr nennt mich nach wie vor Bruder Fritz." Der junge König erinnert in milderer Form an Friedrich Wilhelm I, der von sich selber gesagt hat: „Als ich zur Regierung kam, habe ich mir einen Plan gemacht, der auf Ordnung und Menage beruht." Darunter verstand jener „Soldatenkönig" sparsamen Staatshaushalt. Und nicht wie sein Vater, der gern mit fürstlicher Pracht sich umgebende König Friedrich I, nicht wie die andern deutschen Fürsten gefiel Friedrich Wilhelm I sich in einem nach französischem Muster gemodelten Hofgepränge und Redepomp. Er sagte nicht: „unsre herzgeliebte Gemahlin Liebden" sondern einfach „meine Frau", nicht: „unsers vielgeliebten Sohnes des Kronprinzen Liebden", sondern kurzweg: „mein Sohn". Er setzte an Stelle des „Wir" das „Ich", was auch bedeuten konnte, daß nicht andere neben ihm regieren sollten, neben ihm, der von sich geschrieben hat: „Ich stabilire die Souveraineté wie einen rocher von bronce." Er verwarnte jeden bei Hofe, dem Kronprinzen zu schmeicheln: beileibe sollte ihn niemand hoffärtig machen.

Ein Familiengemälde aus der Häuslichkeit Friedrich Wilhelms III und seiner Gemahlin, ein Kupferstich von dem damals in Berlin lebenden Künstler E. S. Henne, stellt den König und die Königin dar, wie sie miteinander sich des muntern Anblicks ihrer beiden ältesten Söhne freuen. Es sitzen da Friedrich Wilhelm III und Luise Hand in Hand beisammen: der kleine Kronprinz Fritz steht aufrecht auf dem Polster zur Seite des Vaters, während sein damals jüngster Bruder, Prinz Wilhelm, von der Mutter im Arme gehalten wird.

Dies Bild, von den Zeitgenossen viel gekauft, hatte zur Unterschrift die Namen des Königs und der Königin, dazu unter andern die nachstehenden Verse als treuherzige Erläuterung des Sinnes des fürstlichen Familiengemäldes:

Friedrich Wilhelm und Luise — — —

— — — — sie wohnen alle beide
Ja so gern noch itzt, wie vormals,
Unter eines Hauses Obdach;
Sitzen gern an einem Tische
— — — — Itzt, wie sonst noch alle beide;
Gehen Arm in Arm und fahren
Alle Beid in einem Wagen;
Sind „mein Mann" und „meine Frau" noch,
Sind „der Vater" und „die Mutter"
Ihrer Kinder noch, die Kinder
Noch ihr Stolz und ihre Freude;
Sind noch „Bruder", sind noch „Schwester"



Friedrich Wilhelm III und Luise mit ihren beiden ältesten Söhnen.
Nach einem Kupferstich von E. S. Henne aus dem Jahre 1798.

Ihrer Schwestern, Ihrer Brüder;
Zeigen sich im Kreis der Lieben,
Wo sie sonst sich glücklich fühlten,
Liebenswürdiger als jemals!

Ein Familiengemählde!

Aus seiner frohen Häuslichkeit konnte König Friedrich Wilhelm III nur mit gemischtem Gefühle auf seine oft getrübte Jugend zurückblicken. Denn ein inniges Familienleben, wie es gerade für sein Herz Bedürfnis war, hatte er im elterlichen Hause vermißt, überhaupt damals am Hofe. Dazu hatte sein erster Erzieher Dr. Behnisch, ein sittenreiner, kenntnisreicher, aber kränklicher Mann, ihm selten ein heiteres Gesicht gezeigt, desto öfter aber das finstere Stirnrunzeln galliger Laune. Der König erkannte zwar dankbar an, Behnisch habe nichts Flatterhaftes in ihm aufkommen lassen, habe ihm frühzeitig das strengste Pflichtgebot auferlegt und an den Ernst des Lebens gewöhnt. Aber konnte dies nicht auch durch einen Lehrer geschehen, der sich dabei mit fröhlichen kindlichen Gemütern zu freuen verstand? Einen alten Murrkopf, ob auch einen noch so gelehrten, wollte der König seinen Söhnen nicht zum Erzieher geben. Die Königin befragte deshalb einen der damals angesehensten deutschen Pädagogen, den Professor Niemeyer, Direktor der Frankeschen Stiftungen in Halle. Ihr gefiel sein offener Ausspruch: ein Königssohn solle wenigstens nicht schlechter erzogen werden, als es mit Bürgerkindern geschehe. Er empfahl Ihren Majestäten seinen frühern Hausgenossen, den erst einunddreißig Jahre alten Friedrich Delbrück: dieser werde der Seele



Friedrich Wilhelm und Luise im Jahre 1798.
Gemalt von C. Campe, gestochen 1798 von F. W. Nettling.

der Prinzen keine andern Grundsätze einflößen, als die einer echten Humanität, einer reinen Moral und praktischen Religiosität. Delbrück, seit acht Jahren Rektor der Klosterschule in seiner Vaterstadt Magdeburg, ward unvermutet nach Berlin berufen, zunächst als Erzieher des Kronprinzen, für die Folge auch des Prinzen Wilhelm. Am 24. Juli 1800 ist er in sein neues Amt eingetreten.

Ein halbes Jahr zuvor hat die Königin an den Professor Heydenreich zu Leipzig in einem Dankbriefe für sein ihr zugesandtes Buch: „Grundsätze für Geist und Herz" geschrieben: „Allerdings ist es mein heißester Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen." — Dank ihrer guten Erziehung war Luise frühzeitig zur kindlichen Anschauung der großen Thaten Gottes an den Menschen hingeleitet und belehrt worden: wie ein wahrhaft menschenfreundliches, leutseliges Wesen stets mit der Liebe zu Gott verbunden sei und diese sich im freiwilligen Gehorsam gegen seine Gebote offenbaren müsse. An der Hand ihrer Hofmeisterin war sie schon als kleine Prinzessin aus dem Schlosse zu den Stätten der Armut gepilgert, um dort die Spuren ihrer Mildthätigkeit zurückzulassen. Als junge Königin schrieb sie an ihre Großmutter: „Ich bin jetzt Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen." In die frischen Seelen ihrer Kinder pflanzte sie jenes edle Wohlwollen, wie Herder es bestimmt: als die erste Grazie des Lebens — mit dem Gemüt für ein anderes Gemüt sich zu bemühen, zu wachen, zu wirken und auch die kleinste Handlung mit einem guten Willen zu bezeichnen. Sie leitete ihre kleinen Prinzen und Prinzessinnen beizeiten in die Wege des Wohlthuns. Prinz Wilhelm ging erst in sein viertes Jahr, da nahm die Mutter ihn ebenso wie den Kronprinzen mit nach dem Friedrichs-Waisenhause, wo sie für mehr als zweihundert arme Kinder bescheren ließ. Ihrer manche haben noch als erwachsene Leute mit Freuden erzählt: wie ihnen die Königin und die kleinen Prinzen die Festgeschenke mit eigenen Händen dargereicht hätten. Erst nach der frohen Heimkehr aus dem Waisenhause fanden die Prinzen im Vater- und Mutterhause ihre eigene Bescherung unter den vom König selber angezündeten Lichtern des Tannenbaumes.

Ihr Ahnherr, der große Kurfürst, hat noch in späten Jahren von seiner Mutter geschrieben: wie sie ihm einst eingeprägt habe, Gott vor allem und seine Unterthanen zu lieben, das Laster zu hassen; dann werde Gott seinen Stuhl bestätigen. Das habe er sich für alle Tage seines Lebens zur Richtschnur genommen. Dem Kaiser Wilhelm ist am Himmel seiner Jugend ein gleicher Leitstern in dem gottesfürchtigen Vorbilde seiner Mutter aufgegangen!

Delbrück, der erste Erzieher ihrer beiden ersten Prinzen, sah — so schildert ihn der Bischof Eylert — in der heiligen Schrift die einzig sichere, reine und ewig frische Quelle echt christlicher Bildung. Aus diesem unversieglichen Gottesbrunnen schöpfend gab er seinen Zöglingen einen, durch das lebendige Beispiel der Königlichen Eltern bestärkten festen Anhalt und entscheidenden Maßstab in allen Wechseln, Zweifeln und Widersprüchen des Lebens. „Delbrück," hat die Königin sich einmal über ihn ausgesprochen, „ist mir wert und wichtig, vorzüglich

darum, weil er die Liebe für den Erlöser und sein untrügliches heiliges Wort in den Herzen meiner Kinder weckt und nährt.“ — Der Kronprinz und Prinz Wilhelm haben gleichfalls sein Andenken wert gehalten. Über des Kronprinzen Schreibtisch hing Delbrücks Bildnis neben dem Ancillons, seines nachherigen Erziehers (von 1810 an). Auf seinem Grabe in Zeitz, wo Delbrück 1830 als Superintendent und Pastor an der Marienkirche starb, haben der Kronprinz und Prinz Wilhelm ihrem unvergessenen ersten Erzieher ein Denkmal errichtet.

Ein Bekannter Delbrücks von Magdeburg her, Friedrich Ludwig Schmidt, späterhin Schröders Mitdirektor des Hamburger Stadttheaters, schreibt in seinen Denkwürdigkeiten über die beiden Prinzen, die er 1802 bei einem Besuche ihres Erziehers in Berlin sah: „Höchst interessant war es für mich, diese beiden jungen Herren kennen zu lernen, deren ältester, Friedrich Wilhelm, schlechthin „Fritz“ genannt, damals sieben Jahre zählte, während sein jüngerer Bruder Wilhelm eben das fünfte vollendet hatte. — Dem Kronprinzen zeichnete ich ein Pferd und einen Hasen; er meinte aber, sie taugten nicht viel. Zu einer ernsten Betrachtung veranlaßte mich das Spiel der Knaben mit bleiernen Soldaten, welche sie auf dem Tische aufmarschieren ließen. Du kannst, dachte ich, indem mein Auge auf dem Kronprinzen ruhte, diese Armeen dereinst in natura aufstellen: möge es stets zu deines Volkes Heil sein! — Der Prinz hatte einen Baum vor die Fahne geschoben. Auf meine Frage: wie dieser Baum zwischen die Soldaten komme, antwortete er flink: der Baum deckt die Fahne: so kann man sie nicht leicht durchschießen. Außerordentlich lebhaft, wie diese Antwort gegeben wurde, war des Kronprinzen ganzes Wesen. Prinz Wilhelm dagegen war von sehr sanfter, stiller Art.“

In demselben Frühjahre, wo jener Augenzeuge die beiden Prinzen mit Bleisoldaten und Fähnlein spielen sah, schlugen sie zum erstenmal einen Nagel in eine neue Fahne. Ihre Mutter schenkte sie den Bürgern der Köllnischen Vorstadt (seitdem Luisenstadt), zum Ersatz der verwitterten alten Fahne, die ihnen vor hundert Jahren durch die erste Königin von Preußen, Sophie Charlotte, verliehen worden war. Die neue weißseidene Fahne trug in der Mitte den schwarzen Adler, darüber in blauer Borte die goldene Inschrift: „Luise Königin von Preußen den Bürgern der Köllnischen Vorstadt,“ dazu eine goldgestickte Flamme in jeder der vier Ecken. Im Königlichen Auftrage wurde diese Fahne von dem damaligen Stadtpräsidenten Eisenberg eingeweiht und an die Bürgerschaft übergeben. Ein Standbild der Königin, eine Bürgerkrone von Eichenlaub in der Hand, schmückte den Rathaussaal, wo der Kronprinz bei der Fahnenweihe (5. April 1802) den ersten, Prinz Wilhelm den zweiten Nagel eingeschlagen hat. Als danach die Bürger im festlichen Zuge die Fahne vor des Königs Palais vorbeitrugen und die Honneurs machten, da hörten die Prinzen aus des Vaters Mund: wie er vor achtundzwanzig Jahren in Potsdam (damals noch nicht einmal so alt wie jetzt sein zweiter Sohn) seinen ersten Nagel mit dem Hammer in eine Fahnenstange hineingetrieben. Friedrich der Große hatte dem Regiment Prinz von Preußen im Frühjahr 1774 eine Fahne verliehen: bei ihrer Weihe traf Friedrich Wilhelm III als kleiner Prinz unmittelbar nach seinem Vater seinen ersten Fahnennagel glück

lich auf den Kopf, um so glücklicher, als er an jenem 21. März seines vierten Lebensjahres zum erstenmale öffentlich hervortreten durfte.

Die Königin pflegte den König auf seinen Wunsch in die Provinzen zu den jährlichen Truppenmusterungen zu begleiten. Sie wußte, wie gern er sie zur Reisegefährtin hatte; ihm zuliebe trennte sie sich im Mai 1802 auf beinahe sechs Wochen von ihren Kindern, sie treuer Obhut anbefehlend. Erst wurde noch eine dreitägige Frühlingsrevue bei Berlin vom König abgehalten. Mehr als 30000 Mann preußischer Truppen waren dazu versammelt (vom 23. bis 25. Mai). Die Königin fuhr mit ihren beiden ältesten Söhnen zum Halleschen Thore hinaus nach dem Manöverfelde. Dort hielt sie beim Vorbeimarsch der Regimenter in einiger Entfernung rechts vom Könige, und wie es Friedrich der Große bei seinen Berliner Revuen geboten hatte, machten die vorbeiziehenden Truppen die gewohnten Ehrenbezeigungen nicht vor dem König, sondern vor der Königin. Es war wohl das erste Mal, daß Prinz Wilhelm so viel Kriegsvolk beisammen sah. — Am 26. Mai traten dann beide Majestäten die weite Reise an, die sich bis nach Memel, der nördlichsten Stadt Preußens, erstrecken sollte. Über Stargard und Graudenz erreichten sie am 29. Mai abends das Lager der zur Heerschau versammelten Truppen bei Mockerau, anderthalb Meilen nordwärts von der durch Friedrich den Großen erbauten Festung Graudenz. Er hatte bei seinen jährlichen Musterungen in Westpreußen sein liebstes Quartier in dem Dorfe Mockerau, „im eigenen Hause," einem schlichten, mit Stroh gedeckten Fachwerksgebäude auf dem Freischulzengrund. Von hier aus ritt nun König Friedrich Wilhelm III zu dem mehrere Tage dauernden Manöver. Die Königin folgte ihm zu Wagen. Aus dem Lager bei Mockerau ging die Reise weiter nach Königsberg, von da nach Memel. Dort, kaum zwei Meilen von der russischen Grenze, empfingen der König und seine Gemahlin den Besuch des jungen Kaisers Alexander I von Rußland. Die erste Zusammenkunft der beiden nachher befreundeten und verbündeten Monarchen. Der Kaiser verweilte sechs Tage in Memel (vom 10. bis 16. Juni). „Er ist ein schöner Mann," schildert die Oberhofmeisterin Gräfin Voß den damals im 24. Lebensjahre stehenden Kaiser, „blond, mit einer sehr frappanten Physiognomie, aber die Gestalt ist nicht schön, oder vielmehr er hält sich nicht gut. Er scheint ein weiches, menschenfreundliches Gemüt zu haben; jedenfalls ist er überaus höflich und freundlich."

Als der siebenjährige Kronprinz und der fünfjährige Prinz Wilhelm von dem Besuch des Kaisers von Rußland bei ihren Eltern in Memel erzählen hörten, da werden sie nicht geahnt haben, daß diesen frohen Tagen dort fünf Jahre nachher in demselben Memel so trübe folgen sollten. Auch für die Königlichen Kinder! Die Gräfin Voß schreibt vom 14. Juni aus Memel: „Nach Tische bekam die Königin einen Anfall von Brustkrämpfen, die sie noch nie im Leben gehabt hat; ich glaube infolge der großen Hitze." Am 16. Juni reiste der Kaiser Alexander ab, gleich darauf der König mit der Königin von Memel weiter nach Tilsit. Dorthin ist sie fünf Jahre später den thränenschweren Weg zu Napoleon gegangen. —



Oberhofmeisterin Gräfin Voß. Königin Luise. Kaiser Alexander. Friedrich Wilhelm.

Friedrich Wilhelm III stellt der Königin Luise zu Memel den Kaiser Alexander von Rußland vor, am 10. Juni 1802.

Gemalt 1802 von Dähling in Berlin.



Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen.
1765 gemalt von Vanloo, gestochen 1767 von G. F. Schmidt, Kupferstecher des Königs.

Am 3. Juli trafen der König und die Königin wieder bei ihren Kindern in Charlottenburg ein. Gerade einen Monat nachher fiel ein schwarzer Schatten auf Friedrich Wilhelms III Geburtstag, sonst ein helles fröhliches Familien- und Volksfest. Von Rheinsberg her kam die Trauerbotschaft, daß heute (3. August) früh 5 Uhr der greise, im 77. Lebensjahre stehende Prinz Heinrich dort auf

seinem Schlosse verschieden sei. In Rheinsberg hatte einst sein Bruder Friedrich der Große als Kronprinz heitere Jugendjahre zugebracht, die glücklichsten seines Lebens, wie er selbst einmal zu dem englischen Gesandten Mitchel sagte. Von ihm erhielt der Prinz Heinrich als Königliches Geschenk das Gut und das Schloß dort an dem stillen, von den Eichen= und Buchenwäldern umsäumten See des Buberow. Rheinsberg wurde für Heinrich das, was Sanssouci für Friedrich war. Nach Berlin kam der Prinz nur im Winter. Hier bewohnte er den stattlichen Palast, den der große König für den ihm an Waffenruhm zunächst stehenden Bruder hatte bauen lassen. (Das jetzige Universitätsgebäude.) „Beide Brüder," schreibt Thiébault in den Erinnerungen an seinen zwanzigjährigen Aufenthalt in Berlin, „beide waren mehr als gebildet, sie waren gelehrt; beide einander ebenbürtig an Geist. Beide thaten Großes im Kriege und in der Politik; aber der eine (der König) wie im Feuer der Begeisterung, der andere (der Prinz) mit kühlem Vorbedacht. Daher hat jener sich manchmal verrechnet, aber bei weitem mehr gethan, während dieser, obwohl er ebenfalls viel geleistet, sich keinen Fehlschlag vorzuwerfen hat. Man könnte sagen: der König glich an Klugheit dem Hannibal, an Tapferkeit dem Condé, der Prinz Heinrich mehr dem Turenne und dem Gustav Adolf; beide Brüder teilten sich in den Ruhm eines Alexander und Cäsar."

Nach dem Tode des großen Königs fühlte der Prinz Heinrich sich zurückgesetzt. Der alte Held zog sich von dem üppigen Hofe Friedrich Wilhelms II ganz nach Rheinsberg zurück, grollend wie einst Achilleus in die Gezelte nach seiner Kränkung durch König Agamemnon. Desto freundlicher sah der fürstliche Greis seine letzten Lebensjahre erheitert durch das ehrerbietige Entgegenkommen und die zarte Aufmerksamkeit des jungen Königspaares. Aus dem Munde ihres Vaters werden der Kronprinz und Prinz Wilhelm vernommen haben: wie Prinz Heinrich, ihr glorreicher Urgroßoheim, den siebenjährigen Krieg durch seinen Sieg bei Freiburg zum glücklichen Abschlusse gebracht, und wie sein Bruder ihn dann im Beisein der angesehensten Generäle mit den Worten ausgezeichnet: „Verbeugen wir uns vor diesem großen Feldherrn, der in diesem ganzen Kriege — er allein — keinen Fehler gemacht hat." Desgleichen bei jener Revue in Schlesien (1767), wo der große König, als er die Disposition zum letzten Manövertage ausgab, im Hinblick auf seinen Bruder Heinrich zu seinen Offizieren gesagt: „Achten Sie scharf darauf, daß alles so ausgeführt wird, wie es angeordnet ist. Wir werden dies Manöver vor einem der bewährtesten Generale Europas machen; ich möchte daher, daß alles aufs beste ginge."

Der erste Anblick des kleinen alten Herrn mit dem verwitterten Gesicht und den großen blauen Augen mag die jungen Prinzen mehr eingeschüchtert als ermuntert haben. Wird doch erzählt: als Prinz Heinrich im diplomatischen Auftrage Friedrichs des Großen (1784) zum erstenmale am Hofe Ludwigs XVI erschien, da sei man von seinem unholden Angesicht und Blick seines etwas schräg gegeneinander stehenden Augenpaares verblüfft gewesen. „Kein Wunder," hat man gewitzelt, „daß die Franzosen bei Roßbach vor so einem abschreckenden Gesicht nicht Stand gehalten hätten." — Aber man brauchte den Prinzen nur sprechen

zu hören, um in ihm bald den Mann von Geist und hoher Bildung zu würdigen. Ein Wahrzeichen seines Charakters ist sein Testament, das er fünf Tage vor seinem Tode eigenhändig niedergeschrieben hat. Er bestimmt darin: man solle seine Leiche in der abgetragensten Uniform auf ein Feldbett legen und dieses in dem grünen Muschelsaale seines Schlosses zu Rheinsberg aufstellen, aber nicht zur häßlichen öffentlichen Schau, sondern allein für die, welche wirklich um ihn Leid trügen und ihn gern noch einmal sehen möchten. „Um meinen Sarg herum (schreibt er ferner vor) will ich weder Fackeln noch Kerzen aufgestellt haben — nur einen Kammerherrn zur Wache gegen Hunde und Katzen. Ich will nicht, daß die Leute (seine vierzig Leibhusaren in Rheinsberg) noch nach meinem Tode die Plackerei haben, bei einem entseelten Wesen Wachtdienst zu thun. Keine Quasten und Troddeln inwendig im Sarge, noch auswendig."

Der Degen, den Prinz Heinrich während des siebenjährigen Krieges geführt hatte, wurde nach seinem letzten Willen von seinem Adjutanten aus Rheinsberg dem Könige überbracht: mit dem Ausdrucke der letzten Wünsche des Verewigten für des Königs und des Staates Wohlfahrt und mit der Bitte, den Degen aufzubewahren als Zeichen der Erinnerung an die standhafte Treue, mit der er dem Vaterlande gedient habe. — Noch in seinem letzten Winterfeldzuge (so nannte der greise Held scherzend seine Fahrt nach Berlin und sich selber einen weiß umflockten, bald schmelzenden Schneemann) hatte er sich des Besuches des Königs und der Königin erfreut. Sie brachten ihre beiden ältesten Söhne mit. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm nahten sich, wie der erstere es späterhin geschildert hat, ihrem ehrwürdigen Urgroßonkel mit einem heiligen Respekt, der ihnen von Vater und Mutter vor dem glorreichen Bruder Friedrichs eingepflanzt war. In aufrechter militärischer Stellung stand er vor ihnen, unterm linken Arm den Stock, auf den er sich sonst stützte. Der sanfte Ton seiner Anrede berührte sie freundlicher, als der ernste Blick, mit dem er sie zu mustern schien. Herablassend bot er ihnen, einem nach dem andern, die Hand zum Kusse nach damaliger Hofsitte. Diese feine Hand, die so graziöse Bewegungen machte, hatte jedoch nichts Einladendes für die darauf zu drückenden Lippen. Denn es hafteten darauf dunkle Flecken von den Prisen, die Prinz Heinrich in seinen alten Tagen ebenso wie der große


Die jungen Prinzen beim Prinzen Heinrich.

Friedrich zu nehmen pflegte, aber nicht geradezu aus der Dose; nein, er hatte die noble Passion, die mit dem Daumen und Zeigefinger herausgegriffene Prise zerrieben auf den Handrücken zu streuen und sie von da aufzuschnupfen. Daher wollten spöttelnde Berliner wissen: er habe keine Tabatière, sondern eine Streubüchse in der Tasche! —

Wurde des Königs Geburtsfest 1802 durch jene Trauerkunde aus Rheinsberg getrübt, so nahm dagegen das nächste neue Lebensjahr des Prinzen Wilhelm, sein siebentes, einen freudigen Anfang. Seine zweite Schwester, geboren am 23. Februar 1803 (die nachherige Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin) empfing am 21. März die heilige Taufe, aus der sie die Königin-Mutter hob. Es war wie eine Vorweihe seiner Geburtstagsfeier. Achtundsechzig Jahre nachher (21. März 1871) eröffnet Kaiser Wilhelm am Vortage seines Geburtsfestes den ersten deutschen Reichstag im Königlichen Schlosse zu Berlin.

Im Frühjahre 1803 sah Prinz Wilhelm in Berlin die erste Auffahrt des in jener Zeit vielgenannten Aeronauten Garnier. Am 13. April stieg dieser mit seinem Ballon vom Garten der Tierarzneischule aus in die Luft, begleitet von seiner Frau und einem als Wagehals verschrieenen Berliner Kaufmann. Ein damals immer noch seltenes Schauspiel, als solches ausgezeichnet durch die Gegenwart des Königlichen Hofes. Das Luftschiff fuhr in südöstlicher Richtung über Berlin weg, auf Köpenick zu. Man vermutete, es werde dort auf der Spreeinsel landen, vorausgesetzt, daß die gefährlich aussehende Luftfahrt nicht als unfreiwillige Wasserpartie im Muggelsee endete, wie schon so manche Montgolfière im Kanal. Mit bewaffneten und unbewaffneten Augen wurde der Ballon verfolgt, und als er über den Berliner Horizont hinaus war, hörte man darüber streiten: ob und wo er glücklich aus der Luft zur Erde kommen würde. Vier Meilen weit von Berlin, hinter Mittenwalde sank der Luftballon, er und seine drei Insassen unversehrt. — In ferner Folgezeit sollte Prinz Wilhelm als oberster Kriegsfürst des Paris belagernden deutschen Heeres erleben, daß von den Republikanern dort wieder eine Flotte von Luftschiffen mobil gemacht wurde, obgleich schon der erste Napoleon so wenig davon wissen wollte, daß er die Kriegsschule für Luftschiffahrt im Schlosse Meudon bei Versailles eingehen ließ. Sei es, weil das Seeschiff der ihm nach Ägypten folgenden Aerostiers von den Engländern gekapert, oder weil der glänzend illuminierte Riesenballon, der zur Feier der Kaiserkrönung Napoleons von Paris nach Rom in Flug gesetzt worden war, dort erst am Monument des Imperators Nero hängen blieb und danach im See Braciano unterging.

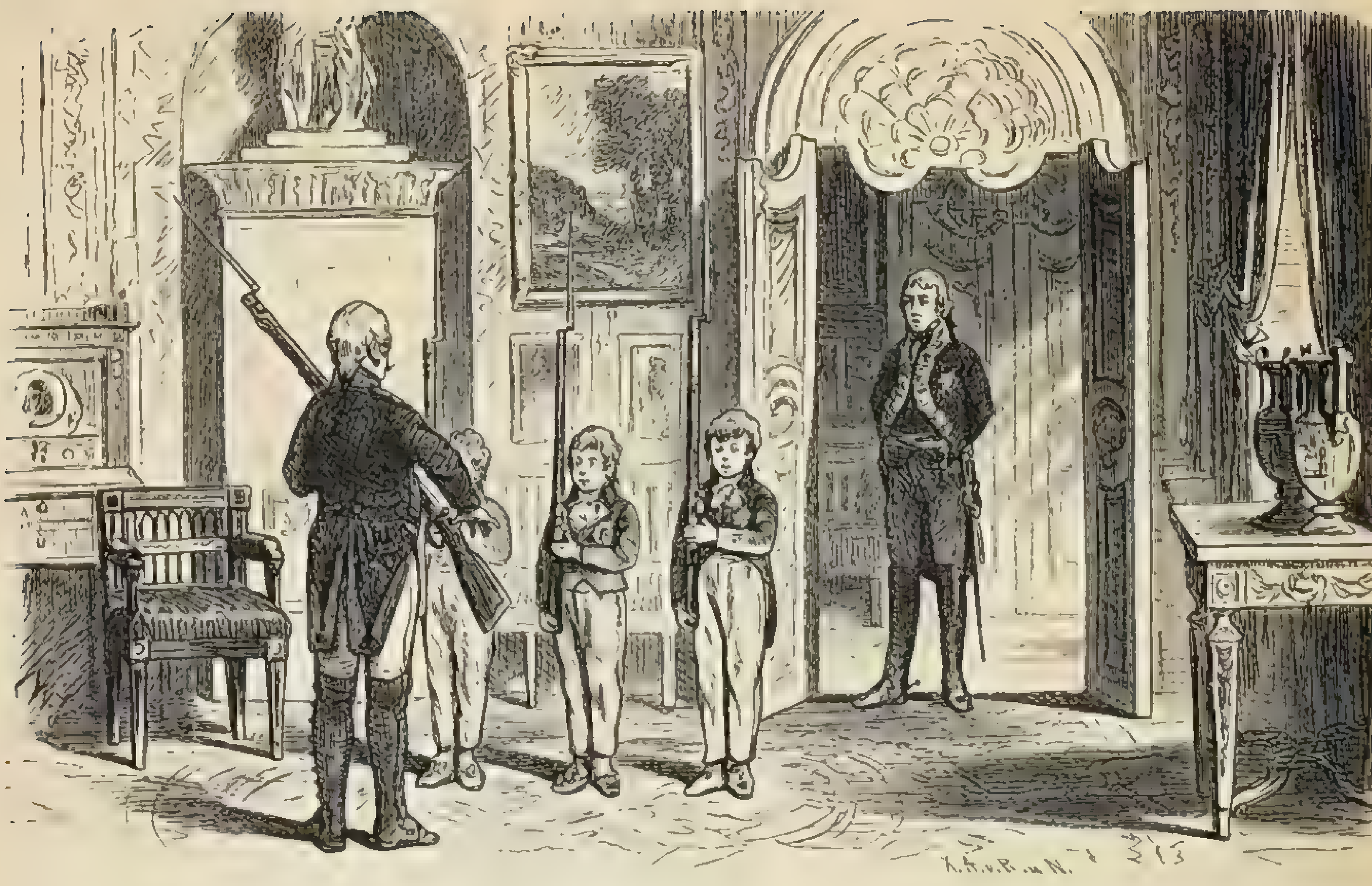
Am Weihnachtsabend 1803 fand Prinz Wilhelm unter den ihm bescherten Geschenken eine kleine Uniform. Es war, beim Lichte des Christbaumes freudig besehen, ein schnurbesetzter Dolman, wie ihn die Husaren unter dem Pelze tragen, dazu ein Kalpak (Pelzmütze) mit weißem Federstutz, ein Säbel, Beinkleider mit Borten und enge Stiefel, alles nach dem Muster der Uniform des damaligen Rudorffschen, früher Zietenschen Husarenregiments, nur nach kleinerem Maße für

den erst im siebenten Lebensjahre stehenden Prinzen insgeheim angefertigt. Der König mochte sich dabei erinnern, daß er als junger Kronprinz auch einmal eine Husarenuniform als Festgabe bekommen hatte, wie in einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1787, an dessen 3. August sein Geburtstag zum erstenmal öffentlich gefeiert wurde, geschrieben steht: „Der Cron-Printz hat zum Geburts-Tag von seinem Bruder Ludewig eine ganze complette gemeine Husaren-Uniform des Eben'schen (alten Zieten'schen) Regiments von Commis-Tuch erhalten. Den Tag nach seinem Geburts-Tag zog er sich ganz wie ein Eben'scher Husar an und setzte sich auch in dieser Rüstung zu Tische. So sehr wie der Graf Brühl (sein neu ernannter Gouverneur) bath, solche abzulegen, so geschahe doch nichts weiter, als daß er den Peltz wegnehmen ließ; während dem Essen aber behielt er den Dolmann und den Säbel an der Seite. Dessen Hofmeister Benisch sagte zum Printz Ludewig: „Sie hätten auch wohl eine Officiers-Uniform zum Geschenk machen können." Kaum hörte es der Cron-Printz, so antwortete er: „Erst muß man ein Gemeiner sein und dann Officier; mit der Zeit wird mir mein Bruder Ludewig auch wohl eine vornehmere schenken."



Die erste Uniform.

Wie für den Prinzen Wilhelm eine Husarenuniform, so war für seinen ältern Bruder Fritz gleichfalls eine Uniform auf dem Weihnachtstisch aufgebaut, die der stattlichen Garde du Corps, ebenso für ihren Vetter und Spielkameraden, den Prinzen Friedrich, eine Dragoneruniform. Das sei, sagte der König, für die drei jüngsten Rekruten seiner Armee: als solche hat er sie dann auch nach ihrer Einkleidung der Königin vorgeführt, dabei ganz ernsthaft thuend, so daß zu ihrem Ergötzen das kleine soldatische Kleeblatt sich möglichst stramm vor Ihrer Majestät aufpflanzte. So spielten sie vorläufig wie andere Knaben Soldaten, bis der König sie einexerzieren ließ. Er suchte sich dazu (1804) zwei tüchtige Unteroffiziere aus. Der eine dieser Exerziermeister der Prinzen, Bennstein, stand beim damaligen Bataillon Garde, der andre, Klery, beim Regiment Möllendorf. Besonders Bennstein war sein lebenlang stolz darauf, daß er den Prinzen die soldatischen Elemente in Stellung, Haltung, Bewegung und Griffe beigebracht habe. Er soll auch als Invalide mit verjüngtem Feuer erzählt haben: wie Seine Majestät selbst gar oft unversehens in die vornehme Drillstube getreten sei und da scharf darauf gemerkt habe: ob er denn seine Sache ganz reglementsmäßig mache. Ihm sei das natürlich Ehrensache gewesen, und zum Glück sei bei der überraschenden Besichtigung auch meist alles prompt gegangen. Warum? Weil er Ihren Königlichen Hoheiten



Militärischer Unterricht beim Unteroffizier Bennstein.

beim Exerzieren ganz und gar nicht durch die Finger gesehen, desto mehr aber beim Marschieren auf Tritt und Schritt und bei den Griffen auf die Hände. Denn darin habe er ja den jungen König gekannt: der habe wie der große Friedrich gedacht, daß auf dem Exerzierplatz Rekrut Rekrut sei, ohne Ansehen der Person und des Standes, gleichviel ob Prinz oder Bauer. — Daß Friedrich dies genau genommen nicht auf dem Exerzierplatze, sondern im Schlosse zu Berlin bei seiner Entscheidung des Müller Arnoldschen Prozesses gedacht und gethan: das kümmerte den wackern Unteroffizier weiter nicht. Es gehörte zu den berechtigten Eigentümlichkeiten der altpreußischen Soldaten, alles prompt ins Militärische zu übersetzen.

In dem preußischen Heere aber ist es seit länger als anderthalbhundert Jahren so Sitte, daß jeder Prinz des Königlichen Hauses ebenso, wie jeder andere Offizier, das Recht zu befehlen sich erdienen und eine ernste Soldatenschule durchmachen muß. Erst exerzieren, dann kommandieren, heißt es da seit Friedrich I. Denn durch das Exerzieren lernt der Soldat auf das Kommandowort merken und es strikte befolgen, lernt im Gehorsam Herr seiner Glieder und Waffen werden. Dies das militärische Geheimnis der Leute, aus denen sich ein gefechtstüchtiger, schlagfertiger Truppenkörper gliedert; daher auch das „stramme Exerzieren" ein mächtiger Hebel dessen, was schon bei den Alten in den Heeren wie in den Schulen Disziplin genannt wurde. Das Exerzieren ist die Schule der Waffen. Auch in der Kriegskunst ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Bewaffnete Massen, noch so große, wenn sie nicht militärisch erzogen und eingeübt sind, thun es nicht. Einen jungen Beweis für diese alte Erfahrung lieferte im letzten Kriege der Feind, indem er Armeen aus der Erde stampfen wollte.

Der Krieg, dieser Beweger des Menschengeschicks, wie Schiller ihn bezeichnet, trat dem Prinzen Wilhelm schon in früher Jugend nahe, wenngleich noch nicht auf dem Schlachtfelde, wo er nachher im Kampfe gegen Napoleon I. die Feuertaufe empfangen sollte. Als im September 1805 der König, um die neutrale Stellung Preußens zu wahren, sein Heer auf den Kriegsfuß setzte, da sah der Prinz viele der mobil gemachten Regimenter auf ihrem Durchmarsch. Berlin ähnelte damals einem großen Feldlager, so schreibt ein Augenzeuge: Bagagewagen bedeckten alle öffentlichen Plätze, alle Ställe der Stadt füllten Train- und Packpferde. Für die liebe Berliner Jugend waren jene Tage vergnügte Festtage: die Bagagewagen, wenigstens die in den Hofräumen, gaben die schönste Gelegenheit zum Spielen; die Packpferde, diese Lastträger der Zelte, welche jedes Bataillon mit sich führte, dienten den Jungen zum Reiten; die Pack- und Trainknechte, meist geborene Polen, von denen nur der zehnte deutsch radebrechen konnte, mußten zu allerhand Unfug herhalten, und wurden sie darüber böse, so machte man sie geschwind wieder gut durch eine präsentierte Brantweinflasche. Einmal aber kriegten unnütze Burschen ihre gehörige Wichse. Es stand auf dem Hofe eines Hauses, wo ein Kapitän im Quartiere lag, auch ein großer Wagen, in dem Käfige für Geflügel angebracht waren. Was thun die Jungen? Sie fangen ein Kätzlein vom Hofe weg und sperren es in einen der fahrenden Vogelbauer. Dafür beim Fittich genommen, werden die Wildfänge auf frischer That übergelegt und weidlich geledert.

Von den vielen durchmarschierenden Regimentern zog besonders eines die Augen der alten wie der jungen Berliner auf sich: das Regiment Towarczys, bewaffnet mit bewimpelten Lanzen auf schönen mutigen Pferden. Gar stattlich sahen vor allen die Offiziere aus: sie trugen an ihren langen Lanzen größere Fahnen und darin eingestickt Sonne, Mond und Sterne. Es war dazumal das einzige Lanzenreiterregiment des preußischen Heeres.

Jene Towarczys, die militärischen Ahnen der seit 1808 daraus gebildeten preußischen Ulanen, erregten in ihrer eigenartigen Ausrüstung auch das Wohlgefallen des jungen Prinzen Wilhelm. So eine Uniform möchte er auch tragen! rief er beim Anblick der ganz Berlin in Staunen setzenden Lanzenreiter aus. Der König überraschte ihn durch väterliche Gewährung dieses Wunsches, vielleicht weil der kleine Rekrut so gut exerzieren gelernt hatte, angefeuert durch den Gedanken, daß der Vater aus seinem Arbeitszimmer zu ihnen in die Drillstube kommen könnte, ebenso unversehens, wie sie manchmal durch die sacht geöffnete Thür in das Arbeitszimmer des Königs huschten, wo das wunderschöne Bild über seinem Schreibtische hing.

Der Kronprinz trat in diesem Herbste in sein elftes Lebensjahr, also in das Alter, wo die Prinzen nach der Sitte ihres Königshauses (damals durch das Fähnrichs-, späterhin durch das Sekondeleutnantspatent) in die Armee aufgenommen und mit dem Stern zum schwarzen Adlerorden geschmückt werden. Mit Vater, Mutter und Geschwistern feierte der Kronprinz seinen Geburtstag in dem stillen Paretz. Er empfing da (15. Oktober 1805) Hut und Degen als Festgabe



Arbeitszimmer Friedrich Wilhelms III.

aus des Königs Hand. Kurz zuvor war die Nachricht eingelaufen, daß die Franzosen durch ihr gewaltsames Überschreiten des neutralen preußischen Gebietes im Ansbachschen den Österreichern bei Ulm in Rücken und Flanke gefallen. Als nun der Kronprinz zum erstenmal im Fähnrichsrock vor seine Mutter tritt, äußert die Königin Luise ihre innige Bewegung in den Worten:

„Ich hoffe, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem Rock, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Bevor der Übermut des korsischen Glückssoldaten auf Frankreichs Thron den Gewaltschritt in die, der Krone Preußens gehörigen fränkisch-brandenburgischen Fürstentümer hinein that, verlebten die Königlichen Kinder mit Vater und Mutter harmlose Tage in dem stillen ländlichen Paretz. Der Segen des Friedens, den der König seinem Volke so gern erhalten wollte, trat seiner Familie auch auf den



Die Königliche Familie im Parke des Schlosses Paretz.
(Friedrich Wilhelm, Charlotte, Wilhelm.)

Fluren des traulichen Paretz vor Augen. Das alte wendische Dorf an den Wiesen der buchtenreichen Havel (zwei Meilen nordwestlich von Potsdam) war durch seinen Königlichen Gutsherrn in neuer Gestalt erstanden: die frischen Giebelhäuser und Gehöfte alle einfach, aber anheimelnd wie das prunklose zweistöckige, gelb getünchte Schloß, zu dessen Baumeister der König als Kronprinz einschärfend gesagt: „Nur immer denken, Sie bauen für einen schlichten Gutsherrn." Gar zu bescheiden für die Oberhofmeisterin. Denn am 15. Mai 1797 schreibt sie: „Wir waren in Paretz, um es anzusehen, ich war sehr enttäuscht; es ist nicht im geringsten hübsch; auch das Haus, das noch gebaut wird, bekommt gar keine richtigen Proportionen; der Ort selbst ist geradezu häßlich und nur der Garten etwas erträglich." — Schon leidlicher findet die Oberhofmeisterin ihren fast vierzehntägigen Aufenthalt dort in der ersten Hälfte des Herbstmonates jenes Jahres. Am 2. September bemerkt sie in ihrem Tagebuche: „Wir reisten endlich nach diesem berühmten Paretz ab, das jetzt fertig ist, und wo man zum erstenmal sich häuslich einrichten soll. Der Garten ist nicht übel, und wenn er nicht so feucht wäre, könnte er ganz erträglich sein. — 3. September. Wir gingen zum Gottesdienst, der in einer Scheune gehalten wurde, weil die Kirche noch nicht fertig ist. Der Pastor predigt recht gut. — 10. September. Nachmittags war Erntekranz und Tanz für die Leute, und wir alle tanzten ein bißchen mit. — 12. September. Abends

machten wir eine Landpartie auf großen Leiterwagen mit Säcken darauf, es war ganz hübsch. Es waren (setzt die Oberhofmeisterin hinzu, als mildernden Umstand für die in ihren Augen schwerlich courfähigen Leiterwagen) zu viel Personen für unsre Wagen; man hätte nicht für alle Platz gehabt. — 13. September. Abends Ball im Amtshause für die Kammerfrauen und dergleichen, alles tanzte mit, und auch ich tanzte mit vielem Vergnügen ein paar Menuetts. — 15. September. Wir packten ein, um nach Berlin zurückzukehren, worüber ich im Grunde nicht böse bin."

Klingt dieser Schlußsatz nicht, als habe es der Oberhofmeisterin, trotz jener „ganz hübschen" Leiterwagenfahrt und des wiederholten Tanzvergnügens, doch nicht sonderlich in Paretz behagt? Desto wohler haben Friedrich Wilhelm III und Luise mit ihren Kindern sich hier gefühlt. Als einmal eine fremde Fürstin zum Besuche nach „diesem berühmten Paretz" kommt, kann sie sich der Frage nicht enthalten: ob es denn Ihrer Majestät nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen. „Ach nein," entgegnet die Königin, „ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Paretz." — Wie oft sah sie hier an der Seite ihres Gemahls ihre kleinen Prinzen und Prinzessinnen fröhlich zusammen spielen. Hier in dem Schloßgarten durften ihre Kinder sich nach Herzenslust umhertummeln. Hier brauchten sie ihrer freudigen Ausgelassenheit keinen Zwang anzuthun, nicht die fremden Augen zu scheuen, die von der, mitten durch den Park führenden Dorfstraße her öfter nach den Spiel- und Tummelplätzen der fürstlichen Kinder lugten, von denen die drei ältesten in Zukunft hohe Kronen tragen sollten. Ein Augenzeuge sagt von dem Anblick der jungen Prinzen in Paretz: es war, als sähe man junge Adler vor sich, die hier munter die kleinen Flügel rührten in Gottes freier Luft. „Mögen sie," hat König Friedrich Wilhelm III noch in seinem letzten Willen geschrieben, „beim Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: ‚Gedenke der Abgeschiedenen!' auch meiner liebevoll gedenken!" — Es ist die zweite Inschrift an dem Denkmale im Parke zu Paretz. Die erste: „Er ist nicht mehr!" weihte er seinem Bruder Ludwig, die andere seiner Gemahlin. Dort auf der durch die Gartenkunst geschaffenen kleinen Anhöhe nahe der Havel kennzeichnet ein Engel des Friedens mit dem Palmenzweige noch jetzt einen der Lieblingsplätze der Königin Luise. —

In jenem Vorjahre des Krieges verweilte die Königliche Familie bis in den Herbst (1805) hinein in dem Sommerschlosse zu Paretz. Aber schon war die friedliche Idylle hier gestört durch den Eingriff des gewaltigen Mannes, von dem der damals als Königlicher Historiograph in Berlin angestellte Johannes von Müller, ehe er sich von ihm kirren ließ, geschrieben hat: „Gewiß, daß wir mit Bonaparte Krieg haben werden: wie könnte er diesen Fleck der Erde ruhig lassen! Das Wann ist sehr ungewiß, weil ich nicht weiß, ob wir unsern Augenblick nehmen oder den seinigen abwarten werden, weil wir den Krieg nicht wollen, obschon wir uns gut rüsten. — Ich finde bei Heer und Volk und erkenne auch in andern Ländern noch unerwartet viel Wärme und Eifer. Nach so vielen Jahren, wo man uns statt der Kraftbrühen alter Zeit mit eiskalten, magern Vernunftssuppen gefüttert hat, war das wirklich kaum noch zu erwarten."



Schloß Paretz.

Von Paretz fuhr der König regelmäßig zur Ausübung seiner Herrscherpflichten nach Potsdam, wo er auf Sanssouci abzusteigen pflegte. Dort überraschte ihn am 6. Oktober die Nachricht, daß Napoleon seinen Krieg gegen das mit Rußland verbündete Österreich mit einer Verletzung der Neutralität Preußens begonnen. Soeben hatte der König die von seinem Minister Hardenberg eingeführten russischen Bevollmächtigten Dolgorucki und Alopaeus mit dem Bescheide entlassen: er werde, um die Neutralität, Würde und Selbständigkeit Preußens gegen jedermann zu behaupten, den russischen Truppen den Eintritt in sein Gebiet nötigenfalls mit Waffengewalt verwehren, werde jede Macht, die sich eine Überschreitung der preußischen Grenzen erlaube, als Feind ansehen! Kaum waren die russischen Bevollmächtigten gegangen, da kam die Stafette mit der Nachricht von dem erzwungenen Durchmarsche der französischen Kriegsscharen durch Ansbach. Ohne Zögern faßte der König bei sich selber den Entschluß, jetzt gegen Frankreich das zu thun, was er gegen Rußland gesagt, dessen Heer schon an den preußischen Grenzen stand, um dem österreichischen zu Hilfe zu eilen. „Einer der bemerkenswerten Momente im Leben Friedrich Wilhelms III (schreibt Leopold von Ranke), daß er, ohne sich mit einem Minister beraten zu haben, das System der Neutralität, an welchem er bisher festgehalten hatte, als gebrochen ansah und sich entschloß, den Russen eben das zu bewilligen, was die Franzosen eigenmächtig unternommen hatten. Er ließ Hardenberg, der sich eben entfernt hatte, zurückrufen. Das Blatt, sagte er, habe sich gewendet: er werde jetzt die preußischen Grenzen dem Kaiser von Rußland öffnen. Er beauftragte den Minister, den russischen Bevollmächtigten dieses anzukündigen; er selbst werde an Kaiser Alexander schreiben. Die Entschließung des Königs entsprach der allgemeinen

Stimmung. Alle Gemüter waren durch den nahen Wiederausbruch der Feindseligkeiten angeregt. Die vermittelnde Politik Preußens ging vielleicht über die Macht des Staates hinaus; aber sie war geeignet, ein Selbstgefühl hervorzurufen, gleich als hänge die Entscheidung der großen europäischen Angelegenheiten doch zuletzt davon ab, ob Preußen das Schwert ziehen werde oder nicht. Eine weit verbreitete Überzeugung, daß mit Napoleon doch kein Pakt zu schließen sei, und das Prinzip des preußischen Staates den Anschluß desselben an die verbündeten Mächte fordere; diese Meinung erhielt nun nach dem Eintreffen der Ansbachischen Couriere die Oberhand. Das verletzte Selbstgefühl der Armee und des Volkes brach in dem Ausdruck heftigen Unwillens hervor."

Der Kronprinz und Prinz Wilhelm merkten wohl, noch ehe die Eltern mit ihnen davon sprachen, daß die schönen friedlichen Tage in Paretz zu Ende gingen. Sie sahen, wie die Mutter still und sinnend dasaß, wenn der Vater wieder nach Potsdam gefahren war, und wie er bei seiner Rückkunft sie ernster als sonst begrüßte.

In Berlin, wohin die Königliche Familie nach dem Geburtsfeste des Kronprinzen heimkehrte, sah Prinz Wilhelm dann mit seinem Bruder die marschfertig auf dem Wilhelmsplatze aufgestellten Bataillone der Berliner Garnison. Der geräumige viereckige Platz mit den von Friedrich dem Großen errichteten Standbildern seiner Helden Schwerin, Winterfeldt, Seydlitz, Keith, zu denen Friedrich Wilhelm II 1794 den alten Zieten gesellt hatte, während die Statue des alten Kriegsfürsten Leopold von Anhalt-Dessau damals noch am Rande des Lustgartens, seines Exerzierplatzes, stand — der Wilhelmsplatz diente 1805 zur Wachtparade für zwei Regimenter. Hier sagte die Königin mit ihren ältesten Prinzen unter den Augen des Königs den ausrückenden Bataillonen Lebewohl, von tausendstimmigem Vivat begrüßt. Man glaubte, Preußen werde noch in diesem Jahre im Bunde mit Österreich und Rußland den Krieg gegen Napoleon führen, den aber dessen arglistige Politik bis zum nächsten Herbste hinzuhalten verstand. In seinen nachherigen Verleumdungen der Königin Luise hat Napoleon diesen Abschiedsgruß an die Garden des Königs verhöhnt. Und doch hat er selber es in der Folge auf seine komödienhafte Art nachzumachen versucht. Denn am 23. Januar 1814, viertehalb Jahre nach dem Tode der Königin, wird jener erste Franzosenkaiser mit seiner Gemahlin und seinem noch nicht dreijährigen Kinde in den Kreis der von ihm nach den Tuilerien berufenen Offiziere der Pariser Nationalgarde treten, um ihnen anzukünden: „er gehe zur Armee und lasse die Kaiserin und seinen Sohn, sein Liebstes auf Erden, unter der Obhut seiner getreuen Stadt Paris." — Derselben „getreuen" Stadt, die zwei Monate nachher den als Sieger einziehenden verbündeten Monarchen als ihren „Befreiern" zujubeln wird. Wie konnte Napoleon auch auf Treue rechnen? Er, dessen Leben eine Kette von Falschheit und Treubruch war, ihn zu guter letzt selber an den Felsen von St. Helena fesselnd.

Der König Friedrich Wilhelm III, die eigene gewissenhafte Rechtlichkeit bei den anderen voraussetzend, traute zu lange den freundlichen Vorspiegelungen des Franzosenkaisers, der seine Larve erst abwarf, als Preußen abgerüstet hatte. Die in ihre Standquartiere zurückberufene preußische Armee empfing am 24. Ja-

nuar 1806 einen Parolebefehl, in dem es lautete: „Da es dem Könige gelungen, den Frieden auf eine genugthuende Art zu erhalten, so nehme er jetzt bei der Rückkehr der Armee in die Friedensgarnisonen die Veranlassung wahr, der ganzen Armee für die bewiesene Treue und Anhänglichkeit zu danken."



Nach einer Handzeichnung seines Zeichenlehrers Heusinger aus dem Jahre 1806.
(Die Unterschrift ist von Friedrich Wilhelm III eigenhändig unter das Original gesetzt.)

In diesem Friedensscheine feierte Prinz Wilhelm seinen neunjährigen Geburtstag. Zwei Monate darauf sah er die alte preußische Armee bei der Berliner Frühlingsrevue (21., 22. und 23. Mai 1806) noch einmal in ihrem vollen Glanze. An jenen hellen Lenztagen, denen so düstere Herbsttage folgen sollten, ward — so berichtet ein Augenzeuge — „zum letztenmale die weltberühmte Berliner Revue abgehalten. Mit ihr ging, kann man wohl sagen, die Armee Friedrichs des Großen zu Rüste. Man sah an den Manövertagen noch einmal die Armee aus dem siebenjährigen Kriege exerzieren. Am ersten dieser Tage rückten die Regimenter aus, noch ganz in der alten Uniform, die Offiziere mit Spontons vor ihren Pelotons, und vor einer unermeßlichen Anzahl von Zuschauern wurden die bekannten Manövers ausgeführt. Den ersten Revuetag



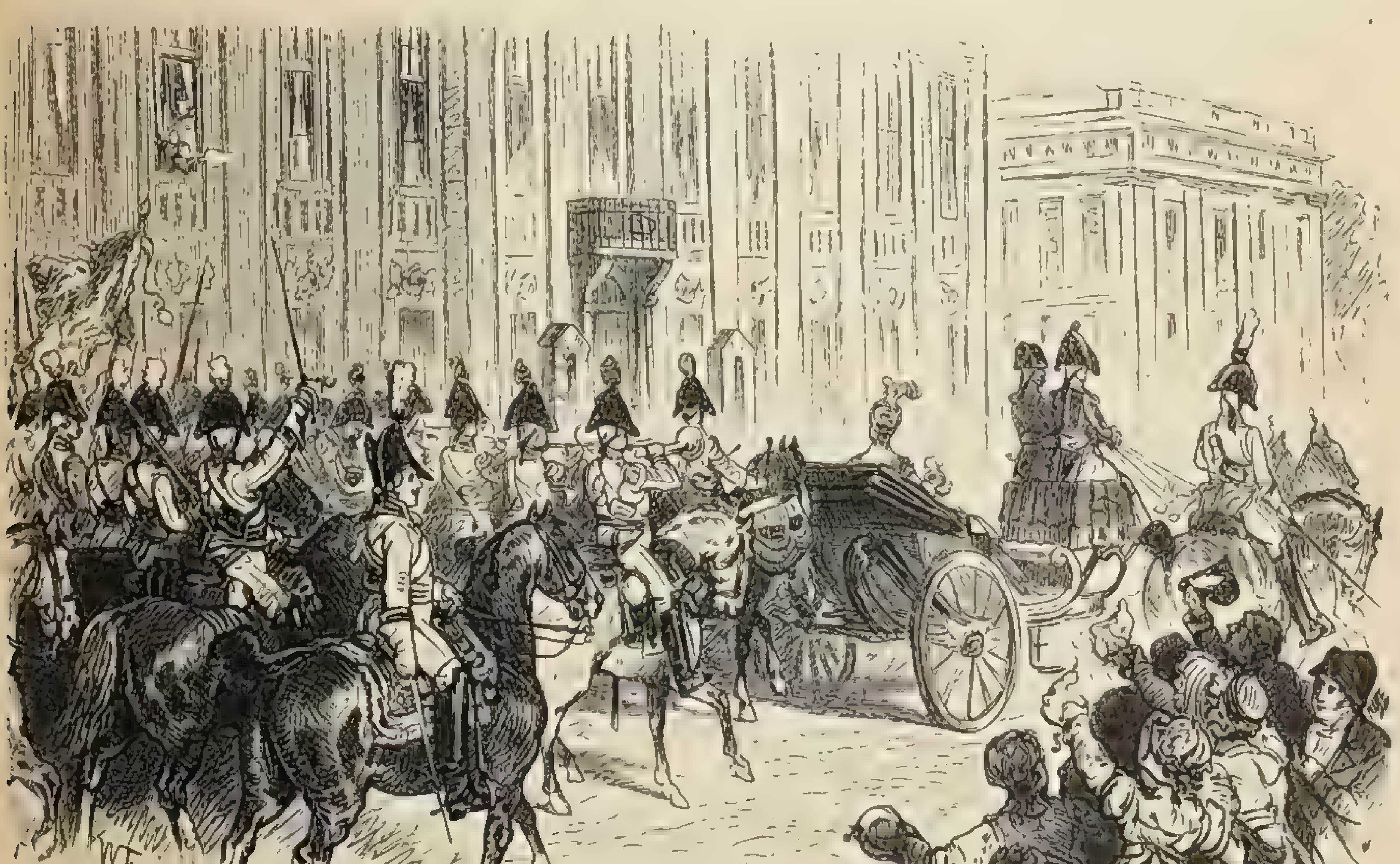
Ausmarsch der Leibhusaren aus Berlin.

zeigte sich die Armee in ihrem höchsten Glanze. Vor allen strahlte das Regiment Leibhusaren in roten Dolmans, blauen Pelzen mit Bärenmützen; die Offiziere mit einem Tigerfell behangen, auf welchem Sonne, Mond und Sterne golden prangten, und verziert durch unzählige goldene Schnüre und Quasten, haben wohl an Schönheit und Pracht der Bekleidung nie ihresgleichen gehabt. Es war das letzte Mal, daß diese Pracht sich bei den Unsern entfaltete; wer sie aber gesehen, wird ihrer eingedenk sein. — Welche Festtage, als sie dann im September ins Feld rückten, als die herrlichen Reiterregimenter Garde du Corps, Leibhusaren, Gensd'armes unter Gesang kriegerischer Lieder vor den Augen des Königs, der Königin und der jüngsten Prinzen aus Berlin abmarschierten, das sie in ganz anderm Zustande wiedersehen sollten. Ach, es war eine schöne Zeit, als wir träumten, Preußens glänzende Armee werde die Welt von dem Joche Napoleons befreien und durch ihr Schwert den gordischen Knoten lösen, der Völker und Länder unter seiner gewaltigen Hand umschlungen hielt."

Ein deutsches Reich, ein deutsches Kaisertum gab es damals nicht mehr, dafür auf dessen Trümmern den Rheinbund unter dem Protektorate seines Stifters Napoleon. In seinen Augen war Deutschland kaum noch ein geographischer Begriff. Denn schon hatte die, auf den Ton seines Pariser Moniteur gestimmte Mainzer Zeitungstrompete verkündet: es gebe kein Deutschland mehr. Was man für das Widerstreben einer gegen ihre Auflösung kämpfenden Nation gehalten: das seien nur Klagen weniger Leute am Grabe eines Volkes, das sich überlebt habe. — Der neue Franzosenkaiser, bereits Diktator in Süddeutschland, wollte es nun auch in Norddeutschland werden. Preußen, dieser damals allein noch aufrechtstehende deutsche Staat, sollte sich ebenfalls beugen, wo nicht gebrochen

werden. Gleichwohl beteuert Napoleon noch am 12. September 1806 in seinem Briefe aus Saint-Cloud an König Friedrich Wilhelm III: „Ich bin Ew. Majestät mehr als mit dem Herzen, ich bin Ihnen aus Vernunftgründen zugethan. — Ich werde mitten im Kampfe und nach siegreichen Erfolgen immer der Nämliche bleiben. Ich werde auch dann um Frieden nachsuchen, da ich diesen Krieg für frevelhaft halte, weil er nur unsern Feinden Frohlocken und Schadenfreude bereitet.“ — Der Nämliche ist er allerdings geblieben! Auch da, wo er als übermütiger Glückssoldat die Königin Luise mit seinen rohen Lästerungen verfolgte und sie, die seelenreine, hochherzige Mutter des zukünftigen Erneuerers des Reichs, zu dem thränenschweren Ausruf trieb: „Ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem König seine Lande zu rauben? Soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin hingeopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten!“

Sechs Tage nach jenem gleißnerischen Schreiben Napoleons rückte das Regiment Königin-Dragoner von seinem Standorte Pasewalk (in Vorpommern) her in Berlin ein, um von da seinen Marsch nach Thüringen fortzusetzen. Es war eines jener Regimenter, die von Friedrich dem Großen für ihre im Feuer seiner Schlachten erprobte Tapferkeit durch das Vorrecht ausgezeichnet worden, ihre Wünsche unmittelbar an Seine Majestät richten zu dürfen, während die andern ihre Gesuche durch ihre Inspekteure anbringen mußten. Daher konnte der Chef des Regiments am 6. März 1806, als es auf dem Rückmarsche nach Pasewalk durch Berlin kam, sich mit den Stabsoffizieren vom König die Erlaubnis erbitten, daß das bisher den Namen des verstorbenen Markgrafen von Ansbach-



Die Königin an der Spitze des Regiments Ansbach-Baireuth (Königin-Dragoner).

Baireuth führende Dragonerregiment sich fortan nach Ihrer Majestät der Königin nennen dürfte. Am 18. September erreichte das von neuem auf den Kriegsfuß gesetzte Regiment Berlin: die Königin, in dessen Farben gekleidet, begrüßte es am Thore und geleitete es durch die Stadt, im Wagen vor ihm herfahrend. Auch Prinz Wilhelm sah dies berühmte Regiment vom königlichen Palais aus vorbeimarschieren. Er stand, während die Mutter an der Spitze des Regiments unten vorüberfuhr, oben an einem Fenster des Vaterhauses — am dritten des ersten Stockwerkes, linker Hand, wenn man von der heutigen prächtigen (damals noch hölzernen und unansehnlichen) Schloßbrücke her über den Platz am Zeughause kommt.

Der Glanz ihrer Siege leuchtete noch mit ungebrochenen Strahlen um diese stolzen Reitergeschwader. „Die Kavallerieregimenter, welche am Rhein gewesen (so schreibt ein Zeitgenosse) waren im Gefühle althergebrachter Übermacht aus dem Kriege heimgekehrt. Sie hatten Roß und Schwert überall prompt und gut geführt und das alte Ansehen aus dem siebenjährigen Kriege wohl erhalten. Auch in den folgenden Friedensjahren bewahrte die preußische Reiterei durch ein tüchtiges Material, durch ein angebornes Talent für diese Waffe, endlich durch einen gründlichen Reiterdienst jenen ehrenvollen Ruf; und wir haben hierfür keinen sprechenderen Beweis als den Kennerblick des Kaisers Napoleon, der seinen sieggewohnten Phalangen, vor der Schlacht von Auerstädt, eine besondere Vorsicht gegen die preußischen Reiterregiments anbefehlen ließ."

Napoleon hatte wohl noch im Gedächtnis, was vor vierzehn Jahren Dumouriez, der die Franzosen gegen die Preußen in der Champagne führte, nach seinem Rückzuge von Grandpré auf St. Menehould der Nationalversammlung in Paris gemeldet hatte: „Ein panischer Schrecken kam über die Armee: zehntausend Mann ergriffen die Flucht vor fünfzehnhundert preußischen Husaren." — Thiers in seiner Revolutionsgeschichte schreibt: „Als Dumouriez am Abend (14. September 1792), seit zwanzig Stunden im Sattel, vom Pferde stieg, hörte er auf einmal den Ruf: sauve qui peut! Die Ausreißer verwünschten ihre Generale: es seien Verräter, zumal der Oberbefehlshaber, der es mit dem Feinde halte. Mehr als fünftausend Flüchtige liefen querfeldein und sprengten in Paris, ja in ganz Frankreich aus: die Nordarmee, die letzte Hoffnung des Landes, sei aufgerieben, dem Feinde der Weg nach Paris erschlossen." —

Am 21. September 1806 früh nahmen der König und die Königin Abschied von ihren Kindern, mit welchen zusammen sie die letzten Sommerwochen in Charlottenburg verlebt hatten. Luise reiste mit ihrem Gemahl zunächst nach Magdeburg, von da weiter über Halle nach Naumburg, Weimar und Erfurt. Noch hatten die Feindseligkeiten nicht begonnen, und sie gedachte vor dem nicht so nahe erwarteten Ausbruch des Krieges nach Berlin zu ihren Kindern zurückzukehren. Dort in Erfurt hatte Friedrich Gentz (damals Hofrat in der Staatskanzlei zu Wien, späterhin Metternichs rechte Hand) am 9. Oktober, fünf Tage vor der Jenaer Schlacht jene denkwürdige Audienz, in welcher, wie er schreibt: „die große unvergeßliche Luise im ganzen Zauber ihres Herzens und der vollen Hoheit ihrer Gesinnung und Haltung strahlte." Im Beisein ihrer ältesten Schwester Charlotte, der Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, sprach da die Königin zu Gentz im

Hinblick auf Napoleon, der durch seinen Rheinbund bereits dreizehn Millionen Deutsche unter dem französischen Joche hatte, die Worte: „daß die großen Mittel zur Rettung (vor der Fremdherrschaft) ganz allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden seien, die sich des deutschen Namens rühmten."

An jenem Tage der Abreise des Königs und der Königin aus Charlottenburg und der Trennung von ihren Kindern, die sie erst auf der Fluchtreise wiedersehen werden, soll — so steht selbst in sogenannten preußischen Geschichtsbüchern zu lesen — vom Zeughausgiebel, gegenüber dem Palais des Königs, die „Statue der Bellona" plötzlich bei windstillem Wetter herunter auf das Steinpflaster gestürzt sein und den rechten Arm zerbrochen haben. Aber gar nicht Bellona, die Kriegsgöttin, sondern ihr Bruder Mars, der auf Siegeszeichen ruhende und mit gefesselten Sklaven umgebene Kriegsgott, war in halberhabener Arbeit dargestellt auf jenem von vier freistehenden Säulen getragenen Giebel über dem Hauptportale des Zeughauses. Also konnte eine Bellona weder herunterfallen noch einen Armbruch erleiden, weil eben keine oben stand. Doch auch Mars ist wirklich nicht vom Zeughausgiebel gestürzt, sondern nur eine der Trophäen, aber diese weder an dem erzählten Tage noch bei windstillem Wetter, im Gegenteil bei einem Gewittersturm, der in der viel frühern Nacht vor dem Ausmarsche des Regiments Gensd'armes in Berlin tobte, Ziegel von den Dächern schleuderte und die Schornsteine herabzuwerfen drohte. Auch an der hochstehenden Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore rüttelte der ungestüme Wind, so daß ihr die Trophäe entfiel, die sie damals in der Hand trug. „Ein Zufall!" sagten aufgeklärte Leute zuerst. Hinterher aber, als statt der erwarteten Siegesnachrichten hinkende Boten kamen, wollten sie von vornherein schlimme Vorzeichen darin gesehen, das ganze Kriegsunglück gewittert und es gleich prophezeiet haben, daß ja dieses so leicht und locker montierte, ganz ungeniert ohne Tritt zu den Thoren herein marschierende französische Fußvolk mit seinem natürlichen Haarwuchse, den kreuz und quer aufgesetzten Hüten und den aufgesteckten Eßlöffeln, daß diese Löffelgarde jedenfalls siegen würde über die viel zu steifen preußischen Soldaten mit ihren knappen Stiefeletten, angepreßten Uniformen, engen Hosen, egalen Puderlocken und starren Zöpfen.

Wie vorschnell hatten Berliner Spottvögel den Schnabel gewetzt an der Löffelgarde, verlockt durch diesen, der französischen Infanterie in den Revolutionskriegen angehängten Spitznamen. Danach, als die großen französischen Löffel aus den Töpfen der Besiegten schöpften, schämten jene Vorwitzigen sich nicht, das Kriegsunglück des Vaterlandes in Wort und Bild zu verhöhnen. Mit solchen Sudeltropfen hat die Flut der Schmähschriften angefangen, die sich dann auf den niedergeworfenen, angeblich für immer flügellahm geschlagenen Adler Preußens ergoß, während er in diesem Schlammbade und durch die Eisenkur des Krieges seine Schwingen stärken sollte, um sich desto kräftiger wieder zu erheben. —

Der Kronprinz und Prinz Wilhelm, mit ihren jüngern Geschwistern in Berlin zurückgelassen, werden daheim im Palais ihrer Eltern ebenso bewegte, wenn auch nicht so lärmende Tage und Stunden verlebt haben, wie die Bevöl-

kerung der Hauptstadt seit dem Eintreffen der Kunde, daß die Franzosen am 7. Oktober von Hof her die Feindseligkeiten begonnen hätten. Wie erregt die Gemüter in Berlin waren, das ersieht man aus Schilderungen verschiedener Augenzeugen. Die Tabagien, wo einfache Berliner Bürger ihr Glas Bier tranken und ihre Pfeife Tabak rauchten, ebenso die Weinstuben, wo vornehme und reiche Leute bei der Flasche saßen, waren vollauf besetzt mit lebendigen Ebenbildern des politischen Kannegießers, der im Schauspielhause um die Wette mit Wallensteins Lager lärmenden Beifall hervorbrachte. Dies Stück von Schiller erhitzte die Zuschauer nicht bloß durch das von den Theaterkürassieren, Dragonern und Jägern gesungene Reiterlied: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,“ sondern auch durch das regelmäßig von Stimmen aus dem Publikum erschallende Kriegslied: „Die Trommel ruft, die Fahne weht.“ Der politische Zinngießer aber reizte zum Beifallsjubel namentlich durch des beliebten Komikers Unzelmann Zusatz: „Die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen; ein braver Mann wird sie wieder ganz machen!“ In den Zwischenakten ebenso, wie an jenen Bier und Weintischen, kein anderes Gespräch als vom Kriege. Der Bonaparte — so hießen sie ihn hartnäckig — habe ja selber gesagt: die Armee des großen Friedrichs bestehe nicht aus Bleisoldaten. Warum also stehe sie noch Gewehr bei Fuß, liefere ihm nicht Knall und Fall eine ordentliche Schlacht? Natürlich brannten auf solche Schlacht manche am feurigsten, welche weit davon sich für schußfest hielten.

„Ein seltsamer Zustand bei dieser heftigen Unruhe des Publikums (so bekundet die Aufzeichnung eines Augenzeugen) war die unverbrüchliche amtliche Stille. Mehrere Tage vergingen durchaus ohne Nachrichten, die Staatsbehörde machte nichts bekannt. Auch Briefe und Reisende gaben wenig Aufschluß. Aus der verhängnisvollen Gegend, wo man die Heere im Kampfe begriffen vermutete, scholl kein Laut herüber: die Hauptstadt schien wie abgelöst von dem Hauptquartier, wo die Hoheit und Kraft des Staats wie sein Thun und Interesse sich vereint befand. Diese unerträgliche Dumpfheit, in welcher das stolze Verheißen einzelner Militärpersonen sich schon kleinlauter vernehmen ließ, gab alsbald mancherlei bangen Ahnungen, dann den verwirrendsten Gerüchten und unerforschlichsten Sagen Raum, und wurde zuletzt durch die gewaltigsten Schläge furchtbar aufgerissen. Die erste sichere Nachricht, die unsre erwartungsvollen Zweifel traf, war die von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld den ungünstigen Ausgang eines übereilten Gefechts, wie man sagt, nicht hatte überleben wollen. Nicht zu schildern ist der Eindruck, den der Verlust dieses liebenswürdigen, thatendurstigen, dem Heer und den Bürgern und auch den Frauen wohlbekannten Prinzen allgemein verursachte. Zwar wollten ihn auch jetzt manche Stimmen nur der Unbesonnenheit zeihen, ihm seinen frühen und, wie sie glaubten, nutzlosen Tod zum Vorwurf machen. Aber die Folge zeigte nur zu schrecklich, daß unter den Losen dieses Krieges einer Persönlichkeit wie der seinen kaum ein würdigeres beschieden sein konnte.“

Zur Freisprechung des heldenherzigen Prinzen von dem Vorwurfe, daß er dem Feinde bei Saalfeld allzu hitzig und vorschnell entgegengegangen sei, hat der



Tod Prinz Louis Ferdinands bei Saalfeld.

General Freiherr von Canitz geltend gemacht: „Wohlunterrichtete Männer behaupten, der Tadel der Unvorsichtigkeit sei dem tapfern Prinzen ganz mit Unrecht gemacht worden. Er habe sehr gut gewußt, wie die Sache stand, und nicht unüberlegte Kampfslust, sondern der ernste edle Entschluß, sich für das Wohl des Ganzen aufzuopfern, habe ihn bestimmt, dem Gefecht bei Saalfeld (10. Oktober 1806) nicht auszuweichen, in welchem er keinen Triumph suchte, aber ein ruhmgekröntes Grab.“ — So verschmähte er den ihm angebotenen Pardon; den Zuruf des französischen Husarenwachtmeisters Guindé beantwortete er mit einem Säbelhieb: er kämpfte, bis er den feindlichen Streichen erlag. Was ihn anfeuerte, war der Gedanke: er müsse herzhaft den Krieg anfangen, um alle weitere Unterhandlungen abzuschneiden und den heimlichen Gegnern Mut zu machen, sich für Preußen zu erklären. Hatte doch der König selbst schon vor mehreren Wochen den Entschluß ausgesprochen: er werde mit seinen Preußen und den verbündeten Sachsen den Kampf gegen Napoleon aufnehmen; dieser Schritt müsse geschehen, um das Mißtrauen der andern Mächte zu verscheuchen und sie aus ihrem unthätigen Verhalten herauszubringen.

Es war am 13. Oktober, einem Montage, als die erste Kunde vom Tode des Prinzen Louis Berlin erreichte und wie ein Lauffeuer durch die Hauptstadt ging. Zwei Tage vor des Kronprinzen Eintritt in sein zwölftes Lebensjahr. Welch trauriges Vorzeichen für ihn und seine Geschwister! Der Kronprinz hatte

um jene Zeit Herders „Cid“ gelesen, „mehrmals mit großer Bewegung und klugen Betrachtungen,“ wie Johannes von Müller berichtet. So begeistert war er für die romantische Gestalt des altspanischen, sein lebenlang Gott, seinem Fürsten und Vaterland getreuen Helden, des „zu guter Stunde geborenen, zu guter Stunde umgürteten Ritters,“ daß er einmal ausrief: ein neuer Cid müsse gegen den treulosen Korsen ziehen, wie der alte als Vorkämpfer gegen die Mauren. Was er so in jugendlicher Aufwallung hinwarf gegen den ihm seit der Verletzung des preußischen Gebietes verhaßten Franzosenkaiser, das sollten er und sein Bruder Wilhelm mit der Zeit verwirklicht sehen: erst aus der Ferne in dem Aufstande des spanischen Volkes, in welchem der heroische Geist seines alten Cid Campeador neu aufzuleben schien, zum Schrecken Napoleons und seiner auf der pyrenäischen Halbinsel schwer blutenden Heere; dann in nächster Nähe, als das Preußenvolk auf seines Königs Ruf sich wie ein Mann erhob zur Befreiung des Vaterlandes. Auch der im kühnen Reiterkampfe gefallene Prinz Louis, dessen hohe blondumlockte Gestalt die beiden älteren Königssöhne noch vor dem Ausmarsche gesehen hatten, war ein Campeador, wie der gleichzeitige Historiker Hormayr ihn schildert: „ein Löwe an körperlicher und geistiger Kraft, voll Vaterlandssinn, des Tyrannen Todfeind, Vordermann der Kriegspartei.“



Prinz Louis Ferdinand (bei Saalfeld) auf dem Paradebett.
Gleichzeitige Tuschzeichnung von L. Wolff.

Unter jenen Sagen, welche damals in Berlin aus der Flut wirrer Gerüchte auftauchten, um heute obenauf zu schwimmen und morgen von andern weggespült zu werden, war auch eine von dem Spuke der weißen Frau. Die Ahnfrau hieß

es — freilich erst nach dem Eintreffen der Trauerbotschaft von Saalfeld – habe durch ihr Erscheinen die tödliche Niederlage des Prinzen Louis angezeigt. Es lautete wie eine andere Lesart des Gerüchtes, das im vorjährigen Herbst von Baireuth aus in Berlin eingewandert war: einer der französischen Marschälle, die auf Napoleons Befehl dort den Durchmarsch erzwungen, habe sich im Baireuther Schlosse einquartiert. Mitten in der Nacht sei in dem roten Saale, wo er zu Bette gegangen, ein Gepolter und Aufschrei erschollen. Darauf seien seine Adjutanten aus dem Vorzimmer hineingeeilt, und wo habe der Marschall gelegen? Nicht im Bette, sondern am Fußboden, neben dem umgestürzten Gestell. Schreckensbleich habe er nur von einem bösen Traume gesprochen, aber noch in der Nacht das Schloß verlassen, und nicht lange nachher sei er in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz gefallen. Andern französischen Generalen sei es ganz ebenso ergangen, zuletzt dem Kaiser Napoleon selber. Der habe erst darüber gelacht; aber nach seinem Nachtquartier in dem unheimlichen roten Saale sei er des Morgens auffallend still und unwirsch gewesen, habe sofort den Befehl zum Abmarsch gegeben, und als er unten in den Reisewagen gestiegen sei, habe man ihn sagen hören: „Ce maudit château.“ — Dagegen berichtet J. v. Minutoli: erst im Frühjahre 1812, vor seinem Feldzuge nach Rußland sei dem Kaiser Napoleon jene vielerzählte Äußerung entfahren, als er am 15. Mai früh aus dem Baireuther Schlosse, wo er übernachtet habe, aufgebrochen sei, höchst schweigsam und übel gelaunt.

Ein Wiederhall der Berliner Sage aus jenen verworrenen Oktobertagen 1806 klingt aus der dichterischen Schilderung der „Weißen Frau,“ welche Christian Graf zu Stolberg 1814, nachdem sie „lange schon in Pultesschoß versteckt!“ herausgegeben hat:

„Geweiht zur Schlacht stand Preußens Heer,
Das Feldgeschrei erhebend,
Da wallet hin, da wallet her,
Halb schreitend und halb schwebend,
Die Weiße Frau! — Zwar alle schaun
Sie nicht, doch schleicht ein bebend Graun
  Durch aller Mark und Sehnen
  Den wackern Kriegessöhnen.
  Der Stärkste, herrscht der Seuche Keim
  In schwüler Luft, haucht so ihn ein. —
  Die ernste Wage schwebet,
  Sie schwebt, und aufwärts schwebet
  Ach Preußens Schal'! — Und bleicher stand
  Die Weiße Frau am Salas Strand.“

Schon Friedrich der Große hat in seinen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg geschrieben: „Nach einer gewissen Sage sollte sich jedesmal vor dem Ableben eines Prinzen aus dem Hause Brandenburg ein weißes Gespenst im Schlosse zu Berlin blicken lassen. Der verstorbene König (Friedrich Wilhelm I) ließ einen Schelm, der den Geist gespielt hatte, festnehmen und ihn züchtigen. Dies abschreckende Beispiel verbannte die Gespenster: von da an ließ sich keines mehr sehen, und den Leuten waren die Schuppen von den

Augen gerissen." — Neuere Geschichtschreiber haben die Beweise beigebracht, wie unhaltbar die Fäden jenes mythischen Gespinstes sind, durch die namentlich der Baireuther Rentsch in seinem „Brandenburgischen Cedernhain" die weiße Frau mit dem Burggrafen Albrecht dem Schönen und einer jung verwitweten Gräfin von Orlamünde zu verflechten versuchte. Immerhin sind die Sagen und Gerüchte, die damals wunderlich in den Köpfen spukten und eifrig von Mund zu Mund weiter erzählt wurden, Merkmale der Volksstimmung. Sie bekunden, wie die Saiten der Gemüter gespannt waren und wie sie unter dem Schicksalsschlage bebten. Aus eigener Erfahrung hat, als dieser Krieg ausgedonnert hatte, Jean Paul in Baireuth 1807 geschrieben, daß der Mensch im längsten Frieden nicht so viel Unsinn und Unwahrheit spreche, als im kürzesten Kriege, weil es in diesem beinahe keine Gegenwart gebe, sondern nur Angst und Wunsch und Hoffnung, diese Bürgerinnen und Seherinnen der Zukunft.

Das Königliche Palais, wo Prinz Wilhelm und seine Geschwister der Nachrichten von den Eltern harrten, blieb nicht unberührt von den Wellenschlägen der in der Hauptstadt hin und her flutenden Gerüchte. „Zu Tausenden (so berichtet ein höherer Staatsbeamter in jenen Tagen brieflich aus Berlin) versammeln sich die Menschen von früh an bis spät abends vor dem Hause des Gouverneurs, Ministers Grafen Schulenburg, vor dem Schlosse und vor dem Palais des Königs, kurz, wo sie etwas Neues zu erfahren glaubten, besonders auch vor der Post. Leute, die sich nicht kennen, reden einander an und fragen nach Neuigkeiten aus dem Felde. Steht man mit einem oder zwei Bekannten auf der Straße und spricht, so ist man bald von fünfzig umringt, die an der Unterhaltung über die einzig interessanten Begebenheiten des Tages teilnehmen wollen. Unterdessen verbreiten Privatbriefe bald gute, bald üble Nachrichten. — Unsre Mitbürger aus Potsdam, aus der Gegend von Brandenburg, aus Halle, aus Königswusterhausen meldeten, daß sie mehrere Tage hindurch einen fortwährenden schrecklichen Kanonendonner aus der Ferne gehört hätten. Graf Schulenburg, von Neuigkeitssuchern bestürmt, ließ nun Bülletins anschlagen, am Mittwoch und Donnerstag (15. und 16. Oktober), daß nach flüchtigen Nachrichten durch Hohenlohe ein Sieg erfochten worden; nachher, daß Privatbriefe aus Dresden übereinstimmten, und er, (Schulenburg) wenn gleich offizielle Bestätigung fehle, doch alle Ursache habe, zu vermuten, daß die Nachrichten gegründet seien."

So kam es, daß man am Geburtstage des Kronprinzen, am 15. Oktober, ja noch am 16. in Berlin nichts als Siegesjubel hörte. Alt und jung bis zu den Schulknaben herab riefen einander auf den Straßen zu: „Wir haben gesiegt, der Bonaparte ist geschlagen!" In der Behrenstraße, wo ein Menschenschwarm das Haus des Gouverneurs Grafen Schulenburg belagerte, hörte man fragen: „Aber weshalb läßt er denn nicht Viktoria schießen?" — „Er wird nur erst noch den Siegeskurier abwarten." Von Stunde zu Stunde hoffte man auf den Donner der Kanonen. Vor- und nachmittags (schreibt ein alter Berliner in seinen Jugenderinnerungen) lief ich mit meinem Bruder nach dem Lustgarten, um dem Abfeuern der Geschütze nahe zu sein, und höchst verdrießlich eilten wir weg, wenn dieser ersehnte Augenblick uns noch nicht lächelte, und die Schulzeit uns abrief.

Im Bürgerklub galt der Graf Schulenburg als engherziger Mann, daß er den Sieg nicht durch die Kanonen bekannt gemacht habe.

Wie in der Stadt, so auch bei Hofe ist die leider nicht wahre Siegesbotschaft gern geglaubt worden. Denn selbst der damalige Leibarzt der Königlichen Familie, Dr. Hufeland, schreibt: „Den 14. Oktober 1806 war die unglückliche Schlacht bei Jena; den 16. hatten wir nichts als Siegesnachrichten davon in Berlin und feierten mit Fichte (dem nachherigen Verfasser der „Reden an die deutsche Nation") abends ein frohes Siegesmahl. Den 18. früh 6 Uhr ward ich auf das Königliche Palais zur Königin gerufen, die in der Nacht vom Schlachtfelde angekommen war. Ich fand sie mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren. Sie kam mir mit den Worten entgegen: „Alles ist verloren. Ich muß fliehen mit meinen Kindern, und Sie müssen uns begleiten." Dies sagte sie mir um 6 Uhr, und um 10 Uhr saß ich im Wagen."

Sieben Jahre nachher, auch an einem 18. Oktobertage sieht der Franzosenkaiser, vor dem die Königin heute aus ihrer Residenz flüchtet, in der Riesenschlacht bei Leipzig seine große Armee geschlagen und sich selber so auf das stolze Haupt, daß er des Abends wie betäubt an seinem Wachtfeuer auf dem ihm untergeschobenen Holzschemel sitzt, während seine Generale und Adjutanten stumm und finster in die knatternde Flamme starren, die nahe, von Kugeln durchlöcherte Windmühle die Flügel hängen läßt und in kurzer Ferne der Strom des Rückzuges vorbeirauscht. Als Napoleon aus seiner Erschlaffung auffährt, staunt er seine noch immer lautlos dastehenden Generale mit großen Augen an, mit einem Blick, der zu sprechen scheint: Also auch nach eurer Ansicht mein Stern im Niedergange, mein Heer in Trümmern, meine Adler flügellahm, meine Krone hinfällig, mein Thron ein zerbrechlicher Schemel! —

Der Gouverneur von Berlin wird am 17. Oktober 1806, als der Rittmeister von Dorville mit der niederschlagenden Nachricht von Auerstädt her in der Hauptstadt eingetroffen war, dem Hofmeister der jungen Prinzen das Nämliche gesagt haben, was in einer der damaligen Bekanntmachungen ausgesprochen ist: es sei nicht zu verbergen, daß die Residenz wahrscheinlich in kurzem durch Kaiserlich französische Truppen besetzt werden dürfte. Er bestimmte den Erzieher Delbrück, mit den Prinzen noch vor der Königin Ankunft die Hauptstadt zu verlassen, um mit ihnen nach Schwedt an der Oder (dreizehn Meilen nordöstlich von Berlin) zu reisen und dort des weiteren gewärtig zu sein. „Graf Schulenburg (schreibt die mit Ihrer Majestät am Spätabend des 17. Oktober in Berlin eintreffende Oberhofmeisterin Gräfin Voß) erwartete die Königin schon im Palais, um ihr zu sagen, daß sie bereits am nächsten Morgen nach Stettin weiter gehen müsse. — 18. Oktober. Die Königin reiste mit den beiden Hofdamen ab. Ich blieb hier, um einzupacken und zu ordnen, was noch möglich ist. Aber wie wenig kann man fortschicken; das meiste muß doch hier bleiben. Man sagte, der König werde ankommen; aber er kam nicht. — 19. Oktober. Früh 6 Uhr reiste auch ich ab. Man sagte mir, die wenigen noch hier stehenden Truppen müßten eilends fort, weil man die Franzosen bereits erwarte." — An demselben 19. Oktober machte der

General Fürst von Hatzfeld, der Schwiegersohn Schulenburgs bekannt: der Gouverneur sei an diesem Tage mit den in Berlin stehenden drei Bataillonen und Stämmen von Regimentern ausmarschiert, in der Richtung auf die Oder, und er (Fürst von Hatzfeld) habe vorläufig das Gouvernement auf Wunsch der Vorsteher der Stadt übernommen. Bis dahin standen auf dem Dönhoffplatze (seitwärts von der Leipziger Straße) Kanonen aufgepflanzt und draußen vor allen Thoren Feldwachen, um einen plötzlichen Überfall durch feindliche Streifzügler zu verhüten. So nahe glaubte der Gouverneur schon den Vortrab der Franzosen. In seinem Reisewagen wurde er von Berliner Bürgern angehalten: er solle doch, schrieen sie, die Stadt nicht im Stiche lassen. „Aber ich lasse euch ja meine Kinder hier!" rief er ihnen aus dem Wagenfenster zu. Darauf ließen sie die Pferde los und ihn abfahren.

Die ersten Franzosen sind nicht eher als am 24. Oktober, vormittags 10 Uhr, also am siebenten Tage nach Delbrücks Abreise mit den jungen Prinzen, in Berlin eingerückt, von Tempelhof her durch das Hallische Thor: ein bunter Trupp reitender Jäger, Husaren, reitender Artilleristen und Gensdarmen, ungefähr zweihundert Mann. Sie ritten zunächst auf das Rathaus zu, nach welchem ihre erste Frage war: „Où est la municipalité?" Der befehlshabende französische Offizier ließ den Trupp vorm Rathause halten; er sagte dem da versammelten Magistrat an, daß der Divisionsgeneral Marquis von Hülin alsbald erscheinen werde. Gleich nachher fuhr der General in einem vierspännigen Wagen vor, ein Mann von hohem Wuchs und freundlichem Benehmen: man merkte ihm nicht an, daß er früher als eingewanderter Genfer Uhrmacher in Paris sein Brot verdient hatte. Im vorigen Jahre Kommandant von Wien, eröffnete er jetzt dem Magistrat, daß er vom Kaiser zum Kommandanten von Berlin ernannt sei. Tags darauf zog, ebenfalls durch das Hallische Thor, der Marschall Davoust in Berlin ein, der ehemalige Kamerad Napoleons auf der Kriegsschule zu Brienne, ein kleiner, erst sechsunddreißig Jahre alter, aber schon glatzköpfiger Mann. Die ihm am Thore dargereichten Schlüssel der Stadt wies er zurück: der Kaiser sei bereits in Potsdam, ihm möchten sie die Schlüssel übergeben. Nach andrer Lesart: „Behalten Sie Ihre Schlüssel, um sie dem größten Feldherrn der Welt, dem Kaiser Napoleon, zu überreichen. Seien Sie aber des Schutzes alles Eigentumes und der besten Mannszucht meiner Truppen versichert." Nicht so anspruchslos wie am Thore zeigte Davoust sich innen in der Stadt. Er legte sofort Beschlag auf alle Königlichen und städtischen Kassen, ebenso auf alle im Zeughause und sonst wo vorhandenen Waffen, Kriegsvorräte, Montierungskammern. Gerade seit sechsundvierzig Jahren, seit dem Oktober 1760, als Friedrichs Gegner nur wenige Tage in seiner Hauptstadt hausten, sah Berlin zum erstenmale wieder einen Feind in seiner Stadtmauer, sah ungefähr vierzigtausend Gewehre und fünfzig Kanonen im Zeughause, zweitausend Zentner Pulver im Pulvermagazin zu Moabit wie auf einem Präsentierteller den Franzosen entgegengebracht. Unbegreiflich für die Berliner, daß der Schwiegersohn Schulenburgs die Gewehre nicht beizeiten verschiffen ließ, das Pulver nicht vernichten. Auch die Königin hat darüber sich zu Stägemann geäußert: „Aber warum hat er denn die Gewehre nicht abfahren

lassen? Warum sie für den Feind als Beute zurückgehalten? Waren es etwa seine Gewehre?"

Als die Königin am 18. Oktober in Schwedt ankam und dort in dem alten Markgrafenschlosse abstieg, da eilten der Kronprinz und der Prinz Wilhelm der ersehnten Mutter auf der großen Treppe entgegen. Sie blieb stehen und umarmte ihre beiden ältesten Söhne, die sie hier und unter harten Schickungen zum erstenmale wiedersah seit jener Abreise mit dem König von Charlottenburg.

„Ihr seht mich in Thränen," sprach sie zu ihnen. „Ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat. Der König hat sich in der Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen müssen und müssen flüchten."

Noch andere Worte der Königin aus jenen herben Oktobertagen berichtet eine im Jahre 1808, also noch bei Lebzeiten Ihrer Majestät herausgegebene Druckschrift, worin erzählt wird: wie die Königin ihren Gemahl zur Armee begleitet, hier durch ihre Gegenwart alle Herzen entflammt und den König in eine Schlacht gehen sieht, welche das Schicksal des Vaterlandes und ihrer Familie entscheiden soll. Sie sieht ihn vielleicht zum letztenmale. Man höre schon kanonieren, heißt es, als sie am 14. Oktober in der fünften Morgenstunde aus Weimar aufbricht, um auf weiten Umwegen über Erfurt, Langensalza, Heiligenstadt, Braunschweig die Altmark zu erreichen. Hinter Weimar begegnen ihr Landleute, die mit ihren Habseligkeiten vom Dorfe nach der, wie sie meinen, vor den Franzosen sicherern Stadt flüchten: sie haben keine Ahnung davon, daß heute abend der Feind auch in Weimar hausen wird! — Gleich nachher, auf der raschen Weiterfahrt zerbricht



Königin Luise auf der Fahrt während der Schlacht bei Jena.

der geschlossene Reisewagen der Königin. Sie muß aussteigen. Sie setzt sich mit der einen Hofdame in die offene Kalesche des Kammerherrn von Buch, dieser sich auf den Bock, die Oberhofmeisterin mit der andern Hofdame in den Wagen der Kammerfrauen. Unterwegs nirgends eine sichere Kunde vom Schlachtfelde her. In Braunschweig, wo die Königin am zweiten Reisetage übernachtet, wird sie von schwarzen Gestalten empfangen: der anverwandte herzogliche Hof erscheint in tiefer Trauer um den bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis. Erst auf der Fahrt von Tangermünde (ihrem dritten Nachtquartier) nach Brandenburg ereilt sie die Schreckensbotschaft: die Schlacht sei verloren, der Oberbefehlshaber Herzog von Braunschweig schwer verwundet. — Dann in Berlin, wo die Königin am späten Abend einfährt, ihre Kinder auf Schulenburgs Drängen schon fort nach Schwedt. Dort soll sie Tags darauf in ihrem Herzeleid jene rührenden und erhebenden Worte zu ihren beiden ältesten Söhnen gesprochen haben:

„Ihr seht mich in Thränen. Ach, zerstört ist an einem Tage das Gebäude, an dessen Aufbau eure großen Ahnen zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Alles ist verloren! Der Glanz unsres Ruhmes scheint zergangen gleich jenem Nebel, der uns auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren dieser unglücklichen Schlacht verbarg. — Ach, meine Söhne, ihr seid schon in dem Alter, wo euer Verstand diese schweren Heimsuchungen fassen kann. Seid künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, dieser unglücklichen Stunde eingedenk. Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein. Handelt, entwickelt eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreit dann euer Volk von dem Drucke der Fremden. Denkt, wie einst euer Urgroßvater, der große Kurfürst, die Niederlage seines Vaters an den Schweden rächte bei Fehrbellin. Haltet euch rein von der Entartung dieses Zeitalters. Werdet Männer, Helden, würdig des Namens von Enkeln des großen Friedrichs."

Sind diese Worte von der Königin auch nicht genau so gesagt worden, auch nicht in jener Stunde des ersten Wiedersehens ihrer beiden ältesten Söhne zu Schwedt, im Kerne entsprechen sie doch den wahrhaft königlichen Gedanken, wie solche durch die eigenen Briefe Luisens beglaubigt sind. Jedenfalls hat Delbrück, der Erzieher der jungen Prinzen, Worte dieses Inhaltes von der Königin vernommen. „Denn (so hat Kaiser Wilhelm selbst erzählt) wir haben sie später ebenso von ihm zu uns äußern hören."

Alles sei verloren! Befürchtete das nicht auch Friedrich der Große in den ersten schweren Stunden nach der verlorenen Schlacht bei Kunersdorf? Niedergeschlagen schreibt er nach Berlin an seinen Minister Finkenstein: „Alles flieht in diesem Augenblick. Man wird wohl daran thun, in Berlin an seine Sicherheit zu denken. Die Wahrheit zu sagen, ich halte alles für verloren. Den Untergang meines Vaterlandes werde ich nicht überleben. Adieu für immer." — Die Königin und der Hof sind nach der Kunersdorfer Schlacht vor dem Feind aus Berlin nach Magdeburg geflüchtet. Aber über der öden Bauernhütte dort in Ötscher, wo der König auf Stroh übernachtet, schimmert doch noch Friedrichs Stern. Bald richtet der tief gebeugte Held sich frischen Mutes auf, wieder Feldherr für die gesammelten Trümmer seines Heeres, wieder König und Erretter für sein

Reich. Daran hat im Oktober 1806 Stägemann, der „preußische Tyrtäos," erinnert in seinen geharnischten Versen auf die Schlacht von Jena:

Kunersdorf, wie feuerfarben
Ehmals zu der Zeit der Garben!
Rot jedoch, wie du, entbrannte
Was sich Brandenburger nannte.
Und von solchen hinterlassen
Wären Enkel, die erblassen?

Friedrichs Ehre, die du droben
Hohen Sonnen eingewoben,
Leuchte durch die Wetterwolke,
Schild und Schwert dem treuen Volke!
Geisterstimme laß erschallen,
Wenn die alten Burgen fallen.

Wähnet nicht, die Sterne lügen,
Die den Schmuck zusammenfügen,
Weil, dem Höllenstrom entquollen,
Eure Donner um uns rollen;
Wähnt es nicht, Napoleone!
Unser Stern heißt: Preußens Krone.

Die Königin sowie der Kronprinz und Prinz Wilhelm fuhren von Schwedt aus am 19. Oktober die sechs Meilen weiter bis Stettin, wo sie nachmittags ankamen. Hier stiegen sie im Landständehause in der Luisenstraße ab, gegenüber dem Marmorstandbilde Friedrichs des Großen am Königsplatze. Mit welchen Gefühlen erblickten die tief gebeugte Mutter und ihre Söhne dort die weiße Heldengestalt auf dem schwarzen Gestell! War es doch, als sollte ihnen die alte Macht und Herrlichkeit Preußens noch einmal leibhaftig vor Augen stehen in jenem vor dreizehn Jahren durch die treuen Pommern errichteten Friedrichsdenkmale von Schadows Meisterhand. Damals das erste in seiner hohen künstlerischen Art, blieb es länger als ein halb Jahrhundert auch das einzige hervorragende Monument des großen Königs, der einmal zu seinem jungen Generalstabsoffizier Rüchel gesagt: „Das glaub' Er mir, setze ich mich vor meine Pommern und Märker, so jag' ich den Teufel aus der Hölle."

Es traf sich, daß an demselben 19. Oktober, wo Prinz Wilhelm in Stettin anlangte, auch die Erbprinzessin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar auf der Durchreise dort ankam, die Schwester des russischen Kaisers Alexander, die nachherige Mutter der deutschen Kaiserin Augusta.

Kurz vorher war es in Stettin bekannt geworden, daß die bisher noch bezweifelten Nachrichten von den Kriegsunfällen leider nur allzu wahr seien. Daher hier wie in Berlin sichtbare Bestürzung und Verwirrung. Hier wie dort Geschrei über Verrat. Namentlich wurde der Geheime Kabinettsrat Lombard durch bösen Leumund beschuldigt: er, ein Emporkömmling aus der französischen Kolonie in Berlin, halte es mit den Franzosen; in ihrem Solde habe er die Absendung dringender Depeschen nach St. Petersburg um ganze zwölf Tage verzögert,



Verhaftung Lombards.

damit die russischen Truppen nur ja nicht rechtzeitig den preußischen zur Hilfe kämen. Dies Gerede hatte schon in Berlin die Menge so gegen Lombard aufgereizt, daß man ihm zum Schutze seiner Person eine Wache geben mußte, bis er nach Stettin abging. Hier sah er sich, sobald sein verhaßter Name verlautete, von neuem bedroht. Er eilte in das Landständehaus zur Königin, um sich Ihrer Majestät vor und zugleich unter ihren Schutz zu stellen. Die Königin ließ ihn, im Beisein ihrer Söhne, durch den Platzmajor verhaften, sei es, weil auch sie dem als franzosenfreundlich verrufenen Mann nicht traute, oder nur zu seiner eigenen Sicherheit. Man trieb die Sache weiter, als die Königin wollte, erzählt der Minister Hardenberg in seinen Memoiren, Lombard wurde auf die Hauptwache gebracht und nicht milde behandelt. Von Küstrin aus erging dann der Befehl des Königs, den Gefangenen auf freien Fuß zu setzen, und in Kolberg, wohin Lombard zunächst ging, dort abermals vom Volke bedroht, wurde bei öffentlichem

Trommelschlag bekannt gemacht, daß er sich nichts habe zu schulden kommen lassen, und daß seine Arrestation durch einen falschen Verdacht veranlaßt worden sei. Doch blieb er nicht länger im Amte.

Die Königin mußte sich in Stettin wieder von ihren Kindern trennen. Sie fuhr am 20. Oktober mittags weiter nach Küstrin zu dem sie dort erwartenden König, während der Kronprinz und Prinz Wilhelm mit ihrem Erzieher ebenso, wie ihre jüngern Geschwister, auf die Weisung der Eltern die Poststraße nach Danzig einschlugen, ihnen nach einen Tag später die Oberhofmeisterin, den Königlichen Kindern von der Mutter nachgeschickt. „Furchtbare Wege, (schreibt sie unterwegs am 21. Oktober) große Schwierigkeiten, um vorwärts zu kommen und Pferde zu erlangen." Vier Tage darauf, den 25. Oktober: „Endlich mit vielen Aufenthalten in Danzig angelangt. Prinz und Prinzessin Solms (die Schwester der Königin) sind hier, aber gar keine Nachrichten von den Majestäten; man glaubt, daß sie noch in Küstrin sind." — „28. Oktober. Ich sah einen Brief von Massow, der sagt, daß die Franzosen am 24. in Berlin eingerückt sind, aber bis jetzt Ordnung halten. — 29. Oktober. Napoleon ist in Berlin." Der furchtbare Eindruck dieser Nachricht äußert sich in dem Herzensergusse, den die Gräfin Voß ihrem nächsten Tagebuchblatte (30. Oktober) anvertraut hat: „Die Unentschlossenheit, die Verblendung und die Unfähigkeit, die in den höchsten Stellen herrschen und selbst in der Umgebung des Königs, das ist unser größtes Unglück. Die Reiche dieser Welt mit ihrer Größe und Macht steigen eine Zeitlang empor und sinken dann wieder und verschwinden in dem Strom der Weltereignisse. Scheint es nicht, als wäre die Monarchie auf dem Punkt, in Trümmer zu zerschellen in diesem Sturm des Unglücks, wenn nicht ein Wunder kommt, uns zu retten? Nur Gottes starke Hand kann uns von diesem Übermächtigen befreien; will er helfen, dann ist alles möglich, aber mit unsrer Macht können wir nicht mehr siegen. Unsre Truppen sind gut; aber sie sind nicht wie die seinigen an den Krieg gewöhnt und im Kriege geschult, und er? Der Krieg ist sein Handwerk, er versteht ihn, und wir nicht. Auch er wird eines Tages untergehen, aber vielleicht zu spät für uns, zu spät für unser geliebtes Deutschland."

In diesem Sinne wird die greise Patriotin auch zu den jungen Königssöhnen gesprochen haben, von denen es dem Prinzen Wilhelm beschieden war, nicht allein den Untergang des ersten bonapartistischen Kaiserreiches, sondern auch den des zweiten zu sehen. — Am 27. Oktober in der vierten Nachmittagsstunde war es, als Napoleon an der Spitze seiner Garden, voran seine Mameluken, in Berlin einritt, von Charlottenburg her, wo er gestern abend um sechs Uhr aus Potsdam und Spandau eingetroffen war und heute morgen dort im Schlosse besonders die Zimmer der Königin besehen hatte, die in ihrem Schreibepult aufgefundenen Papiere eifrig durchwühlend. Und gleichfalls an einem 27. Oktober, dem des Jahres 1870, wird es geschehen, daß König Wilhelm der Königin Augusta telegraphisch mitteilt: „Diesen Morgen hat die Festung Metz kapituliert. — Heute nachmittag wird die Armee und Garnison das Gewehr strecken. — Dank der Vorsehung!"

Am Abend des 27. Oktober 1806 sahen die Berliner einen französischen Biwak vor dem Schlosse, wo Napoleon sich einquartiert hatte, in den Kammern König Friedrich Wilhelms II, nach dem Lustgarten zu. „Der ganze Mittelraum des bis dahin sorgsam geschonten Rasens (schreibt ein Augenzeuge) und selbst der Straßenplatz nach dem Schlosse hin war bedeckt mit unzähligen hellflammenden Wachtfeuern, um welche her die kaiserliche Garde in tausend Gruppen munterer Fröhlichkeit und Geschäftigkeit sich bewegte. Die mächtigen Feuer beleuchteten taghell die prächtigsten, schönsten Leute, die blanksten Waffen und Kriegsgeräte, die reichsten, bunten Uniformen, in deren sich tausendfältig wiederholendem Rot, Blau und Weiß die französischen Nationalfarben in die Augen traten. Ungefähr zehn tausend Mann waren in diesem lodernden Biwak in Bewegung, den das matter beschienene Schloß düster begrenzte. Sie sangen, tanzten und schmausten bis tief in die Nacht hinein; dazwischen rückten kleine Abteilungen in strengster kriegerischer Haltung mit Trommeln und Musik zum Dienst aus und ein. Die Garden blieben noch viele Tage und Nächte hier gelagert; aber jenem ersten Abend kam kein folgender gleich: die Feuer brannten mäßiger, die Truppen wurden zum Teil anderweitig untergebracht. Das Ganze verlor sich endlich in eine geringe Mannschaft Reiterei, die neben ihren Pferden hier zum Aufsitzen fertig ihr Nachtlager hielten. Für die Sicherheit des Schlosses konnte die zahlreiche Hauptwache im innern Schloßhof völlig genügend dünken." —

Aber nicht allein aus der vom Feinde besetzten Hauptstadt wurde die Königliche Familie von niederdrückenden Botschaften verfolgt, auch von den noch im Felde stehenden Truppen und den Festungen verlautete Erschreckliches. Am 1. November schreibt die Gräfin Voß in Danzig, wo sie mit Mühe und Not den Haushalt für die Königlichen Kinder eingerichtet hat: „Es heißt, daß der Prinz Hohenlohe bei Prenzlau gezwungen worden sei, zu kapitulieren und mit allen seinen Truppen sich gefangen zu geben! — Die Prinzessin Radziwill (die Schwester des bei Saalfeld verbluteten Prinzen Louis) ist heute angekommen und sagt, da der König gar keine Truppen mehr habe, müsse er Frieden schließen. Die Franzosen müssen schon seit dem 30. in Stettin sein. (Die Festung Stettin, als Schlüssel zu Pommern und Westpreußen geltend, hatte dem Feinde die Thore geöffnet, nach dem schlechten Beispiele der Festungen Erfurt und Spandau, dem am 1. November Küstrin folgte, neun Tage darauf Magdeburg, das starke, im dreißigjährigen Kriege monatelang gegen Wallenstein, Pappenheim und Tilly standhafte Bollwerk!) Alle Nachrichten sind entsetzlich. Es scheint, die heilige Vorsehung hat beschlossen, uns vollkommen zu vernichten; ihre Wege sind nicht unsre Wege."

In welcher Seelenstimmung verließen der Kronprinz und Prinz Wilhelm Danzig nach zehntägigem Aufenthalt! Am 3. November traten sie ihre Weiterreise nach Königsberg in Preußen an. Dort in der Weihestadt des preußischen Königtums, in dem alten Ordensschlosse der deutschen Ritter harrten sie der Ankunft der Eltern länger als vier Wochen in dieser Unglückszeit, wo eine erschreckende Nachricht die andere zu überbieten drohte und, als wäre die Wahrheit noch nicht furchtbar genug, auch böse Gerüchte „der Menschen Ohr mit falscher

Zeitung stopften.“ Schon in den ersten Novembertagen hieß es: Napoleon werde seinen Bruder Jerôme zum König von Preußen und Polen machen. Dann das auch von der Oberhofmeisterin verzeichnete Gerede: „Napoleon soll in Charlottenburg einen Brief gefunden haben, den die Königin dort gelassen oder der, wie man sagt, hinter ein Sofakissen geglitten und unbemerkt dort verborgen geblieben war, und dieser Brief hat ihn ganz wütend gemacht.“ — Im Gegensatze dazu wieder Gerüchte von friedfertigen Briefen Napoleons an den König, von Waffenstillstand und nahem Frieden. Gleich hinterher voreilige Sagen von der ungeheuern Heeresmacht der den Preußen über die Memel her zur Hilfe ziehenden Russen, indes diese zunächst nicht viel über 50000 Mann stark waren. Wie oft wuchsen neue Stürme gerade aus den Winden, mit denen tröstliche Gerüchte segelten. Und wie in Berlin so in Königsberg erzählte man sich von bösen Vorzeichen in Gestalt eines jener Nachtvögel, die den alten Römern in ihren Auspizien als Unglücksboten galten. Ehe der Krieg an der Saale entbrannt war, sah man auf der Pregelinsel in Königsberg, auf dem Kneiphofe Tag vor Tag einen mächtigen, schwarz geflammten Uhu hoch oben am Dome in einem Mauerritz sitzen, manchmal auch auf dem Schlosse und an dem schon aus seiner lotrechten Stellung weichenden Turme der Altstädtischen Kirche. Des Nachts aber hörte man den dumpfen, schauerlich durch das Dunkel heulenden Schrei der unheimlichen Adlereule, wenn sie mit schwerem Flügelschlage die Kirchen und das Schloß umkreiste. Doch des einen Eule ist des andern Nachtigall: dies Sprichtwort bewahrheitete sich auch hier. Denn im hellen Gegensatze zu den abergläubischen Leuten deuteten andere Königsberger den Uhu in einen Glückvogel um, daran erinnernd, daß ja die alten Griechen gerade die Eule als einen ihrer Kriegs- und Siegesgöttin heiligen und glückverheißenden Vogel verehrt hätten. So stark war das Vertrauen der Königsberger Patrioten auf die preußischen Waffen, daß der greise Kriegsrat Scheffner, den in der Folge die Königin Luise in ihren Kreis zog, beim Ausbruche des Krieges mit jedem wetten wollte auf die Gewißheit des ersten preußischen Sieges. Dem Uhu zum Trotz! Nun in den Trübsalen der Niederlage befragt: ob er die vielbesprochene Eule denn noch für eine gute Vorbedeutung halte, entgegnet Scheffner: „Ja, wie ein alter Grieche, der auf junge Spartaner rechnet!“ Wie wenn der greise Scheffner „durch seinen freien, genialen, vielseitig gebildeten Geist“ – so schildert ihn Hufeland – ein Hellseher in die Zukunft gewesen sei. Denn im Befreiungsjahre 1813, wo Preußen dem Franzosenkaiser die schlagende Antwort auf 1806 gibt, schreibt Ernst Moritz Arndt: „Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen: jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungsplatz und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse ward eine Waffenschmiede.“ — Bis dahin aber sollten Preußens Königshaus und Volk noch böse sieben Jahre verleben. In Berlin diente das ausgeplünderte Zeughaus den Franzosen als Feldschmiede; gegenüber vom Palais des Königs, der mit seiner Familie nicht mehr dort residierte, konnte man sehen, wie der Rauch aus allen Fenstern des nicht mit Schornsteinen versehenen Zeughauses herausdampfte. —

Zu den Sorgen um Vater und Mutter kam für die ältern Königskinder noch die Angst um ihre jüngern Geschwister. In Danzig war ihre jüngste Schwester, die dreijährige Prinzessin Alexandrine erkrankt: sie mußte drei Tage länger dort liegen bleiben. In Königsberg wurde nun ihr jüngster Bruder, der fünfjährige Prinz Karl vom Nervenfieber befallen. Die Oberhofmeisterin, die mittags mit den Königlichen Kindern zusammen aß und sie des abends immer bei sich hatte, schrieb am 14. November: „Gott wolle nur, daß wir hier bleiben können. In dieser Jahreszeit und bei diesem Wetter wäre es mit den armen kranken Kindern schrecklich, noch weiter zu müssen.“ – Zwei Tage später: „Ich hatte einen Brief der Königin, sie schreibt sehr gebeugt. Die Posener haben sich dem (durch Napoleon angestifteten) Aufstand angeschlossen, aber die Bromberger nicht. Die Majestäten haben Graudenz nicht verlassen. Man spricht von Frieden – was soll aus uns werden? Barmherziger Gott, hilf, ach hilf uns! Hufeland ist bei der Prinzessin Wilhelm in Danzig: ich schickte eine Stafette an ihn, daß er für den kleinen Prinzen Karl herkommen müsse.“ – Der Leibarzt fand bei seiner Ankunft in Königsberg den jüngsten Königssohn dem Tode nahe. Er konnte ihn nur durch ein gewagtes, aber heilsames Kräuterbad am Leben erhalten. Die kleine Kousine der Prinzen war ebenfalls in Danzig schwer erkrankt. Auch Prinz Wilhelm sollte nachher nicht verschont bleiben.

Endlich, am 9. Dezember, sahen Mutter und Kinder einander wieder. Die Königin kam aus der kleinen, zwanzig Meilen von Königsberg entfernten Kreisstadt Ortelsburg. Dort auf dem alten Jagdschlosse der deutschen Ordensritter war es, wo sie am fünften Dezember die Verse Goethes in ihr Tagebuch schrieb:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Sechs Jahre nachher, 1812, gleichfalls am fünften Dezember verläßt Napoleon in Smorgoni die Trümmer der von ihm nach Rußland ins Verderben geführten großen Armee. Vor seiner insgeheim eingeleiteten Abfahrt betraut er seinen Schwager Murat mit der mißlichen Würde des Oberbefehls. Verhüllt reist er unter dem Namen seines Großstallmeisters, des Herzogs von Vicenza, während dieser (General Caulaincourt) in eigener Person neben ihm sitzt, vorn auf dem Bock des fliehenden Franzosenkaisers ein Mameluk und ein Kapitän seiner polnischen Gardelanzenreiter. —

Die Königin sagte den Kindern: der König hoffe ihr bald nachkommen zu können. Alles, was noch von preußischen Truppen im Lande sei, werde gesammelt, um dann vereint mit dem russischen Heere von frischem gegen die Franzosen zu kämpfen. Schon Tags darauf wurde die Familie des Königs durch sein Eintreffen in Königsberg freudig überrascht. Sieben Wochen und was für verhängnisvolle waren vergangen, seit sie den Vater nicht gesehen hatten. Wie mögen ihre Herzen für ihn gebebt haben, als der Kronprinz und Prinz Wilhelm hörten: welche Gefahren der König persönlich mit seinen Kriegern

geteilt, wie ihm bei Auerstädt das Pferd unter dem Leibe erschossen worden, als er dort das Regiment Königin-Dragoner, das Regiment ihrer Mutter, zum Angriff führte, und wie er dann auf dem bedrängten Rückzuge nach Sömmerda seinen festen Entschluß geäußert, sich im Notfalle mit Blücher durchzuschlagen und lieber im Reitergefecht zu fallen, als lebendig in Gefangenschaft. Hatten seine Kavallerieoffiziere doch schon den Befehl, sich beim ersten Schuß auf den Feind zu stürzen.

Der kurzen Freude dieses Wiedersehens in Königsberg sollte neues Leid folgen. Wenige Tage darauf erkrankte die Königin am Nervenfieber. „In dieser schweren Krankheitszeit (schreibt die Oberhofmeisterin am 28. Dezember) habe ich den Mut meiner teuern Königin und ihre völlige Ergebung in den Willen Gottes wieder recht erkannt. Ihr Leben ist ihr selbst nur von Wert um ihres Mannes und ihrer Kinder willen, und die vollständige Hingabe ihres Willens in den Ratschluß des Allerhöchsten gibt ihr diese große Geduld und diesen innern Frieden.“

Am vorletzten Tage 1806, dieses seit dem Oktober für Preußen so unheilvollen Jahres, lautet es in den Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin: „Große Freude! Bennigsen (der russische Heerführer) hat gegen die Franzosen am 26. bei Pultusk eine mörderische, aber siegreiche Schlacht geliefert. Herr von Wrangel kam als Kurier. Wir waren alle tief gerührt, und der geliebte König sagte es auf eine so hübsche Weise, daß es uns doppelt ergriff. Dann sagte er es der teuern Königin, und sie war so glücklich.“

Gleiche Siegesfreude in der Stadt wie auf dem Schlosse. Unter den Fenstern des Königs und der Königin Volksjubel und ein zu ihnen emporbrausendes Lebehoch. Noch unter dem frischen Eindrucke dieser frohen Botschaft glaubte man das neue Jahr feiern zu können, im Gegensatz zu den letzten düstern Weihnachten, wo die Königin so schwer im Fieber darnieder lag, daß der König keine Christbescherung gewollt hatte. Er, der sonst selbst die Festgaben für Frau und Kinder ausgesucht, sich schon vorher auf den Augenblick ihrer fröhlichen Überraschung gefreut hatte. Zur Adventszeit vor jenen betrübten Weihnachten 1806 hat Max von Schenkendorf, der Schwan von der Memel, gesungen:

Komm nieder aus der Jungfrau Schoß,
O Kind aus Himmelsauen!
Es sehnt sich alles, klein und groß,
Ins Antlitz dir zu schauen,
Es schmachtet deinem Segen
Die Erde, Herr, entgegen.

Dich rufen Leid und Klageton,
Dir winkt ein Meer von Thränen,
Und leise Seufzer, kaum entflohn
Bescheidnem bangem Sehnen,
Zum Retten, zum Befreien,
Das Alte zu erneuen.

Am Neujahrstage 1807 wußte der König wohl schon, daß die Franzosen sich ebenso, wie die Russen, den Sieg zuschrieben nach jenem blutigen Kampfe

bei Pultusk, wo sie noch des Abends unter winterlichem Sturmwind und Hagel bei Leuchtkugeln und brennenden Dörfern aufeinander losgegangen waren. Als Prinz Wilhelm morgens seinen Neujahrswunsch dem Vater darbrachte, sagte der König mit dem ihm eigenen freundlichen Ernste zu seinem zweiten Sohne:

„Es kann kommen, daß an deinem Geburtstage keine Gelegenheit ist, dich ordentlich einzukleiden; denn ihr müßt nach Memel. So ernenne ich dich heut schon zum Offizier. Da liegt deine Interimsuniform."



Der erste Offiziersrock. 1807.

Der König zeigte dabei nach einem Tische hin. Dort fand Prinz Wilhelm den für ihn bestimmten Interimsrock, wie ihn zu jener Zeit die preußischen Gardeoffiziere trugen, eine Art Frack mit breitem rotem, aber nicht steifem, sondern umgeschlagenem Kragen. Auf diesem Rock lagen in ebenso verkleinertem Maßstabe Offizierdegen und Stock, dazu der dreieckige Filzhut mit dem röhrenförmigen schwarzweißen Federbusch. Auch einer der damals üblichen weißen Zöpfe mit schwarzer Schleife soll sich zum Einbinden in das noch zu kurze Haar gemeldet haben. — Dort in Berlin, daheim im Vaterhause, hatte Prinz Wilhelm an jenem frohen Weihnachtsabend 1803 seine erste Uniform als Rekrut unter dem freudenlichten Tannenbaume gefunden. Hier im Schlosse zu Königsberg, das nun auch schon keine sichere Zuflucht mehr zu bieten schien, empfing er am 1. Januar 1807 den ersten Offiziersrock, bereits vor Ablauf seines zehnten Lebensjahres, also früher als die andern Königlichen Prinzen in das Heer eintretend.

In seiner neuen Uniform und im Schmucke des heute zum erstenmale an seiner Brust leuchtenden Sternes zum schwarzen Adlerorden stellte er sich dann dem König vor, während die Königin noch auf dem Krankenbette lag. Darauf erschien er mit dem König bei dem Neujahrsgottesdienste in der Schloßkirche, an jener heiligen Stätte, wo in der alten Ordenszeit die deutschen Ritter mit dem schwarzen Kreuz auf dem weißen Mantel ihre Versammlungen hielten, sie, die standhaften Streiter für Christentum und Deutschtum, die sich einst in den weit ausgestreckten Ästen der eroberten heiligen Eiche von Thorn wie in einem Turm wehrten: „in den Fahnen hoch das Kreuz."

Am 3. Januar 1807 reiste Prinz Wilhelm mit seinen Geschwistern den Eltern voraus nach Memel. Auf die Nachricht, daß Königsberg durch die immer näher rückenden Franzosen bedroht sei, erklärte die Königin fest entschlossen: „Ich will

lieber in die Hände Gottes fallen, als in die dieser Menschen." Am 5. Januar mittags machte sie sich auf. „Bei der heftigsten Kälte (so berichtet der sie begleitende Leibarzt Hufeland), in dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber wurde sie in den Wagen getragen und zwanzig Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel geschafft. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee auf ihr Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden! Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig; statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer; zum erstenmal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an."

Am 8. Januar nachmittags erreichte die kranke Königin Memel. Dem König, der ihr hierher vorausgefahren war, und ihren die Mutter begrüßenden Kindern sagte sie: sie fühle sich wohler, nur noch nicht bei Kräften. Sie ließ sich aus dem Reisewagen durch den Schnee die Treppen hinauf tragen. Aber von Tag zu Tag erholte sie sich mehr. Eine Woche später konnte sie wieder ausfahren. Am 28. Januar sah sie zu Wagen bei Tauwetter und freundlichem Sonnenschein ein neu hergestelltes pommersches Bataillon, das unter den Augen des Königs, des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm in Memel einmarschierte. Am 10. Februar, wo sie zum erstenmale zu Fuße ausgehen konnte, hatte sie den



Flucht der kranken Königin nach Memel.

freudigen Anblick des französischen Adlers, der in der Schlacht bei Preußisch-Eylau von den Towarczys erobert worden, von denselben preußischen Lanzenreitern, deren Uniform sich Prinz Wilhelm vor anderthalb Jahren in Berlin gewünscht und damals dort von dem Vater geschenkt bekommen hatte. Nach jener mörderischen Schlacht bei Eylau, wo Ströme Blutes den frischen Schnee röteten, wo auch Preußens Schwert die Scharte von Jena schon wieder auszuwetzen begann, schrieb Napoleon sich zwar den Sieg zu, zugleich aber einen lockenden Brief an Friedrich Wilhelm III: „um den Zeitpunkt einer dauernden Freundschaft herbeizuführen.“ Der General Bertrand, Generaladjutant und Vertrauter des Kaisers der Franzosen, überreichte in Memel dies eigenhändige Schreiben Napoleons und bot ihm in dessen Auftrage den Frieden an: der Kaiser der Franzosen setze einen Ruhm darein, den König von Preußen in seine Lande und Rechte zurückzuführen: auch wolle er (Napoleon) sich ohne Vermittelung irgend eines andern den Dank dafür verdienen. Übereinstimmend damit schreibt Napoleon in einem zweiten Briefe aus seinem kaiserlichen Lager Osterode (26. Februar 1807) an den König: „Ich wünsche, dem Unglück Ihres Hauses und Ihrer Völker ein Ende zu machen, und die preußische Monarchie schnell wiederherzustellen: ihre Macht, zwischen zwei großen Reichen liegend, ist eine Notwendigkeit für die Ruhe von ganz Europa.“ Doch der edlen rechtlichen Denk- und Handlungsweise Friedrich Wilhelms III widerstand es, sich von seinem Bundesgenossen, dem Kaiser Alexander zu trennen. Bertrand („er besitzt mein ganzes Vertrauen,“ schrieb Napoleon dem König) äußerte den dringenden Wunsch, der Königin vorgestellt zu werden. Darauf bei Ihrer Majestät vorgelassen, hat der französische General als Sprecher seines Kaisers die Stirn, der Königin ins Gesicht zu sagen: Napoleon hoffe, sie werde allen ihren Einfluß anwenden, den Friedensabschluß zu beschleunigen und kein ungerechtes Vorurteil mehr gegen ihn nähren. Auf diese kecken Worte entgegnet ihm die Königin mit ruhiger Würde: „Über Krieg und Frieden haben die Frauen nicht mitzusprechen.“

Prinz Wilhelm, in jenen Memeler Tagen, wird ihn auch gesehen haben, diesen vielgenannten General Bertrand, der in der Revolutionszeit damit anfing, als Freiwilliger der Pariser Nationalgarde die Tuilerien und die Königliche Familie gegen die anstürmenden Mörder der treuen Schweizergarde zu verteidigen, dann in das französische Heer trat und Napoleon nach Ägypten begleitete, wie in der Folge nach Elba und St. Helena. Auf Bertrands damalige Sendung nach Memel bezieht sich das, was die Königin fünf Monate später nach dem herben Tilsiter Friedensschlusse an Frau von Berg geschrieben hat: „Dennoch ist der König größer, als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen. Jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen — das ist mein fester Glaube.“

Prinz Wilhelm war am Sonntag, den 8. Januar, mit seinen Eltern und Geschwistern zur Kirche gegangen, um dem Dankgottesdienste für die Genesung der Königin beizuwohnen. Vierzehn Tage nachher saß die Mutter an seinem

Krankenbette. Kurz zuvor war ihr eine treue Dienerin am Nervenfieber gestorben. Nun in der Angst ihres Herzens um den geliebten Sohn äußert sie leise zu dem Leibarzt: wenn es nur nicht auch das böse Fieber werde! Der junge Prinz fröstele, könne vor Kopfschmerz kaum die Augen aufthun und nicht schlafen, wie matt er sich auch fühle. Gerade so habe es vor zehn Wochen bei ihr angefangen. „Bedenken Sie, Hufeland, er ist von so zarter, schwächlicher Natur.“ — Der Leibarzt sagt ihr zum Troste: ein ausgesprochener Typhus sei es noch nicht: aber auch solchen überständen schwächliche junge Personen oft leichter, als vollkräftige, sonst gesundere Erwachsene. Mit Gottes Hilfe hoffe er den jungen Prinzen durchzubringen. Ihr jüngster Sohn sei ja in Königsberg schon aufgegeben gewesen und dennoch genesen. Von ihrer eigenen Errettung aus der Gefahr des Todes mochte Hufeland nicht sprechen, er, der in der harten Not jener Memeler Tage wieder beten gelernt hat, wie er selber schreibt: „Zum erstenmale seit meiner Jugend, also seit dreißig Jahren, las ich wieder das Wort Gottes vom Anfang bis zu Ende durch, und ich fühlte die Kraft Gottes. Mein Glaube wurde von neuem erweckt, gestärkt, christlich befestigt.“

Es war wirklich das von seiner Mutter so gefürchtete „böse Fieber“, das bei dem jungen Prinzen zum Ausbruche kam. Auch die Oberhofmeisterin berichtet über die Krankheit und deren günstigen Verlauf in ihren meist knapp gehaltenen Tagebuchblättern: „24. Februar. Der arme Prinz Wilhelm hat nun auch das Nervenfieber. — 28. Februar. Der Prinz Wilhelm ist besser, es hat keine Gefahr mit ihm. Die Königin und wir alle gingen trotz der harten Kälte zur Kirche. Es war das Dankfest für den Sieg bei Preußisch-Eylau. Abends kamen vierhundert Gefangene an, von Russen eskortiert, die man über Nacht in der reformierten Kirche unterbrachte und andern Morgens weiter führte. Mit der Königin und den kleinen Prinzessinnen spazieren gegangen. Der Prinz Wilhelm ist viel besser. — 4. März. Die Königin bringt jetzt immer den Nachmittag bei dem Prinzen Wilhelm zu. — 10. März. Geburtstag meiner geliebten Engelskönigin! Sie ist nun einunddreißig Jahre alt geworden, war heute recht matt, aber doch wohler als gestern. — 15. März. Abends großer Thee bei der Königin, wo auch alle königlichen Kinder waren, man machte Musik, und die guten Kinder tanzten ein Weilchen! — 22. März. Geburtstag des kleinen Prinzen Wilhelm. König und Königin gingen früh schon zu ihm in seine Wohnung (im Hause des Kaufmannes Argelander); ich schenkte ihm einen großen Krug. Wir aßen ihm zu Ehren im großen Saal mit Radziwills, der Herzogin von Württemberg (Schwester des ebenfalls in Memel erkrankten Herzogs von Koburg), allen Prinzen, den Offizieren der Gardes du Corps, dem Prinzen von Oranien und allen Herrschaften.“

An diesem Geburtstage empfängt Prinz Wilhelm aus des Vaters Hand das Patent als Fähnrich bei der Garde zu Fuß, deren zerrissene Glieder der König in Memel sammelt und neu zusammenstellt, freilich zur Zeit erst in zwei Kompanieen. Dienst aber darf der junge Gardefähnrich noch nicht thun; nicht eher, als bis er von seiner Krankheit völlig wieder zu Kräften gekommen sein wird. Auch des Königs sonst feste Gesundheit ist jetzt erschüttert. Drei Tage

vor des Prinzen Geburtstag schreibt die Oberhofmeisterin: „Der arme König war unwohl und sah sehr übel aus." Und am 24. März: „Der König braucht eine Kur und darf nicht mit uns essen."

Der 22. März 1807, an dem Prinz Wilhelm in sein elftes Lebensjahr schritt, war ein Palmsonntag! Seine Mutter, die am Karfreitage zum heiligen Abendmahl ging, die leidvolle Königin fühlte vielleicht, was späterhin eine edle deutsche Dichterin aussprach in ihrem Palmsonntagsliede:

Den Boden will ich streuen
Mit Palmen ganz und gar,
Mein Leiden dir zu weihen,
Was ich in diesem Jahr
Oft still, oft schwerer trug.
Es liegt zu deinen Füßen,
Es soll mich nicht verdrießen,
Dein Will' ist mir genug!





Viertes Kapitel.

Noch in Memel.

Acht Tage nach der Geburtsfeier des Prinzen Wilhelm in Memel, am Ostersonntage 1807 wurden der König und die Königin, als sie aus der Kirche nach Hause kamen, durch die erfreuliche Nachricht überrascht: der Kaiser Alexander wolle sie auf der Reise zu seiner Armee am 2. April besuchen, während sein Bruder, der Großfürst Konstantin, die zur Verstärkung seines Kriegsheeres heranmarschierenden russischen Garden über das Eis des Niemen führen werde. Der König eilte am 1. April früh seinem Bundesgenossen entgegen. Er traf ihn bereits in Polangen, unweit der preußischen Grenze, und kehrte von dort des Nachmittags nach Memel zurück, wo der Kaiser morgen eintreffen wollte. Bei Alexanders Ankunft stand auch die Leibkompanie des Königs in Parade; allein ihr jüngster Offizier, Prinz Wilhelm, war von seiner Krankheit noch nicht so weit hergestellt, um seinen Fähnrichsdienst zu thun, zumal bei dem noch winterlich rauhen Wetter. Des Abends war die Stadt zu Ehren des Kaisers festlich erleuchtet. Auch die Fenster des Argelanderschen Hauses, wo die jungen Prinzen eine Treppe hoch wohnten, blickten wie helle Augen auf die Straße hinunter, durch welche die Majestäten fuhren, um sich die Illumination anzusehen, während der neu ernannte Fähnrich oben das Zimmer hüten mußte.

Von Memel aus reisten der König und die Königin am 4. April nach Kydullen bei Georgenburg am Niemen. Dort führte der Kaiser selber seine Garden dem König vor. Er schloß ihn in seine Arme und rief unter Thränen: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder wir beide zusammen oder keiner von uns beiden.“ — Die Königin fühlte sich wie neubelebt. Sie ging auf des Königs Wunsch am 10. April von Kydullen nach Königsberg, während er mit dem Kaiser weiter nach Bartenstein an der Alle reiste. Hier im Hauptquartiere der gegen Napoleon Verbündeten schlossen Preußen, Rußland und England einen neuen Allianzvertrag. Seine Ziele waren im wesentlichen

dieselben, welche erst späterhin durch den Befreiungskrieg, dann aber desto herrlicher errungen werden sollten.

Königsberg schien jetzt vor dem Feinde gesichert. Die Königin hoffte, sie könnte ihre Kinder bald aus Memel hierher nachkommen lassen. Napoleon lagerte seit dem blutigen Tage von Eylau ruhig in Ostpreußen. Er wollte die Lücken seines Heeres erst durch frische Scharen ausfüllen. Das feste Danzig fiel am 24. Mai nach tapferm Widerstande, seit beinahe zwei Monaten vom Feinde hart und härter bedrängt. Freien Abzug mit Waffen und Gepäck, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel hatten die Verteidiger Danzigs sich ausbedungen; nur durften sie ein Jahr lang nicht gegen Frankreich und seine Bundesgenossen dienen. Der König ging nach Königsberg, um hier bei der Königin seine Krieger aus Danzig zu erwarten und ihnen zu danken. Auf seine Weisung reiste die Königin, da neue blutige Kämpfe bevorstanden, wieder nach Memel zu den Kindern. Ihr um so lieber, als dort die kleine vierjährige Prinzessin Alexandrine an den Masern krank lag. Bei den schweren Sorgen um das Vaterland, die sie dem König tragen half, schien auch die Bekümmernis bald um das eine, bald um das andere ihrer Kinder ihr Mutterherz nicht loslassen zu wollen. Zu ihrer Freude sah sie bei der Ankunft in Memel am Abend des 10. Juni die kleine Prinzessin nicht mehr bettlägerig; dagegen fand die Oberhofmeisterin, daß die Königin in den zehntehalb Wochen seit ihrer Abreise „ein bißchen magerer geworden, übrigens leidlich wohl, aber voller Sorgen." Die folgenden Junitage verliefen zwischen Fürchten und Hoffen, was der wieder in Ostpreußen entbrannte Krieg, dann der Waffenstillstand bringen würde. Waren auch die beiden ältesten Königssöhne damals noch in zu jungen Jahren, um das Unglück, diesen „Himmelsstrich für Menschengröße" in seinem ganzen Umfange ermessen zu können: es bewährte sich doch an ihnen, was die Königin selber geschrieben hat:

„Für unsre Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an den öftern Thränen der Mutter."

Mit ihren ältesten Söhnen freute sie sich bald nach ihrer Ankunft in Memel über einen neuen Sieg, den der russische Oberbefehlshaber von Bennigsen gewonnen haben wollte. Was für schmerzliche Enttäuschungen die Königliche Familie erlebte bei den Vorspielen des Friedens, der dann in Tilsit von Napoleon mit Alexander abgekartet wurde, das bezeugt die Gräfin von Voß in den Aufzeichnungen, die sie unter den frischen Eindrücken jener Tage zu Papiere gebracht hat: „12. Juni. Bennigsen hat die Franzosen bei Heilsberg besiegt, und unsre Truppen haben sich herrlich geschlagen. Die Königin war ganz außer sich vor Freude; der König schreibt sehr glücklich über diesen Sieg. — 13. Juni. Meine teure Königin ist so glücklich! Sie ging mit den Königlichen Kindern eine englische Fregatte besehen, der Kapitän führte sie in einer Schaluppe hin, das Wetter war sehr schön, aber schwül; man empfing sie mit einem Dejeuner auf dem Schiffe. — 14. Juni. Die Königin kam früh zu mir in großer Unruhe und Besorgnis; der

König schreibt sehr unzufrieden über Bennigsen, der jeden Vorteil dieses sogenannten Sieges durch seinen Rückzug wieder verloren hat. — 15. Juni. Die arme Königin ist in großer Angst; sie kam schon früh zu mir, und später bekamen wir die Nachricht, daß Bennigsen sich auf Wehlau und L'Estocq (der herzhafte Führer des mit den Russen vereinigten preußischen Heeres) sich auf Königsberg zurückziehe. Ach, dies alles klingt sehr schlecht; nur Gott der Herr allein kann uns noch helfen! Der König kam um 3 Uhr an, die Majestäten aßen allein mit den Kindern. Ein Kurier aus Königsberg kam nach Tische und sagte, daß es schlecht stehe. Der König sieht wohl aus, aber er ist niedergeschlagen und traurig und glaubt jetzt alles verloren. — 16. Juni. Heute war ein schrecklicher Tag. Wir erfuhren, daß die Franzosen auf Königsberg marschieren, und daß L'Estocq gezwungen worden ist, zurückzuweichen, und nach Tische traf Major von Rauch ein und brachte die furchtbare Nachricht, daß die Feinde bereits in Königsberg eingerückt seien. Bennigsen hat die Schlacht bei Friedland am 14. verloren, L'Estocq sich auf Labiau zurückgezogen. Die Königin war in Verzweiflung, der König ganz gebrochen, Hardenberg allein ruhig, aber auch sehr gebeugt. Die Majestäten blieben den Mittag und Abend allein mit den Königlichen Kindern; der Hofstaat blieb für sich. — 17. Juni. Wir waren in angstvoller Erwartung weiterer Nachrichten, aber es kamen keine andern, als die, daß Bennigsen sich auf Tilsit zurückzieht. Rüchel (Generalgouverneur in Königsberg) kam noch gestern ganz spät an; die Königin kam dann zu mir und sprach sich mit großer Bewegung aus, aber wie immer ganz ohne Bitterkeit."

An diesem 17. Juni hat die Königin in einem Briefe aus Memel an ihren Vater geschrieben: „Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke zum Verräter zu werden. — Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr als wir tragen können."

Acht Tage nachher schrieb die Königin aus Memel wieder an ihren Vater: „Die Armee ist genötigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und

es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein. Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine festen Grundlagen. Also alles von dir dort oben, du Vater der Güte. — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. — Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, und wenn es sein muß Brot und Salz essen."

Diese und ähnliche Briefe der Königin, echte Urkunden und sprechende Züge ihres Charakters, zeugen von dem Geist, der in der Mutter des Kaisers Wilhelm mächtig war und sie unter dem Drucke ihres harten Unglücks innerlich zu Gott aufrichtete. In diesem Geiste hat sie ihre Kinder erzogen, sie zu sich heraufziehend, und von ihnen geschrieben:

„Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünschte ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und sie errungen haben."

Jene leidvollen Junitage vor dem Tilsiter Frieden, in denen der Feind die Königin und ihre Kinder über die Grenze des Königreichs zu drängen drohte, sollten acht Jahre später ihr bedeutsames Gegenbild an der Denksäule der Geschichte finden. Denn am 18. Juni 1815 sieht Napoleon bei Belle-Alliance sein nach der Rückkehr von Elba neu aufgerichtetes Kaiserreich wieder zu Boden geschlagen. Am 20. kommt er auf seiner Flucht — bereits der fünften von seinem Heere — in Paris an. Am 22. dankt er ab und ruft seinen Sohn zum Kaiser der Franzosen aus, ohne daß diese darauf hören. Am 26. verbannt er sich auf den Wink der provisorischen Regierung aus Paris zunächst nach Malmaison, wo er sonst vor seiner Scheidung von Josephine goldene Tage mit ihr verlebt und jetzt keine andere Leibgarde mehr hat, als Fouchés Polizei, fast keine andern Höflinge mehr, als die zudringlichen Gläubiger, die seine persönlichen Schulden vor seiner Abreise von ihm bezahlt haben wollen. Beim Anmarsch des verbündeten Heeres auf Paris erbietet er sich, seinen Degen zur Verteidigung der Hauptstadt zu ziehen: erst als Oberfeldherr im Namen seines Sohnes, Napoleon II; dann, wie ihm dies abgeschlagen wird, als bloßer Freiwilliger gegen Blücher. Er verspricht, sobald er Sieger ist, vom Schlachtroß in den Reisewagen zu steigen, der ihn aus Frankreich fort in die Verbannung befördern soll. „Will er uns anführen (duper)?" ruft Fouché aus, vor kurzem noch Napoleons schlauer Polizeiminister, jetzt Vorsitzender der provisorischen Regierung. „Nach Amerika soll er!" In Malmaison hat er, der „Freiwillige gegen Blücher" schon seine Pferde zum Ausmarsch satteln lassen. Zu früh! Die provisorische Regierung mag ihn, den abgesetzten Kaiser, ebensowenig als Freiwilligen wie als Feldherrn. Nicht das Schlachtroß, sondern den Reisewagen besteigt Napoleon am 29. Juni, die Deichsel gen Rochefort gerichtet. Dort harren seiner schon zur Überfahrt nach dem freien Amerika zwei schnell segelnde französische Fregatten, aber auch schon die dort an der Küste kreuzenden englischen Kriegsschiffe, darunter der Bellerophon, die erste Station

seiner unfreiwilligen Fahrt nach St. Helena, auf welcher er verzweifelt fragt: „Was soll ich auf diesem kleinen Felsen am Ende der Welt?“ — Das die Zukunft des übermütigen Eroberers, der jetzt auf Preußens dauernde Unterjochung sinnt.

„Die Tage folgen sich zwar, aber sie gleichen sich nicht,“ sagte schon in Tilsit die Gräfin Voß zu Joachim Murat, als sein Schwager Napoleon heute (7. Juli 1807) widerrief, was er gestern der ihn um einen edlern, mildern Frieden für Preußen bittenden Königin versprochen hatte. Der Kaiser Alexander, mit dem Napoleon in Tilsit eine „ewige“, aber kaum drei Jahre währende Freundschaft schloß, hatte die Hoffnung gehegt: die Königin würde durch die



Zusammenkunft mit Napoleon im Pavillon auf dem Niemen.

seltene Anmut, Hoheit und Reinheit ihrer ganzen Erscheinung den Zorn des Kaisers der Franzosen gegen Preußen mäßigen und ihn zu gelinderen Friedensbedingungen bewegen können. Nach der Zusammenkunft Alexanders I und Friedrich Wilhelms III mit Napoleon in der Mitte des Memelstromes, auf einem zum Zelte eingerichteten Flosse, lud der König auf Anraten seines bisherigen Bundesgenossen seine Gemahlin ein, aus Memel zu ihm in sein Hauptquartier Piktupönnen bei Tilsit zu kommen. Die Kinder sahen ihre Mutter in Thränen abreisen. Hufeland hörte sie sagen: „Das ist das schmerzhafteste Opfer, das ich meinem Volke bringe, und nur die Hoffnung, diesem dadurch nützlich zu sein, kann mich dazu bestimmen.“

Ihre Begleiterin, die Oberhofmeisterin, beschreibt diese Reise nach Tilsit (ungefähr zwölf Meilen von Memel) in ihren Aufzeichnungen. Hier ein Auszug

daraus. „4. Juli. Um 8 Uhr früh abgereist, das Herz voll Kummer, mit dem Relais erhielt die Königin einen Brief des Königs, der ihr sagte, daß er Hardenberg (seit April Minister der auswärtigen Angelegenheiten) entlassen müsse, weil Napoleon es peremptorisch verlange. — Endlich kamen wir in dem Dorfe Pikttupönnen bei Tilsit an; wir wohnen sehr gut bei dem Geistlichen des Ortes. Oberst Kleist (Generaladjutant des Königs) empfing uns; auch Hardenberg kam gleich herbei, aber er ist ganz trostlos. Der liebe Gott wird uns dennoch nicht verlassen. Der König war in Tilsit und kam erst abends 11 Uhr von dort zurück; er wohnt in einem andern Häuschen. — 5. Juli. Die Königin war gottlob ziemlich wohl. Das Häuschen des Königs liegt dem unsrigen gerade gegenüber. Kalckreuth (Feldmarschall seit dem 3. Juni für seine rühmliche Verteidigung der Festung Danzig) hatte geschrieben, daß, wenn die Königin nach Tilsit käme, Napoleon ihr dort seinen Besuch machen werde, und daß sie zum Diner bei ihm eingeladen sei, das gegen 9 Uhr abends stattfände, und ferner, daß ich sie dahin begleiten solle. Der Kaiser Alexander kam im Laufe des Vormittags und hatte eine lange Unterredung mit der Königin, bei der auch der gute Hardenberg zugegen war. Er aß mit uns beim König, ebenso Hardenberg. Während des Essens kam der Oberstallmeister Caulaincourt, von Napoleon geschickt, um die Königin zu begrüßen. Ich stand vom Tische auf, ihn zu empfangen; etwas später kam auch die Königin und war sehr höflich gegen ihn. Er hatte nur Empfehlungen Napoleons und Fragen nach ihrem Befinden auszurichten. Als er fort war, gingen die Königin und ich zu den Majestäten zurück, und es wurde beschlossen, heute noch nicht nach Tilsit zu fahren, was mir sehr lieb war, weil es zu viel Eifer gezeigt hätte. Der König kehrte gegen Abend mit dem Kaiser dahin zurück. Herr von Buch (Kammerherr Ihrer Majestät) wurde im Namen der Königin zu Napoleon geschickt; als er zurück kam, sagte er, zwar sei dieser sehr höflich gegen ihn gewesen, war aber dennoch mit seiner Aufnahme nicht zufrieden. — 6. Juli. Um vier Uhr (nachmittags) fuhren wir fort, mit einer Eskorte der Garde du Corps über die fliegenden Brücken, waren um 5 Uhr in Tilsit und stiegen in dem Quartiere des Königs ab. Eine Viertelstunde später kam Napoleon; ich empfing ihn mit der Gräfin Tauentzien (Hofdame der Königin) am Fuße der Treppe. Er ist korpulent, klein — seine großen runden Augen rollen unheimlich umher, der Ausdruck seiner Züge ist Härte, er sieht aus wie die Inkarnation des Erfolges. Nur der Mund ist schön geschnitten, und auch die Zähne sind schön. Er war äußerst höflich, sprach sehr lange Zeit allein mit der Königin, und dann fuhr er fort. Gegen 8 Uhr begaben wir uns zu ihm, da er aus Rücksicht für die Königin sein Diner um eine Stunde früher bestellt hatte. Während der Tafel war er sehr guter Laune und sprach sehr viel mit mir. Nach Tische hatte er eine lange Konversation mit der Königin, die auch ziemlich zufrieden mit dem Ergebnis derselben war. — 7. Juli. Um vier Uhr (nachmittags) fuhren wir nach dem Lager der Kosaken, Kalmücken und Baschkiren, die wie Chinesen aussehen, und die Kosaken sangen uns sehr hübsch vor. Da es stürmisch war, konnten wir nur sehr langsam über die fliegende Brücke fahren; als wir beim König abgestiegen waren, erfuhren wir von diesem, daß Napoleon

alles, was er am gestrigen Tage der Königin versprochen, bereits widerrufen habe, und selbst in der Härte seiner Forderungen noch weiter gegangen sei, als er es vor der Zusammenkunft mit ihr gethan hatte. Man sagte, Herr von Talleyrand sei schuld daran. Napoleon kam nicht zur Königin, obgleich er zweimal an ihrem Hause vorüberfuhr, und wir jedesmal umsonst hinuntergehen mußten, in der Erwartung, er werde aussteigen. Später kam der General Barbier, der die Königin zum Diner einlud. Wir fuhren sogleich hin. Napoleon sah verlegen und zugleich tückisch und boshaft aus. Man setzte sich bald zu Tische: die Konversation war allgemein sehr gezwungen und einsilbig. Nach Tische sprach die Königin noch einmal allein mit Napoleon; beim Fortgehen sagte sie ihm: sie werde abreisen und empfinde es tief, daß er sie getäuscht habe. Meine arme Königin, sie ist ganz in Verzweiflung. — 8. Juli. Nach Tische kam Duroc, um der Königin die Abschiedskomplimente Napoleons zu bringen. Sie sagte auch ihm: sie habe nicht geglaubt, daß es möglich sei, so getäuscht zu werden."

Napoleon haßte Preußen, das ihm, dem Schutzherrn des Rheinbundes, die Stirn zu bieten, seine Friedensvorschläge zurückzuweisen gewagt hatte. Mit roher Faust gedenkt er es nun für immer von der Höhe hinabzustoßen, auf die es Friedrichs Heldenarm hinaufgehoben hat. Nicht mehr soll es seiner Zwingherrschaft über ganz Deutschland im Wege stehen. Er entreißt dem besiegten König über die Hälfte seiner alten Unterthanen; er läßt ihm von den bisherigen 5700 Geviertmeilen des ererbten Königreiches nur noch 2800, von den bisherigen $9^{3}/_{4}$ Millionen Einwohnern Preußens (die Hannovers nicht mitgerechnet) nur noch $4^{1}/_{2}$ Millionen. Die Elbe mit Magdeburg, der Vormauer der Hauptstadt, die Weichsel mit Danzig und Thorn nicht mehr preußisch! Die Oder mit den drei Stromfesten Stettin, Küstrin und Glogau noch nach dem Frieden in des Feindes Gewalt, als Unterpfand für maßlose, willkürlich gesteigerte Kriegskontributionen. Die Flüsse des eigenen Landes, die lebendigen Adern des Handels und Wandels, dessen Feinde. Aller Verkehr mit den britischen Inseln gesperrt, dagegen die Schiffahrt für Frankreich und dessen Bundesgenossen zollfrei auf dem Weichselstrom, der Netze und dem Bromberger Kanal. Dazu eine Kriegsstraße zwischen Sachsen und Warschau offen durch das zerstückte Preußen, an dessen brandenburgische Wurzel sogar Napoleon seine Axt gelegt, die Altmark von der Kurmark spaltend!

„Der Ausdruck seiner Züge ist Härte." Diese Wahrnehmung ihrer Oberhofmeisterin hat auch die Königin ausgesprochen: sie habe beim ersten Anblick Napoleons unwillkürlich an die Worte denken müssen, die Schiller seiner Maria angesichts der Elisabeth in den Mund gelegt: „O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!" — Und in den Memoiren der Gräfin Rémusat, der Palastdame der Kaiserin Josephine, finden sich neue Aussagen, wie gemütlos der große Eroberer sich selbst gegen seine erste, nachher von ihm verstoßene Gemahlin benahm, und wie wenig Gefühl er im Grunde für seine eigene Sippschaft hatte. Sein hartes Herz (so berichtet die Gräfin Rémusat) verriet sich sogar bei der ihn in Berlin ereilenden Nachricht von dem Tode seines vermeintlichen kleinen Lieblings, des

ältesten Sohnes seines Bruders Louis Bonaparte und seiner Stieftochter Hortense. So gleichgiltig nimmt Napoleon diese Trauerkunde hin, daß Talleyrand zu ihm sagt: „Sire, Sie vergessen, daß Sie einen Todesfall in Ihrer Familie haben, und daß Sie sich doch ein wenig betrübt zeigen müssen vor der Welt.“ Darauf entgegnet Napoleon: „Mir macht es nicht Spaß, an einen Toten zu denken!“ Bei diesen Worten, die ihr Talleyrand mitgeteilt, erinnert die Gräfin Rémusat an die schöne im Auftrage Napoleons gehaltene Rede des damaligen Präsidenten des gesetzgebenden Körpers zu Paris, Fontanes, in welcher dieser französische Cicero über die erbeuteten, im Triumphe nach dem Invalidendom gebrachten preußischen Fahnen spricht und zugleich das majestätische Herzeleid eines Triumphators abmalt, der den Glanz seiner Siege vergesse, um den Tod eines Kindes zu beweinen! Wieder ein Strich durch das lange genug von der Napoleonlegende angebetete Götzenbild des großen Feldherrn, aber vielleicht noch größern Schauspielers auf der Weltbühne. —

Friedrich Wilhelm III dagegen konnte sich gar nicht verstellen. Denn jene „schönen Gaben der Rechtlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit,“ welche auch Ernst Moritz Arndt von ihm aussagt, machten es dem König unmöglich, anders zu scheinen, als er war. Seine hohe, das gewöhnliche Maß überragende Gestalt, seine militärisch gerade Haltung, sein meist ernstes Aussehen, sein treues dunkelblaues Auge, aus dem kein falscher Blick kam, die edle Einfachheit seines ganzen Wesens war das Abbild der innern Wahrhaftigkeit eines Mannes, der aufrecht durchs Leben dahin schreitet, eines geborenen Fürsten, der inne geworden: „wie leicht ihm durch Bücken und Krümmen die Krone vom Kopfe fallen könne, und daß es schließlich majestätischer sei, ein von Napoleon entthronter König zu sein, als ein sich selbst degradierender.“ Auch gegenüber dem gewaltigen Sieger verleugnete sich die Geradheit des Königs nicht. Mit schönen Redensarten wollte Napoleon den Besiegten über die Einbuße preußischer Provinzen trösten. Da gab er, der legitime König, der die Krone seiner Väter in ihrem Geiste trug, dem übermütigen Erben der Revolution deutlich genug zu verstehen, daß dieser kein Gefühl haben könne von dem Schmerze, sich von angestammten Landen zu trennen. Erboste dies auch den korsischen Emporkömmling, so thaten doch altadelige französische Offiziere die Äußerung: der König von Preußen habe gegen den Sieger sich königlich benommen. Aus eigenem Antriebe haben gemeine französische Soldaten dem König ihre Ehrerbietung bezeigt. Als Friedrich Wilhelm III in jenen Tilsiter Tagen einmal durch die Stadt reitet, stößt er unversehens auf einen Trupp der bisher feindlichen Krieger. Sie sperren dem Reiter den Weg, die ganze Breite der Straße einnehmend. Da ruft einer der Soldaten: „C'est le Roi de Prusse!“ Alle stutzen. „Ah, voyez le brave, le malheureux prince!“ erhebt sich eine zweite Stimme und zugleich ein auf den Reiter hinweisender Arm. Alsbald, ohne daß es ihnen ein Vorgesetzter befiehlt, stellen sie sich zur Seite: salutierend, die Augen auf ihn gerichtet, lassen sie den König vorbeireiten, während er ihnen in seiner militärischen Weise dankt. — Seine Ausdauer und Standhaftigkeit im Unglück erwarb dem König (so schreibt Hardenberg in seinen Memoiren) die Teilnahme und Achtung der Welt.



Friedrich Wilhelm III in Tilsit von französischen Soldaten salutiert. 1807.

Aus Tilsit kehrten der König und die Königin am 10. Juli 1807 nach Memel zu ihren Kindern zurück. War es nicht, als kämen sie in einer Trauerkutsche dort von dem politischen Friedhofe her, wo der große korsische Totengräber die alte preußische Monarchie Friedrichs auf immer eingegruftet zu haben meinte! Allein die treuen Männer, die sich um das unglückliche Königspaar wie um das letzte deutsche Banner sammelten, hielten schon damals fest an dem Glauben, daß Preußen in der Kraft des Geistes wieder erstehen werde aus „Napoleons grausem Beinhaus." Ihre Zuversicht hat Stägemann alsbald in seinem Gesange: „Nach dem Frieden von Tilsit 1807" ausgesprochen:

Der Geistermacht lebendiger Odem herrscht,
Der Geisterarm, ein Stab der Propheten, schlägt
Den Fels, die unsichtbaren Adern
Öffnend, die Bahn dem erstaunten Brunnquell.

Unter den Königlichen Kindern, die den Vater und die Mutter so tiefes Leid um Preußen tragen sehen, ist auch der stille, in sich gekehrte junge Prinz, von dem Luise im nächsten Jahre an ihren Vater schreibt:

„Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußern hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm."

Und gleichwie Friedrich Wilhelm III mit seinem fest zu ihm stehenden Volke das unter der Übermacht Napoleons erlegene Königreich neu aufrichten sollte, so war der dem Vater am meisten ähnliche Sohn, um dessen zartes Leben das Mutterherz am ängstlichsten besorgt war, dazu ausersehen, dereinst im Kampfe mit einem neuen Napoleon das damals zerfallene deutsche Reich neu aufzubauen. —

Noch in Memel that Prinz Wilhelm, nach der Wiederherstellung vom Nervenfieber, als Fähnrich seinen ersten Dienst bei der Leibkompanie, die der König selber als Chef führte. Im Herbste 1807 hatte das neuformierte, aus vier Kompanien und einer Reservekompanie bestehende erste Bataillon Garde zu Fuß Revue vor dem König. „Die jungen Prinzen (schreibt die Oberhofmeisterin



Prinz Wilhelm, ersten Dienst thuend. Memel, 3. Oktober 1807.

am 3. Oktober) hielten heute zum erstenmale die Spezialrevue ab. Ich ging mit den Hofdamen hin, und ich weinte vor Rührung. Die Königin kam später auch mit der (ihr innig befreundeten Prinzessin) Radziwill. Die arme Königin! Sie war schrecklich ergriffen und bewegt." —

Hielt doch der schonungslose Feind noch immer das Land besetzt, um erst die gesamten Kriegssteuern zu erpressen. Aus Berlin waren im Hochsommer Abgeordnete der Bürgerschaft nach Memel gekommen, um dem König ihre Not zu klagen: willkürlich verdoppelten die Franzosen die Kosten der Einquartierung: erstens schrieben sie im ganzen die Lieferung des Bedarfes der Armee aus, wozu alle Einwohner beisteuern mußten; zweitens sah sich jeder Quartiergeber gezwungen, seine Einlagerer zu ernähren, ungeachtet deren Bedürfnisse doch im allgemeinen aufgebracht waren. Acht Tage nach jener ersten Spezialrevue, die Prinz Wilhelm abgehalten hat, schreibt die Gräfin Voß: „11. Oktober. Schlechte Nachrichten aus Berlin. Die Franzosen verkaufen die ganzen Bestände der Königlichen Porzellanfabrik. Der General Soult ist insolenter und unverschämter als je; General Victor (im Januar 1807 durch das Schillsche Freikorps auf der Straße nach Stettin aufgehoben und nach Kolberg entführt; im Februar gegen Blücher ausgewechselt und nach dem Friedensabschluß Gouverneur von Berlin) hat durchaus

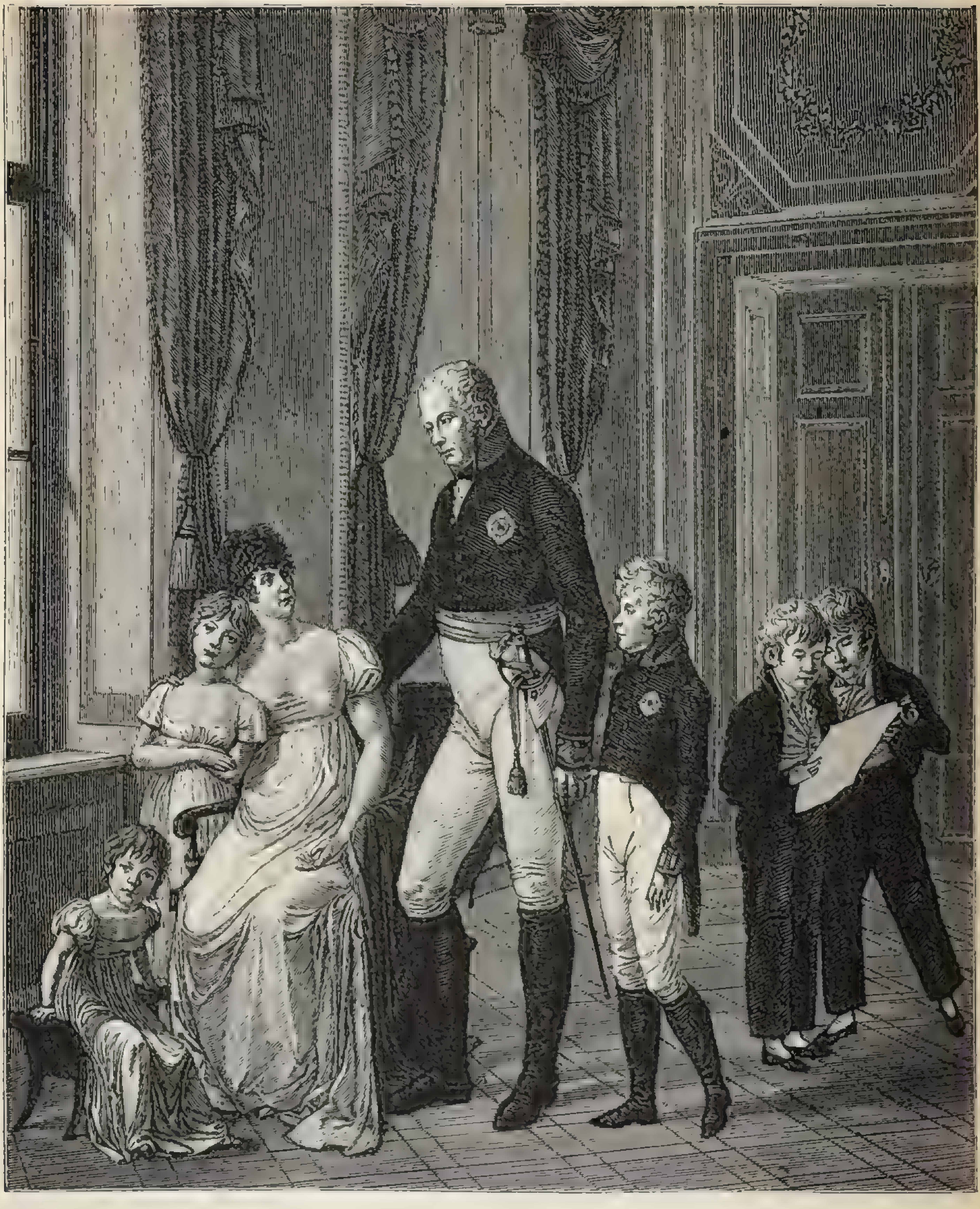
im Königlichen Palais wohnen wollen. Der Kastellan hat alles, was er konnte, ausgeräumt und weggepackt, in der Hoffnung, ihn abzuschrecken, wenn die Zimmer leer und öde wären. Man sagt, vielleicht würde er ins Palais Radziwill ziehen. — 4. November. Die Franzosen wollen nun wirklich alle Festungen behalten und wollen aus Berlin nicht wieder fort. In diesem Falle müßte die unglückliche Königin den ganzen Winter hier oder in Königsberg bleiben, und das wäre zu hart für sie. — 11. November. Ich erhielt das Verzeichnis von allem, was die Franzosen teils offiziell aus Berlin nach Paris fortgeschafft, teils einfach geraubt haben, ebenso aus den Königlichen Schlössern wie aus Potsdam, meistens Statuen, Bilder, Porzellan, Vasen, Kostbarkeiten und Kunstwerke aller Art. — 25. November. Ein Kurier kam heute aus Paris und brachte die Antwort Napoleons. Er verspricht, daß die Truppen diese Provinzen (Ostpreußen) verlassen sollten: die Königin könne alsdann ihre Wochen in Königsberg halten; nach Berlin brauche sie deshalb gar nicht zu gehen, das sei nicht nötig. Es ist ein gewissenloser Bösewicht. Ach, und diese Geißel darf uns für und für unterdrücken und quälen!"

Die Aufzeichnungen der treuen Leidensgefährtin der Königlichen Familie vergegenwärtigen der Nachwelt jene Unglücksjahre und ihre betrübenden Erscheinungen, die Kaiser Wilhelm in seiner Jugend mit erlebt hat. Und um sich eine echte Ansicht von der Vergangenheit zu verschaffen, muß man sie nicht bloß durch das Fernrohr nachkommender Geschichtschreiber ansehen, vielmehr sie mit den Augen ihrer Zeitgenossen anschauen, im Lichte und in der Farbe ihrer Zeit. Um sich die Stimmung der unter der damaligen Fremdherrschaft leidenden Gemüter und blutenden Herzen zurückzurufen, muß man vor allen auf die Stimme derer hören, die jenen eisernen Druck mit empfunden haben. Zu ihnen gehört auch der damalige Königliche Leibarzt, dessen die Königin in einem Briefe an ihren Vater gedenkt:

„Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebet, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisiere ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht bloß für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige ist er bedacht."

In Memel hatte Hufeland — so schreibt er selber — „den täglichen Anblick, ja ich kann sagen den Umgang des edlen Königspaares, dessen Standhaftigkeit, Ergebung und Seelengröße im größten Unglück, in der größten Erniedrigung, die ein mächtiges Herrscherhaus erfahren kann, jedem fühlenden Herzen rührend, erhebend sein mußte und immer an ein höheres Leben als das höchste irdische in ihm erinnerte und durch sie darstellte." — Als aus Berlin die Nachricht nach Memel kam: der französische Marschall Berthier, von Napoleons Gnaden Fürst von Neufchâtel und Valengin, habe sich im Königlichen Palais einquartiert und bewohne die Zimmer der Königin, da hörte Hufeland Ihre Majestät im Aufblick zu Gott mit den Worten eines glaubensfesten Liedes sagen:

Du bist mein Schloß und sichres Haus,
Da ich in Frieden sitze,
Da treibet mich kein Feind heraus,
Da sticht mich keine Hitze.



Prinzeß Alexandrine (später Großherzogin von Mecklenb.-Schwerin). Prinzeß Charlotte (später Kaiserin von Rußland). Kronprinz Friedrich Wilhelm. Prinz Karl. Prinz Wilhelm (später Kaiser Wilhelm).

Friedrich Wilhelm III, König von Preußen, im Kreise seiner Familie.
Gemalt von H. Dähling, gestochen von J. F. Krethlow 1807.

Am nächsten Tage wurde jene erste Nachricht durch eine zweite aus Berlin dahin berichtigt: Berthier habe die Gemächer der Königin oben im Palais respektiert und sich unten mit den Zimmern der Oberhofmeisterin begnügt.



Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein.
Gemalt von V. J. Lützenkirchen in Frankfurt a. M.

Gleich nach dem Friedensschlusse war Friedrich Wilhelm III an die harte Arbeit gegangen, sein halb zertrümmertes Königreich wieder aufzubauen, das Staats- und Heerwesen neu zu gestalten. Noch in Tilsit hatte er beschlossen, den früher in Ungnaden entlassenen Minister Freiherrn von Stein wieder anzustellen. Hardenberg, auf Napoleons Forderung verabschiedet, schrieb an Stein: „Ich hatte nur ein Mittel, dem König nützlich zu werden; es bestand darin, ihn zu bewegen, Sie zurückzurufen. Von den vorgefallenen Mißverständnissen soll keine Rede mehr

sein. Der König hat viel gewonnen durch seine Standhaftigkeit in dem Unglück. Wenn Sie ihn richtig behandeln, werden Sie ihn zu allem was gut und nützlich ist bewegen ebenso wie es mir gelungen ist. Er hat die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen, vorausgesetzt, daß es mit der Rücksicht geschieht, die man dem Souverän schuldig ist, ohne Bitterkeit und mit Hingebung." — Als Stein darauf von seinen Gütern in Nassau nach Memel kam, sprach der König das hohe Vertrauen aus, daß dessen kraftvolle Geschäftsführung das Chaotische des bisherigen Zustandes baldigst zu ordnen im stande sein werde. Er ernannte ihn zum Minister aller Zivilangelegenheiten, während der General von Scharnhorst den Vorsitz führte in der Militär-Reorganisations-Kommission. Diese, vom Könige gleich nach dem Tilsiter Frieden ausersehen, sollte mit ihm am Neubau seines Heeres arbeiten, auf Grund einer eigenhändigen Vorschrift Friedrich Wilhelms III, die in einem ihrer neunzehn Punkte eigentlich schon die allgemeine Dienstpflicht in sich begriff.

War der zweite Königssohn damals auch noch zu jung, um die Größe des von seinem Vater schon in Memel begonnenen Werkes ermessen zu können: er wird doch von seiner für die Wiedererhebung Preußens begeisterten Mutter manches erleuchtende Wort gehört und sich zu Herzen genommen haben. Dazu die bedeutenden, um so fester in dem empfänglichen kindlichen Gemüt haftenden Eindrücke durch Männer wie Stein und Scharnhorst, von denen mit Recht gesagt worden, daß sie die beiden Stämme, die sich über Norddeutschland ausgebreitet und einen großen Teil seiner Marken, Pommerns und Preußens bevölkert haben, in Charakter und Art vor Augen stellten. Der eine ein rheinfränkischer Freiherr, geboren auf seiner Väter Burg zum Stein in Nassau an der Lahn; der andere ein niedersächsischer Freibauersohn, seines Vaters Schafe hütend, bis er aus der geringen Dorfschule auf die Kriegsschule des Grafen Wilhelm von Bückeburg kam, in der Folge, „wie ihn schon sein Taufname bezeichnete, ein rechter David werdend, der von der Weide der Herden kommend mit fern treffender Schleuder den korsischen Goliath niederwerfen sollte. Ruhige Beharrlichkeit, eine prophetische Zuversicht auf die Macht des Guten lag in Scharnhorsts mildem und doch durchaus entschlossenem Wesen. Auf den ersten Anblick hatte er (gegenüber dem im Auffassen scharfen, aber in der Äußerung oft stürmischen Stein) etwas Phlegmatisches, Unbeholfenes; bei näherer Bekanntschaft sah man ihn voll Sinnigkeit und voll eines nie nachlassenden Feuers."

Stein, nach Art seiner Altvordern zur christlichen Gottesfurcht, deutscher Tugend und strenger Pflichterfüllung erzogen, hat den ihn beim Wiederaufbau des Staates leitenden Grundgedanken, im Einverständnis mit dem königlichen Bauherrn, ausgesprochen in den Worten: „einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und für Nationalehre einzuflößen." Ebenso hat Scharnhorst als Vorsitzender der Militär-Reorganisation aus Memel (27. November 1807) an seinen Schüler Clausewitz nach dessen Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft geschrieben: „Wäre es möglich,

nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern alles daran setzen, um den Samen einer neuen Zukunft zu pflanzen! Aber nur auf Einem Wege ist dies möglich. Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen. Obgleich es mit unsrer Zukunft mißlich steht, so haben wir doch auf eine innere Regeneration des Militärs in Hinsicht sowohl auf die Formation, das Avancement, die Übung als auch insbesondere den Geist hingearbeitet. Der König hat ohne Vorurteile nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele dem Geiste und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen selbst gegeben."

Der klare Blick Friedrich Wilhelms III ersah sich in Scharnhorst den rechten Mann zum Werkmeister bei der aus des Königs eigenem Sinn hervorgehenden Reorganisation des Heeres. Zu Scharnhorst gesellte er Gneisenau, ihn aus Kolberg nach Memel berufend. Gewiß nicht ohne innere Erregung richtete der junge Prinz Wilhelm die Augen auf den Helden, der festen Fußes die preußische Adlerfahne auf den Wällen Kolbergs bis zum Waffenstillstande hoch gehalten hatte. Schon seine große schön gewachsene Gestalt, sein rascher, wie von der Schnellkraft seines Geistes bewegter Gang, seine sichere und edle Haltung, die ganze stattliche Erscheinung Gneisenaus verkündete den kühnen, straffen und gewandten Kriegsmann, der bereits als junger markgräflich ansbachscher Leutnant von Friedrich dem Großen für würdig befunden worden, in die Suite und den Generalstab des Königs einzutreten. „Er ist der erste Kommandant in Europa," schreibt ein Augenzeuge von Gneisenaus Verteidigung Kolbergs, der damals einzigen dem Könige erhaltenen Festung in Pommern. Und wie bescheiden spricht Gneisenau selbst davon in einem Briefe vom 29. August 1807, gleich nach seiner Ankunft in Memel: „Ich dachte wohl, daß Sie unsern Kanonendonner gehört haben möchten und dann Wünsche für unser Heil emporgestiegen sein würden. Es gab Tage, wo die Erde zitterte, und ich betrug mich dabei als ein Spieler, der seine letzten Louisdore mutig aufs Spiel setzt, in Hoffnung, daß sich ihm das Glück wenden werde. Denn es gab einmal eine Zeit, wo ich nur noch auf vierzehn Tage Munition hatte, und dennoch durfte ich mein Feuer nicht verringern, aus Furcht, der Feind möchte meinen Munitionsmangel gewahr werden. Es ist schändlich, wie schlecht diese Festung versehen war. Kein Geschütz, keine Laboratorien, keine Zeughausbedürfnisse u. s. w. Dennoch hatte ich das Glück, alles herbeizuschaffen, auf kaufmännischen Wegen und durch Hilfe der Engländer. Daß es an meiner Betriebsamkeit dabei nicht gefehlt habe, können Sie mir zutrauen; aber was ist alle Betriebsamkeit ohne Glück! Kurz, der Feind ließ mir Zeit zu meinen Vorbereitungen, und ich habe Nutzen von diesem Umstand gezogen." —

Auf Steins Wink kam auch der ihm befreundete westfälische Freiherr Ludwig von Vincke nach Memel. Seit 1804 Präsident der Kriegs- und Domänenkammern in Münster und Hamm, hatte er unter der französischen Zwingherrschaft sein Amt aufgegeben und war zur See nach London gegangen. Dort hoffte er die englischen Minister zu bewegen, Hilfstruppen an der Weser ausschiffen zu lassen:

ihre Landung sollte das Signal sein zu einem Volksaufstande in Westfalen. Aber wochenlang hingehalten, immer noch in der Schwebe zwischen Furcht und Hoffnung, wurde Vincke am 2. August durch die Nachricht vom Tilsiter Frieden ereilt. „O, es ist schrecklich, das unglückliche Preußen, das arme Deutschland!" wehklagt er in seinem Tagebuche. „Von des übermütigen Siegers Gnade ließ sich freilich nichts erwarten; aber die Treulosigkeit des Busenfreundes, die ist unerhört! Wie schrecklich diese Tage des Königs und seiner treuen verwaisten Unterthanen! Meine eigene Verzweiflung ist gewiß die allgemeine Empfindung, auch mein Entschluß, dem Könige zu folgen und die unglückliche Heimat zu verlassen, gewiß vieler oder aller, die eine Möglichkeit dazu finden." — Nach einer zweihundert Meilen weiten Reise erreichte er am 30. November Memel, die letzte Stadt im Nordosten der preußischen Monarchie, kürzlich noch die einzige, worüber der König gebieten konnte, jetzt sein und der ganzen Königlichen Familie Residenz, der Sitz der Ministerien und obersten Staatsbehörden. Vincke war beiden Majestäten von früher her persönlich bekannt. Sein Tagebuchblatt vom 1. Dezember bekundet: „Mittags zum Könige eingeladen, den ich vorher sprach, und der mich so gnädig aufnahm, auch die Königin, deren erstes Wiedersehen nach allem, was wir erlebt, noch gegenwärtig erdulden, was beide gelitten und noch leiden, eine unaussprechliche Rührung und Wehmut, doch auch mit Dank und Hoffnung gemischt, in mir erregte. Ich saß an der einfachen, dadurch nur so viel köstlicheren Tafel beiden Majestäten gegenüber, in steter lebhafter Unterhaltung, welche mir oft die Kenntnisse und vielfach treffenden Urteile des Königs zu bewundern Gelegenheit gab. Am Abend besuchte ich auch Delbrück und die beiden ältesten Prinzen und hatte auch über diese große Freude."

Viel zu erzählen wußte Vincke von dem französischen Übermute: wie Napoleon gleich erklärt hatte, die westfälischen Provinzen seien auf immer für Preußen verloren, wie die Königlichen Adler hatten abgenommen werden müssen, ja wie der Kaiserliche Gouverneur in Minden in einer gedruckten Proklamation sich nicht der Gotteslästerung scheute: die Worte Napoleons seien unfehlbar wie die Beschlüsse der Vorsehung! Wie neben den Kaiserlichen Brandschatzungen auch die laufenden Abgaben in die feindlichen Kassen geflossen, nachdem mit den in Beschlag genommenen Berliner Registraturen der Hauptschlüssel zu allen preußischen Steuerämtern in die Hände der Presser Napoleons gefallen war. Und wie der Korse selber gleich einem Korsar das Beispiel zum Raube gegeben, nicht allein in den Königlichen Schlössern, sondern sogar in Privathäusern, wo er sich als ungebetener Gast habe bewirten und vom Tisch weg das Silberzeug durch seine Leute einpacken lassen.

Vincke zählt die zwölf Tage seines Aufenthaltes in Memel zu den wichtigsten seines Lebens: „Der König und die Königin, bei denen ich noch zweimal, auch den letzten Tag aß, wo auch der Fürst Radziwill und die Prinzessin Wilhelm geladen waren, und alle übrigen Prinzlichkeiten überhäuften mich mit Güte und Wohlwollen, und die nähere Bekanntschaft, zu welcher ich erst hier mit ihnen gelangte, erhöhte unendlich meine Achtung derselben. Stein teilte mir alle seine

trefflichen Ideen zur neuen Schöpfung der Dinge mit, welche mich mit Mut und Hoffnung durch die Überzeugung der gewiß glücklichen Zukunft nach Befestigung der äußern Verhältnisse erfüllten. Daneben hier der Zusammenfluß so vieler interessanter Menschen von allen Punkten, wo in dieser thatenreichen Epoche gehandelt wurde, so belehrend und lichtverbreitend über die wichtigsten Ereignisse: Scharnhorst, Gneisenau, Graf Götze, Sack, Brinkmann, Beyme, Jagow. Den letzten Abend bei Scharnhorst." — Auf der Rückreise ging Vincke von Stettin nach Neu-Strelitz, um dem Vater der Königin Luise Briefe von ihrer Hand zu bringen.

Noch in Memel sah Prinz Wilhelm sich vom Fähnrich zum Sekondeleutnant befördert. Am heiligen Christabend 1807 fand er zur freudigsten Überraschung sein Patent unter den ihm bescherten Geschenken. Am ersten Weihnachtsfeiertage folgte er dem König zum Gottesdienste und erschien auf der Parade als jüngster Gardeleutnant. Die Leibkompanie kommandierte damals der Stabskapitän Oldwig von Natzmer, nachher im Befreiungskriege der militärische Begleiter des Prinzen Wilhelm, späterhin kommandierender General des 1. Armeekorps in Königsberg, Chef des 12. Husarenregiments, Generaladjutant, Mitglied des Staatsrats, General der Infanterie, Ritter des Schwarzen Adlerordens mit Brillanten. Als Offiziere bei der Leibkompanie, in welcher Prinz Wilhelm seine militärische Laufbahn antrat, rangierten gleichzeitig der Premierleutnant von Pogwisch (er hatte mit einem Kommando der Königlichen Stabswache den Stamm gegeben und fiel 1813 als Major bei Groß-Görschen), Sekondeleutnant von Dankelmann (gestorben als Major im 27. Landwehrregiment), Sekondeleutnant Prinz Friedrich von Preußen (der Sohn des 1796 verstorbenen Prinzen Ludwig, Bruders Friedrich Wilhelms III), Sekondeleutnant von L'Estocq (zuletzt Oberst a. D.), Sekondeleutnant der Kronprinz, Sekondeleutnant von Werder (in der Folge kommandierender General des 1. Armeekorps) und Prinz Wilhelm.


Sekondeleutnant Prinz Wilhelm auf der Parade.

Nach dem Tode Natzmers (er starb fast achtzig Jahre alt am 1. November 1861 auf seinem Gute Matzdorf in Niederschlesien) hat König Wilhelm an des Generals Witwe geschrieben: „Soeben empfange ich Ihr Schreiben, gnädige Frau mit welchem Sie mir die Nachricht erteilen, die mich tief ergreift! Was Ihr

verklärter Gemahl mir gewesen ist, wissen Sie von mir und von ihm. Ich hatte einen Freund und Lehrer in ihm gefunden, und einen großen Teil dessen, was ich in der militärischen Welt vielleicht leistete, verdanke ich ihm! Er kam mir immer wie ein Vermächtnis vor meines seligen Vaters, der ihn sich und mir so nahe gestellt hatte! Er ist am Ende seiner Tage viel geprüft worden durch Leiden, die Sie ihm als treue Pflegerin erleichtern halfen. Ich fühle nur zu gut, was Sie verloren, da ich weiß, was ich verliere. — Möchte es mir vergönnt sein, Ihnen einst meinen Besuch machen zu können und die letzte Ruhestätte meines unvergeßlichen Freundes zu sehen."

Gleim, der Sänger der Lieder eines preußischen Grenadiers, sagt in seinen goldenen Sprüchen des Pythagoras: „Die schwerste Tugend auszuüben, ist die der Dankbarkeit." Und der da jenen Brief an die Witwe seines ritterlichen Lehrers schrieb, dergleichen noch viele an die Getreuen, trägt er nicht auch die Krone dieser schweren Tugend? —

Am Neujahrstage 1808 hat die greise Gräfin Voß in Memel aufgezeichnet: „Die Vorsehung hat es also gewollt, daß ich auch noch dies Jahr erleben und alles Unglück überstehen sollte, auch noch dies letzte und schwerste, das über uns gekommen ist, und unter dem kein andrer so leidet, als meine armen unglücklichen Majestäten! Die Hälfte ihres Reiches haben sie verloren, und wo bleibt eine Hoffnung, die besetzten Provinzen und vor allem die Hauptstadt von diesem Feinde je wieder geräumt zu sehen? — Aus Ostpreußen wenigstens sind die unseligen Franzosen nun fort, nur noch ein kleines Korps (meist korsische Regimenter) haben sie in Marienburg stehen lassen! Sobald es irgend möglich ist, gehen wir nach Königsberg."

Das Bataillon Garde sollte kompanieweise dahin marschieren. Am 9. Januar, nach einer Parade vor dem König, brach die Leibkompanie von Memel auf, geführt von dem Stabskapitän Natzmer, während der König die jungen Prinzen bei sich behielt bis zu seiner und der Königin Abreise. Kaum ist die Leibkompanie glücklich über das Wasser gesetzt, da steigert der Wind sich zum Sturme und treibt die Ostsee durch die Nehrung in das Haff hinein. Bald inmitten der Flut sieht man nur noch einzelne Dünenspitzen aus den Wellen ragen. Was thun? Kehrt machen auf der überschwemmten schmalen Landzunge oder vorwärts? Eins so bedenklich wie das andere. Vorwärts führt Natzmer seine Kompanie. Zu Wegweisern wirbt er kundige Fischer: mit langen Stangen, um die Tiefe zu ermessen, schreiten sie voran, ihnen nach die Kompanie, bis an die Hüften im Wasser. So glückt der Weitermarsch. Ohne einen Mann zu vermissen, erreicht Natzmer mit seiner Schar Königsberg schon am dritten Tage. Die andern Kompanieen waren, bis der Sturm sich gelegt hatte, in Memel stehen geblieben, in schwerer Sorge um ihre unterwegs mit Wind und Wetter kämpfenden Kameraden.

Am 14. Januar sagte der König der braven Bürgerschaft von Memel in einer herzlichen Zuschrift seinen Dank für die vielen rührenden Beweise ihrer Anhänglichkeit und ihrer selbst bei harter Annäherung größter Kriegsgefahr unerschütterlichen Treue. Unvergeßlich werde es sein, daß Memel allein von allen



Friedrich Wilhelm III um das Jahr 1808.
Nach dem Gemälde von Gerard, gestochen von L. Buchhorn.

Städten seines Reiches von den Kriegsdrangsalen unmittelbar verschont geblieben: dankbar werde auch er sich stets erinnern, daß die göttliche Vorsehung seine Familie hier eine Freistätte finden ließ, bis der Friede dem Blutvergießen ein Ziel setzte. Vor ihrer Abreise luden der König und die Königin den Kaufmann Argelander,

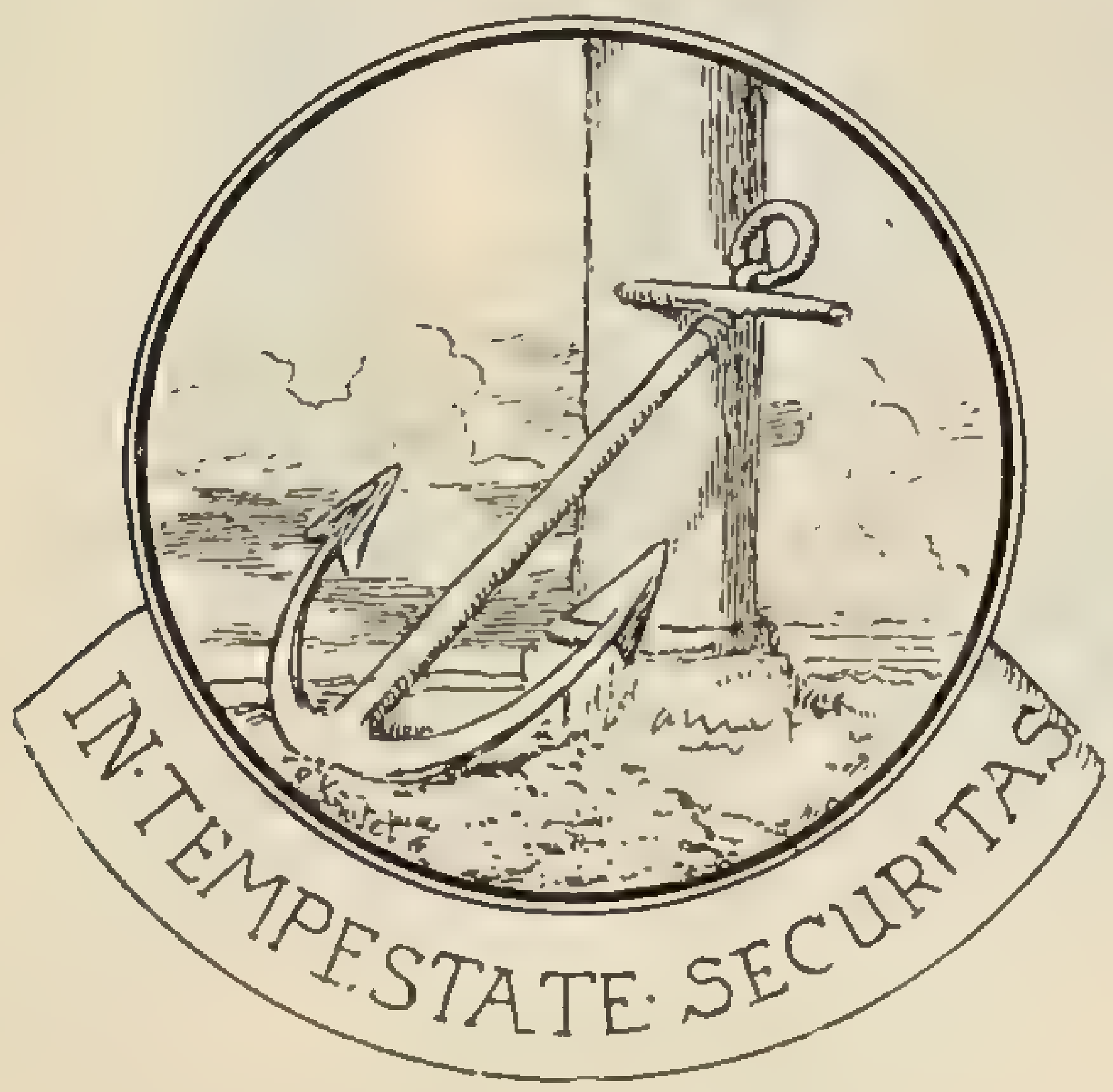
den Hauswirt der jungen Prinzen, und andere Memeler Bürger noch zu einem Abschiedsmahle. Am nächsten Tage (15. Januar) brachen beide Majestäten nach Königsberg auf; ihnen folgten dahin am 16. der Kronprinz, Prinz Wilhelm und ihre Geschwister. Auf der Fahrt von Memel über Schwarzort, Rositten und Kreuz bemerkt die Oberhofmeisterin: „Man findet überall die Ruinen der von den Franzosen niedergebrannten Dörfer! Ach, lieber Gott, wie ist das alles traurig!" — Händeringend sahen der König und die Königin ganze Ortschaften verheert, Strecken Landes wie ausgestorben. Hatte doch in manchen Kirchspielen der Feind nichts mehr übrig gelassen für Sense und Sichel; in andern war in dem Erntemonat nach dem Frieden gepredigt worden: wer da wolle, möge das reife herrenlos stehende Getreide einbringen, damit nur nicht die liebe Gottesgabe, nur nicht das Korn auf dem Halme verderbe! — „Ich seufze tief," hat der König bald nach dem Friedensschlusse an Napoleon geschrieben, „über das, was meine Unterthanen erlitten haben und noch erdulden, und ihnen Erleichterung zu verschaffen, ist mein sehnlichster Wunsch." Durch seinen Gesandten Brockhausen in Paris hatte er dem harten Sieger sagen lassen: niemals habe ein Volk eine dunklere Zukunft gehabt, als das preußische: das Land könne nicht besäet werden, der Landmann habe keine Aussicht auf eine Ernte, und die schonungslosen Erpressungen mache die Leiden der verarmten Einwohner vollends unerträglich. Jetzt auf der zwanzig Meilen langen Fahrt von Memel lag das herzzerreißende Elend dem König und der Königin sowie ihren Kindern vor Augen.

Welch ein Jahr hatte der König mit seiner Familie in Memel verlebt, in jener letzten Zufluchtsstätte seines Reiches. „O, viele unter uns haben ihn damals gesehen," sagt eine Stimme aus Memel, „und auf seinem Antlitze war das Leiden zu lesen, das er litt, der väterliche König um seine Landeskinder, die er ausgesogen sah durch der Feinde Habgier, während er gewohnt war, in sorgsamer Sparsamkeit den Wohlstand des Volkes zu heben. Und ob auch Gott ihm und seinem Volke reichlich ersetzte, was verloren war, lange hat er in seinem Königsberufe die bittern Nachwehen jener Jahre empfunden, und oft wohl, wenn wir in Frieden geruht, mag er in Sorgen um die zu heilenden Wunden seines Landes schlaflose Nächte gehabt haben."

In dem Gotteshause zu Memel, wo die Königliche Familie sich oft mit der Gemeinde versammelt hatte, in der deutsch-lutherischen Kirche wurden am nächsten Geburtsfeste der Königin (10. März 1808) Worte heiliger Erinnerung angeschrieben. Sie stehen an der Vorderwand der Emporkirche (des Königschors) gegenüber der Kanzel, sie sprechen noch zu den Enkeln wie einst zu den Vätern und Müttern:

„Vom 8. Januar 1807 bis zum 15. Januar 1808 waren Memels Einwohner so glücklich, ihren teuersten und besten König Friedrich Wilhelm III und ihre treu verehrte Königin Luise, nebst den Königlichen Prinzen und Prinzessinnen in ihrer Mitte zu haben. Die deutsch-lutherische Gemeinde sah auf diesem Chore das edelste Königspaar nebst dessen Angehörigen oftmals Beweise ihrer Andacht und Liebe zur Religion ablegen, insonderheit am 8. Februar 1807, wo die fromme Königin nach ihrer Nervenkrankheit ihren Kirchgang hielt, und

am 27. März 1807, als am Karfreitag, wo sie mit ihrem Hofe und der Gemeinde das Abendmahl feierte. Möge das schöne Beispiel ihrer Andacht und Tugenden hier im segenvollen Andenken bleiben und viele zur Nachfolge erwecken! Möge hier die Überzeugung recht einheimisch werden, daß so wie die wahre Gottesfurcht der höchste Schmuck des Menschen, unser sicherstes Glück auf Erden, unser bester Trost in trüben Stunden und unsre einzige Hoffnung im Tode ist, so auch kein Zeitalter uns stärker und lauter zur Frömmigkeit mahnt, als das gegenwärtige."





Artillerist. Infanterist. Dragoner. Kürassier. Husar. Ulan. Fuss-Garde-Offizier.

Fünftes Kapitel.

Wieder in Königsberg.

Am 16. Januar 1808, nachmittags vier Uhr langte der König mit seiner Gemahlin im Schlosse zu Königsberg an. Ihre Kinder kamen tags darauf nach, kurz vor dem frühen Untergange der Wintersonne. Abends sahen Prinz Wilhelm und seine Geschwister die Stadt schön erleuchtet, zu Ehren der nun wieder hier residierenden Majestäten, welche vormittags die sie begrüßenden Vertreter der Bürgerschaft und der Universität empfangen hatten. Der König kündigte seinen beiden ältesten Söhnen an: die Universität werde morgen den Jahrestag der Krönung des ersten Königs von Preußen festlich begehen, und sie sollten dabei sein. Es war die erste Hochschulfeierlichkeit, welche Prinz Wilhelm mit ansah und anhörte. In dem großen Hörsaale der Albertina, der alten, vom Herzog Albrecht I gestifteten Universität ging der Aktus am 18. Januar vor sich: nach akademischer Sitte erschien der Rector magnificus (Prorektor) im schwarzseidenen Amtskleide, einen kurzen Purpurmantel mit goldenen Schnüren um die Schultern, die altertümliche, mit Gold gestickte Amtskappe (Barett) in der Hand. Die Hoch-

schuldiener (Pedelle) prangten mit langen scharlachroten Mänteln und trugen silberne Zepter. — Abends zogen dann die Studenten, das Bild Herzog Albrechts an den Mützen, auf das Schloß, um den König zu begrüßen und ihm ein Ständchen zu bringen. Aus den Reden und Gesängen der akademischen Jugend sprach in dieser dunklen Zeit das Vorgefühl einer helleren Zukunft Preußens, jene lebendige Zuversicht, von der auch Max von Schenkendorf Zeugnis gibt in seiner dem Vaterlande zum 3. August 1807 geweihten Dichtung: „Die siegende Kraft“:

Soll der Heiland seine Welt erlösen,
Muß das Gute kämpfen mit dem Bösen. —
Der Lorbeer, der das Haupt umschlinget,
Das siegend bis zum Indus dringend,
Ist er des Wertes Unterpfand? —
Der Kraft nur wird der Sieg behalten,
Die unter trotzenden Gewalten
Den Gleichmut zu bewahren weiß —
Die, heiliger Begeistrung voll,
Den Tempel, den sie gläubig schauet,
Drob einst der Sieger staunen soll,
In stiller Wirksamkeit erbauet. —
Die Fülle der Schmerzen,
Des Mißgeschicks Hand
Schlingt fester um Herzen
Das Liebesband.
Der Auslandston schweiget
Beim preußischen Fest,
Ein Phönix entsteiget
Dem Flammennest.

Der akademische Senat, eingedenk hoher Beispiele aus früherer Zeit, erwählte den Kronprinzen zum Rector magnificentissimus der Universität. Die Professoren der vier Fakultäten, aus denen der Senat bestand, richteten die Bitte an den König, diese Würde dem Kronprinzen antragen zu dürfen: er würde darin erlauchte Ahnen zu Vorgängern haben, so zuerst den Erbprinzen Albrecht Friedrich, den Sohn des Stifters der Universität zu Königsberg und zuletzt noch den König Friedrich Wilhelm I. Gern gab der König seine Zustimmung. Am 6. März wurde dann der Kronprinz feierlich im großen Hörsaale als fürstlicher Rektor verkündigt; am 12. März folgte er mit seinen Eltern und seinem Bruder Wilhelm der Einladung zu einem Ball, den die Studenten ihrem jungen Rektor zu Ehren veranstalteten.

Gleichwie Friedrich Wilhelm IV, so hat auch König Wilhelm die Königsberger Hochschule in gutem Andenken behalten. Er ließ das großartige neue Universitätsgebäude dort, zu dem sein Bruder bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der Albertina als König den Grund gelegt hatte, vollenden und durch seinen Sohn, den Kronprinzen, als erwählten Rektor einweihen. —

Im Schlosse zu Königsberg wohnte Prinz Wilhelm wie an einem Exerzierplatze. Vor seinen Fenstern lag der Schloßhof, ein großes Viereck, geräumig genug zur Aufstellung mehrerer Regimenter. Hier exerzierten die in Königsberg stehenden Truppen, namentlich das Bataillon Garde, dem sich im Spätherbste ein zweites Bataillon zugesellen sollte. Während draußen im Schloßhofe der einzelne Mann wie der ganze Truppenkörper täglich in den Waffen geübt wurde, bei Wind und Wetter, bei Hitze und Frost, stand der junge Sekondeleutnant, den die um seine zarte Gesundheit mütterlich besorgte Königin noch geschont wissen wollte, regelmäßig am offenen Fenster, aufmerksam auf das Kommandowort des Führers und die Ausführung des Befohlenen. So gab er sich selber Stunden in der Schule der Elementartaktik, die er da vor Augen hatte. Seine militärischen Kenntnisse wuchsen dann noch bei den weitern Übungen, die der König und die

Generäle mit den nach neuen Regeln der Kriegskunst ausgebildeten Truppenkörpern und Gliedern aufstellten.

Wie wahr hat die Königin an ihren Vater geschrieben: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden.“ — Diese Worte wurden zu Thaten geistiger Erweckung, zum frischen schöpferischen Werde des Kriegsheeres wie des Staates. Scharfe Blicke hatten dem gewaltigen Gegner auf seinen Feldzügen abgesehen, was ihn zum Sieg geführt, zum Siege nicht allein über Preußen, sondern über alle bisher von Napoleon mit Krieg überzogenen Mächte, so daß ein geschichtgelehrter Zeitgenosse von ihm aussagte: „Keine größeren Siege sind je gesiegt, keine genievolleren Züge je ausgeführt worden: aber auch nie ist die Ohnmacht des Siegers in einem helleren Lichte erschienen. Die Gesinnung der Völker, das heißt ihre religiöse und die ihrer Nationalität hat endlich diesen Koloß gestürzt.“ —

Friedrich Wilhelm III mit seinem geraden Sinne und seinem gesunden, klaren Verstande, dem in Wahrheit so bezeichneten Verstande des guten Gewissens, (denn ein schlechtes Gewissen verfinstert den hellsten Kopf) der von Napoleon überwältigte König hatte Selbstüberwindung genug, um auch von dem nach dem Frieden noch feindseligen Sieger zu lernen. Im stillen arbeitete er jetzt in Königsberg fort und fort an der schon in Memel unternommenen Umbildung des Staats- und Kriegswesens. Dort schon hatte er durch sein Edikt vom 9. Oktober 1807 angeordnet, daß alle Gutsunterthänigkeit vom Martinitage 1810 aufhören und von da an in seinem Königreiche nur freie Leute vorhanden sein sollten. Hier in Königsberg verwandelte er die Bauern auf den Domänen in freie Eigentümer. Nicht nur daß er dadurch dem Bauernstande persönliche Unabhängigkeit und feste Besitzverhältnisse verlieh, er nahm zugleich dem Eroberer eine Waffe aus der Hand. Denn in dem benachbarten Kurland ging die stachelnde Sage unter den Bauern: Napoleon sei nur gekommen, um sie von ihrer Erbunterthänigkeit zu befreien. Und gleich aus Tilsit (7. Juli 1807) hat Napoleon an seinen Bruder Jerome, den neuen König von Westfalen, geschrieben: „Indem ich Sie in Ihr Königreich einsetze, habe ich Ihnen außerdem ein Staatsgrundgesetz zugedacht, welches alle eitlen Standesunterschiede unter der Bevölkerung abschafft.“ Man sieht, der fremde Eroberer ging darauf aus, seiner Zwingherrschaft das gleißende Ansehen einer Befreiung zu geben.

In ganz anderm Sinne sollte Friedrich Wilhelm III zum Befreier werden. Während Napoleon die in Frankreich zu Boden geworfene Revolution als eiserne Gewaltherrschaft über fremde Völker aufrichtet und ohne die ewigen Mächte die Welt regieren will, faßt dagegen der König die sittliche Erhebung seines Volkes ins Auge bei den Reformen, in denen er mit Stein und gleichgesinnten Männern frische Lebensquellen für Preußens Zukunft findet. Jene Gesetze, durch welche dienstbare Bauern freie Leute wurden, dann die Bürger (durch die Städteordnung)

die Selbstverwaltung erlangten, haben einen Stiftungsbrief, der rein preußisch ist. Er lautet, wie eine kundige Denkrede auf Friedrich Wilhelm III sagt: „Das habt ihr Bauern und ihr Städter erhalten nicht im Übermut der Revolution, sondern in der tiefsten Not und Erniedrigung des Landes, und habt es erhalten zum Zeichen und zum Bunde, daß ihr wie damals so zu allen Zeiten, wenn König und Vaterland bedroht sind, als ein Mann aufstehet zu ihrem Schutze. — Die neue Heereseinrichtung, der Gipfel der Reformen des Königs, vereinigt die Ritterlichkeit und die Vaterlandsliebe — die Überlieferung der militärischen Familien und das Bewußtsein gleicher Ehre und gleichen Rechts bei gleicher Pflicht — den militärischen Standesgeist und das Band der Einheit mit der ganzen Nation. Sie führt dem Heere die ganze waffenfähige Kraft der Nation zu, und sie gibt der Nation wieder das ganze militärische Selbstgefühl und die militärische Pflichterfüllung. Sie ist aus nationaler Begeisterung entsprungen und auf nationale Begeisterung berechnet, und dennoch durch und durch auf Gehorsam und Zucht gebaut. Sie ist nach der sittlich-politischen Seite ein Meisterstück der Zeit."

So konnte Max von Schenkendorf, der ritterliche Sänger von der Memel, alsdann im Befreiungsjahre 1813 in Wahrheit singen:

Ich zieh' ins Feld mit freien Bauern
Und ehrenwerter Bürgerzunft.
Ein ernster Schlachtruf ist ihr Trauern
Um alter Zeiten Wiederkunft.

Ich zieh' ins Feld, daß ferner gelte
Mein Adel, meine Wappenzier,
Daß mich der Ahnen keiner schelte
Einst an des Paradieses Thür.

Der edle Dichter, der das Unheil Deutschlands nicht allein in Napoleon, sondern auch in dem eigenen Abfall von dem alten Glauben und der alten Sitte sah, war den beiden ältesten Königssöhnen schon bekannt seit ihrem ersten Aufenthalt in Königsberg (vom 9. November 1806 bis 3. Januar 1807). Er ging aus und ein bei der im Königsberger Schlosse wohnenden Familie des Landhofmeisters (spätern Oberpräsidenten) von Auerswald, als ob er zu ihr gehörte. Wenn Frau Albertine von Auerswald, eine geborene Gräfin Dohna-Lauck, mit den jüngern Kindern aufs Gut reiste, so pflegte sie den im Schlosse arbeitenden Kammer-Referendarius von Schenkendorf damit zu betrauen, bei ihren daheim in die Schule gehenden ältern Söhnen nach dem Rechten zu sehen und ihr über den Stand des Hauses zu berichten. In einem seiner Briefe an die mütterliche Gönnerin unterzeichnet er sich als „unterthäniger, treuer Freiwohner Max," freut sich auch, daß Hans eigenhändig der lieben Mama gute Nachrichten von sich und seinen Geschwistern schreiben könne. Hans ist der nachherige General von Auerswald — ermordet 1848 am 18. September mit dem Fürsten Lichnowsky als Mitglied der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main bei dem dortigen Aufruhr. Seine jüngern Brüder, Rudolf und Alfred, sind die nachmaligen Staatsminister, alle drei Mitkämpfer des Befreiungskrieges. Ihre Mutter

wird von E. M. Arndt geschildert als „die schönste, geistreichste Frau, die dem Vaterlande treueste und tapferste Söhne hinterlassen.“

Unermüdlich im Wohlthun war sie in der Teuerung des Winters von 1806 bis 1807, als in Königsberg ein Scheffel Roggen vier Thaler galt, ebensoviel ein Scheffel graue Erbsen oder Kartoffeln. Arme Leute belagerten da täglich die Aufgänge im Schlosse zur Wohnung der Landhofmeisterin. Bei diesem Anblicke äußert einmal eines ihrer Kinder in unnützer jugendlicher Hoffart: wenn man in andern Schlössern zum Portal hereinkomme, was sehe man dort auf den Treppen? Prächtige Vasen mit Blumen und stolzierende Thürsteher mit goldenen oder silbernen Tressen, dagegen hier im Schlosse nur lumpiges Bettelvolk und Suppentöpfe? — „Aber Kind, das ist ja der schönste Treppenschmuck,“ spricht Schenkendorf der barmherzigen Mutter aus der Seele.

Neben dem Dichter sah sie in ihrem geistig vornehmen Kreise namentlich die jungen Grafen Wilhelm und Karl von der Gröben, Karl von Münchow und Ernst von Kanitz, sowie den Freiherrn von Schrötter. Wilhelm Gröben ist der eine jener von Schenkendorf besungenen drei Grafen, die 1813 ihre Treue für König und Vaterland mit ihrem Blute besiegelt haben. Bei Groß-Görschen, wo auch Scharnhorst sich die Todeswunde holen sollte, fiel Gröben als Regimentsadjutant der weißen und himmelblauen ostpreußischen Kürassiere.

Es ist geschichtlich wahr, was Schenkendorf in seinem Liede von den deutschen Städten sagt:

Wie man den Feind befehdet,
Das große Freiheitswerk,
Beschlossen und beredet
Ward es in Königsberg.

Dort im Schlosse hatte die Königliche Familie ihre Zimmer dicht neben der Amtswohnung des Landhofmeisters. Er hatte diese als die bequemere Behausung den Majestäten einräumen wollen; der König verbat sich das: „Sie aus Ihrem Quartier verdrängen? Mir so etwas zuzumuten. Werde mich schon behelfen.“ Seine jungen Prinzen und Prinzessinnen hieß er verträglich leben mit den Nachbarskindern: es sei ohnehin Zwietracht genug in der Welt. Bald wurden die beiden jüngern Söhne des Landhofmeisters, Rudolf und Alfred von Auerswald, als Altersgenossen dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm liebe Gespielen und Jugendfreunde, um nach Jahren die Räte ihrer Krone zu werden. Die Königin selbst hatte ihre Freude an den wechselseitigen Kinderfesten. Sie fühlte sich glücklich in diesen fröhlichen Stunden, welche die traurige Zeit wenigstens ihren Söhnen und Töchtern vergönnte.

Am 1. Februar bescherte sie ihnen eine kleine Schwester. Die neugeborene Prinzessin wurde am 28. Februar auf die Namen der Mutter Luise Auguste Wilhelmine Amalie getauft; unter den Paten waren auch die Stände Ostpreußens, wo sie das Licht erblickt hatte, vertreten. Der König, jetzt mehr als je allem Prunke an seinem Hofe abhold, wollte nicht, daß bei der Taufe der kleinen Prinzessin die Schleppen getragen wurden. „Wir waren (berichtet die Oberhofmeisterin) in

runden Kleidern und Tunikas — zu meinem Bedauern." Am 22. März schreibt sie: „Geburtstag des lieben jungen Prinzen Wilhelm. Ihm zu Ehren abends Soiree bei den jungen Prinzen. — Alle Nachrichten sind traurig und werden immer trauriger; es hängt ja alles von der Willkür Napoleons ab. — Das ist zu hart!" Zehn Tage nach des Prinzen Wilhelm Eintritt in sein zwölftes Lebensjahr schreibt die Oberhofmeisterin: „Leider werden von Tag zu Tag mehr Einschränkungen im Königlichen Haushalt notwendig; auch ich verzichte auf einen Teil meines Gehaltes; ach, es ist ja nicht anders möglich." Und am 3. April weiter: „Alle die armen Offiziere, die hier durchkommen, sind jetzt auf halben Sold gesetzt, und es gibt viele, die auch nicht das allergeringste von Sold mehr nehmen. Man weiß, daß manche dieser treuen armen Offiziere Holz hauen, um ihr Brot zu verdienen, andere bei den Bauern in der Wirtschaft und auf dem Felde arbeiten, nur um leben zu können."

Abgedankte preußische Offiziere, die lieber Holz hacken und tagelöhnern, als ihrem bedrängten König mit ihren Anrechten zur Last fallen — erscheinen sie nicht wie ehrenfeste Nachkommen von Lessings Major Tellheim aus dem siebenjährigen Kriege?

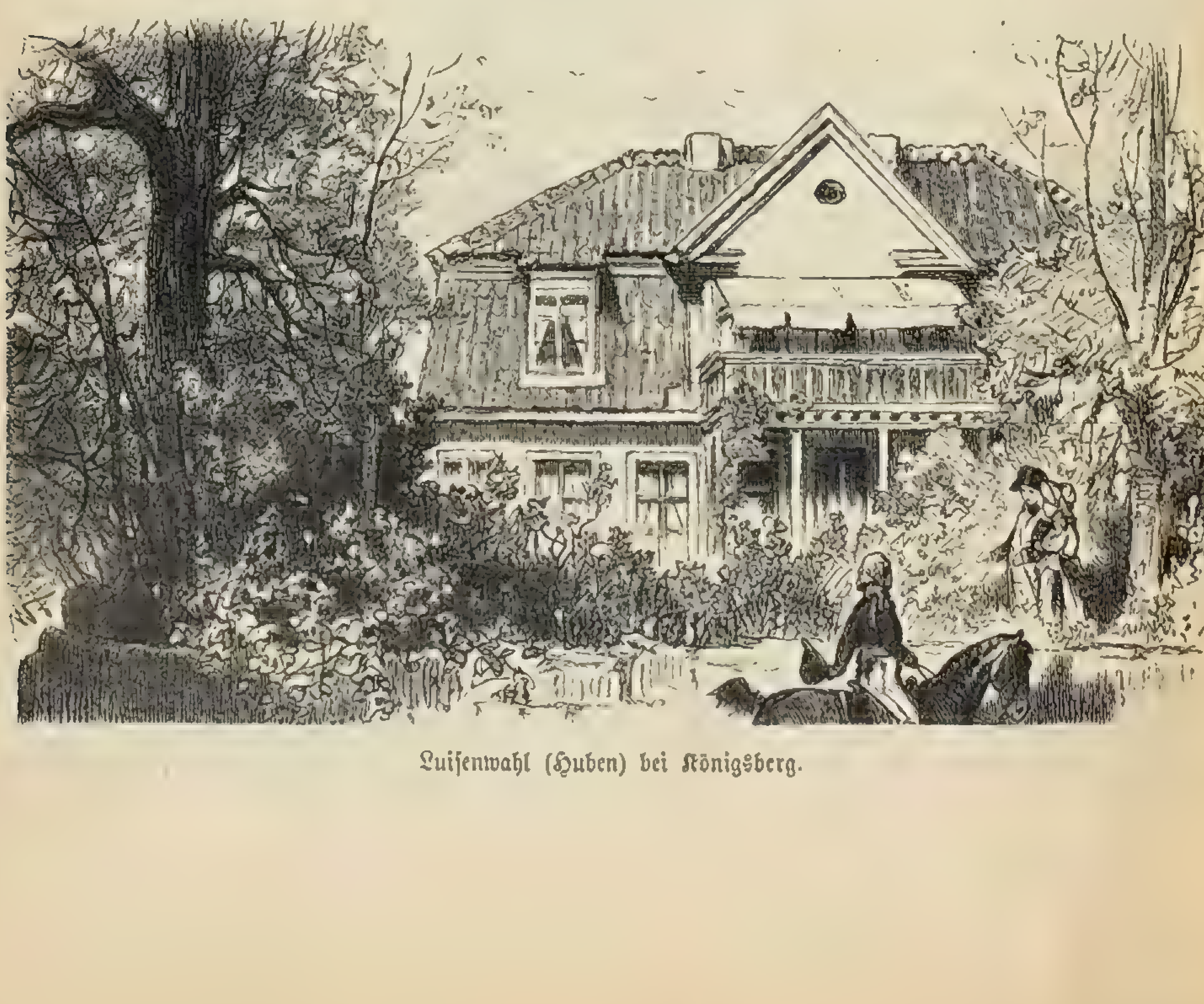
Im Laufe des April gelangte nach Königsberg die Nachricht, daß der französische Gouverneur in Berlin, Marschall Victor, von Napoleon den Befehl erhalten hatte, durch sein noch in der Mark Brandenburg stehendes Armeekorps ein Lager von 25 000 Mann zusammenzuziehen, in der Nähe der Hauptstadt und auf preußische Kosten. Seine Offiziere sollten als halbe Soldzulage Tafelgelder bekommen, die aus ihren Quartieren ins Lager abziehenden Soldaten von jeder Gemeinde das nötige Kochgerät, Töpfe, Schüsseln, Teller und Gläser, blecherne oder hölzerne Löffel und was sie sonst brauchten. Um das Geld zum Aufbau der Baracken und zur Verpflegung der darin lagernden Truppen herbeizuschaffen, mußte eine besondere Lagersteuer auferlegt werden, eine neue Last auf jedes Haus in den Städten, auf jedes Gut und Gehöft des platten Landes. Dazu die noch zu zahlenden Kriegssteuern, von welchen Napoleon nicht einmal die aus den preußischen Staatskassen entnommenen Summen abrechnen wollte. Auch bei Stettin, Stargard und Möve sollte der Marschall Soult auf Napoleons Befehl sein Korps in Lagern zusammenziehen. Es war Friede, doch der König noch nicht Herr in seinem Lande, dem halben, das ihm Napoleon in Tilsit gelassen hatte. Aus jenen Königsberger Tagen schreibt die Gräfin Voß: „Der arme König ist sehr schwermütig und düster, und das ist wohl natürlich." In einem gleichzeitigen Briefe lautet es: „Der König arbeitet viel; im Familienzirkel scheint er viel von seiner ehemaligen Heiterkeit verloren zu haben; aber außerhalb vor der Menge erscheint er unverändert. Er trägt sein Unglück mit ernster Würde und gibt seinem Volke ein großes Beispiel, wie man Leidensstürme erdulden soll." — Zu der harten Not des ausgesogenen Landes gesellte sich die schwere Sorge, daß Napoleon neue Gewaltschritte gegen das ihm verhaßte Preußen plane. Der König wußte, daß der französische Kaiser von dem russischen begehrt hatte, einer neuen Länderabtretung Preußens an Frankreich nicht entgegen zu sein; dafür wolle er sich die Vergrößerung Rußlands an der Donau durch die Moldau und Walachei gefallen

lassen. Sein (Napoleons) auswärtiger Minister Champagny, der würdige Nachfolger Talleyrands, meinte: „Allerdings würde Preußen dann nur noch zwei Millionen Einwohner zählen, aber würde das nicht genug sein für das Glück der Königlichen Familie?"

Noch ging die Politik über den kindlich begrenzten Horizont des jungen Prinzen Wilhelm. Gleichwohl wird er, wenn er Vater und Mutter so betrübt sah, empfunden haben, daß schwere Wolken über dem Vaterlande standen. Eine gewitterhafte Atmosphäre war es oft, in der das Jugendleben des Kaisers Wilhelm atmete, vielleicht damit er frühzeitig gewohnt werde, in Stürmen zu wandeln. — Selbst Napoleon hat einmal (im Frühjahr 1808) in Saint-Cloud bei der Tafel zu dem Oheim des Kaisers Alexander, dem Herzog von Oldenburg, geäußert: Der König von Preußen sei höchst achtungswert, daß er zum besten seiner unglücklichen Unterthanen sich solche Entbehrungen auferlege. Er hätte sich oder ein anderer ihm dabei sagen können, daß er, der bald darauf seinem „Stern" nach Bayonne zur Entthronung der spanischen Königsfamilie folgende Imperator ja selber den bittersten Leidensbecher für Friedrich Wilhelm III und Luise mischte.

In Königsberg sah Prinz Wilhelm, wie der Vater den schon in Memel eingeschränkten Königlichen Haushalt noch sparsamer einrichtete. Die Zahl der Dienerschaft wurde kleiner, der Marstall leerer, und als der Kronprinz den Verkauf der schönen Tiere allzu lebhaft bedauerte, fragte ihn der König: ob er nicht wisse, wieviel Thaler der Scheffel Hafer gelte.

Am 7. Juni zogen der König und die Königin aus dem Schlosse in ein stilles Landhaus auf den Huben. Das Land dort außerhalb des Steindammer Thores, schon vor nunmehr bald achthundert Jahren vom deutschen Orden den



Luisenwahl (Huben) bei Königsberg.

Bürgern von Königsberg verliehen, erstreckt sich von der Stadt den Pregel abwärts bis an das Dorf Lawsken, und vom Pregel seitwärts in das Samland, eine halbe Meile lang. In diesem uralten städtischen Gebiete liegen auf einer fruchtbaren Ebene die Huben oder Hufen (Bauerhöfe), eingeteilt in die Vorder-, die Mittel- und die Hinterhuben, alle drei an der (erst 1829 gebauten) Kunststraße nach Lawsken und im Laufe der Zeit von Gutsbesitzern aus der Stadt mit vielen Landhäusern besäet. Auf den Mittelhuben bewohnten der König und die Königin in den Jahren 1808 und 1809 den Sommer über ein kleines Haus in einem großen Garten. Es war früher der einsame Landsitz des als Sonderling angesehenen 1796 verstorbenen Stadtpräsidenten Th. G. Hippel, des Dichters der „Lebensläufe nach aufsteigender Linie," welche bei ihrer anonymen Herausgabe zuerst dem Kriegsrat Scheffner zugeschrieben wurden. Aus „Hippels Garten" datiert jener Brief der Königin vom 20. Juni 1808 an Scheffner, worin sie schreibt, daß sie für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen gebetet habe: „erlebe ich sie auch nicht mehr, geht es nur meinen Kindern und durch sie meinem Volke einmal wohl! Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit; deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken." — Der alte Scheffner kam auf den Ruf der Königin öfter nach den Huben, um ihr vorzulesen. Hier wird ihn auch Prinz Wilhelm erblickt haben: eine lange, hagere Gestalt mit nicht schönem Gesicht, aber von freimütigem, biederem Wesen.

Der früher Hippelsche, dann Busoltsche Garten ist zum Andenken der Königin noch bei Lebzeiten des Königs Luisenwahl benannt worden. Haus und Garten auf den Huben sind jetzt ein pietätvoll erworbenes teuerwertes Besitztum des Kaisers Wilhelm. Eingeweiht ist diese traute historische Stätte durch Worte, welche Luise auf die Bemerkung, daß Ihre Majestät hier doch gar zu beschränkt wohne, geäußert hat: „Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Piano, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, die diese Stürme erregen." —



Königin Luise an ihrem Schreibtische.

Ein heller Tag nach so vielen trüben ging der Königlichen Familie am 3. August 1808 auf. Da bauten die Landleute auf den Huben dem König zu seinem Geburtstage belaubte Ehrenpforten am Eingang des Dorfes, sie streuten ihm bei der Fahrt nach der Stadt Tannenzweige auf den Weg

und brachten ihm einen großen Kranz ihrer ersten Ernte von Ähren und Kornblumen. Sie hatten gehört, die holde Königin liebe diese himmelblauen Blumen von den Getreidefeldern. Es war den Majestäten, wie wenn heute ihr Paretz von der Havel nach dem Pregel gekommen wäre. Aus andern Dörfern um Königsberg herum war das Landvolk gleichfalls wie auf der Wallfahrt zu seinem König, der vor acht Tagen durch sein Gesetz vom 27. Juli die Bauern auf den ost- und westpreußischen Gütern seiner Krone in freie Eigentümer verwandelt hatte; ihrer dreißigtausend, nach andern fünfzigtausend hat man kurz nachher gezählt. Zu dieser Befreiung des Landvolkes fügte Friedrich Wilhelm III die von Gneisenau so bezeichnete „Freiheit des Rückens“ der Soldaten. Denn an demselben 3. August genehmigte er die Abschaffung der Prügel- und Spießrutenstrafe im Heere. Das Fuchteln der Unteroffiziere war fortan verboten, ebenso der Gebrauch des Stockes bei allen Soldaten, die seit einem Jahre sich keine Regimentsstrafe zugezogen hatten. Neuerungen, die freilich den starren Anhängern des Alten noch bedenklicher vorkamen, als das Abthun des Zopfes und die vorjährige Einführung der grauen Hose statt der weißen, des Czako und der neuen, zum Knöpfen eingerichteten Uniform ohne Rabatten.

Eine Gegnerschaft fanden auch die andern Bestimmungen zur Neugestaltung des Heeres, daß von nun an der Weg zum Offizier nicht wie bisher durch die Annahme als Junker sei, sondern daß jeder von unten auf dienen müsse, ohne Rücksicht auf seinen Stand, und daß einen Anspruch auf Offizierstellen in Friedenszeiten nur Kenntnisse und Bildung, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick gewähren sollten. Keine ausländische Werbung mehr, dagegen gleiche allgemeine Verpflichtung zum Dienst fürs Vaterland. — „Was wollen die Gegner der neuen Einrichtung?“ fragt der General Scharnhorst in einer dem König eingereichten Denkschrift: „Soll das Avancement bei jungen Männern nicht nach Kenntnissen und bei ältern nicht nach Verdiensten gehen? — Wenn der Soldat jetzt nicht mehr mit niederen und in den Augen des gemeinen Mannes entehrenden Strafen belegt wird, wenn die Spießruten aufgehoben, wenn kein unter den Festungsbau-Gefangenen gewesenes Individuum in den Soldatenstand zurücktreten kann, wenn also der Soldatenstand zu dem erhoben wird, was in Hinsicht der Ehre bei unserer gemeinsten Handwerkerzunft stattfindet, so hat man doch wohl nicht für diesen Stand zu viel gethan? Wenn die Nation sich als Verteidiger des Vaterlandes ansehen soll, so darf in dieser neuen Qualität sie nicht mit den entehrendsten Strafen, die selbst nur bei dem Auswurf der Nation in seltenen Fällen stattfanden, bedroht werden. Will man aber die Ausländer, die Vagabunden, Trunkenbolde, Taugenichtse aus ganz Deutschland wieder haben, welche die Nation verderben, die Armee dem Bürger verhaßt und verächtlich machen und, sobald sie marschiert, weglaufen — dann wird man freilich nicht ohne die ehemaligen Strafen fertig werden. Bei entehrten Menschen gehören sich entehrende Strafen. Den Geist der Armee zu erheben und zu beleben, die Armee und Nation inniger zu vereinen und ihr die Richtung zu ihrer wesentlichen und großen Bestimmung zu geben: dies ist das System, welches bei den neuen Einrichtungen zu Grunde liegt.“ —

Bald nach dem Geburtstage des Königs, an dem er die einfachen Liebeszeichen des Landvolkes als schönstes Angebinde empfangen hatte, schrieb Stein in Königsberg (15. August 1808) jenen verhängnisvollen Brief an den Fürsten von Wittgenstein, infolge dessen Napoleon auf die Entlassung des Ministers drang, ihn seiner Güter beraubte und förmlich in die Acht that. Stein hatte in diesem Schreiben die unvorsichtigen Worte fallen lassen: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken. Ich wünschte sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westfalen erhalten würden, und daß man sich auf gewisse Fälle vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen gut gesinnten Männern erhalte und diese wieder mit andern in Berührung setzte." Der vertraute Träger dieses Briefes war der Assessor Koppe: er sollte von Königsberg mit Aufträgen zunächst nach Berlin reisen, von dort weiter nach dem mecklenburgischen Seebadeorte Doberan, wo der Fürst von Wittgenstein zur Zeit verweilte. Kaum hat Koppe Berlin im Rücken, da sieht er draußen auf dem Wege nach Tegel seinen Reisewagen von französischen Gendarmen angehalten: sie nehmen ihm seine Briefschaften ab und ihn selber fest. Drei Jahre lang blieb er, der im Frieden straßenräuberisch aufgefangene Briefträger Steins, in Gewahrsam der Franzosen. Der Marschall Soult, damals Gouverneur der Kurmark, schickte das Schreiben des preußischen Premierministers nach Paris an Napoleon. Am 9. September stand es dort abgedruckt im Journal des Kaiserreiches, dazu eine Reihe giftiger Anmerkungen, dann am 18. September die deutsche Übersetzung im „Berliner Telegraphen" des berüchtigten Lange. Ein neuer Schlag, unter dessen Wucht die Gräfin Voß aufgezeichnet hat: „Steins Brief befindet sich jetzt unter den französischen Akten, die den neuen Verhandlungen zu Grunde gelegt werden sollen, mit den schärfsten Randbemerkungen Napoleons versehen. Das ist die letzte Staffel unsres Unglücks. Goltz (Minister des Auswärtigen) ist dem Kaiser Alexander gefolgt. (Alexander hatte auf seiner Durchreise nach Erfurt zur Zusammenkunft mit Napoleon zwei Tage in Königsberg verweilt.) Die Königin ist trostlos, der arme König wütend über dies neue Mißgeschick. — Alles ist gegen uns. Ach Gott!"

Nicht einmal in Königsberg schienen der König und seine Getreuen sicher vor den französischen Spähern. Denn von hier aus war den Satrapen Napoleons angezeigt worden, daß nächster Tage ein Vertrauensmann Steins mit besondern Briefschaften in Berlin ankommen werde. Noch immer standen ja die preußischen Postanstalten, besonders das Hofpostamt in Berlin, unter der scharfen Aufsicht jenes argen Doktors Barbiguiers, der nicht allein einlaufende oder abgehen sollende Briefe, die ihm verdächtig dünkten, von Amtswegen erbrach, sondern auch auf eigene Hand geldwerte Papiere herausnahm, die etwa nicht oder wenigstens nicht vollständig auf der Adresse angegeben waren. Daher ließen der Hof und das Ministerium in Königsberg nur gleichgültige Briefe durch die Post befördern, hingegen andere, bei denen man keine französischen Mitwisser wünschte, durch eigene Kuriere oder zuverlässige Reisende. Auch dabei ging man nicht durchweg sicher, wie das Stein zu seinem Unglück erfahren sollte. Damalige Gerüchte, von spätern Geschichtschreibern nachgesagt, haben den Königsberger Verräter im

Lager gewisser franzosenfreundlicher Gegner Steins suchen wollen, doch ohne daß ein urkundliches Zeugnis für diese Bezichtigung sich gefunden hätte. Auch nicht in der nachherigen gerichtlichen Untersuchung gegen den aus Hamburg in Berlin eingewanderten niedern Spion, namens Ziesche, der — ein bankerotter Spekulant — im Solde eines höhern französischen Kundschafters, eines Herrn de Vigneron, dem von Königsberg her signalisierten Briefträger Steins von Koppes Ankunft in Berlin an spürhündisch auf Schritt und Tritt nachschlich, Tag und Stunde von dessen Abfahrt auswitterte und den Weiterreisenden in die französische Gefangenschaft brachte. Ziesche, obwohl im Dezember 1808 zugleich mit den Franzosen aus Berlin ziehend, ist dem Arme der Gerechtigkeit doch nicht entronnen. Auf seiner Rückreise aus Pommern, wo er mit Vigneron die Stärke von Blüchers Korps ausspioniert hatte, wurde er in Ziesar bei Magdeburg von den Preußen ergriffen (März 1809) und nach Spandau gebracht, eben dahin, wo der von ihm verratene Assessor Koppe zuerst in französischer Gefangenschaft saß. Das Königliche Kammergericht in Berlin verurteilte ihn als überwiesenen Landesverräter zu zwanzigjähriger Festungsarbeitsstrafe, mit Vorbehalt noch einer besondern Anklage gegen ihn, falls der Assessor Koppe nicht lebendig aus der französischen Gefangenschaft loskommen sollte. Dieser wurde 1811 auf freien Fuß gesetzt. Zum Glück für Ziesche, der nach jahrelanger Buße als Baugefangener auf der Festung Kolberg den Rest seiner Strafzeit 1817 durch die Gnade des Königs geschenkt bekam.

Die Ächtung des Freiherrn von Stein, der landesflüchtig eine Freistatt zuerst in Böhmen, dann in Rußland fand, blieb nicht die einzige, durch welche Prinz Wilhelm seine Königlichen Eltern bekümmert sah. Kaum fünf Monate nachher ließ Napoleons Bruder, der neue König von Westfalen, auf Schill Jagd machen und setzte einen Preis von zehntausend Franken auf den Fang des „Brigand“. Ferdinand von Schill, als herzhafter Mitverteidiger Kolbergs von seinem dankbaren König außer der Reihe zum Major befördert und durch den Verdienstorden ausgezeichnet, kommandierte in Berlin das seit dem Abmarsche der Franzosen dort stehende zweite brandenburgische Husarenregiment und das dazu gehörige Detachement reitender Jäger. An ihrer Spitze war er den ersten wieder in Berlin einziehenden Königlichen Truppen vorangeritten, von der Bevölkerung mit stürmischem Jubel begrüßt als einer der treuen Hüter unbefleckter preußischer Waffenehre. Berliner Bürger brachten ihm einen Ehrensäbel dar. Wo er sich in der Stadt blicken ließ, wurde er als Held des Tages umschwärmt. Die ihn gesehen haben, schildern ihn als einen geborenen Reiteroffizier. Der ritterliche Abkömmling einer altadeligen ungarischen Familie, war er der jüngste der vier Söhne jenes nach dem Tode des großen Friedrichs verabschiedeten Oberstleutnants von Schill, der beim Ausbruche des Krieges von 1806 trotz seiner achtundsiebzig Jahre kampflustig schlesische Förster und Jägerburschen auf seinem Gute, Solhof bei Pleß, zusammenrief, um ein Freikorps zuzurüsten, bis es ihm vom Minister Grafen Hoym zur Unzeit verwehrt wurde. Sein jüngster Sohn, Major Schill, hatte, wie dieser selbst einmal sagte, von seinem Vater die ungarische Husarenader, (alle vier Brüder gingen als Junker unter die Husaren) und den Hitzkopf, der oft über

Kleinigkeiten entbrannte, dagegen von der Mutter das deutsche Herz. Seine Leibesgestalt nicht groß, doch stämmig gewachsen, die Schultern breit, das Haupt ein wenig nach vorn gebeugt, aber hoch aufgerichtet bei seinen packenden soldatischen Ansprachen, das Gesicht von scharfem Schnitt, dabei nicht ohne den Ausdruck natürlicher Gutmütigkeit, die Augen schwarz und feurig; von dunkelster Farbe auch das in die Stirn hängende Haar und der zu beiden Seiten der Oberlippe abwärts gekrümmte Schnurrbart, im Sattel fest und zugleich geschmeidig: im ganzen ein martialischer Reitersmann von eigener Art, aber auch, nach Aussage der Mitlebenden, von starrem Eigenwillen bis zum Eigensinn.

Es war in den ersten Maitagen 1809, als es in Königsberg ruchbar wurde: der Major von Schill sei unversehens mit seinen Husaren und Jägern aus seiner Garnison Berlin ausgerückt, um auf eigene Faust gegen die Franzosen zu ziehen. Österreich hatte eben sein Heer zum neuen Kampfe gegen Napoleon aufgerufen, das Tiroler Bauern- und Jägervolk war unter Andreas Hofer in vollem Aufstande, dazu in Hessen die Schilderhebung gegen „den wälschen Komödiantenkönig" in Kassel. Kein Wunder, daß in jenem Frühling 1809 der Wünschelbaum der Befreiung auch auf preußischem Boden frisch ausschlug, und daß Schill vielen patriotisch aufwallenden Gemütern wie eine idealische Gestalt erschien, gleichsam als der leibhaftige Inbegriff des sich verjüngenden alten Preußengeistes. So läßt Stägemann in seinem Tiroler Kriegsliede (April 1809) die streitbaren Älpler unter Andreas Hofer singen:

Und glühet nur von edlem Zorn
Der Alpen kühner Hirt?
Es klirren Fesseln, wo der Sporn
Napoleons erklirrt.

In Flammen lodert unversöhnt
Des Hasses Schmerz empor,
Allwo ein fremder Laut ertönt
In deutsch geadelt Ohr.

Schon reicht uns von der Havel her
Der Schill die tapfre Hand,
Den Stahl, von alten Thaten schwer,
Hebt Hessen von der Wand.

Anders aber betrachtete Friedrich Wilhelm III mit seinem klaren Blick das eigenmächtige Vorgehen Schills. Das besonnene Verhalten des Königs bewirkte, daß die bonapartistische Rache, deren Opfer die in Stralsund gefangenen Schill schen auf dem Sandhaufen und den Galeeren wurden, sich nicht weiter auf Preußen erstreckte. Wie damals die Stimmung am Hofe in Königsberg war, davon zeugen die auf Schill bezüglichen Tagebuchblätter der Gräfin Voß: „24. April. In Berlin soll eine unglaubliche Begeisterung und Erregung herrschen; die Berliner möchten alle ausrücken und mit den Österreichern ins Feld ziehen, aber es ist leider noch nicht der Augenblick gekommen, wo es für uns möglich ist, uns zu erheben; wir würden jetzt nur ein neues Unglück über uns

heraufbeschwören. — 4. Mai. Schill ist aus Berlin mit seinem Husarenregiment verschwunden, man fürchtet, um irgend eine große Unbesonnenheit zu begehen. Gott gebe, daß er wenigstens nicht seinen König dabei kompromittiert, der von dem allen nichts geahnt hat. — 5. Mai. Romberg kam an und sagte mir, mein Enkelsohn Voß (vermählt mit der Tochter der Frau von Berg) sei auch plötzlich aus Berlin fort, um in Mecklenburg Rekruten für Schill zu werben. Das ist mir sehr leid; es ist doch umsonst. — 6. Mai. In Berlin ist noch eine Kompanie Schill nachgezogen. Die armen Kerle, sie gehen hin wie die Verrückten, und nur zu ihrem eigenen und zu unserm Verderben. Der König war sehr böse und ist nun gezwungen, seine Generäle, selbst Lestocq (damals Gouverneur von Berlin) und Tauenzien (Kommandeur der brandenburgischen Brigade) zu bestrafen, weil sie nicht wachsam genug gewesen sind. Chazot (Kommandant von Berlin) ist in Arrest. Es ist eine schlimme Sache, und wenn Gott uns nicht beisteht, kann es sehr traurige Folgen für unser armes Land haben. — 14. Mai. Es heißt, Schill habe einen kleinen Vorteil in der Nähe von Magdeburg erkämpft: der König von Westfalen hat einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. — 21. Mai. Schill ist in Dömitz, einer kleinen Festung an der Elbe, wo er sich leicht zu Wasser retten kann, wenn er bedrängt wird. Man sagt, er soll viel Zulauf und auch ziemlich viel Soldaten haben. — 3. Juni. Schill ist in Stralsund, hat eine beträchtliche Schar gesammelt. Gott weiß, was daraus werden soll. — 7. Juni. Der arme Schill ist mit vierzehn Offizieren in einem kleinen Gefecht gegen die Dänen geblieben. Wie leid ist mir um ihn. Sein Wille war so gut, und sein Patriotismus allein hat ihn doch so fortgerissen."

Die Reinheit der Absicht Schills bei seinem gewagten Unternehmen wird auch von der Königlichen Familie nicht bezweifelt worden sein. Aber sein glühender Haß gegen den Feind des Vaterlandes täuschte ihn, den vom Volke fast vergötterten Offizier, nicht nur über das Maß seiner Kräfte, sondern trieb ihn auch weit ab von dem schmalen Wege der Pflicht gegen seinen Kriegsherrn. Verschworen hatte er sich, seinen Säbel nicht rasten noch rosten zu lassen, bis er seinem geliebten König das letzte von dem Korsen geraubte preußische Dorf wieder erfochten habe. Nicht bedenkend, daß er durch seinen verwegenen Husarenstreich den König gegenüber der noch sicher thronenden Macht Napoleons in die gefahrvollste Lage bringen und einen neuen Sturm über das noch lecke Staatsschiff heraufbeschwören konnte, das in dem geächteten Stein seinen großen Steuermann verloren hatte! — Schon vom militärischen Standpunkte aus mußte der König seine höchste Mißbilligung aussprechen über „das Fortgehen des Majors von Schill mit seinem Regimente und das Nachfolgen der ersten Kompanie vom (Schillschen) leichten Bataillon des Leibregiments." Was der König durch seinen Parolebefehl vom 8. Mai den Truppen bei der Parade kund that, das wird dem damaligen Sekondeleutnant Prinzen Wilhelm ebenfalls nahe gegangen sein: „Der Major von Schill und alle, die mit ihm gegangen sind, sollen einem strengen Militärgerichte unterworfen werden. Seine Majestät erklären der Armee, daß Höchstdieselben auf jene unglaubliche That beschlossen haben, die Gesetze des militärischen Gehorsams auch bei der kleinsten Unterlassung verschärft anzuwenden."

Ein tragischer Held auf jener von Napoleon beherrschten Weltbühne hat Schill mit seinem Blute das gesühnt, was er verschuldete, indem er (nach dem Ausdruck eines Mitlebenden) dem unbändigen Bucephalus seines Hasses gegen die Bonapartes vor der Zeit die Zügel schießen ließ. Der General Blücher schrieb, nachdem Schill in Stralsund gefallen war, aus Stargard an den Grafen Götzen: „Die Schillsche Expedition ist zu ende; er ist als ein braver kerll gefallen, hat aber sein haupt theuer verkauft.“ — Ein Sänger des Befreiungskrieges läßt Schills Geist als Vorreiter der freiwilligen Jäger Lützows erscheinen und sagen:

Ich bin vor euch her geritten, Ich hab' im stillen euch Bahn gemacht;
Ich bin vor euch her geritten, Vier Jahre schon vor der Lützener Schlacht. —



Major von Schill.

Bis zu dem unruhigen Frühjahre 1809 hatte Prinz Wilhelm mit seinem älteren Bruder und seinem Vetter Friedrich den Dr. Delbrück zum gemeinsamen Erzieher. Was dieser, zunächst den Kronprinzen im Auge, geäußert hat, das gilt auch in Hinsicht auf dessen jüngern Bruder: „er (Delbrück) habe in den letzten unglücklichen Jahren nichts versäumt, in ihm, einem deutschen Prinzen aus einem Hause voll deutscher Tugend, der in verhängnisvoller Zeit aufwachse, Liebe für die Deutschheit in Wort und That, Wärme für das Elend und die Knechtschaft von Europa und einen frommen Heldenmut anzuregen und zu beleben.“ — Jetzt (im März 1809) ernannte der König den schon früher von Stein dazu vorgeschlagenen Generalleutnant von Diericke zum Obergouverneur des Kronprinzen. Dieser (in der Folge Oberdirektor der Kriegsschule) befürwortete, daß zunächst neben Dr. Delbrück ein militärischer Erzieher des Kronprinzen berufen wurde, der Oberst (spätere General) Freiherr von Gaudy, gleichzeitig aber auch ein militärischer Gouverneur des Prinzen Wilhelm und des Prinzen Friedrich, der Major von Pirch (nachmals Generalleutnant und Oberdirektor der Militär-Erziehungsanstalten). Schon im Jahre 1805 hatte Delbrück gebeten, einen besondern Hofmeister für des Kronprinzen jüngern Bruder und Vetter anzustellen: weil die fernere Erziehung der nicht im gleichen Alter stehenden drei Prinzen sich schwer in einer Hand vereinigen lasse. Allein der Krieg, dessen Ausbruch damals drohte, war zwischen Wunsch und Erfüllung getreten. Jetzt in Königsberg, nach der Einsetzung eines militärischen Gouverneurs, wurde der Lehrer des Prinzen

Friedrich, Professor Reimann, auch der des Prinzen Wilhelm. Der Oberst von Gaudy hat anerkannt, daß der bisherige Erzieher einen guten Grund gelegt, auf dem mit Zuversicht fortgebaut werden könne: bei dem Unterricht sei das Herz für Wahrheit und Recht entflammt, also nicht bloß auf Kopfarbeit gesehen worden. Aber nächst dem fortzusetzenden wissenschaftlichen Unterricht sei namentlich die militärische Erziehung von großer Wichtigkeit. Denn (so schreibt Gaudy) „wir nähern uns einem Zeitpunkte, wo der kriegerische Geist mehr als jemals eine Schutzwehr gegen Unterdrückung von außen her bilden, und wo er notwendig ganze Nationen ergreifen muß, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen."

Damit übereinstimmend lautet es in einem Briefe der Königin aus den letzten Septembertagen 1809: „Haben Sie schon gehört? Der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnistafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden zur Ehre der Toten, zur Auszeichnung der Überlebenden und zur Nacheiferung der – andern. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt."

Jene Gedenktafeln sind am 24. September 1809 zu Ehren ausgezeichneter Krieger des ersten ostpreußischen Infanterieregiments in der Schloßkirche zu Königsberg eingeweiht worden. In der neunten Morgenstunde war das ganze Regiment auf dem Schloßplatze im Viereck mit fliegenden Fahnen aufmarschiert. Dreiundzwanzig Krieger, auf der Brust das in den letzten Feldzügen erworbene Ehrenzeichen, ließ der König im Beisein seiner Prinzen sich vorstellen. Jeder einzelne mußte ihm sagen: für welche Waffenthat ihm das Ehrenzeichen verliehen worden. Danach schritt das Regiment in die Schloßkirche. Hier, unter den Augen des Königs und der Prinzen, hatten jene Dreiundzwanzig ihren Ehrenplatz zu beiden Seiten des Altars angesichts der Gedenktafeln. Der Feldprediger Wenzli hielt eine kernhafte Festrede: die Kraft des Glaubens sei es, die allein den wahren, den Stachel des Todes zerbrechenden Mut schaffen, allein zu Heldenopfern begeistern könne.

Die ewige Wahrheit, daß der Mensch in der Kraft des Glaubens, des lebendigen Gefühles Gottes, allem gewachsen sei – „denn in dieser Kraft ist er nicht mehr das Einzelwesen, das an persönliche Vorteile und Nachteile denkt und sie altklug berechnet" – diese Wahrheit sollten der König, sein Reich und sein Haus in der Folge durch die streitbaren Blutzeugen der Befreiungskriege besiegelt sehen. Zum Gedächtnis der Gefallenen hat Friedrich Wilhelm III nachher (am 9. Juli 1816) ein besonderes Totenfest in den Kirchen feiern lassen. Und mit jenen, im Beisein des Prinzen Wilhelm eingeweihten ersten Gedenktafeln zu Königsberg im innern Zusammenhange stehen die späteren zur ehrenden Erinnerung an die Ritter des eisernen Kreuzes in den Gotteshäusern der Gemeinden, steht das von Friedrich Wilhelm III erbaute, am 30. März 1821 enthüllte Kreuzberg-Denkmal zu Berlin mit der Inschrift: „Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte. Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung und den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung." – Es klingt wie ein Nachhall jener Worte der Königin: ihr Bild erkennt man in einem der Siegesengel des eisernen Monumentes.

Prinz Wilhelm erlebte also in Königsberg wie in Memel nicht allein das harte Drangsal seines Königshauses und Vaterlandes: er empfand auch das erste Wehen des Geistes, der das Unheil zum Heile wenden sollte. Kaiser Wilhelm selbst hat es noch in jüngster Zeit (6. September 1879) in Königsberg ausgesprochen:

„Die Kaiserin-Königin und ich haben mit freudigem Gefühle Ostpreußen und die alte Krönungsstadt, welche für uns so reich an Erinnerungen ist, wieder betreten. Mir sind diese Gefühle der verschiedensten Art und der Wechsel der Geschicke im Leben nirgends wie hier lebhafter entgegengetreten; denn ich war hier in der Zeit der größten Not des Vaterlandes, und dann erlebte ich hier den größten Glanz meiner irdischen Laufbahn."

Ein Königsberger Genosse jener schweren Zeit, in der einem unglücklichen Kriege ein noch unglücklicherer Friede gefolgt war, sagt von Friedrich Wilhelm III: „Er wohnte hier in dem Hause seiner Väter in der Mitte eines Volkes von unangefochtener Treue. Aber wo war der Glanz seines Hofes, die Macht seines Heeres, die vereinte Kraft seines Landes? Kann auch ein Hausvater ohne Gefühle der schmerzlichsten Sorge an der Brandstätte seines Hauses stehen und überall die Verwüstung sehen? Und ein König, ein edler Fürst mit dem treuen landesväterlichen Sinn, mit dem tiefen Gefühl eines reinen wohlwollenden Herzens hätte hier, wo alles ihn an sein und seines Volkes hartes Schicksal erinnerte, anders als mit schmerzlicher Trauer weilen können? Wir haben ihn gesehen in dem schweigsamen Dunkel seines königlichen Ernstes. Aber die Gedanken, welche dieses Dunkel wie Blitze durchkreuzten, die Kämpfe, welche das Gemüt des hohen Dulders durchwogen, blieben uns verborgen. Einem Mann (Borowsky) hat er sein blutendes Herz aufgeschlossen und zur Geduld in dem Kampfe, der ihm verordnet war, bei ihm den stärkenden Balsam des göttlichen Wortes gesucht. Gerade in jener Zeit der Trübsal erhob er sich als Wiederhersteller. Damals, hier in scheinbarer Demütigung für immer, hier hat er jene Gedanken gefaßt, jene Einrichtungen begonnen, den Grundstein jenes Baues gelegt, welcher Preußens inneres Heil geworden ist."

Der greise Borowsky, dessen Gottesdienst in der Neuroßgärter Kirche zu Königsberg damals der König und die Königin mit ihren Kindern öfter besuchten, war es, der auf ihre Frage: warum er erst infolge einer Einladung und nicht einmal von selbst zu ihnen gekommen sei, die Antwort gab: „Halten zu Gnaden, Majestät, die Bibel gebietet mir, mich nicht zu drängen zu der Könige Thronen. Wenn aber Ew. Majestät befehlen, so werde ich nicht unterlassen, zu erscheinen." Sein aufrichtiges Wesen und seine freimütige Verkündigung des Wortes Gottes erwarben ihm das Vertrauen der Majestäten. Friedrich Wilhelm III hat es selbst erzählt: als er in jener verhängnisvollen Zeit einmal Zweifel an der von Borowsky vorausgesagten bessern Zukunft geäußert, da habe ihn dieser beim Rockknopf gefaßt mit den Worten: „Sie müssen glauben lernen. Dem Menschen geschieht, wie er glaubt." Die Königin schreibt in einem Briefe an ihren Vater: wie der biedere, freimütige Borowsky, den der König gern sehe und lieb habe, auch auf das geistige Wohl ihrer Kinder bedacht sei und sie darin stärke.

Was Borowsky dem unter dem Drucke der Not aufwachsenden Sohne einer preußischen Beamtenwitwe auf den Konfirmationsschein geschrieben hat: „Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage," dieser Trostspruch des alten Propheten an sein unter der Fremdherrschaft seufzendes Volk wird auch den Königssöhnen in ihrer beschwerten Jugend aus dem Munde des greisen Borowsky zu Herzen gegangen sein. Er selber hatte ja schon einmal das Preußenland in der Gewalt feindlicher Zwingherren gesehen. Er hatte es in seiner Jugend mit erlebt, daß in seiner Vaterstadt Königsberg der preußische Königsaar dem russischen Doppeladler weichen mußte. Mit den Schrecken des siebenjährigen Krieges war er bereits als zweiundzwanzigjähriger Regimentsprediger vertraut geworden.

Eines Tages, im August 1808, findet Borowsky die Königliche Familie in Thränen. Aus Berlin ist die betrübende Nachricht nach Königsberg gekommen, daß dort in der ersten Residenz- und Hauptstadt an des Königs Geburtstag jede laute Äußerung der Freude, ja sogar die Blumensprache der Festkränze haben verstummen müssen vor den keine patriotische Feier duldenden Franzosen. In den Zeitungen habe nicht einmal ein Festgedicht gedruckt, im Theater nicht einmal eine Festrede gesprochen werden dürfen. Berliner Hausbesitzer im Tiergarten, die ihr Eigentum am 3. August mit Blumengewinden ausgeschmückt, seien von den Franzosen zum Wegnehmen der Kränze genötigt und zur Strafe mit doppelter und dreifacher Einquartierung belastet worden. Und das noch im zweiten Friedensjahre! Da mahnt Borowsky wieder zum stillen Ausharren und festen Vertrauen auf Gottes Allmacht: die bahne Wege, wo der Mensch keine sehe. Er habe es ja erlebt, wie vor fünfzig Jahren seine Vaterstadt Königsberg gerade an des großen Königs Geburtstag von den Russen gezwungen worden sei, ihrer Kaiserin Elisabeth zu huldigen. Dennoch sei Friedrich wieder Herr seines Landes geworden. Oft bedürften Fürsten und Völker der Läuterung. Die Schlacken, die im Glücke an sie gekommen, müßten von ihnen weggebrannt werden. Dazu sende Gott das Feuer der Trübsal. Aber der Gottesfürchtige harre aus im Vertrauen auf den, der allein Maß und Ziel wisse.

„Die Könige," so hat Borowsky in seiner Gedächtnisrede auf Friedrich den Großen gesagt, „sind nur Werkzeuge in der Hand Gottes, den sie selbst oft nicht kennen, und der doch durch sie regiert. Er gab Friedrich erhabene Seelenkräfte, die er sich nicht selbst hätte schaffen können. Die vieljährige Festigkeit seines Körpers war der Thätigkeit seines Geistes so ganz angemessen. Die Vorsehung hat ihn oft in den Kriegen mit ihrem Schilde gedeckt. Während beinahe halb Europa wider ihn und er mit seinem getreuen Heere fast allein stand, ist er doch durch so viele Siege ausgezeichnet. Wer da nicht Gottes Hand sieht, der sieht sie nie!"

Seinen geraden Worten entsprach die Wahrhaftigkeit in dem ganzen Wesen Borowskys, dieses Säemanns guter Aussaat in die damals vom Pflug der Leiden durchfurchten Gemüter des Königs und der Königin sowie in die jungen Seelen ihrer Kinder. Die getrost von ihm vorausgesagte Befreiung des Vaterlandes von dem Fremdjoche hat er noch erlebt, den gefallenen Kriegern zu ihrer Totenfeier

nachrufend: von ihnen, den im Schlachtfelde und in den Lazaretten, auf dem Bette der Ehre gestorbenen Brüdern wolle er sterben lernen, ehe denn er sterbe. —

Am 15. Dezember 1809 sollte endlich die Heimkehr der Königlichen Familie nach Berlin vor sich gehen. Vor ihrer Abreise von Königsberg hielt Borowsky den Majestäten auf ihren Wunsch eine Abschiedspredigt in der Schloßkirche. Es war am zweiten Adventssonntage. Hier in eben dem Gotteshause, wo der im Schlosse zu Königsberg geborene Sohn und Thronerbe des großen Kurfürsten hundertundacht Jahre vorher zum ersten König in Preußen gesalbt worden war, im Abglanz des väterlichen Ruhmes; hier, wo Prinz Wilhelm über ein Halbjahrhundert nachher die ererbte Königskrone von Gottes Tisch nehmen und sie auf sein Haupt setzen wird; hier hat Borowsky in jener Abschiedsrede den Versammelten zugerufen: beim Fürchten und Erwarten der Dinge, die kommen sollen auf Erden, ihre Augen allein auf den zu richten, von dem der evangelische Friedenssänger des dreißigjährigen Krieges spricht:

Ihn, ihn laß thun und walten,	Wenn er, wie ihm gebühret,
Er ist ein weiser Fürst	Mit wunderbarem Rat
Und wird sich so verhalten,	Die Sach' hinausgeführet,
Daß du dich wundern wirst,	Die dich bekümmert hat.

Im Hinblick auf die bevorstehende Abreise des Königs und der Königin von Königsberg sagte Borowsky: „Uns ergreift ein schmerzliches Gefühl des Verwaist seins. Wir hatten König Friedrich Wilhelm in unsrer Mitte, besser noch, wir hatten unsern Vater uns nahe, der mit uns litt, der jedes Herz gern erfreute und die guten Anstalten unter uns so gern förderte. Wir hatten unsre Königin Luise, besser noch unsre gute Mutter nahe bei uns, sie, die unsre Thränen mitweinte, sie, die an unsren gemeinschaftlichen Andachten so gerne Anteil nahm, die stille Wohlthäterin unsrer Armen. Wir werden alle von ganzer Seele sagen, denn heute bin ich Sprecher für alles Volk unsres Landes: Gott begleite den König, er segne die Königin! Er sei mit unserm Kronprinzen und allen Kindern des Königshauses." —

Die in Königsberg geborenen jüngsten Geschwister des Prinzen Wilhelm, die nach der Mutter genannte Prinzessin Luise und der Prinz Albrecht: beide wurden von Borowsky in seiner Abschiedspredigt als die Pfänder der Liebe bezeichnet, welche Preußen seiner Königin mitgebe. Er schloß mit einem Dankgebet für die Tage der Prüfung. Es seien Vorübungen und Zurüstungen für eine bessere Zukunft, auf welche es Gottes Vorsehung dabei abgesehen habe.

In der nächsten Stunde nach diesem Gottesdienste äußerte der König seine volle Übereinstimmung mit dem Gehörten. Die Königin hatte noch eine längere Unterredung mit Borowsky — ihre letzte. Denn kaum acht Monate nachher hält er ihr die Gedächtnispredigt in der Neuroßgärter Kirche zu Königsberg, seiner Gemeinde darin mitteilend, was sie am 3. Dezember 1809, kurz vor ihrer Abreise von Königsberg nach Berlin, eigenhändig niedergeschrieben und an ihn gesandt hat, als ein Unwohlsein sie abhielt, zu ihm in die Kirche zu kommen. Es ist eine von der Königin zu Papiere gebrachte Antwort auf die Frage: „Gott ist die Liebe und doch ein strenger Vater: wie ist das zu vereinigen?" Sie selber ermahnt

sich auf diesem Blatte: „Immer Gott vor Augen und im Herzen haben; alles nur durch Gott und mit Gott thun und wirken, das ist die Gesinnung, die dem wahren Christen ziemt. Und nur in diesem Glauben, nichts durch uns allein, alles nur mit göttlichem Beistande vollbringen zu können, bezeugen wir ein richtiges Erkenntnis unsres Verhältnisses zu Gott."

Diesen Glauben pflanzte die Königin ihren heranwachsenden Kindern ein, und mit desto tieferen Wurzeln, je mehr sie solchen vor deren Augen auch als treue Landesmutter bethätigte. Vier Tage vor jenem Schreiben an Borowsky besuchte sie mit dem König, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm das von Friedrich I bei seiner Krönung gestiftete Waisenhaus in Königsberg. Auf ihre Fürsprache hatte es Friedrich Wilhelm III durch den Staatsrat Nicolovius und den Direktor Karl August Zeller, einen Geistesverwandten Pestalozzis, zu einer Mustererziehungsanstalt einrichten lassen. Länger als vier Stunden verweilte die Königliche Familie hier im Kreise der Zöglinge und der sie prüfenden Lehrer. Luise wußte von dem mit Pestalozzi innig befreundeten Nicolovius: wie der schlichte Schweizer das Volk liebte, weil er Gott fürchtete, wie er den Bettelkindern Vater geworden um des Sohnes Gottes willen, wie eifrig er auf die Erneuerung des alten einfachen gottesfürchtigen und ehrenfesten Wesens drang, um die Schäden einer verkünstelten Kultur zu heilen, wie bestimmt er der guten Gesinnung und dem Können den Vorzug gab vor dem bloßen Wissen. Sie kannte Pestalozzis Ausspruch, „daß die Freiheit tausend Wunder wirke, die Religion aber im stillen tausendmal tausend." Nun nahm sie aus der in seinem Sinne geleiteten Erziehungsanstalt den erfrischenden Eindruck mit, daß hier zum Mitbauen an einer besseren Zukunft die rechten Steine ergriffen würden.

Als sieben Jahre zuvor, nach dem Untergang der alten Eidgenossenschaft, Pestalozzi mit den von Napoleon Bonaparte nach Paris entbotenen Schweizer Abgeordneten dorthin gekommen war, da hatte er dem Ersten Konsul eine Denkschrift übergeben, aber den schnöden Bescheid erhalten: mit ABC-Lehren könne er (Bonaparte) sich nicht befassen. Anders die Königin Luise. Von ihr hat Pestalozzi an Nicolovius geschrieben: wie begeistert er sich fühle in dem Gedanken, daß seinem Werke auf das Anklopfen der Königin das Thor der Zukunft durch den König aufgethan werde. Nun bei dieser vierstündigen Besichtigung des zu einer Pflanzschule umgewandelten Waisenhauses zeigte Friedrich Wilhelm III sich mit dem Ausfall der Prüfung so zufrieden, daß er den Direktor Zeller zum Ober-Schulrat ernannte und anordnete, eine zweite derartige Anstalt für das Ermeland in Braunsberg, eine dritte für Litthauen in Karalene einzurichten. Karalene bedeutet im Litthauischen Königin, und der Königin Luise zu Ehren trägt jenes anmutige Dorf, sonst Kummetschen geheißen, jetzt diesen Namen.

Der König, damals mit Scharnhorst still fortarbeitend an der Reorganisation seines Heeres, erkannte den innern Zusammenhang einer guten Volksschulzucht mit der Militärdisziplin, worauf Zeller hinweist in den Vorträgen, die er damals den für die Wiedergeburt des preußischen Waffenruhmes begeisterten Offizieren auf ihren Wunsch in Königsberg gehalten hat. Pestalozzi selber sagt noch als Greis (1817) in der Vorrede zur Gesamtausgabe seiner Schriften: „Es muß mein Herz

erheben, daß auch Preußens erhabener Herrscher meine diesfälligen Zwecke königlich unterstützt, und sollte ich heute der angebeteten, verewigten Königin vergessen, die schon vor so vielen Jahren den Anfängen meiner Bestrebungen ihren hohen Beifall erteilte! Seit dieser Zeit hat Preußens Staat nicht aufgehört, meine Bestrebungen zu unterstützen, und durch die Begünstigung der jetzigen (zum Besten einer Armenanstalt bestimmten) Ausgabe meiner Schriften gleichsam das Siegel auf das Zutrauen gelegt, das dieser Staat so standhaft und anhaltend meinen Versuchen geschenkt."

Der sechste Mensch in Preußen war ein Schulkind, als Friedrich Wilhelm III starb. Freilich ganz anders, als viele sein wollende Nachfolger Pestalozzis, verstanden der König und die Königin den Geist, der aus Pestalozzis Worten sprach: „die Erde bedarf der göttlichen Hilfe eines neuen Salzes." Und König Friedrich Wilhelm IV, der ihm als Kronprinz näher getreten ist, schildert ihn ohne Zweifel im Einklange mit Vater und Mutter: „Der Geist, in dem Pestalozzi lebte und wirkte, war der des sittlichen Ernstes, der Demut, der selbstverleugnenden Liebe, dieser christlichen Tugenden, welche er, von einem Höheren getrieben, sein ganzes Leben hindurch übte, wenngleich ihm die klare Erkenntnis der Quelle, aus welcher er die Kraft schöpfte, erst in späteren Jahren aufging. Denn aus seinem eigenen Munde vernahm ich von ihm das Bekenntnis, daß er im Christentum allein die Beruhigung für seine letzten Lebenstage gefunden habe, die er früher auf falschem Wege vergeblich gesucht."

Dem entspricht auch des greisen Pestalozzis Rede an sein Haus (gehalten am 12. Januar 1818). Vornehmlich in das Herz, die Hand und das Auge der Mutter wollte er die erste Entwickelung der Kinder gelegt wissen. Und der Segen, der von der Mutter auf die Kinder einströmt, wenn sie eine glaubens- und willensstarke, in der Schule der Leiden geprüfte und bewährte Frau ist, quillt dieser himmlische Segen wie ein lebendiger Brunnen nicht noch aus der Fürstengruft der Königin Luise hervor? – In wie hohen Ehren Kaiser Wilhelm das Andenken seiner Mutter hält, wie ihr hehres Bild ihm ebenso, wie dem Vater, im Kampfe für deutsche Unabhängigkeit vor Augen stand: die Mitwelt weiß es.

Direktor Zeller, im April 1809 nach Königsberg berufen, hatte den vorigen Winter in der Schweiz bei Pestalozzi in dessen Erziehungsanstalt auf dem Schlosse zu Iferten zugebracht, lehrend und lernend inmitten einer frohen Gemüts- und Kinderwelt. Früher Pfarrer und Lehrer am Gymnasium in St. Gallen, dann Direktor der dortigen Schulmeisterschule, richtete Zeller eine solche auf seine Rückkehr von Iferten auch in Hofwyl bei Bern ein. Hier nahm der König von Württemberg, sein Landesherr, auf einer Schweizerreise die Gelegenheit wahr, die damals vielbesprochene neue Lehrart kennen zu lernen. Über Erwarten festgehalten von Zellers anschaulichem Unterricht, verweilte der König fünf Stunden lang in dessen Schule. Bald darauf rief er ihn, den geborenen Württemberger, aus der Schweiz zurück, um ihn als Schulinspektor in Heilbronn anzustellen. Fast gleichzeitig erhielt Zeller von Königsberg aus den Antrag, als Rat in der ostpreußischen Regierung das dortige Waisenhaus zur Mustererziehungsanstalt einzurichten. Ungern entließ ihn der König von Württemberg, unter der Bedingung, daß Zeller

erst noch in zwei Lehrgängen mit Geistlichen und Schullehrern zeigen solle, was er wisse und könne. Er komme sich vor wie der gefangene Götz von Berlichingen im Turm zu Heilbronn, soll Zeller in jenen Tagen an die ihm befreundete geistig hochstehende Fürstin-Regentin von Lippe-Detmold geschrieben haben, diese Befreierin der Leibeigenen in ihrem Lande und Stifterin einer der ersten Kleinkinderbewahr-anstalten in Deutschland. Seine Lehrmittel bestanden dann auch in Königsberg die Probe unter den Augen des Königs und der Königin, der Minister und hoher Offiziere. Von den jungen Prinzen hat namentlich Prinz Wilhelm die lebendigsten Eindrücke aus Zellers Unterricht mitgenommen. Zeugnis davon gibt ein Brief, den er von Berlin aus in den ersten Tagen seiner Heimkehr an Zeller gerichtet hat. Prinz Wilhelm schreibt:

„Lieber Vater Zeller! Wie befindest Du Dich? Ich danke Dir sehr für das Gute, das Du mir erwiesen hast und was ich von Dir gehört habe. Ich werde mich bemühen, alles dieses zu befolgen. Behalte mich in Deinem lieben Andenken und grüße die Herren Griebe, Funk, Kolbe und das ganze Institut. Adieu, lieber Vater! vergiß nicht Deinen Sohn Willi."

Dieser Brief, aus den hinterlassenen Papieren Zellers veröffentlicht, ist wohl eines der ältesten gedruckten Blätter aus dem Lebensbuche des Kaisers Wilhelm. Die Zeilen sind vom 28. Dezember 1809. An demselben Tage des Christmonats vor vierundsechzig Jahren war König Friedrich II nach dem zweiten schlesischen Kriege aus Dresden, wo er vorgestern dem Friedensgottesdienste in der dortigen Kreuzkirche beigewohnt hatte, wieder in Berlin eingezogen. Hier begrüßte ihn, den Sieger bei Hohenfriedberg und Soor, das Volk mit dem Beinamen des Großen. Er aber entzog sich abends dem Sieges- und Friedensjubel seiner taghell erleuchteten Hauptstadt, dem „Geräusche des Triumphes," um in der Stille seinen lieben alten Lehrer Duhan in der engen, um ein kleines Häuserviereck laufenden Adlerstraße aufzusuchen und sein Königliches Dankgefühl noch einmal an dessen Sterbebett auszusprechen.





Sechstes Kapitel.

Die Heimkehr nach Berlin.

Die Abreise des Prinzen Wilhelm und seiner sechs Geschwister von Königsberg in Preußen nach Berlin ging am 13. Dezember 1809 vor sich, in Begleitung des Obergouverneurs Generals Diericke, der beiden Gouverneure Oberstleutnant Gaudi und Major Pirch sowie des Erziehers Delbrück. Zwei Tage später, weil die Pferde für den langen Wagenzug auf der achtundachtzig Meilen weiten Fahrt nicht alle gleichzeitig aufzutreiben waren, sind der König und die Königin aufgebrochen, am 15. Dezember, einem Freitag. Kurz zuvor hat die Königin aus Königsberg nach Berlin geschrieben: „Ich vergieße so viel Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem nämlichen Platze finde, und doch alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich.“ — Heute nun, in der Stunde des Abschiedes von Königsberg, erinnert sie sich wehmütig, wie sie vor sechzehn Jahren, ebenfalls am 15. des Christmonats, als glückliche Braut von Darmstadt nach Berlin abgereist war, dort bei ihrem herzfrohen Einzuge Unter den Linden von einem Berliner Kinde mit jenem Wunsche begrüßt: „Heil Dir! Der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben!“

Mit ihrem Gemahl und ihren Kindern, unter denen der künftige deutsche Kaiser still aufwächst, zieht sie nach neuntägiger Reise am Sonnabend, den 23. Dezember, wieder in Berlin ein, vom Dorfe Weißensee her — wo vor drei Jahren plündernde Franzosen sogar die Toten im Kirchengewölbe angetastet durch das Bernauer Thor (danach das Neue Königsthor genannt). Der König zu Pferde, die Königin mit der elfjährigen Prinzessin Charlotte und dem achtjährigen Prinzen Karl in dem neuen lilafarbenen Wagen, den ihr die Bürgerschaft als Festgeschenk zu ihrer ersehnten Heimkehr dargebracht, der Kronprinz und Prinz Wilhelm als Offiziere des Garderegiments zu Fuß vor dessen erstem Zuge marschierend — schon draußen vor dem Thore im Nordosten Berlins salutiert mit 101 Kanonenschüssen von den Geschützen der dort in Parade stehenden Garde- und brandenburgischen Regimenter aus Berlin, Frankfurt an der Oder und Landsberg, während von der Stadt her die Kirchenglocken ertönen, wie Segensstimmen aus den Wolken, die langsam in der klaren Winterluft den Kommenden

entgegenwallen. Dazu beim Einzuge das Wehen der ausgesteckten Fahnen hoch von den Türmen der Gottes- und den Giebeln der Bürgerhäuser, das Zuwinken mit weißen Tüchern aus den Fenstern und selbst oben von den Dächern herab; dann der unaufhörliche Freudenruf, sobald er sichtbar wird. Er zuerst, der hart geprüfte König, seit drei Jahren und drei Monaten zum erstenmale wieder in seiner Residenz. In der Uniform seiner in Memel und Königsberg neu hergestellten Garde, einen Czako auf, reitet er daher, so ernst und doch so freundlich den Grüßen der Bürger dankend; in seinem Gefolge sein stiller Waffenschmied, der General Scharnhorst:

Der, wenn alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Von der Königsbrücke und Königstraße her kommt der Zug mit den sich ihm anschließenden Bürgerkompanieen und Gewerken über die lange Brücke. Hier erinnert das eherne Reiterbild des großen Kurfürsten heute mehr als je an das prophetische Wort, welches er vor 130 Jahren in seinem Schmerze über den ihm durch Frankreichs Einbruch abgedrungenen Frieden von St. Germain ausgesprochen hat: es werde dereinst seiner Nachkommen einer dafür Vergeltung üben! Weiter geht es, vorbei an dem hohen, herrlichen Königsschlosse, nach dem



Friedrich Wilhelm III Einzug in Berlin 1809.

schlichten Palais Friedrich Wilhelms III. Am Eingange werden die Majestäten von den Mitgliedern des Königshauses empfangen, während außen die Garden sich in Parade aufstellen, salutieren und Marsch schlagen. Als der Kronprinz und der Prinz Wilhelm am Palais vorübermarschieren, stehen ihre Anverwandten oben auf dem Balkon beisammen, darunter ihr Großvater mütterlicher Seite, der regierende Herzog von Mecklenburg-Strelitz.



Die Prinzen Leutnants beim Einzuge in Berlin.

Um den Einzug zu sehen, ist auch Vincke (seit dem Frühjahre Regierungs-Präsident in Potsdam) herübergekommen. Mit dem Großkanzler Beyme, mit Altenstein und den andern Ministern steht er an den Fenstern des nahe der Königsbrücke wohnenden Geheimrats Hesse, während auf dem Alexanderplatz die Gewerke unter ihren Altmeistern und Altgesellen sich gliedern, um dann ebenso, wie die Chaine bildende Bürgergarde, sich dem Festzuge anzureihen. „Es füllten (schreibt Vincke in seinem Tagebuche) und ordneten sich hier allmählich die Straßen; uns belustigten die Zünfte mit ihren Symbolen, Fahnen, Fahnenschwenkern: doch eine ganz andere Lebendigkeit, als die gewöhnlicher Spießbürger. Möchte auch hier dieser, wie überall zu schützende esprit de corps doch nicht vernichtet werden! Endlich kündigte Kanonendonner die ersehnte Ankunft des Königs an, und als er nun vor unsern Augen erschien, welches Gemisch von Empfindungen drängte sich da in einem Augenblick zusammen, Wehmut, Freude, Hoffnung, Verzweiflung!“

Abends wirft das illuminierte Zeughaus drüben sein volles Licht gerade auf des Königs Palais, wie ein Flammenzeichen, daß der preußische Waffenglanz, den Napoleon in seinem Übermute auf immer verdunkelt wähnte, doch gewiß wieder

hell hervorbrechen werde. Mit einem Feuerschein rötet die überall erleuchtete Stadt den nächtlichen Himmel. Der König und die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen fahren durch die Straßen. Auch der Prinz Wilhelm. Diesmal muß er nicht, wie bei jener Illumination in Memel, als erst Genesender das Zimmer hüten. Heute darf er, nachdem er rüstig mit einmarschiert ist, dem König und der Königin auf der abendlichen Rundfahrt folgen, um sich die von Licht und Leben erfüllte Stadt anzusehen, sich freuend mit dem fröhlichen Volke, das bei dem lang entbehrten Anblick der Majestäten in tausendstimmigen Jubelruf ausbricht. Nach der Rückfahrt steht dann Prinz Wilhelm mit Vater und Mutter und seinem ältern Bruder auf dem Balkon des Palais, vor welchem sämtliche in Berlin anwesende Offiziere den Majestäten ein dreimaliges Lebehoch bringen, an der Spitze der Prinz August von Preußen, der Bruder des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand, und der Generalleutnant von Tauentzien. Dazu ein dreimaliger schmetternder Tusch von der Feldmusik aller heute in Parade gestandenen Regimenter, und dann das weithin klingende Tonspiel vaterländischer Lieder und Märsche.

Übers Jahr aber am 23. Dezember in finsterer Frühstunde wird ein traurig leiser Zug bei Fackellicht am Palais vorübergehen: der von Leibwachen und Hofbeamten geleitete schwarze Wagen, in welchem die bisher im Dome beigesetzte Leiche der Königin Luise von da die Linden entlang und zum Brandenburger Thore hinaus nach Charlottenburg fährt, um dort in dem von Friedrich Wilhelm III für sie erbauten Mausoleum ihre letzte Ruhestätte zu finden. —

Das starke Gedächtnis des Kaisers Wilhelm bewahrt gewiß noch den Eindruck jenes 23. Dezember 1809, von welchem die beim Einzuge mit im Wagen der Königin fahrende Oberhofmeisterin berichtet: „Trotz der unabsehbaren Menschenmenge herrschte die größte Ordnung. Die Truppen sahen wundervoll aus; überall empfing uns ein Jauchzen und Freudenrufen, das so begeistert und herzlich war, wie es wohl nirgends anders auf der Welt sein kann, und unter tausend Hochrufen und dem Jubelgeschrei des guten Volkes gelangten die geliebten Majestäten endlich bis zum Palais." -- Ein alter Berliner Bürger schreibt: „Der König und die Königin erhielten neue sprechende Beweise treuer Anhänglichkeit und Liebe, einer Liebe, die das gemeinschaftliche Unglück geheiligt hatte, und die einen erhabenen Charakter trug. Des Königs freudig gerührtes Danken senkte sich auf alle nieder. Die Thränen der Königin sprachen beredter als Worte, wie tief sie für das Volk fühlte. Und die Liebe zum Königshause war das Gefühl, in welchem alle Herzen sich begegneten: klarer als je hatten diese unvergeßlichen Tage dasselbe als das Palladium erkennen lassen, um welches alle Preußen sich mit Mut und Glauben sammeln müßten, wenn es einst besser werden sollte."

Am Tage nach der Heimkehr, einem Sonntage, erscholl in den Kirchen das „Nun danket alle Gott!", das Prinz Wilhelm in Zukunft auf so vielen Siegesfeldern hören sollte. Mit Vater und Mutter war er zum Dankgottesdienste im Dome. Mit ihnen feierte er dann das Christfest wieder in Berlin zum erstenmale seit 1805. Im neuen Jahre sah er die Eltern noch einmal in majestätischem

Glanze bei dem Krönungs- und Ordensfeste auf dem Schlosse am 18. Januar 1810. Unter dem Thronhimmel im Rittersaale standen der König und die Königin, hinter ihnen der Hofstaat, rechts vom Thron dem Könige zunächst der Kronprinz und Prinz Wilhelm, links ihre älteste Schwester Charlotte neben der Königin. Gegenüber den Herrschaften reihten sich die Ordensritter, die alten und die neuen; die letzteren traten vor, verbeugten sich zum Danke gegen die Majestäten und schritten weiter. So nahm das Fest die Form an, in der es seitdem jährlich wiederkehrte. Am Sonntage darauf, am 23. Januar, versammelten zum Gottesdienst im Dom sich alle Ordensritter und Inhaber, darunter zwanzig gemeine Soldaten im Schmucke ihrer verdienten Ehrenzeichen. Voran ging der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm aus der Kirche zu Fuß nach dem Schlosse. Dort speisten die neuen Ritter an der Festtafel in der Galerie, die durch Orden und Medaillen ausgezeichneten Offiziere und Soldaten im weißen Saale, mehr als sechshundert Mann. „Als die Majestäten hereinkamen (so berichtet die Oberhofmeisterin) wurde ihre Gesundheit ausgebracht, und der ganze Saal rief: „Es lebe der König und die Königin!“ wie mit einer einzigen Donnerstimme. Es war ein wunderschönes Fest, und alle Menschen waren ganz entzückt und ergriffen, und ich vor allem in der Erinnerung an die lange Vergangenheit und im Vergleich derselben mit der Gegenwart!“

Einundsechzig Jahre nachher, wieder an einem 18. Januar (1871), dem hundertundsiebzigsten Jahrestage der Krönung des ersten Königs in Preußen, verkündigt König Wilhelm in seinem Hauptquartiere Versailles die Herstellung des deutschen Reiches, und wie Donnerschall erbraust dort das erste Lebehoch auf Seine Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm! —

Auf jenes „wunderschöne Fest,“ an welchem Prinz Wilhelm noch unter den Augen der Königin teilnahm, folgte im März die Feier ihres und dann seines Geburtstages. Zum letztenmale sollte da der Sohn die Mutter, die Mutter den Sohn beglückwünschen.

Frau von Berg, die vier Monate nachher am Kranken- und Sterbebette der Königin stand, schreibt als Augenzeugin dieses letzten Geburtsfestes der Mutter des Kaisers Wilhelm: „Die Zeit, in welche der Geburtstag der Königin fiel, war mit Sorgen aller Art bezeichnet, welche aus den Verhältnissen mit Frankreich entstanden. Von Paris aus ergingen beständig Aufforderungen wegen rückständiger Zahlungen einer unerschwinglichen Kontribution, Androhungen einer französischen Exekutionsarmee, welche das Land besetzen sollte. Die Königin bedurfte vieler Kräfte, um an diesem Tage ihre Fassung zu behalten: denn ihre Seele war mit Sorgen erfüllt; oft fürchtete sie, daß durch eine Willkür, der alles möglich geworden zu sein schien, der König seinen Unterthanen entrissen werden würde, und so sagte sie mitten unter der Feier des Tages zu einigen Personen: „Ich denke, es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere.“ — Ja wohl (schreibt Frau von Berg weiter) war es das letzte Mal! Aber auf andern Wegen, als du dachtest, fromme Dulderin, hatte der ewige Vater

beschlossen, dein Volk zu prüfen, indem er ihm dein schönes Vorbild der Tugend und des Rechts hier auf Erden entrissen hat. — Durch alles dieses unterlag ihre Gesundheit verschiedene Male in diesem Winter und wurde noch dadurch angegriffen, daß in dem ersten Frühjahrsmonat ihre Tochter, die (damals zweijährige) Prinzeß Luise, ein liebes, von ihr sehr geliebtes und dem Äußern nach ihr schon sehr ähnliches Kind, gefährlich krank wurde. Die Prinzessin war in der Besserung, als die Königin an einem starken Husten, der mit Fieber verbunden war, erkrankte und mehrere Tage das Bett hüten mußte. Auch litt sie in dieser Zeit an den Brustkrämpfen, die später sie von der Erde hinwegnahmen."

Zu jenem letzten Geburtstage der Königin war auch Vincke, damals Kammer-(Regierungs-)Präsident in Potsdam, an den Berliner Hof geladen. Er wußte wohl von Napoleons Androhung: seine Truppen wieder in Preußen einrücken zu lassen und es von neuem in Besitz zu nehmen, wenn der König nicht zahlen könne und dafür nicht eine Provinz (Schlesien) abtreten wolle. Denn über das Hoffest am 10. März 1809 schreibt Vincke in seinem Tagebuche: „Die an diesem Tage haftende Rückerinnerung und die trübe Aussicht in die Zukunft verkümmerten mir und wohl vielen die Freude. Wer kann sich des Gedankens erwehren: wird dieser prächtige Saal, werden diese fröhlichen Menschen übers Jahr auch die Erneuerung des Festes erleben?" — Im August, auf seiner Hochzeitreise, begegnet Vincke in Basel dem seit Hardenbergs Ernennung zum Staatskanzler verabschiedeten Justizminister Beyme: und aus dessen Munde hört er das erste Wort von dem Tode der Königin Luise. —

Sie war im April mit ihren Kindern dem König nach Potsdam gefolgt. Dort in der stillen Nachbarresidenz an der blauen Havel, in dem frühlingsfrischen Grün der anmutigen, wie zum Garten geschaffenen Umgegend, schien ihre erschütterte Gesundheit sich wieder zu befestigen. Nur anfänglich mußte sie, auf den Rat des Leibarztes, weiteren Spaziergängen entsagen. Ihre ersten Ausfahrten machte sie in einem kleinen, offenen, bequem zum Ein- und Aussteigen gebauten Wagen, bald mit dem einen, bald mit dem andern ihrer jüngern Kinder. Der König begleitete sie gewöhnlich bis an den „Krankenwagen," richtete es auch manchmal so ein, daß er ihr draußen unversehens in den Weg kam. Einmal (so erzählte man sich in Potsdam) habe der König zu seiner unterwegs überraschten Gemahlin in verstimmt klingendem Tone gesagt: „Mich wieder nicht mitgenommen. Wäre auch gern mitgefahren." — „Aber du siehst ja," habe ihm die Königin geantwortet, „der Wagen hat nicht Raum für zwei Erwachsene." — Darauf der König lächelnd: „Als ob Mann und Frau nicht eins wären."

Am 2. Mai sah man den König mit der Königin allein ausfahren in einem jener leichten, luftigen zweiräderigen Wagen, die durch ihren Namen Phaëton an den Sohn des Helios erinnern, der seines Vaters Sonnenwagen am Himmel hinzuführen versuchte und dabei zu Grunde ging. Doch dieser Phaëton, vom König selber gelenkt, brachte ihn und seine Gemahlin glücklich nach der Pfaueninsel, wo der seit dem Tilsiter Frieden entlassene Minister Hardenberg im stillen der Majestäten harrte. Hier auf der einsamen Havelinsel (eine kleine Meile von Potsdam) besprach der König sich mit Hardenberg darüber, wie die Befriedigung



In Potsdam.
Luisens Krankenwagen.

Napoleons zu ermöglichen sei, ohne eine preußische Provinz abzutreten, ein Opfer, das der damalige Finanzminister Altenstein gerade am letzten Geburtstage der Königin als das einzige Mittel zur Rettung des Staates vorgestellt hatte.*)

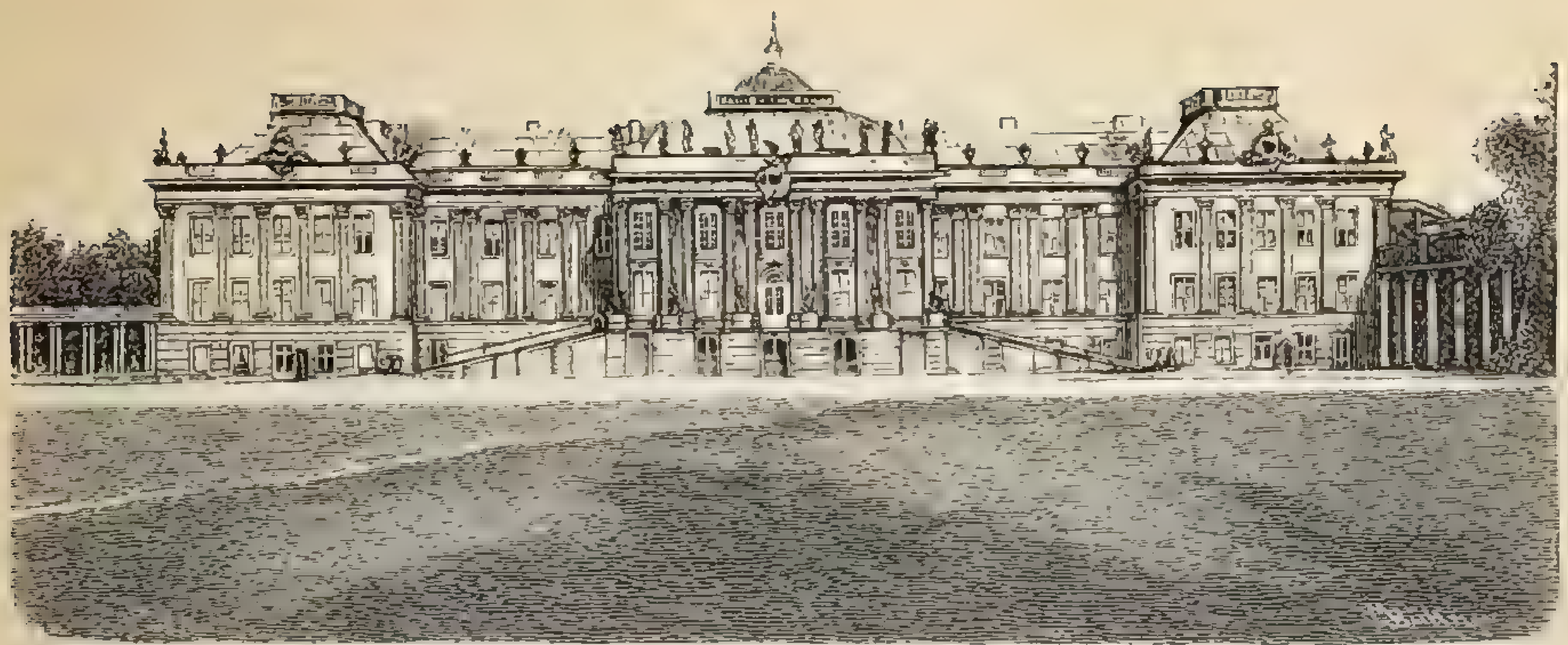
Kaum vier Wochen nach dieser vertrauten Unterredung auf der Pfaueninsel kam die frohe Botschaft aus Paris, Napoleon habe nichts dawider, daß der König Hardenberg wieder anstelle. Der Kaiser der Franzosen brauchte damals Geld, und sein Gesandter St. Marsan in Berlin hatte ihm gerade den in Tilsit vom preußischen Hof verbannten Minister Hardenberg als den Mann bezeichnet, der die Mittel zur Zahlung der Kontribution finden werde. Am 7. Juni stand in den Berliner Zeitungen zu lesen: „Seine Königliche Majestät haben allergnädigst geruht, den vormaligen Staats- und Kabinettsminister, Freiherrn von Hardenberg wieder

*) In einem eigenhändigen Briefe an den Minister Beyme vor dessen Verabschiedung schreibt der Oberkammerherr Fürst von Wittgenstein (Mai 1810): „Der Herr Minister von Altenstein hat mir den 10. März auf dem Königlichen Schlosse während der Abendtafel erklärt, daß die Anschaffung der Kontributionszahlungen nicht möglich wäre, daß der Staat nur durch eine Territorialabtretung zu retten sei, und daß die Absichten des Kaisers Napoleon wegen einer solchen Abtragung wohl nicht zu verkennen wären.“ In demselben Briefe spricht der Fürst Wittgenstein offen aus: aus seinem Wunsche, Hardenberg an der Spitze der Geschäfte zu sehen, mache er kein Geheimnis: „wem das Wohl des Staates, wem die Beruhigung und Zufriedenheit Sr. Majestät ein Anliegen ist, wird diese Gesinnungen zuverlässig mit mir teilen. Nur solche Personen werden hierinnen nicht mit mir übereinstimmen, die in der Vermutung stehen, daß der Staat der Personen wegen existiert, und die das Beste desselben persönlichen Leidenschaften aufopfern zu dürfen glauben.“

in Höchstihrem Dienst anzustellen und ihn zum Staatskanzler zu ernennen, auch demselben unter Höchstihren Befehlen die obere Leitung sämtlicher Staatsangelegenheiten zu übertragen."

Nun sahen der König und die Königin ruhiger in die nächste Zukunft. Auch ihre älteren Söhne werden gewahr geworden sein, daß Vater und Mutter, bisher die Gefahr einer neuen Zerstückelung des Landes vor Augen, jetzt nicht mehr so trübe gestimmt waren. Diesen helleren Tagen entspricht wohl ein vom Bischof Eylert aufgezeichnetes Familienbild von der Pfaueninsel. Da habe die Königin eines Nachmittags nach der Tafel gefragt, wo die Kinder seien, und als sie gehört, daß sie alle dort auf der Landzunge seien und auf der Wiese spielten, habe die Königin zu dem König gesagt: „Können wir sie da nicht überraschen?" — „Ja," antwortet er, „da müssen wir aber mit der Gondel einen Umweg durchs Schilfrohr nehmen; sonst sehen sie uns vorher." Der König führt seine Gemahlin zur Gondel, führt selber das Ruder, während sie in ihrer hohen schönen Gestalt aufrecht in dem Fahrzeuge steht, ihr seelenvolles mütterliches Auge nach jenem grünen Spielplatze ihrer Kinder hin richtend. Erst beim Aussteigen werden der König und die Königin von den jungen Prinzen und Prinzessinnen bemerkt; fröhlich springen sie den Eltern entgegen. „Papa, wo sind Sie denn hergekommen?" fragt der Kronprinz. — „Durchs Schilfrohr." — „Das ist charmant." — „Warum das?" — „Nun, weil man im Rohre sich Pfeifen schneiden kann, wie man will," antwortet der Kronprinz. — „Wenn das," spricht der König weiter, „welche Pfeife möchtest du denn jetzt schneiden?" — „Dann möcht' ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsre Abendmilch genießen dürften, und daß alle, alle fröhlich beisammen blieben." Diese kindliche Bitte wird erfüllt, und zu dem einfachen ländlichen Abendbrot erklingt aus dem nahen Gebüsche wie Abendsegen die melodische Musik der Garde-Hautboisten. —

Nach der Pfaueninsel war Napoleon nicht gekommen, als er am 24., 25. und 26. Oktober 1806 sein Hauptquartier im Königlichen Stadtschlosse zu Potsdam hatte. Mit zu seiner Bedienung war damals vom Hofmarschallamt in Berlin der Königliche Kammerdiener Tamanti, weil er fertig französisch sprach, nach Potsdam geschickt worden, zugleich mit dem Kammerherrn von Bardeleben und dem Hofstaatssekretär Meinert. Sie wußten den jungen Prinzen viel zu erzählen von jenem dreitägigen Aufenthalte Napoleons. Am 22. Oktober vormittags war er mit großem Gefolge eingeritten, um elf Uhr auf der grünen Rampe vorm Schlosse abgesessen. Sein erster Befehl ist, daß seine Garde gerade so die Schloßwacht beziehen solle, wie es die preußische Garde gethan. Sein Großmarschall General Duroc geleitet ihn in die Zimmer hinter dem Bronzesaal: hier habe, bemerkt Duroc, vorm Jahre der Kaiser Alexander gewohnt. Napoleon nimmt ein Zimmer nach dem andern in Augenschein; als er in das für ihn bestimmte Schlafgemach kommt, fragt er: ob der Kaiser von Rußland auch hier in dem Bette geschlafen habe. Duroc versichert es. Im Bronzesaal, wo die dienstthuenden Adjutanten sich aufhalten, faßt er das große Gemälde da über dem Marmorkamin ins Auge, und als er hört: es stelle die Verbrüderung des Königs Friedrich Wilhelm I von Preußen und des Königs August von Polen dar, deutet



Königliches Schloß in Potsdam.

er auf das lebensgroße Bild des erstern und belehrt seine Offiziere: das sei der König, der die Potsdamer Riesengarde errichtet habe. Danach muß ihm der Kastellan die Wohnzimmer Friedrichs des Großen zeigen, wo er nach allem fragt, alles genau mustert. Als er hinter den Glasthüren des Bücherschrankes die Werke Friedrichs stehen sieht, schließt er selber das Spind auf, greift verschiedene Bände heraus, blättert darin, zeigt sie seiner Umgebung und stellt sie dann wieder in Reihe und Glied, befiehlt auch diese Zimmer, als er hinausgeht, wieder abzuschließen. Danach reitet er mit großem Gefolge nach Sanssouci und dem Neuen Palais, dort einige Stunden verweilend. Im Schlosse Sanssouci (so berichtet Johannes von Müller in einem Briefe an Hormayr) beim Eintritt in das kleine runde Kabinett, wo Friedrich unter seinen Büchern zu arbeiten pflegte, rief Napoleon den ihn begleitenden Generälen und Offizieren zu: „Meine Herren, ich kündige Ihnen an, daß wir hier an einem Orte sind, der unsre Ehrfurcht verdient.“ Damit nahm er den Hut ab, und alle verbeugten sich in der Richtung nach dem Platze, wo der große König zu sitzen pflegte. — Bei seiner Rückkehr in das Stadtschloß befahl Napoleon seinem Großmarschall Duroc, sofort Schutzwachen nach sämtlichen Königlichen Schlössern in und bei Potsdam abzuschicken, auch nach der Pfaueninsel.

In ihrem lieben Paretz war die Königin mit dem König am 20. Mai 1810 zum letztenmale. Jener Frühlingstag, an dem sie unbewußt auf ewig von dieser trauten Stätte ihres Familienglückes schied, steht angeschrieben am Spitzbogen der aus dem Park auf die Landstraße führenden gotischen Pforte, des eisernen Denkzeichens, welches Friedrich Wilhelm III dem letzten Ausgange seiner Gemahlin aus Paretz geweiht hat.

Auf der obersten Terrasse von Sanssouci, am zweiten Pfingsttage 1810, soll die Königin, als die Rede wieder einmal auf Napoleon kam, laut einer Aufzeichnung des Bischofs Eylert, sich geäußert haben: „Der gegenwärtige Zustand der Dinge ist ein gewaltsamer, durchaus nicht aus dem Willen und Wünschen der Völker hervorgegangen; denn diese sind besiegt und unterjocht, sie sind damit unzufrieden,

und alle Welt ist es. Napoleons Herrschaft ist Zwang, alles ist unnatürlich zusammengepreßt; darum kann es nicht von Dauer sein. Man fühlt es heraus, wir sind noch nicht fertig, es kommt noch etwas anders; aber ach! darüber können wir sterben."



Schloß Sanssouci, Terrasse. Nach der Natur.



Herzog Karl von Mecklenburg=Strelitz.

Siebentes Kapitel.

Der Tod der Königin Luise.

In den ersten Sommertagen 1810 siedelte die Königliche Familie von Potsdam nach Charlottenburg über. Von da reiste die Königin am 25. Juni nach Neu=Strelitz zum Besuche bei ihrem Vater, dem regierenden Herzog Karl, und ihrer einundachtzig Jahre alten Großmutter. Acht Tage gedachte sie dort zu bleiben. Aus der einen Woche sollte ein voller Monat werden, aus der Reisekutsche ein Trauerwagen! War es eine Todesahnung, die ihr auf der Hinfahrt begegnete? Den Morgen über war die Königin sehr heiter. „Aber (so erzählt die Ihre Majestät begleitende Oberhofmeisterin) als wir uns der Grenze näherten, überkam sie plötzlich eine rätselhafte Traurigkeit. Einige Augenblicke war sie ganz von derselben übermannt und fast beängstigt; aber sie faßte sich rasch wieder und es ging vorüber.“

Am 28. Juni gegen Abend fuhr die Königin aus Neu=Strelitz nach dem ländlichen Hohen=Zieritz, eine Meile von der Stadt. Dort in dem stillen Lustschlosse ihres Vaters sank sie auf das Krankenbett. Ein hitziges Brustfieber zehrte gierig an ihrer Lebenskraft. Schon am 16. Juli vormittags schien sie, von heftigen Brustkrämpfen überfallen, mit dem Tode zu ringen. Sie fühlt sich matt und matter. Die Hinfälligkeit aller Erdengrößen, von ihr bereits in gesunden Tagen erkannt, wird von der kranken Majestät mit leiser Stimme ausgesprochen: „Ich bin Königin, aber meinen Arm kann ich nicht bewegen.“

Der König war in Charlottenburg, während seine Gemahlin in Hohen-Zieritz darniederlag, am kalten Fieber erkrankt. Eilboten trugen die Briefe mit den

ärztlichen Bulletins über das Befinden der Majestäten hin und her. Der Leibarzt Hufeland, seit Ende Mai aus Berlin nach Harlem zu dem damaligen, an Händen und Füßen gelähmten König von Holland, Louis Napoleon berufen, verweilte noch dort. Statt seiner wurde Dr. Heim, einer der bewährtesten Ärzte Berlins, von Friedrich Wilhelm III am 10. Juli nach Hohen-Zieritz geschickt. Er blieb zwei Tage, beriet mit dem Herzoglichen Leibarzt Dr. Hieronymi das Weitere und reiste (12. Juli abends) wieder ab, um Seiner Majestät in Charlottenburg mündlich Bericht über die Krankheit der Königin zu erstatten. Am 17. Juli kam er auf Befehl des Königs nochmals nach Hohen-Zieritz, mit ihm der Generalchirurgus Dr. Görcke. Dieser hat Tags darauf (Mittwoch), den 18. Juli) nach Charlottenburg an den stellvertretenden Leibarzt Dr. Wiebel geschrieben: der Zustand der hohen Patientin sei äußerst bedenklich. „Kurz (so schließt Görcke seinen Brief) mit der größten Besorgnis halten wir die vortreffliche Königin in der größten Gefahr. Man wünscht recht sehnlich, daß des Königs Majestät Seine Reise sobald wie möglich beschleunigen, das halte ich für Pflicht zu sagen."*)

In der dritten Morgenstunde des 19. Juli hebt die Königin auf einmal den Finger gegen den alten Heim, der seit gestern abend mit an ihrem Bette wacht, und spricht: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König stürbe — und meinen Kindern."

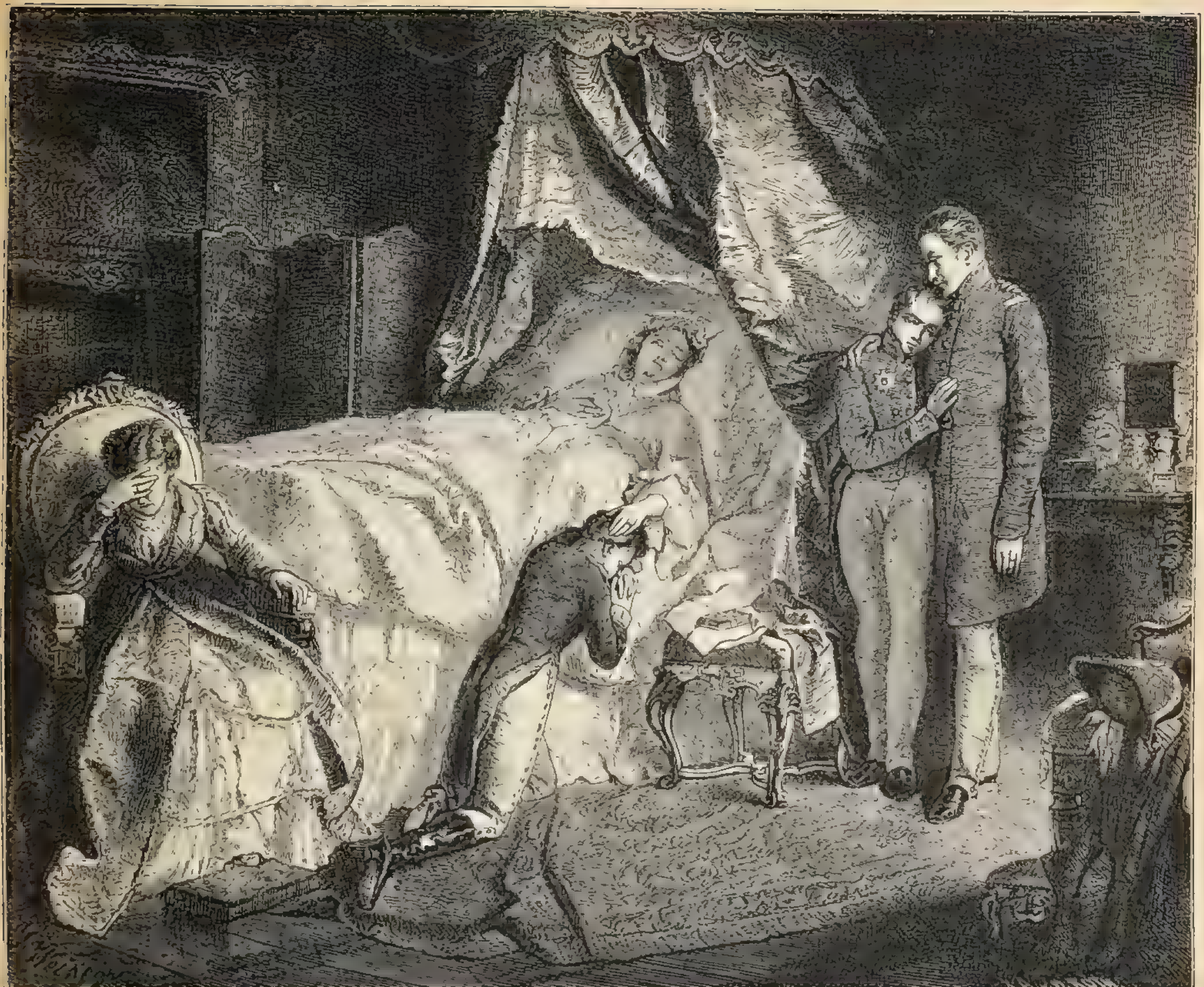
Der König ist schon unterwegs, seit gestern abend auf der beschleunigten Fahrt von Charlottenburg nach Hohen-Zieritz, nicht achtend seiner eigenen Erkrankung. Gegen fünf Uhr früh hält der Wagen auf der Höhe still. Schloß und Garten liegen noch im Zwielichte des trüben Sommermorgens: der Himmel ist mit Wolken umzogen, keine Aussicht auf einen hellen Tag. Mit dem König kommen seine beiden ältesten Söhne, der noch nicht volle fünfzehn Jahre alte Kronprinz und der dreizehnjährige Prinz Wilhelm, auch Wiebel, schon auf früheren Reisen der Majestäten ihr begleitender Arzt.

Heim meldet der Kranken die Ankunft des Königs. Ihre ersten Worte zu ihm sind: „Mein lieber Freund, wie freue ich mich, dich zu sehen!" Und als er seine Thränen nicht länger zurückhalten kann, fragt sie: „Bin ich denn so gefährlich krank?"

Er sucht sie zu überreden: er habe die beste Hoffnung: er weine nur, weil er sie so leiden sehe. „Und du mit deinem Fieber," fragt sie weiter, „in welchem Wagen bist du hergereist?" — „In der gelben Chaise." — „Ach, doch nicht in dem offenen Wagen?" — „Ja, aber du siehst, es hat mir nichts geschadet!" — „Und wer ist mit dir gekommen?" — „Fritz und Wilhelm." — „Ach, Gott, welche Freude!" — Er fühlt, wie ihre Hand in der seinigen bebt. Kaum noch Herr seiner Gefühle, ruft er: „Ich werde sie holen."

Als der König die beiden ältesten Söhne hereinführt, hören sie die leise, aber herzinnige Stimme der Königin: „Ach lieber Fritz, lieber Wilhelm! Seid

*) Vgl. Dr. Joh. Wilh. von Wiebel in lebensgeschichtlichen Umrissen. Auf Veranlassung der gesamten oberen Militärmedizinalbeamten handschriftlich dem Drucke übergeben. Berlin, 1834, S. 21.



Der Tod der Königin Luise. Hohen-Zieritz, 19. Juli 1810.
Kronprinz Friedrich Wilhelm. Prinz Wilhelm. König Friedrich Wilhelm III.

ihr da?" Weinend stürzen beide an das Bett der Mutter, bald der eine, bald der andre unter der Segenshand der Mutter auf die Kniee sinkend. Ein wiederkehrender Brustkrampf der Kranken setzt sie in Schrecken. Sie gehen, auf den Wink des Vaters, aus dem Zimmer im unteren Stock, wo ihre Mutter darniederliegt, hinaus in den Garten; sie kommen wieder herein, sobald ihr die Anfälle Ruhe lassen. Leider nicht lange. „Sehen Sie, lieber Wiebel, wie ich leide," sagt die Königin. „Sie haben mir ja so oft schon geholfen; haben Sie denn jetzt nicht noch ein Mittel für mich?"*)

Schwer und schwerer wird ihr das Atmen. „Luft! — Luft!" seufzt sie öfter auf. Da rät ihr einer der Ärzte: sie möge die Arme ausbreiten und höher legen. „Das kann ich nicht," sagt sie. Der Arzt hilft ihr die Arme in die Höhe bewegen. Doch bald läßt sie die Arme wieder sinken mit den Worten: „Ach, mir hilft nichts mehr als der Tod."

*) Bei Wiebel, S. 21.

Es war zehn Minuten vor neun Uhr des 19. Julivormittags, als die Königin sanft den Kopf zurückbog, ihre großen Augen weit aufthat und in die Höhe blickend sprach: „Herr Jesu, Jesu, mach es kurz!“ — Fünf Minuten nach diesem Anrufe ihres Herrn und Heilandes ist sie verschieden. Der König, neben dem Bette sitzend, ihre erkaltende Hand in der seinen, saß wie vernichtet. Dann raffte er sich auf, um seiner Luise die Augen zuzudrücken: „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunkeln Bahn so treu geleuchtet.“

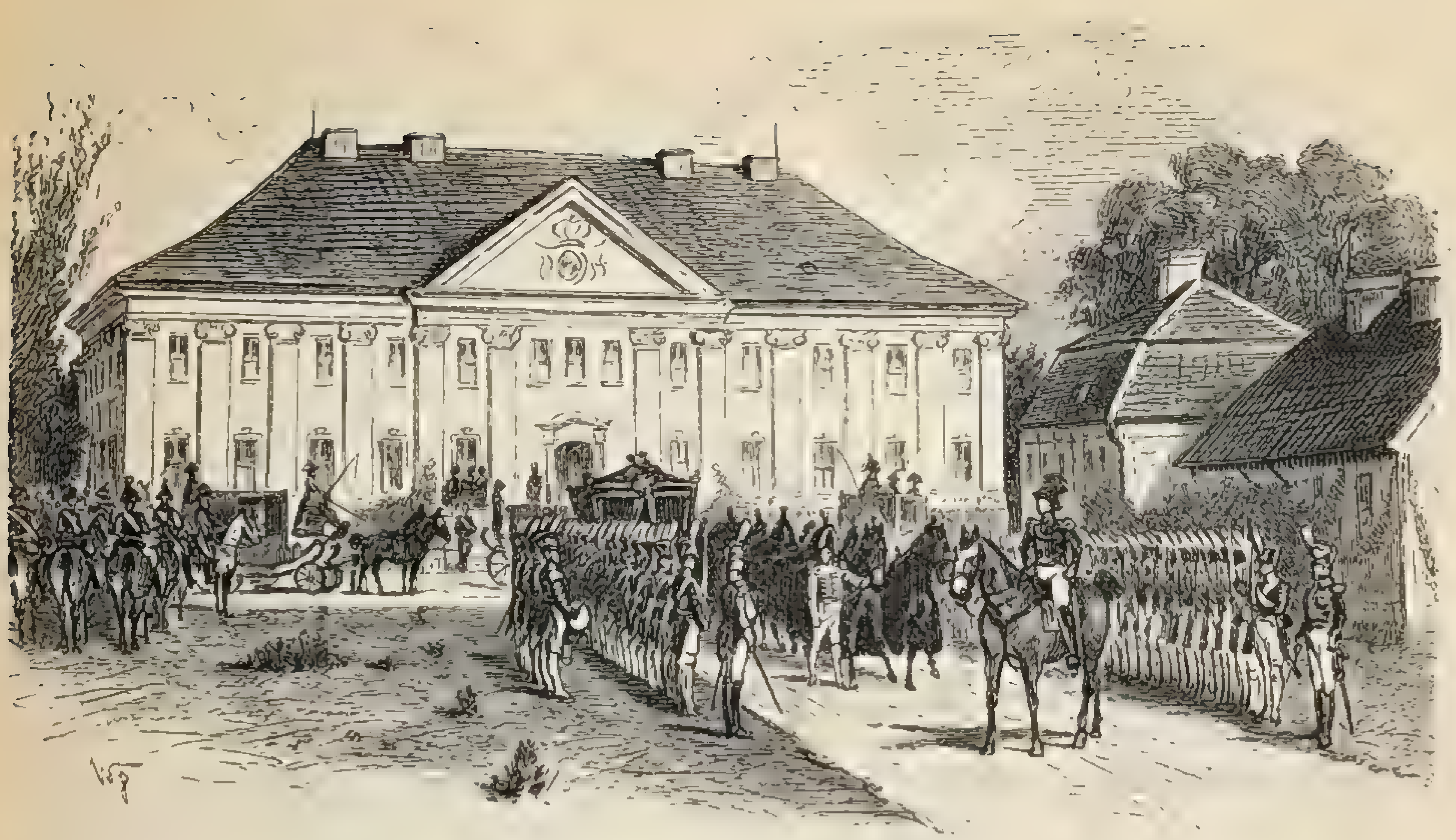
Vorhin hatte er den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm aus dem Krankenzimmer hinaus in den Garten gehen heißen. Sein Vaterherz wollte nicht, daß die Kinder die Mutter sterben sähen. Draußen auf der Treppe, die aus dem Schlosse in den Garten hinabführt, sind die Brüder still stehen geblieben, wie unter der Schwere einer dunklen Wolke, aus welcher der Blitz jeden Augenblick auf sie einschlagen kann. Da ruft sie der Prinz Karl von Mecklenburg hinein: „es sei zu Ende!“ — Der Vater, auf dem Wege zu ihnen, ist in seinem Schmerz verstummt, auf einen Sessel hingesunken, als verlasse ihn die Kraft zu der traurigen Botschaft an die Söhne. Bei ihrem Eintritt erhebt er sich. Er nimmt sie bei der Hand. Er führt sie an das Bett der entschlafenen Mutter. Sie beugen die Kniee, falten die Hände und weinen ihre heißen Thränen.

Ein Stunde später fährt abermals ein Königlicher Wagen die Höhe herauf: er bringt die dem Vater zur Mutter nachreisenden jüngeren Kinder, die Prinzessin Charlotte, die vor sechs Tagen, fern von der kranken Königin, ihren zwölfjährigen Geburtstag begangen hat, und den neunjährigen Prinzen Karl. Sie hoffen, die Mutter noch lebend wiederzusehen. Der König eilt ihnen entgegen. Noch vor ihrer Einfahrt in den Schloßhof hören sie von ihm, daß er und sie ihr Liebstes auf dieser Welt verloren haben. Nun führt er auch sie hinein an das Sterbelager; alle knieen sie an dem Leichnam nieder, wie an einem Altare.

Nachher geht der König mit seinen halbverwaisten Kindern in den Schloßgarten, um Blumen zu pflücken und sie auf die Leiche zu streuen. Ein Rosenreis mit drei Knospen legt er ihr auf die Brust, in Gedanken an ihre drei jüngsten Kinder daheim, die siebenjährige Prinzessin Alexandrine, die drittehalbjährige Luise und den erst neun Monate alten Prinzen Albrecht.

Ein im Sterbezimmer auf Hohen-Zieritz aufbewahrter Kranz, mit der Zeit verdorret, soll von den Händen des Prinzen Wilhelm im Schloßgarten aus Eichenlaub und Rosen gewunden und der Mutter als frische Totenkrone auf die bleiche Stirn gesetzt worden sein.

Mit seinen Kindern trat der König am Freitag (20. Juli) die traurige Heimreise an. Mittwoch (25. Juli) in der fünften Morgenstunde brach der schwarze Wagen mit der Königin im Sarge von Hohen-Zieritz auf, um sie auf dem nämlichen Wege, den sie heute vor einem Monat her in ihr Vaterhaus gekommen war, wieder nach Berlin zu bringen. Dort unter dem Geläute aller Glocken fuhr der Leichenwagen am Freitag in der neunten Abendstunde durch das große Portal in das Schloß und hielt an der Schloßtreppe still. Die Stufen herab kamen der König und seine Kinder dem Trauerzuge entgegen; sie gingen vor dem Sarge der Königin her, als er von Königlichen Kammerherren



Hohen=Zieritz, Abfahrt des Leichenzuges.

hinauf und oben in das Thronzimmer getragen wurde, um da unter dem Thronhimmel niedergesetzt zu werden. Es war der dritte und letzte ihrer drei feierlichen Einzüge in Berlin.

Am Montag abend (30. Juli) folgen dann der König und seine sieben Kinder (das jüngste auf den Armen der Amme) als nächste Leidtragende dem Sarge der Königin aus dem Schlosse hinüber nach dem Dome, zur Beisetzung in der Sakristei, bis die ihr vom König zugedachte Ruhestätte im Schloßgarten zu Charlottenburg, erbaut sein wird.

„Einst (so schrieb 1810 Jean Paul in seinen schmerzlich tröstenden Erinnerungen an den 19. Juli), einst wird die ferne Zeit kommen, die uns um die Freude über das Große und Schöne, das wir besaßen, beneidet; denn sie hat die Schmerzen vergessen, unter denen wir es scheiden sahen. Ach, die Wolken sind uns jetzt größer als die Sonne, denn sie sind uns näher. — Der unruhige Strom des Lebens malt die Glanzgestalt nur verwirrend ab; aber das stille Meer des Todes spiegelt reiner die Sonne nach. — Immer einsam steigt die thronende Palme empor, von keinem nahen Gewächse verhüllt; nur Lilien versammeln sich um sie und wetteifern mit ihr im Blühen. Wem gleicht eine erhabene Königsgattin in ihrer Schönheit mitten unter ihren Kindern, welche mit ihr wetteifern im Blühen? — Die Palme sagt's.“

So damals der Dichter, der die erhabene Königin — erhaben nun nicht auf dem Throne, sondern über Throne und Sterne — noch in ihrer Herrlichkeit auf Sanssouci gesprochen und über sie an Gleim geschrieben hatte: „Ich sah die gekrönte Aphrodite, ich war an der heiligen Stelle, wo der große Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hatte. Geheiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgeflogenen Adlers.“

Der Altmeister der deutschen Historiker aber, Leopold von Ranke, urteilt über die Königin Luise, daß zu ihrem, nicht bloß von Preußen, sondern auch von Deutschland, ja darüber hinaus betrauerten frühen Tode leibliche und seelische Momente zusammenwirkten. „Ihre Organisation war zu schwach, um die inneren und äußeren Stürme, die sie betrafen, lange auszuhalten. Aber unsterblich sind die Ideen, vornehmlich über die Verbindung Preußens mit Deutschland, mit denen sie sich trug. Ihre Persönlichkeit und ihre Gedanken, ihre Leiden und ihre Erwartungen bilden einen Bestandteil der preußischen Geschichte; ihr Name ist mit einem poetischen Anhauch umgeben und durch Pietät geheiligt*.") —

Am sechzigsten Jahrestage ihres Heimganges (19. Juli 1870) läßt wieder ein Napoleon seine Kriegserklärung an den König von Preußen übergeben. Und am selben Tage schließt König Wilhelm seine Thronrede an den zur außerordentlichen Sitzung einberufenen Reichstag mit den verheißungsvollen Worten: „Wir werden nach dem Beispiele unsrer Väter für unsre Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampfe, in dem wir kein andres Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war." — Darauf fährt König Wilhelm in sein Palais zurück, von da alsbald allein zum Brandenburger Thor hinaus nach Charlottenburg. Dort im Schloßgarten läßt er sich das Mausoleum aufschließen, wo seit 1840 auch sein Vater ruht „an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen." Und nach der stillen Totenfeier dort ruft er das 1813 vom König Friedrich Wilhelm III am Geburtstage der verklärten Königin gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes von neuem ins Leben an ihrem Sterbetage.

*) Ranke: Sämtliche Werke; Bd. 48, S. 163.





Dornenkrone unter dem L.(uise) im Sterne.
Nagender Kummer am Herzen.

Achtes Kapitel.

Des Königs Friedrich Wilhelm III Trauerbriefe an Borowsky.

Zu Königsberg in der Neuroßgärtner Kirche, wo die Königin Luise öfter mit ihrem Mann und ihren Kindern zum Gottesdienste erschienen ist, hat Borowsky, der ihnen auch vor ihrer Heimkehr nach Berlin die Abschiedspredigt am zweiten Adventssonntage 1809 halten mußte, in seiner Kanzelrede zum Gedächtnis der verewigten Königin gesagt: „Ihrem Gemahl, der schon aus dem Becher der Leiden trank, sollte auch diese Lebensfreude, dieser Trost genommen werden: Luise sollte sterben, sollte gehoben werden über das Erdenleben, über alles Weltenschicksal. Sie sollte bald, recht bald Himmelsbewohnerin werden, frühe sollte der Mensch an ihr zum Engel umgeschaffen werden. Aber ihr Geist, ihr Andenken auch im Himmel wird denen bleiben, die ihr Herz mit Liebe umfaßte. Unsre verherrlichte Landesmutter betet dort oben für uns!“

Darauf hat Friedrich Wilhelm III am 19. Oktober 1810 aus Potsdam eigenhändig nach Königsberg an Borowsky geschrieben:

„Durch Zufall, wenn anders etwas für Zufall anzunehmen ist, las ich gerade heute, also an dem Tage, wo drei Monate zuvor meinem blutenden, oft schwer, aber nie schwerer verwundeten Herzen das Liebste und Teuerste durch Gottes unerforschliche, aber gewiß weise Fügung entrissen ward — gerade an dem Tage, sage ich, las ich zufällig Ihre Gedächtnispredigt auf die, wie Sie sich so schön und wahr ausdrücken, nunmehr zur Himmelsbewohnerin Berufene. Der Ihnen so eigene rein christlich-apostolische Kanzelvortrag hat mir auch wieder bei dieser Gelegenheit, selbst in der Entfernung wohl, sehr wohl gethan. Heftig bewegt und gerührt ist mein Herz dadurch allerdings geworden, nicht weniger aber auch gestärkt durch so manche auf göttlicher Verheißung beruhende Betrachtung und Folgerung, die uns ohnmächtige Erdenbewohner trösten und aufrichten muß, und der ich so von ganzem Herzen beistimme; auch mein Dank gebührt Ihnen dafür, und ich konnte nicht umhin Ihnen diesen zu zollen. Gott gebe nur seinen allmächtigen Segen, daß der Same alles des Guten, das Sie

so unermüdet und rastlos zu verbreiten sich bestreben und angelegen sein lassen, wuchern und schöne Früchte tragen möge. Dieses ist die größte Belohnung, die dem Christen widerfahren kann, und diese herrliche Genugthuung wünsche ich Ihnen von ganzer Seele."

„Es wird mich freuen, wenn beikommende Tasse das Bild und das Andenken jener Verklärten bei Ihnen versinnlichen möge, deren Bild und Andenken freilich bei Ihnen am allerwenigsten einer Erinnerung bedarf."

„Schließlich wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner Ihnen wohlbekannten wahren, vorzüglichen Achtung und Wertschätzung.

Friedrich Wilhelm."

Gerade an dem Tage, den er in diesem nach Königsberg an Borowsky geschriebenen Briefe so schwer betont, reitet drei Jahre später der König als Sieger in Leipzig ein, unter den letzten Donnern der die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche entscheidenden Völkerschlacht. Das Königsberger Landwehrbataillon ist es, welches als erstes des ganzen Heeres durch das erstürmte Grimmaer Thor in die Stadt eindringt. Und der Sänger aus Tilsit, Max von Schenkendorf, ruft am Morgen der Erstürmung von Leipzig, als der König sein Heer grüßt:

Willkommen hier im Waffenfeld,
Willkommen, lieber Herr und Held,
Wo deine Mannen
Den Sieg gewannen.

Nicht schöner hat sie dich geschaut
Am ersten Tag die junge Braut,
Die dort nun betet,
Wo's Blau sich rötet.

Die unauslöschliche Erinnerung an die Königin leuchtet, ein reiner Abglanz ihres holdseligen Wesens, auch aus des Königs späteren Briefen an den Königsberger Vertrauten seines Herzeleides. Ein Halbjahr nach ihrem Tode, am 19. Januar 1811, schreibt Friedrich Wilhelm III wieder mit eigener Hand an Borowsky:

„Fast sind zwei Monate vergangen, seit ich Ihre Antwort auf mein früher an Sie erlassenes Schreiben erhielt. Alles, was Sie mir in dem Ihrigen sagen, ist so ganz in dem Sinne eines mit Gott befreundeten Mannes gesprochen, daß es allerdings trösten und beruhigen muß; allein so erhebend und stärkend auch dergleichen Betrachtungen und selbst der feste Glaube an eine künftige Wiedervereinigung auf uns wirkt, so bleibt dennoch für uns Erdmenschen, die überdem, der eine mehr, der andre weniger, in stetem Widerspruch zwischen Geist und Körper dahinleben, das Zerstörende eines solchen Verlustes, für mich der größte, nicht minder fühlbar. Ich habe Gelegenheit gehabt, der Herzogin von Hildburghausen, Ihren Wünschen gemäß, bei Gelegenheit ihrer Durchreise nach Strelitz ein Exemplar Ihrer Gedächtnisrede einzuhändigen; auch habe ich ihr die hierauf Bezug habende Stelle Ihres Briefes zu lesen gegeben, die sie unendlich gerührt hat, da sie das herrliche bescheidene Gemüt der Dahingegangenen so recht in ihrem wahren Lichte zeigt.

Wenn ich sage „bescheidene," so thue ich dies, weil ich ihr gerade hierin Unrecht geben muß, denn sie war ohne alle Übertreibung die Perle ihrer Geschwister. — Sie äußern den Wunsch, einige Aufsätze der Seligen über religiöse oder darauf Bezug habende Gegenstände zur Einsicht zu erhalten: wie gern erfüllte ich diesen Wunsch, allein es finden sich dergleichen nur sehr wenige, da sie, die Verklärte, den Gebrauch hatte, von Zeit zu Zeit ihre Papiere zu vernichten, und nur hie und da finden sich noch einzelne Papiere, die in keinem Zusammenhang mit einander stehen, und nur abgerissene Gedanken oder Bemerkungen erhalten, wie denn unter andern auf einem kleinen Zettelchen die Worte standen: „Wie der Herr es gewollt, also ist es geschehen," die ich auf dem Deckel ihres Sarges habe eingraben lassen. Auf eben diesem Zettel standen einige Äußerungen des Dankes gegen Gott über die Genesung der kleinen Luise, die uns im Frühjahr des vergangenen Jahres viel Sorge machte. Der Herr schenkte uns diese, jene aber nahm er von uns! — gerade heute vor einem halben Jahre. — Ich muß abbrechen, leben Sie wohl! Friedrich Wilhelm."

Die „kleine Luise" ist die am 1. Februar 1808 in Königsberg geborene Prinzessin, von welcher die Königin geschrieben: „Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise. Möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten ähnlich werden." Bei der Taufe dieses Kindes in Königsberg hatte die Königin ihren Hofdamen nur geringe Festgaben darreichen können. „Nehmen Sie es," sagte sie, „als Geschenk nicht einer Königin, sondern einer verarmten Freundin."

Ein dritter eigenhändiger Brief des Königs an Borowsky, datiert: „Charlottenburg, den 28. July 1811" lautet:

„Daß Sie meiner bei Annäherung des unglücklichen Datums gedacht haben, wo vor Jahresfrist mir das Liebste und Teuerste, was ich auf dieser Welt besaß, durch Gottes unerforschlichen Ratschluß auf ewig — wiewohl, ich hoffe es mit Gewißheit, im uneigentlichen Sinne des Wortes — entrissen wurde, hat mich nicht befremden können, da ich Sie als einen ebenso treuen wie würdigen Verehrer der für uns — zu früh Verklärten kannte. Ein Jahr ist zwar dahin, allein die Zeit, diese große Trösterin, wie man sie wohl zu nennen pflegt, hat nur wenig, oder besser gesagt nichts über mich vermocht: denn noch fühle ich meinen unersetzlichen Verlust ganz so wie damals, und damals ganz so wie jetzt. Gott ist mein Zeuge, daß dem so ist. Dem allen ohnerachtet empfange ich mit gerührter Dankbarkeit alles das Gute, was mir Gott außerdem zu teil werden läßt; ja gewiß mit tief gerührtem Danke erkenne ich seine Wohlthaten, und sollte es Augenblicke gegeben haben oder noch geben, wo dies Gefühl nicht so lebhaft in mir gesprochen hätte, so wird es der Allgütige mir dennoch gewiß verzeihen: denn sie waren nie von Dauer, und eine richtigere Erkenntnis und demutsvolle Unterwerfung unter seine Beschlüsse das Ende derselben. Alle Ihre Bemerkungen und Gedanken über diesen Gegenstand sind wahr und richtig, ich erkenne sie als solche und danke Ihnen dafür. Die rege Erinnerung und Teilnahme der guten redlichen Königsberger, an die — die nie mehr unter ihnen wandeln wird, und

sie that es so gern, hat mich sehr gerührt, und gewiß wird dort manche Thräne der Wehmut ihrem Andenken an dem unglücklichen Jahrestage — dem 19. July — geflossen sein. Es scheint in der That, daß Ihr seltenes Gedächtnis Ihnen den Platz, wo die irdische Hülle der uns Entzogenen ruhet, ziemlich richtig versinnlicht hat: leider kenne ich noch keinen guten Kupferstich, der Ihnen eine beständige Idee des Ganzen geben könnte, ich würde ihn Ihnen so gern zugeschickt haben."



Mausoleum in Charlottenburg.

„Wenn fromme Gebete dem Menschen bei Gott nützen können, so muß es gewiß das Ihrige, und da Sie dabei auch meiner gedenken wollten, so sei Ihnen auch dafür Dank. Leben Sie wohl.

Friedrich Wilhelm."

Auf Borowskys Segenswunsch zum neuen Jahre antwortete der König aus Berlin am 18. Januar 1812:

„Meinen herzlichen wiederholten Dank für alles mir Gesagte und Gewünschte, es ist so ganz im Geist der alten echt christlichen Borowskyschen Grundsätze, daß, hätte Ihr Name auch nicht darunter gestanden, ich ihn nicht lange gesucht haben würde. Hiebey erhalten Sie eine Medaille, sie enthält die Abbildung des im Charlottenburger Garten befindlichen Monuments. Sie wünschten vor einiger Zeit eine solche Abbildung, und da mir bis jetzt noch keine befriedigende vorgekommen ist, so mache ich mir das Vergnügen, sie Ihnen zu übersenden. Morgen sind anderthalb Jahr seit dem 19. July vorüber! Für mich welch eine Zeit! Aber was Gott thut, das ist wohlgethan, und also geschehe sein Wille auf Erden wie im Himmel. Dort treff' ich sie wieder! nur dieser Gedanke, diese Hoffnung allein kann mir Trost und Beruhigung gewähren! — Friedrich Wilhelm."

In demselben Jahre empfing Borowsky zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum, bei welchem er zum Generalsuperintendenten von Ostpreußen ernannt wurde, als besondere Festgabe vom König den Gipsabguß der Büste der Königin von Rauch. Gleichzeitig schrieb ihm der König aus Charlottenburg am 1. Juli 1812:

„Am 29. erhielt ich Ihr Schreiben vom 19. v. Mts., das heißt gerade an dem Tage, wo vor zwei Jahren **die**, so ich nicht zu nennen nötig habe, zu Hohenzieritz erkrankte, um auf dieser Welt nicht mehr zu genesen, wohl aber in einer vollkommeneren. Das Zusammentreffen des Umstandes, Ihren Brief gerade an dem Tage zu erhalten, hat nur umsomehr beigetragen, den trefflichen Inhalt desselben für mich recht wert und mich für ihn recht empfänglich zu machen. Wenn ich Ihnen sage, daß ich jenen unersetzlichen Verlust noch aus eben dem Gesichtspunkt betrachte und noch ganz so lebhaft fühle, als damals, so sage ich bei Gott die Wahrheit. Allerdings hat sich seitdem für mich auch manche Zerstreuung dargeboten, der ich nicht ausgewichen bin, ja selbst, der, ich gesteh' es, auszuweichen ich besser gethan hätte, aber auch hierbei hat mich die Erfahrung gelehrt, daß mit ihr alle wahre Freude für mich dahin, für immer dahin ist."

„Wenn ein so echt religiöser und das wahre unvergängliche Gute unablässig zu verbreiten sich bemühender Mann sein 50jähriges Amtsjubiläum feiert, so ist dies nichts Gewöhnliches, vielmehr etwas sehr Ehrwürdiges und Ehrfurcht Einflößendes. Es sind dies wenigstens die Gesinnungen, die ich bei der Feier Ihres Amtsjubiläums empfinde. Möchten Sie doch schon hier zeitlich für das Gute belohnt werden, das Sie von jeher zu stiften sich bemüht und auch gewiß gestiftet haben. Allein sind Sie es denn nicht durch das Bewußtsein Ihrer Pflichterfüllung? Hierin liegt die herrlichste, die unvergänglichste Genugthuung für Sie, sowie für jeden, der Christi Lehren im Herzen trägt und sie ausübt. Empfangen Sie die Versicherung meiner herzlichsten, aufrichtigsten Teilnahme an diesem frohen Ereignis; ich hätte gewünscht, sie Ihnen noch thätiger beweisen zu können, als durch die bloße Erteilung einer höheren Amtswürde. Schließlich wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner besonderen Achtung. Friedrich Wilhelm."

Dieser Brief, ebenso wie die vorigen von des Königs eigener Hand, enthält noch die Nachschrift:

„Das arme Preußen! Welche Drangsale hat es zu ertragen!"

„Ich habe befohlen, Ihnen den Gipsabguß der Büste zu schicken, die der Bildhauer Rauch, ein sehr geschickter und bescheidener Künstler, von der Verewigten angefertigt hat, und die zum Modell der Statue dient, die er anzufertigen beauftragt ist. Unstreitig ist diese Büste das gelungenste Machwerk vor allen übrigen, nur etwas kolossal. Der Anblick derselben wird in Ihrem Gemüte manche wehmütige und freudige Erinnerung erregen."

Es war jene Büste der Königin, welche der damals junge Meister, vom Hoflakaien sich zum Hofbildhauer emporarbeitend, während seiner Studienjahre in Rom vollendet hatte. Als Luise im Sarge am 23. Dezember 1810 aus dem Berliner Dome in das Mausoleum zu Charlottenburg kam und ihr Beichtvater, der Propst Ribbeck, an der offenen Gruft die Weihrede hielt, da stand die Büste

vor den Augen des Königs und seiner Kinder auf der Erhöhung, welche jetzt die beiden Sarkophage mit den liegenden Marmorbildern des unten beisammen ruhenden Königspaares trägt. Auch am ersten Jahrestage des Todes der Königin thronte diese Büste dort über Cypressen bei der stillen Gedächtnisfeier, zu der die Königliche Familie in dem Grabeshause versammelt war. —

Im Christmonat des Befreiungsjahres 1813 schreibt der König am 24. Dezember aus Frankfurt am Main nach Königsberg an Borowsky:

„Ich habe alles, alles tief gefühlt und wohl beherziget, was Sie in Ihrem Briefe zu mir sprachen. Unsre Anstrengungen sind von Gott gesegnet worden, er hat endlich unsern inbrünstigen Gebeten Gehör gegeben. Ihm sei dafür Lob, Preis und Ehre. Wir vertrauen auf ihn, er wird ferner mit uns sein und uns den Frieden erringen helfen, um den wir die Waffen führen, das heißt einen ehrenvollen und dauerhaften."

„Ihren Ansichten über das, was bisher geschehen, mag ich nicht widersprechen, noch viel weniger Ihren Wünschen für die Zukunft; ich wünsche selbst nichts mehr, als dereinst die Mittel zu finden, um sie in Ausführung bringen zu können."

„Wie froh wäre ich über diese Aussicht, wie glücklich wäre ich schon jetzt, ginge ich mit der — noch Hand in Hand, die so treulich Freuden und Leiden mit mir zu teilen verstand. So aber wie ich jetzt, ich möchte sagen isoliert, hier auf Erden stehe, kann ich nur an dem Glücke andrer, an dem allgemeinen Glücke teilnehmend mich freuen, mein persönliches ist dahin! Gottes Fügungen kann niemand erforschen, vielleicht kann sich auch hierin noch eins oder das andre zutragen, das sich jetzt noch nicht übersehen läßt."

„Die braven Altpreußen haben sich insgesamt, die Königsbergsche Garnison aber vor allen ausgezeichnet — auch Ihnen gebührt dafür Dank, denn Sie haben den patriotisch religiösen Sinn der Landwehr nicht umsonst kräftig zu beleben versucht."

„Leben Sie stets wohl und halten Sie Sich jederzeit meiner verdienten Hochachtung vergewissert. Friedrich Wilhelm."

„Gerade heute vor zwanzig Jahren, vielleicht um die nämliche Stunde, sprach ich jenes Ja aus, das mich beinahe siebzehn Jahre beglückt hat! Es ist der Jahrestag meiner Hochzeit. — Ihr Brief kam also zur guten Stunde, Dank sei Ihnen dafür gesagt."

Wieviel der Tod der holden hochherzigen Mutter des Kaisers Wilhelm mit aus seines Vaters Leben hinwegnahm, was für eine schwarze Lücke dadurch in des Königs Dasein entstand, eine Lücke, die der goldene Siegerglanz über ihrer Gruft nicht auszufüllen vermochte: das beurkunden mit schlichten Worten diese eigenhändigen Briefe des trauernden Witwers. Der Mann aber, dem der sonst in sich gekehrte König das volle Herz erschloß, „der biedere, freimütige Borowsky" hat nach der Königin Aussage heilsam auf das geistige Wohl auch ihrer Kinder eingewirkt und die jungen Seelen aufwärts gezogen. So wird das Bild jenes glaubensfesten Greises, der die Königliche Familie in den Stürmen und Klippen der Zeit auf den rechten Kompaß hinwies, auch dem Kaiser Wilhelm noch vor

Augen schweben. Gilt doch von dem Sohne ebenso, wie von dem Vater, der Ausspruch Borowskys in dessen Rede zur dritten Säkularfeier der Übergabe der Augsburgischen Konfession:

„Der Herr hat Großes in diesen drei Jahrhunderten an der evangelischen Kirche gethan. Zu dem Erfreulichsten gehört die Aufstellung von Fürsten auf die Throne der Erde, die sich eine Ehre daraus machen, sich laut und von ganzem Herzen zu dem Evangelium zu bekennen. Hier muß ich Deinen Namen nennen, mein König Friedrich Wilhelm, den Gott uns aus Gnaden zum Könige gab. Du schämest Dich des Evangelii von Christo nicht, hast Dich gleich im Anfang Deiner Regierung erklärt: ‚Ich wollte um alles in der Welt willen nicht über ein Volk herrschen, das keine Religion hat.‘ Du hast Dich auch jetzt von ganzem Herzen zum wahren Christentum bekannt.“

Ein ins neunzigste Jahr gehender Greis, schon den Wellenschlag von den Ufern einer besseren Welt hörend, empfing Borowsky des Königs letzten Brief an ihn, aus Berlin vom 19. April 1829:

„Als Sie vor dreizehn Jahren der erste Geistliche waren, dem ich die schon seit Jahrhunderten eingegangene bischöfliche Würde in der evangelischen Kirche unsrer Länder wieder verlieh, geschah dies, um Ihnen einen öffentlichen Beweis meiner Anerkenntnis Ihrer echt christlichen Tugenden, in Verbindung mit der von Ihnen unwandelbar fest im Auge gehaltenen treuesten Berufserfüllung als Geistlicher, zu geben. Seitdem haben Sie, trotz Ihres so weit vorgerückten Alters, unermüdet in diesem Sinne fortgefahren, und, noch jüngsthin, nahe vor dem Eintritt in Ihr neunzigstes Lebensjahr, ist von Ihnen weder Gefahr noch Beschwerde gescheuet worden, um den Elementen zum Trotz Ihren heiligen Amtsberuf zu vollbringen. Um meiner eigenen Genugthuung willen, mehr noch als, um der Ihrigen, nehme ich daher diese willkommene Gelegenheit wahr, Ihnen die erzbischöfliche Würde hiermit zu erteilen. Nehmen Sie diese Würde als eine abermalige Anerkenntnis Ihrer seltenen Verdienste und als einen Beweis meiner wahren und aufrichtigen Wertschätzung getrost an (denn warum sollten unsre Landesgeistlichen nicht eben dieselben Ansprüche auf sie haben, als die Geistlichen in mehreren andern großen evangelischen Ländern, in welchen diese Würde unausgesetzt bestehen geblieben ist), indem ich Gott bitte, daß er Sie als eine Zierde unsrer Landeskirche noch recht lange erhalten möge. Friedrich Wilhelm.“

Als evangelischer Erzbischof ist Borowsky im zweiundneunzigsten Jahre seines Alters zu Königsberg gestorben, am 10. November 1831. Geboren im ersten Monate der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, der Sohn des Küsters an der Schloßkirche zu Königsberg, ist er — kein Kopfhänger — allezeit aufrecht durch sein langes Leben geschritten. In seinen letzten Erdentagen, als schon die Nacht des Todes um ihn dämmerte, glaubte er noch mit lichtem Blicke das trauernde Königspaar so vor sich zu sehen, wie es ihm in jener Unglückszeit nahe getreten war.

Borowskys Bildnis, ein kleiner unscheinbarer Kupferstich, fand einen trauten Ehrenplatz in des Königs Schlafgemach. Mit eigener Hand hat Friedrich Wilhelm III am 18. Januar 1831 in das für die Schloßkirche zu Königsberg bestimmte Exemplar



Dr. Ludwig Ernst Borowsky.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche mit der Unterschrift: Bischof der evangelischen Kirche, Generalsuperintendent von Ostpreußen, Oberhofprediger, Oberkonsistorialrat und Ritter des königlichen großen roten Adlerordens. Geboren 1740 den 17. Juny. Knorr pinx. Herausgegeben von Küster. Gedruckt von Hampe, akademischer Kupferdrucker.

der Agende die nachstehenden Worte geschrieben: „Der Schloßkirche zu Königsberg in Preußen wird nach dem Wunsche ihres jetzigen Hirten und Seelsorgers, des Erzbischofs Borowsky, diese insbesondere für die Provinz Preußen bestimmte Kirchenagende zur Beförderung christlicher Gottesfurcht und Tugend der Gemeinde zugestellt, mit dem Wunsche, daß der Allmächtige ihn noch lange erhalte, wenn der Herr ihn aber dereinst zu sich gerufen haben wird, dessen Nachfolger seinem echt evangelischen Vorbilde nachstreben möge.

Friedrich Wilhelm.“

So ehrte der König den Mann, dem er selber nachgerühmt hat: „In christlich religiöser Kräftigung verdanke ich keinem so viel als ihm. Er stand mir in schwerer drangsalvoller Zeit bei, er brauchte nicht einschläfernde Entschuldigungen, deckte alles in seinen wahren Grundursachen auf und schonte mich nicht. Aus der Geschichte der Welt und biblischen Weissagungen bewies er mir, daß die göttliche Weltregierung gebesserte Völker immer wieder erhöht, verderbte gedemütigt hat. Die über uns gekommene schwere Prüfung, gut benutzt und treu ausgehalten, werde gewiß Mittel und Weg zu größerer Wohlfahrt sein.“

Die Jahre jener schweren Prüfung, die über das Königshaus und das Vaterland kamen, waren harte Lehrjahre auch für den Prinzen Wilhelm. Von seinem Sohne, als er ihn am 3. Mai 1849 ins erste Garderegiment zum Dienste stellte, sagte er zu dem versammelten Offizierkorps: „Er ist in einer schweren Zeit dem praktischen Leben entgegengewachsen.“ Dies Wort des damaligen Prinzen von Preußen, die Weltgeschichte wird es in noch viel höherer Bedeutung von dem Kaiser Wilhelm aussagen.



Tirailliereude Soldaten der neu-errichteten Armee.

Neuntes Kapitel.

Bis Ende 1812.

Um den Gang ihrer Weiterbildung den Stufen ihres Lebensalters anzupassen, bekamen der Kronprinz und der Prinz Wilhelm im Todesjahre ihrer Mutter neue Lehrer. Kaum vierzehn Tage vor der Königin Abreise nach Neu-Strelitz trat Ancillon als Erzieher des Kronprinzen an Delbrücks Stelle, schon 1808 in Königsberg vom Minister Stein dazu vorgeschlagen. Denn in jenem von den Franzosen aufgefangenen Briefe benachrichtigt Stein (15. August 1808) den Fürsten Wittgenstein auch davon, daß man den Entschluß gefaßt, Ancillon zum Erzieher des Kronprinzen zu wählen; doch mit der Ausführung werde noch einige Zeit hingehen. Stein vermißte bei Delbrück die lebendige Auffassung der Geschichte, namentlich der preußischen. Bereits Hardenberg hat, als er von Tilsit in die Verbannung gegangen war, in einem Briefe vom 7. September 1807 aus Riga an den König darauf hingewiesen, daß der Kronprinz für eine Zeit erzogen werde, die sehr stürmisch und gefahrvoll werden könne, und daß es hierbei nicht auf gewöhnliche Unterweisung und Bildung ankomme. Es sei wichtig, außer den Grundlagen gediegener Wissenschaft und dem Gewöhnen an ernsthafte Arbeitsamkeit und Thätigkeit einen hohen Heldensinn in dem Kronprinzen zu wecken, der echt militärisch sei und sich der Verfolgung des Großen und Edlen ganz hingebe. „Genaue Bekanntschaft mit der Geschichte (schreibt Hardenberg) und lebhaftes Interesse für die großen Männer und Handlungen der Vorzeit, die ruhmvollen Beispiele in Ew. Königlichen Majestät eigenem höchsten Hause und lebendige Schilderungen der Tage, in der sich die Welt und die preußische Monarchie befanden, werden hierbei vorzüglich wirken und überdem ein wohlgewählter Umgang mit Staats- und Kriegsmännern, die fähig sind, das Gefühl immer mehr anzufeuern."

Friedrich Ancillon, der nunmehrige Erzieher des Kronprinzen (in der Folge Staatsminister unter Friedrich Wilhelm III) war bisher, wie sein Vater, Prediger der französisch-reformierten Gemeinde der Friedrichs-Werderschen Kirche in Berlin, zugleich Professor an der Militärakademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Historiograph von Brandenburg. Sein lebelang ein fester Anhänger der alten preußischen Monarchie hat er einmal geäußert: das Beste, was ihm die

Vorsehung gegeben, sei eine Seele, diese aber widme alle ihre Sympathieen dem besten der Könige und seinem Hause. Seine letzte Predigt in der französischen Kirche war seine Gedächtnisrede auf die verewigte Königin Luise. Er ließ sie auf den Wunsch der Hörer im Druck erscheinen. Napoleon untersagte ihre weitere Verbreitung: er fühlte sich durch gewisse ernste Hindeutungen ihres feierlichen Inhaltes getroffen.

„Von wie hoher Bedeutung für die Geschichte des Staates in der folgenden Zeit (schreibt L. von Ranke) sind doch die letzten Handlungen, mit denen die Königin Luise ihre thränenreichen Tage beschloß. Sie trug auf das Wirksamste dazu bei, daß Hardenberg Staatskanzler wurde; indem sie ihrem Gemahl den besten Ratgeber, der sich finden ließ, verschaffte, hinterließ sie ihrem Sohne doch wohl auch den besten Erzieher, der sich damals auffinden ließ. Nicht viel über einen Monat später ist die Königin verschieden. Das Bild der liebevollen deutschgesinnten Mutter hat dem Sohne stets vor Augen geschwebt. Unschätzbar war es für ihn, daß Ancillon mit seiner Ruhe, Welterfahrung und Hingebung für die Idee des preußischen Staates ihm zur Seite trat und zur Seite blieb."*)

Prinz Wilhelm erhielt gleichfalls einen neuen Lehrer, einen militärischen. Es war der damals im Kadettenkorps angestellte Ingenieur-Hauptmann Ludwig von Reiche (später General der Infanterie). Er unterrichtete den Prinzen Wilhelm und dessen Vetter, den Prinzen Friedrich, in der Befestigungskunst, im Aufnehmen und im militärischen Zeichnen. „Beide Prinzen (so schreibt Reiche selber) zeichneten sich durch anhaltenden Fleiß und durch Aufmerksamkeit aus, daher sie auch vorzügliche Fortschritte machten. Besonders that sich Prinz Wilhelm durch schnelles Auffassen und durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen, für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch in vollem Maße gewesen ist. Nachdem der Unterricht etwa ein Jahr gewährt hatte, übergaben die beiden Prinzen dem Könige zu seinem Geburtstage (3. August 1811) eine Ausarbeitung und eine selbstgearbeitete Zeichnung: Terrainaufnahme und Situationsplan, als Angebinde. Der König war darüber hoch erfreut und erhob den Lehrer zum wirklichen Kapitän. — Als die große Schilderhebung gegen das fremde Joch eintrat, hörte der Unterricht natürlich auf. Zum Zeichen der Anerkennung für meine desfallsigen Bemühungen empfing ich von den beiden Prinzen einen schön gearbeiteten Säbel, den ich, ihnen zum Andenken, in den nachfolgenden Kriegsjahren als treuen Begleiter und als Talisman stets an meiner Seite trug."

Dieser Säbel gibt dann im Sommer 1813 den Ausschlag mit in der Wagschale der Entscheidung zum Angriff auf Groß-Beeren. Reiche, nunmehr Major im Generalstabe des von Bülow kommandierten dritten Armeekorps, stimmt seinem Feldherrn herzhaft bei, als Bülow den von ihm zu Rate gezogenen Brigade

*) Bei Ranke: Friedrich der Große. Friedrich Wilhelm IV. Zwei Biographieen. Leipzig, 1878; S. 86.

generalen erklärt: wie zuwider es ihm sei, ohne Schwertschlag weiter zurück zu gehen, während drei feindliche Heerzüge nach Berlin durchbrechen wollen. „Unsre Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts," hat Bülow schon gestern geäußert. Einmütig mit seinem General spricht Reiche heute (23. August) nachmittags sich entschieden dafür aus, das vom Feinde besetzte Dorf Groß-Beeren mit stürmender Hand wieder zu nehmen, ihn auf die Engwege, durch die er herangekommen, zurück zu werfen und durch die Durchbrechung seines Zentrums seine beiden Flügel zum Rückzuge zu nötigen. Dazu setzt Major Reiche den versammelten Befehlshabern auseinander: was für schlimme Folgen ein weiteres Zurückgehen haben könne, wie es den guten Mut der Truppen dämpfe, wie viel besser es sei, auf der Stelle los zu schlagen. „Ja, wenn nur der fatale Landregen nicht wäre," wird dem feurigen Vertreter des Angriffes eingewendet. „Die Gewehrläufe voll Wasser, wie können die Leute denn schießen?" — „Haben sie nicht Bajonett und Kolben?" fragt Reiche zurück. Da nickt General Bülow seinem Generalstabsoffizier zu und bringt die Beratung zum Abschlusse: „Major Reiche hat recht: wir greifen an." Und Reiche hat nicht zu viel gesagt von den Truppen, die eingeweicht, wie sie sind, doch auf den Feind brennen. Sobald sie hören, es geht zum Angriff, nehmen sie mit Hurra das Gewehr in die Hand; mit Hurra steigt die Reiterei zu Pferde; mit Hurra wird das Geschütz aufgefahren und im Vorrücken gefeuert. Um fünf Uhr nachmittags sind die Bataillone bis auf Kanonenschußweite an den Feind heran. Nach einstündigem Kampfe heißt sie General Bülow im Sturmschritte auf Groß-Beeren vorgehen, um das Dorf mit dem Bajonett zu nehmen. Trotz des Kartätschenfeuers, das der Feind zu ihrem blutigen Empfange verdoppelt, dringen sie unaufhaltsam auf seine Batterieen ein und auf die Masse seines Fußvolkes. Wo der Flintenspieß nicht langt, thut es die Keule, der Gewehrkolben in dem wilden Handgemenge drin in dem brennenden Dorfe. In der neunten Abendstunde ist der Feind, nach stellenweise hartnäckigem Widerstand, auf allen Punkten geworfen, Berlin gerettet, die von Napoleon mit Feuer und Schwert bedrohte Hauptstadt Preußens. Hatten doch seine Zeitungstrompeten schon vor mehreren Tagen angekündigt: am 24. August würden die Franzosen in Berlin sein. Ja noch nach der Schlacht erschienen im Pariser Moniteur offiziöse Mitteilungen von Maret und Daru, daß Berlin eingenommen sei! Dagegen hat General Bülow in dem Bericht von Groß-Beeren an seinen König geschrieben: „Mit Einschluß der mir zugeteilten russischen Artillerie und Kosaken haben die Truppen Euer Königlichen Majestät allein gefochten. Nur vier schwedische Kanonen, durch etwas Infanterie und Kavallerie unterstützt, haben einigen, der Entfernung wegen nicht besonders wirksamen Anteil genommen." Und in dem erkenntlichen Tagesbefehl an seine Truppen, worin er sie nach Verdienst belobt, sagt Bülow: „Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch sämtliche Landwehrtruppen des Korps, die an diesem Tage zum erstenmale die Liebe für König und Vaterland bewährten, welche ihnen ihre Entstehung gab. Kein höheres Lob konnten sie erwerben, als ihren älteren Kameraden es gleich gethan zu haben, und der kommandierende General sowie die älteren Regimenter haben ihnen dies ehrenvolle Zeugnis gern gegeben." — Um so denkwürdiger, als

Napoleon vorher an seinen nach Berlin gewiesenen Marschall Oudinot ausdrücklich hatte schreiben lassen: er solle die preußische Landwehr und den übrigen Schwarm schlechter Truppen (nuée de mauvaises troupes) auseinanderjagen.

Reiche, als Hauptmann einer der militärischen Lehrer des Prinzen Wilhelm, als Major einer der Generalstabsoffiziere des „glücklichen Bülows“, dieses in den drei Feldzügen von 1813 bis 1815 niemals geschlagenen preußischen Feldherrn, empfing als General am 21. August 1853 von seinem dankbaren fürstlichen Zögling das nachstehende eigenhändige Schreiben:

„Nach vierzig Jahren wird am 23. der Sieg von Groß-Beeren auf eine, hoffentlich würdige Art gefeiert werden, wozu ich den Anstoß gab, damit die Residenz zuerst nicht vergesse, daß sie gerettet, dann, durch wen sie gerettet wurde: nämlich durch das tapfere Heer. Wie könnte ich aber des Mannes vergessen, dem im Rate Bülows damals das Hauptverdienst gebührt, die Schlacht zu schlagen? Sie, bester General, sind es, der diese Ehre in Anspruch nehmen muß, und daher wünsche ich Ihnen nun nach vierzig Jahren, daß Ihr Name mit der Denkfeier verbunden bleibe: die schönste Anerkennung für Ihre damaligen Kriegsleistungen zollt Ihnen Ihr eigenes Bewußtsein, aber nur zu gern spreche ich Ihnen, als Ihr Zögling, diese Anerkennung hiermit auch noch aus, damit Sie sehen, daß ein noch so langer Zeitraum in mir die Erinnerung an diejenigen nicht verlöschen macht, welche in jener denkwürdigen Zeit dem Könige, dem Heere und dem Vaterlande die glorreichsten Dienste leisteten. Möge die Erinnerung an so schöne Tage stets Ihr Alter verschönern und beleben.

Ihr treu ergebener Zögling
Prinz von Preußen.“

Ist dieser Brief nicht ein geistiges Denkmal wie für den Lehrer, so für den Zögling? Jene Denkfeier, zu welcher der Prinz von Preußen den Anstoß gab, ließ auch das Lied neu aufleben, welches der „preußische Tyrtäus“ vierzig Jahre vorher den Siegern bei Groß-Beeren dargebracht:

Es muß geschlagen sein, es muß!
Und finster zieht's empor
Und peitscht des Kugelregens Guß
An unser jauchzend Thor.

Da wendet Bülow sternhinan
Sein ruhig Aug' und hebt
Des Sieges Fackelreigen an,
Von dem Paris erbebt. —

Und jährlich, wenn zum Erntetanz
Groß-Beerens Sens' erklingt,
Werd' unser Siegesfest, ein Kranz
Der Palmenzeit, verjüngt.

Dieser Vorausblick auf jenen herrlichen Tag von Groß-Beeren, den der Militärlehrer des Prinzen Wilhelm zur Errettung der Residenz vor dem schon im Angesicht ihrer Türme frohlockenden Feinde heraufführen half, erhelle uns, den Nachkommen, in deren Augen die Zukunft der damals Lebenden ein Vergangenes ist, das Bild der düsteren Zeiten, die dem König und seiner Familie noch bevorstehen, ehe der lichte Morgen der Befreiung anbrechen wird! —

In den nächsten Jahren nach dem Tode der Mutter (1810—1812) las Prinz Wilhelm, wie schon früher in Königsberg, mit Eifer historische und militärische Bücher, namentlich Friedrichs des Großen „Geschichte meiner Zeit" und dessen „Geschichte des siebenjährigen Krieges". Aus dem Munde Reiches, der den unglücklichen Feldzug von 1806 mitgemacht, hatte Prinz Wilhelm wohl schon genug gehört von der Unsicherheit der Führung in der trotz aller Tapferkeit fehlgeschlagenen Jenaer Schlacht, um das desto fester sich einzuprägen, was Friedrich schreibt:



„Der Erfolg eines Krieges hängt zum großen Teil ab von der Geschicklichkeit des Generals, von seiner Kenntnis der Orte, die er inne hat, von seiner Kunst, das Terrain zu benutzen, einerseits dadurch, daß er den Feind hindert, günstige Stellungen einzunehmen, andrerseits, daß er die für die eigenen Pläne passendsten Stellungen zu wählen versteht. Immer muß mit Ruhe und Besonnenheit verfahren werden, jeder Schritt abgewogen und abgemessen sein, weil im Kriege derjenige der Geschickteste ist, der das Wenigste dem Zufall überläßt."

Friedrich Wilhelm III hat gleich in seinem ersten eigenhändigen Entwurf zur Reorganisation des Kriegsheeres geurteilt: „daß wir zu wenig leichte Infanterie haben, ist wohl keinem Zweifel unterworfen." Er hatte im Felde erkannt, wie überlegen die geübten raschen Tirailleurs des Feindes den preußischen Schützen waren. Darum gestaltete er die dritten Bataillone der Regimenter zu Füsilieren und formierte schon in Königsberg das leichte Füsilierbataillon des Garderegiments zu Fuß, führte dort auch (1809) die Feldmanöver nach der neuen Art ein. „Der König (schreibt Natzmer) ließ sie unter seinen Augen höchst zweckmäßig und lehrreich ausführen. Ebenso entwarf der König selbst die Angriffskolonne und das volle Karree. Ich mußte ihm die Zeichnungen dazu machen und mit dem Gardefüsilierbataillon die Versuche anstellen." — Kommandeur dieses Bataillons, welches der König scharf im Auge behielt, war seit dem Juni 1809 der Major Krauseneck (nachmals General der Infanterie und Chef des Generalstabes der Armee). Schon als Kompaniechef hatte er für „seine sehr ausgezeichnete Tapferkeit" in dem Gefechte des Lestocqschen Korps bei Wackern (8. Februar 1807) den Verdienstorden erhalten. Als er nach des Königs Heimkehr von Königsberg an der Spitze seines Bataillons am 7. März 1810 in Berlin einmarschierte, kamen ihm der König, die Königin, der Kronprinz und Prinz Wilhelm bis vor das Neue Königsthor entgegen. In einem gleichzeitigen Briefe an seine

Frau schreibt Krauseneck: „Der Vorbeimarsch ging vortrefflich, der König wiederholte häufig: ‚ein herrliches Bataillon‘ und sagte mir eine Menge schöner Sachen. Am Palais des Königs marschierte es nochmals vorbei. In demselben, wohin ich gerufen ward, fand ich König und Königin allein. Er bezeugte mir seine Freude über den Zustand des Bataillons, erklärte es für ein Muster für die hiesige Garnison.“ Drei Tage darauf marschierte Major Krauseneck mit dem Bataillon von Berlin nach seiner Garnison Potsdam, und Prinz Wilhelm führte zu jener Zeit bei der großen Parade den zweiten Zug dieses vom König so bezeichneten Musterbataillons. Im Zusammenhange mit dem Bataillon Garde zu Fuß wurde das Gardefüsilierbataillon weiter ausgebildet, namentlich der Feld- und Marschdienst sowie das Scheibenschießen fortgesetzt geübt.

Als neu ernannter General-Inspekteur der leichten Truppen kam der General von York zur Besichtigung derselben im Frühjahre 1810 auch nach Berlin und Potsdam. Da wurden unter seiner Leitung Feldübungen vorgenommen und solche nachher unter den Augen des Königs wiederholt. Prinz Wilhelm war dabei, und man hat ihn öfter sagen hören: die erste und feste Grundlage seiner militärischen Auffassungen verdanke er diesen fortgesetzten lehrreichen Übungen und den vom König darüber ausgesprochenen Urteilen, sowie dessen eigenem Eingreifen, wenn es wo fehlte. — In des Prinzen Zimmer sah man nichts von jenen Modetändeleien, womit sonst junge Herren ihre Gemächer ausstaffieren, sondern statt solchen unmilitärischen Putzzeuges eine Gruppe von Ausrüstungsstücken des vom König reorganisierten preußischen Heeres.



Ausrüstungsgegenstände der neuen Armee als Zimmerschmuck des Prinzen.

Neben dem Tiraillieren wurde auch der Bau von Feldschanzen geübt. Bei Potsdam auf dem Babelsberge, einer damals noch öden Heide mit sandigen Bergabhängen, wo in der Folge Prinz Wilhelm die seinem ritterlichen Sinne entsprechende Sommerburg erstehen läßt, dort hat er 1811 zuerst bei einer Felddienstübung gezeigt, was er in den Unterrichtsstunden des Ingenieur-Hauptmanns von Reiche gelernt hatte. Die Aufgabe war, durch schnelle Herstellung einer Schanze auf dem das Feld beherrschenden Höhenzuge des Babelsberges den Übergang zu sichern von Glienickes Werder her nach Nowawes, dem von Friedrich dem Großen angelegten böhmischen Kolonistendorfe, eine Viertelmeile von Potsdam. Die Nuthe, gegenüber der Stadt in die Havel einfließend, trennt das Dorf von der durch die lange Brücke mit dem Lustgarten in Potsdam verbundenen Teltower Vorstadt. Dies im Auge hat Prinz Wilhelm selbst jene Schanze vorgezeichnet: durch Mannschaften vom Bataillon Garde zu Fuß wurden

die Arbeiten nach seinem Abriß und unter seiner Leitung ausgeführt, zur vollen Zufriedenheit des Königs und der Generale. Ungefähr fünfzig Jahre nachher kommt der Prinz-Regent bei einem Spaziergange in seinem Park auf Babelsberg dazu, wie sein Sohn dort im soldatischen Knabenspiele mit dem Prinzen Friedrich Karl eine Schanze aufwirft, die er dann mit seiner kleinen Schar gegen den anstürmenden Vetter mannhaft verteidigt. Dies ruft dem Vater jene Schanze von 1811 aufs neue ins Gedächtnis. Er findet ihre Figur noch ganz so vorhanden und läßt sie danach von Gardepionieren wiederherstellen; nur die Bäume, die mittlerweile in der Schanzenanlage hoch aufgeschossen, sind auf seinen Befehl unversehrt darin stehen geblieben. —

Wie Prinz Wilhelm im Jahre 1811 sein Geburtsfest, das erste nach dem Tode der Mutter verlebt hat, ist von der Oberhofmeisterin aufgezeichnet: „22. März. Die Franzosen sind viertausend Mann stark über die Elbe nach Stettin gegangen, um die Garnison von Danzig abzulösen, die nach Spanien gehen soll. Man war allgemein äußerst aufgeregt über diese Bewegung; auch der arme König war es sehr. Heute war der Geburtstag des lieben jungen Prinzen Wilhelm. Die Kinder aßen alle mit bei Tafel und waren dann zum Thee und Souper bei mir. -- Der König war sehr still und traurig den ganzen Abend."

Gestern hatte Prinz Wilhelm mit dem König und dem Kronprinzen dem bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand die letzte Ehre erwiesen. Der Leichnam, seit dem blutigen 10. Oktober 1806 in der fürstlichen Gruft der St. Johanniskirche zu Saalfeld beigesetzt, war von dort nach Berlin gebracht worden, zunächst nach dem Schlosse Bellevue im Tiergarten, dem Vaterhause des Prinzen. In aller Stille, so rieten die Minister, sollte er nun im Dome bestattet werden. Sie fürchteten den Zorn Napoleons. Hatte er doch schon in seinen Bulletins des Prinzen Andenken arg verunglimpft. Anders der König. Er befahl: ein Kommando der in Berlin stehenden Truppen solle dem Sarge vom Schloß Bellevue aus durch das Brandenburger Thor zum Dome folgen, ebenso alle Hofstaaten und die Minister. Er selber ging mit den Königlichen Prinzen in den Dom, um hier den Sarg zu empfangen, in dem der Tote lag, einen frischen Lorbeerkranz um die Stirn.

In die Gruft der hochverklärten Ahnen
Senken wir den Staub des ruhmgesunknen
Fürstenjünglings, der auf Kriegesbahnen
Blutig früh den letzten Tag vollendet,
Und den Heldengeist, den thatentrunknen
Früh den Sternen zugesendet.

Laßt die Fahnen herrlich wehn, Soldaten!
Laßt den Marsch der Trommel mutig schallen,
Und der Mund von donnernden Metallen
Thu es kund, ein Herold tapfrer Thaten,
Daß ein Held fürs Vaterland gefallen!

So Stägemann in seinem Liede zu des Prinzen Louis Ferdinand Leichenbegängnis in Berlin, am Vorabend des vierzehnjährigen Geburtstages des Prinzen Wilhelm. Und dann zum fünfundzwanzigsten Jahrestage des Todes Friedrichs des Großen (17. August 1811) ließ der Dichter dessen Geisterstimme sagen:

Preußen, die in Waffen früh ergrauten,
Hört des Hüters warnend Wort und wacht:
Mann an Mann bewaffnet euch zur Schlacht!
Die dem Schutz der Götter kühn vertrauten
Führt ihr ewig Licht, gleich Argonauten
Auf erstürmten Wogen durch die Nacht!

In der That galt es zu wachen und zu rüsten. Eng und enger sah Preußen sich von den eisernen Klammern Napoleons eingeschlossen. Im Sommer 1810 hatte er, um England ganz vom Handel mit dem Festland abzusperren, Holland seinem Kaiserreiche einverleibt, den eigenen Bruder entthronend. Im Winter riß er Stücke an sich von seines Neffen Großherzogtum Berg und seines Bruders Jerome Königreich Westfalen. Dazu nahm er die Gebiete des Herzogs von Oldenburg, des Schwagers des Kaisers Alexander, und die drei Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck, willkürlich die französische Grenze bis zur Ostsee vorrückend. Außer den sieben deutschen Departements am linken Rheinufer gehorchten ihm nun noch drei norddeutsche Departements an der Ober-Ems, der Weser und der Elbe, als deren Generalgouverneur er seinen Marschall Davoust in Hamburg einsetzte. Preußen, schon von sieben Kriegsstraßen durchschnitten, mußte eine achte aufthun zwischen Stettin und Mecklenburg, auch statt der alten zwischen Stettin und Danzig eine neue einräumen, zu dieser noch zwei Nebenstraßen zwischen jener von den Franzosen besetzten Festungen und Warschau. Mit eiserner Hand drohte nun Napoleon, als er gegen Rußland rüstete: wenn Preußen ihm nicht zu Willen sei, werde er es dazu zwingen durch die Truppen Westfalens, Sachsens, Polens und der unter Davoust bei Magdeburg angesammelten Elbarmee.

Im September 1811 erfuhr der Staatskanzler Hardenberg, daß Napoleon in einer Kabinettssitzung die Frage erörtert hatte: ob er bei dem Kriege gegen Rußland Preußen als unsichern Freund oder als gefesselten Feind im Rücken lassen solle. Eine gewöhnliche Bundesgenossenschaft sei nicht genügend: er brauche notwendig Bürgschaften; er wisse, der preußische Soldat könne ihn nicht leiden, er ihm nicht trauen, wenn er keine Geißel habe. Zwar der König könnte mit ihm zusammen den Krieg führen; aber ein Kaiser und ein König in einem Heer, das sei unbequem, das erfordere gegenseitige Aufmerksamkeiten, das könne zum Hemmschuh werden. (Er schien also seinen Bruder Jerome und seinen Schwager Murat, die er beide auf den Thron gesetzt und mit in seinen russischen Feldzug nahm, als Könige nicht für voll anzusehen.) Seine Politik gegen Preußen sprach Napoleon weiter aus: „Ich will die Prinzen haben, sie werden mir Bürgen sein für die Treue des Heeres. O, ich werde sie gut behandeln, mit Auszeichnung, und sieht der preußische Soldat und Offizier seine Prinzen unter meinem Befehl dienen, so wird er gehorchen, und die Prinzen werden lernen, was der

Krieg ist. Wenn Preußens Verhalten nicht schief ist, so werde ich ihm ebenso viel Gutes thun, als ich ihm Übles gethan habe. Aber die Häfen der Ostsee muß ich haben, um sie den Engländern zu sperren."

Dieser Schleier schöner Worte, den Napoleon über seine eigentlichen Absichten warf, wurde von Friedrich Wilhelm III und seinen Getreuen durchschaut. „Die Dispositionen Napoleons," hat der König sich geäußert, „seien immer die nämlichen, wiewohl demselben die Zeit noch nicht gekommen zu sein scheine, der Existenz Preußens ein Ende zu machen."*)

Was Napoleon im Schilde führte, war die Alleinherrschaft auf dem festen Lande von Europa, und der gewaltige Kriegsstoß, mit dem er das noch unabhängig dastehende Rußland nieder zu werfen gedachte, zielte zugleich auf England: die russische Flagge sollte nicht länger die englische Ladung decken. Jenes Dekret, durch das er in Berlin (21. November 1806) das britische Inselreich vom Handelsverkehr mit dem Kontinent absperrte, wollte er als Sieger in Moskau durchsetzen, dort zugleich den Welthandel Englands schlagen und seine Revanche nehmen für Trafalgar und die Vernichtung seiner kaum geschaffenen Flotte, deren Einbuße er mit den stolzen Worten beschönigt hatte: „Ich war nicht dort, ich kann nicht allerwärts zugleich sein." Wie er, der in der That weder Allgegenwärtige noch Allmächtige, als er seine Händel mit Rußland anfing, es dabei von vornherein auch auf England abgesehen hat, das erhellt aus Napoleons Brief vom 28. Februar 1811 an den Kaiser Alexander, worin er über die willkürliche Einverleibung des Herzogtums Oldenburg schreibt: „Die Lage dieses Landes, das immer der Mittelpunkt des Schleichhandels mit England gewesen ist, macht es mir im Interesse meines Reiches und des guten Erfolges des Kampfes, in welchem ich verwickelt bin, zur Pflicht, Oldenburg mit meinen Staaten zu vereinigen." Weiterhin schreibt Napoleon: was für einen starken Eindruck auf ihn der Gedanke mache, daß der Kaiser Alexander geneigt sei, sich mit England zu verständigen, sobald es die Umstände gestatteten, was nichts anders sei, als die Anstiftung des Krieges zwischen Rußland und Frankreich. — Ist es da zu viel behauptet, daß der Zunder zu dem 1812 entbrennenden Kriegsfeuer schon in jenem Berliner Dekrete Napoleons liegt?

Im Herbste 1811 sandte der König seinen General Scharnhorst insgeheim nach St. Petersburg. Man wollte dort den Angriff Napoleons auf dem Boden des dem Volke „heiligen Rußlands" erwarten, sich auf die Gegenwehr innerhalb der Grenzen beschränken. Das schien für Rußland das Beste, aber ein Bündnis mit ihm dann das Schlimmste für das sich selbst überlassene Preußen. Auf Scharnhorsts Vorstellungen schien der Kaiser Alexander bereit zum Vorrücken. Ein neuer Plan wurde entworfen, wie der Krieg gegen Napoleon gemeinsam zu führen sei. Von Petersburg brachte Scharnhorst diesen Entwurf mit nach Berlin an den König. Friedrich Wilhelm III ließ sich seine klare Ansicht nicht durch persönliche Gefühle und Wünsche trüben. Die Lage seines Landes im Auge,

---

*) Bei Ranke: Sämtliche Werke, 48. Bd.; S. 196.

schrieb er eigenhändig an Hardenberg: „Alle diese Verabredungen hätten uns früher von einigem Nutzen sein können: jetzt aber könnte nur die Verzweiflung und die absolute Unmöglichkeit, erträgliche Bedingungen von Napoleon zu erlangen, uns noch bestimmen, auf die Seite Rußlands zu treten. Man sieht auch klar, daß ein großer Beistand von der russischen Armee kaum zu erwarten steht: sie würde doch möglichst bald auf ihren früheren Kriegsplan der Verteidigung im eigenen Lande zurückkommen, den man jetzt nur mit Widerstreben und allein darum aufgegeben hat, um sich unsrer zu versichern."

Nun wurde Scharnhorst nach Wien geschickt, um Österreich zum Beitritt zu gewinnen. Der König sprach es offen aus: „Auf dem Punkte, auf dem wir stehen, bedarf es der Beweise, um seinen Entschluß zu fassen, und wenn die Partei der guten Sache uns nicht Sicherheiten geben will oder kann, um mit einiger Hoffnung den drohenden Gefahren zu trotzen, so wirft sie uns wider Willen der allgemeinen Unterdrückung in die Arme. Der Beistand Österreichs bestimmt uns positiv, wenn nicht eine ehrenhafte (wenn auch immer unglückliche) Verbindung mit Frankreich. Einen dritten Weg kann ich wenigstens nicht entdecken, wenn der Krieg zwischen Frankreich und Rußland unvermeidlich ist."*)

Aber ohne feste Zusicherung kam Scharnhorst aus Wien zurück. So entschloß der König sich zum Bundesvertrage mit Frankreich. Konnte er anders, wenn er Land und Volk bis auf den rechten Zeitpunkt der Errettung bewahren wollte? Sollte er das geschwächte Preußen dem ersten Gewaltschlage der Riesenarmee Napoleons aussetzen? Für einen Guerillakrieg, wie ihn die Spanier in ihren Gebirgen gegen Napoleon führten, und wie ihn jetzt treue Preußen, auf den Kampf brennend, gleichfalls planten, war nach des Königs nüchterner Anschauung weder sein Land noch sein Volk geschaffen. Die vorzeitige Schilderhebungen Dörnbergs, Schills und des durch Napoleon seines Vatererbes beraubten Herzogs von Braunschweig-Öls, waren sie nicht fehlgeschlagen? Der König hatte warten gelernt, weil er glauben gelernt, harrend auf Gott. Und wie schwere Tage und Stunden sollten er, sein Königshaus und sein Volk noch ausharren! So lange hielt Napoleon den Abschluß seines Bundesvertrages mit Preußen in der Schwebe, bis er, ein so listiger wie wilder Jäger, König und Land von allen Seiten umgarnt hatte. Prinz Wilhelm hat sie mit durchlebt jene Tage, in denen (gegen Ende August 1811) der Staatskanzler Hardenberg dem französischen Gesandten St. Marsan in Berlin auf dessen Frage nach dem Zwecke der Rüstungen Preußens erklärte: „der König würde lieber mit dem Degen in der Hand sterben, als mit Unehren unterliegen." Ebenso jene Tage, in denen Scharnhorst an York (26. Februar 1812) schrieb: „In einer so bestürmten wankenden Lage, in einer solchen Finsternis der Zukunft, wie die unsrige ist, kommt jedes Gemüt in Bewegung."

Noch war aus Paris der Kurier mit dem am 24. Februar 1812 dort unterzeichneten Allianzvertrag zwischen Frankreich und Preußen nicht in Berlin

*) Max Duncker: Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. Leipzig, 1876; S. 416, 417.

eingetroffen, als hier (28. und 29. Februar) die Nachricht einlief: drei französische Kolonnen seien von Schwedisch-Pommern her plötzlich über die preußische Grenze gegangen, hätten ohne weiteres die preußischen Städte Demmin, Anclam und Swinemünde besetzt und dort die Kaufläden erbrochen, um nach Zucker, Kaffee, Gewürzen und andern angeblich eingeschmuggelten Kolonial- und englischen Waren zu suchen. Der König schickte sogleich seinen Staatskanzler zu dem französischen Gesandten in Berlin und, als dieser nichts von diesen Einmärschen zu wissen beteuerte, einen Stabsoffizier nach Hamburg zu Davoust, um Verwahrung gegen die Überschreitung der preußischen Grenze einzulegen. Zugleich ließ der Führer der pommerschen Brigade, Oberst Borstell, dem mit fünfhundert Mann in Swinemünde stehenden französischen Obersten eröffnen, daß er die Feindseligkeiten beginnen würde, sobald die Franzosen über die Swine gingen. Darauf kam am 2. März früh die beruhigende Meldung nach Berlin: die Franzosen seien wieder aus Swinemünde abmarschiert und jene drei Kolonnen (9800 Mann stark) im Zurückgehen. Doch in der dritten Nachmittagsstunde, als der König bei Tisch sitzt, bringt ein Eilbote die erschreckende Kunde: 15000 Franzosen seien von Magdeburg her in Anmarsch auf Brandenburg, geführt von dem Divisionsgeneral Gudin, einem Unterbefehlshaber des Marschalls Davoust, desselben Davoust, von dem Graf Ségur (1812 Napoleons General-Quartiermeister) erzählt: „Der Marschall hatte den Befehl, sich bereit zu halten, um sich des Landes und der Person des Königs von Preußen zu bemächtigen, wenn dieser Monarch acht Tage nach Davousts Empfang jener Ordre den von Frankreich redigierten Bundesvertrag nicht abgeschlossen hätte.“ Wirklich hat auch ein Adjutant des Marschalls Davoust in dessen Namen angefragt, ob der Allianzvertrag bereits angenommen sei: wo nicht, würden die französischen Truppen ihren Marsch fortsetzen.

Aus dem Fluge und Geschrei der Vögel haben einst altrömische Priester die Zukunft vorhersagen wollen. So glaubten jetzt die Getreuen des Königs in dem Schwarm der Adler Napoleons das Schrecklichste kommen zu sehen, was über Preußen hereinbrechen konnte. Angesichts dieser bösen Auspizien faßt Friedrich Wilhelm III einen raschen Entschluß. So berichtet der damalige Gouverneur des Prinzen Karl, auch nachheriger Gouverneur des Prinzen Wilhelm, Major v. Minutoli:

„Der König ließ durch Hardenberg (in Begleitung des Ministers Goltz) dem französischen Gesandten St. Marsan erklären: wie er (der König) sich hintergangen glaube und daher gedrungen fühle, sich mit seinen Truppen durchzuschlagen. St. Marsan, ein durchaus bewährter rechtlicher Mann, bot seine ganze Überredungskunst auf, um den König von diesem gewagten Schritt, der über sein Geschick entschieden haben würde, abzuhalten, indem er (St. Marsan), wie er sich ausdrückte, mit seinem Kopfe dafür hafte, daß jener Vertrag stündlich, ja von Augenblick zu Augenblick eintreffen müsse. Der König gab, wiewohl ungern, nach und setzte nunmehr einen Termin von nur wenigen Stunden fest, während welcher er sich noch gedulden wolle: träfe aber während dieser Frist der erwartete

Kurier mit dem Vertrage nicht ein, dann würde er (um sechs Uhr abends) Generalmarsch schlagen lassen."

Mit den in Berlin, Potsdam und Spandau stehenden Truppen sollte zunächst der General Lestocq den von Magdeburg her vorrückenden Franzosen entgegen gehen. Scharnhorst und Gneisenau erhielten vom König den Befehl, das Weitere vorzubereiten: an der Spitze seiner Truppen wollte er sich Bahn brechen durch die ihn umstellende feindliche Masse. Schon waren die Königlichen Wagen gepackt, als Friedrich Wilhelm III gegen Abend wie gewöhnlich seine Kinder bei sich sah. Es fiel ihnen nicht auf, daß er öfter abgerufen wurde. Die älteren Prinzen konnten ihren jüngeren Geschwistern sagen: der König habe viel zu thun in diesen unruhigen Tagen und manche Depeschen abzufertigen. Um fünf Uhr abends hat der König die Meldung empfangen, daß der erwartete Kurier, ein preußischer Feldjäger Gärtner, mit dem Allianzvertrag aus Paris angekommen, eine Stunde vor Ablauf jener Frist, aber sechsunddreißig Stunden später, als er sonst von Paris her Berlin erreicht hatte, diesmals unterwegs aufgehalten durch allerlei Hemmnisse, die wohl nicht ein Spiel des Zufalls, vielmehr das der mit Davoust abgekarteten französischen Politik waren. Fast gleichzeitig mit dem Kurier kam die Kunde nach Berlin, daß die Truppen Davousts ihren Marsch auf Stettin richteten. Aus dem Schreiben des preußischen Gesandten in Paris, des Generals Krusemark, ersah der König, wie dieser dort zur Unterzeichnung des von Napoleon in mehreren wichtigen Punkten abgeänderten Vertrages gedrängt und ihm dazu nur vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit vergönnt worden: in einem Augenblicke, wo das Einrücken der Franzosen in Preußen bevorstehe, sei es das Beste gewesen, scheinbar freiwillig das zuzugestehen, was Napoleon sonst doch mit Gewalt durchgesetzt haben würde.

Als notgezwungener Bundesgenosse Frankreichs mußte Preußen nun seine Grenzen dem Kriegsheere Napoleons aufthun, dazu ein Hilfskorps stellen. Den Befehl über die 20000 Mann Preußen erhielt auf Napoleons Begehren der bisherige Generalgouverneur Schlesiens, Generalleutnant Grawert; zum zweiten Befehlshaber ernannte der König als den Mann seines Vertrauens den General York. Jener ist später kränkelnd zurück, und York am 13. August an die Spitze getreten.

Verschlossen blieb der Heeresmacht Napoleons nur Potsdam, Breslau und das für neutral erklärte Oberschlesien mit Glatz, sowie Kolberg und Graudenz. Doch sollten die Kommandanten dieser beiden Festungen, wenn sie gleich keine französischen Truppen einzulassen brauchten, unter dem großen Generalstabe des Kaisers der Franzosen stehen. Als der König um Mitte März den bisherigen Kommandeur seines Garde-Füsilierbataillons, Major Krauseneck, zum ersten Kommandanten von Graudenz ernannte, schrieb Seine Majestät an ihn: „Die Wichtigkeit dieses Orts, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, wird Ihnen beweisen, welch ein Vertrauen Ich in Sie setze, und Ich hoffe, daß Sie dasselbe vollkommen rechtfertigen werden." Zugleich erteilte ihm der König die Erlaubnis, nach wie vor die Uniform des Regiments Garde zu Fuß zu tragen. Krauseneck

bewährte sich auch auf diesem schwierigen Posten: er hielt die ihm anvertraute Festung unversehrt gegenüber den Forderungen erst der Franzosen, dann der Russen und zuletzt selbst Yorks, dem er (11. Februar 1813) schreibt: „Als Soldat und insbesondere als Kommandant eines festen Platzes darf keine politische Betrachtung Einfluß auf meine Handlungsweise haben.“*)

Am 25. März rückte das Oudinotsche Korps auf seinem Durchmarsche in Berlin ein, um hier und in der Nachbarschaft auf fünf Wochen einquartiert zu werden. Es war das erste vollständige französische Armeekorps, welches der Prinz Wilhelm sah. Der Marschall Oudinot schickte vor seinem Einmarsch einen Adjutanten mit der Anfrage an den König: ob Seine Majestät nicht die Gnade haben wolle, das Armeekorps zu besichtigen. Es war schon draußen in Parade aufgestellt. Der König erschien mit den Prinzen zu der gewünschten Besichtigung. Der Marschall machte ihm alle üblichen Honneurs: es wurde die Linie hinunter geritten, dann begann der Vorbeimarsch. Ein stattliches kriegerisches Ansehen zeigten besonders die Grenadiere. Das drei Divisionen starke Korps bestand, sechs Regimenter ausgenommen, aus lauter Franzosen. Bei den aus Spanien herangezogenen Truppenteilen befremdete es, daß mehrere Adjutanten Maulesel ritten. Der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, zeigte sich stets voll Ehrerbietung gegen den König. Als Augenzeuge bekundet das der Graf Henckel von Donnersmark, damals Flügeladjutant Seiner Majestät. Er hat wohl gesehen, daß der Marschall bei der Besichtigung respektvoll linker Hand vom König ritt, aber nichts von jener französischen Angabe, laut welcher Oudinot auf ausdrücklichen Befehl Napoleons fortwährend Seiner Majestät um eine Pferdekopflänge voraus gewesen sein soll, „zum Zeichen der Oberherrlichkeit, deren Vorteil sein (Napoleons) General gegenüber einem besiegten Könige behaupten solle.“ Es stände dies auch im Widerspruche mit dem Befehle, den Napoleon (22. April 1812) durch Berthier an den Nachfolger Oudinots in Berlin, den Marschall Victor, Herzog von Belluno, ergehen ließ: „Der Herzog von Belluno muß unter allen Umständen die größte Ehrerbietung gegen den König von Preußen bezeigen, was bei allen Festen und bei jeder öffentlichen Gelegenheit sogar bis zur Affektation gehen muß.“

Dies beobachtete Napoleon selber in der Fürstenversammlung zu Dresden, als auf seine Einladung der König mit dem Kronprinzen und dem Staatskanzler (28. Mai) dahin kam, acht Tage später, als der Kaiser von Österreich, und drei Tage vor Napoleons Aufbruch. Natzmer, als Flügeladjutant im Gefolge des Königs, schreibt darüber in einem Briefe an den ihm befreundeten Prinzen Wilhelm (Bruder Friedrich Wilhelms III): „Es ist nicht möglich, einen besseren Empfang und mehr Auszeichnung in aller Hinsicht zu haben, als der König in Dresden vom Kaiser Napoleon und von den übrigen hohen Herrschaften gehabt hat. Das Benehmen des Kaisers influierte natürlich auf seine Umgebungen. Alles war von einer unglaublichen Artigkeit, ganz vorzüglich der Herzog von

*) General W. J. v. Krauseneck. (Vom Major v. Felgermann.) Berlin, 1851; S. 67

Bassano und Duroc. Waren die Franzosen par ordre artig und höflich, so waren es die Österreicher von Herzen. – Der Kronprinz hat sich sehr gut benommen und allgemein gefallen. Überhaupt, da die Sache glücklich überstanden ist, kann man nicht leugnen, daß es sehr gut gewesen, daß der König dort war. Der Aufenthalt und der train de vivre in Dresden, so lange der Kaiser dort war, war zwar höchst ennuyant und fatiguant. Der ganze Tag ging in der steifen Etikette mit lauter Visitenmachen und Empfangen der großen Herrschaften hin, wobei das ganze Gefolge immer zugegen sein mußte. Von des Morgens um acht Uhr bis die Nacht um zwölf Uhr sind wir nie aus den Vorzimmern weggekommen und stets in Schuhen und Strümpfen. Der König unterzog sich dieser Etikette nicht, er war immer in Stiefeln, der Kaiser von Österreich desgleichen."

Gegen den Kronprinzen von Preußen zeigte Napoleon sich ebenfalls sehr freundlich, und als er nachher in einer Unterredung mit dem Staatskanzler Hardenberg auf ihn zu sprechen kam, lobte er dessen offenherziges Wesen (sa physionomie pleine de candeur). Es sei nicht ohne Absicht geschehen, sagte Napoleon, daß er den Kronprinzen persönlich kennen zu lernen gewünscht habe. Er spielte auf die Möglichkeit an, das jetzt verbündete Frankreich und Preußen durch Familienbande inniger mit einander zu verknüpfen. Nur müsse der König von Preußen die Politik des Rheinbundes annehmen: ob er (Napoleon) denn nicht jeden ihm attachierten Souverän mächtiger gemacht habe?

Kein holder Eindruck war es, den der Kronprinz von dem Kaiser Napoleon aus Dresden mit nach Hause nahm und den er auch seinem Bruder Wilhelm ausgesprochen haben wird. Er wußte wohl, daß der König (wie Hippel, der Vertraute Hardenbergs, schreibt) die Reise nach Dresden nur ungern unternommen, nur aus Pflicht gegen sein Volk, um diesem die fast nicht mehr zu ertragende Bürde der Durchmärsche und vertragswidrigen Requisitionen zu erleichtern, und daß der König dort gegenüber dem im Zenith seiner Macht stehenden Gewalthaber doch kein andres Gefühl zu zeigen vermochte, als das der erfahrenen Kränkungen. Der Kronprinz hat in der Folge (1824) einmal gesagt: kein Maler mit seinem Pinsel habe den Kaiser Napoleon besser getroffen, als der Marquis von Chambray mit der Feder in seiner Geschichte des Feldzuges gen Rußland.

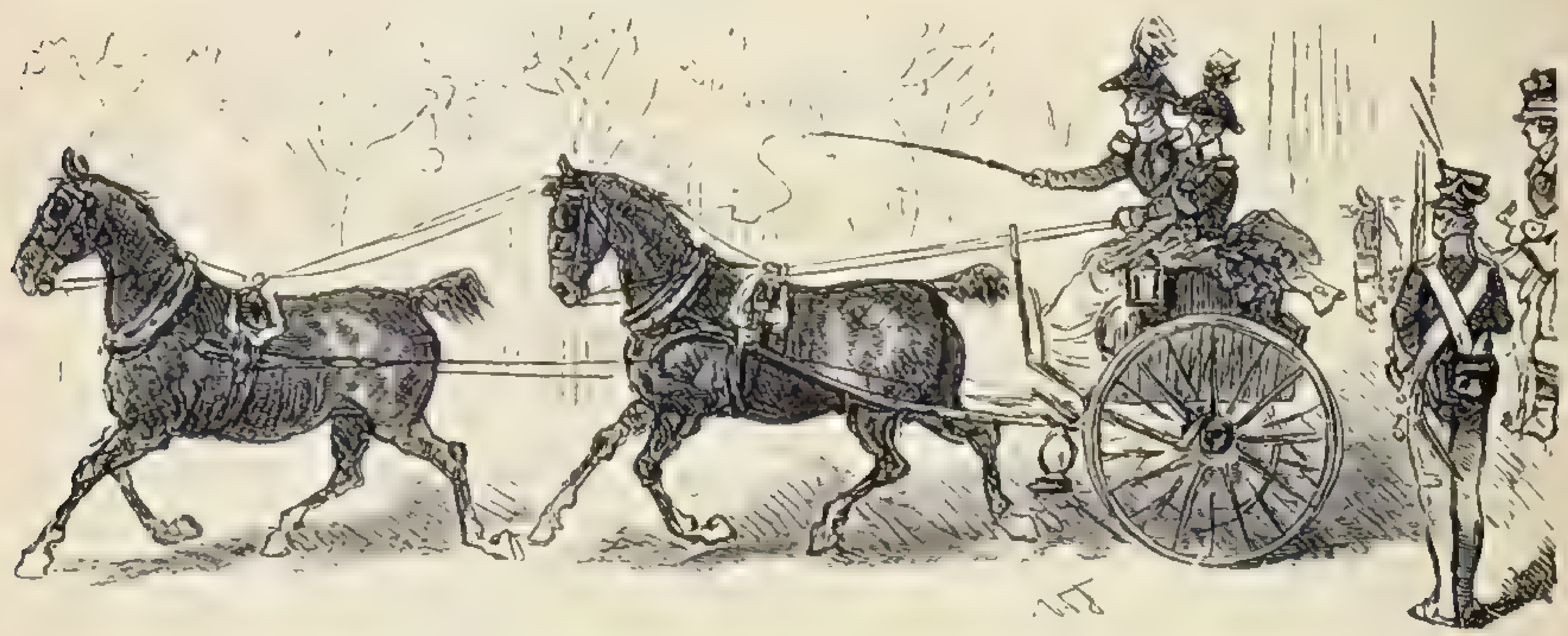
Chambray war einer der Ordonnanzkapitäne Napoleons, jener fortwährend um ihn sich bewegenden Zwischenglieder zwischen dem Imperator und seinem riesenhaften Heerkörper. Im Felde immerzu von ihm ausgehend und zu ihm zurückkommend waren diese Ordonnanzkapitäne recht eigentlich Napoleons Geschöpfe: sämtlich jung oder doch noch in voller Manneskraft, boten sie ihm gleichsam das Mittel seiner eigenen Verjüngung und die Möglichkeit, neben den großen Zügen des Krieges auch die kleineren im Auge zu behalten. Ihm jederzeit als lebendige Werkzeuge seines Willens zur Hand, waren seine Ordonnanzkapitäne entweder als Erben glänzender Familiennamen, wie der Soldatenkaiser sie gern im Heere figurieren sah, oder als Söhne der Großen seines Reiches besonders für diesen

Posten ausersehen und geschult, oder sie waren als helle Köpfe von Napoleon aus dem Dunkel in seine Nähe gezogen und herangebildet. Seine Befehle ließen sie manche Nacht nicht aus dem Sattel kommen, während sie bei Tage das Erkundete zu Papiere bringen, das zum voraus vom mutmaßlichen Schlachtfelde Eingeerntete in für ihn bequeme Garben binden mußten. Aus eigener naher Beobachtung also schildert der Marquis von Chambray den neuen Cäsar, dem er als Ordonnanzkapitän diente: Napoleon ging, als er gegen Rußland zog, in sein dreiundvierzigstes Jahr. Er war von kleiner Gestalt, die Brust breit, der Hals kurz, der Kopf groß, das Gesicht voll und von bleicher Farbe, das Haar schwarzbraun und glatt. Seine Augen, dunkel bewimpert, hatten einen gelblichen Glanz. Er zeigte schöne Zähne; sein Gesicht hatte, wie das der meisten Korsen, ein griechisch geformtes Profil; wer es von der Seite betrachtete, konnte sich schwerlich ein Bild davon machen, wie es dem gegenüber Stehenden erschien. Sein Blick war scharf, seine Miene hart und unbeweglich, sie hatte nichts Offenes. Nur zwei innere Empfindungen äußerten sich lebhaft in seinen plastisch schönen, aber marmorkalten Gesichtszügen, Freude und Ärger, jene durch ein sanftes Lächeln, dieser durch heftige Gebärden. Leicht in den Harnisch gebracht durch Hindernisse, die ihm in den Weg kamen, wurde er manchmal so von jähem Zorn übermannt, daß man einen Besessenen vor sich zu sehen meinte. Seine gebieterische Art, in kurzen, abgebrochenen Sätzen zu sprechen, gab seinem Tone etwas Barsches; seine rauhe Aussprache hatte mitunter einen im Laufe der Zeit noch nicht verschollenen Anklang seiner fremden Herkunft. Sein Gang war wuchtig. Er trug bald die eine, bald die andre Uniform seiner Garden, dazu einen kleinen dreieckigen Hut, wie er vor der Revolution Mode war, und bei schlechtem Wetter einen Überrock von jenem Grau, wie er solchen schon auf seinem ersten Feldzuge in Italien angehabt hatte. Seine eigentümlich hervorstechende Erscheinung, seine einem Viereck ähnelnde Gesichtsform und sein dreieckiger Hut — es gab keinen zweiten so im Heere — machten ihn schon von weitem kenntlich.

Napoleon verließ am 29. Mai früh Dresden, wo er siebentehalb Monate nachher, auf seiner Eilfahrt von Smorgoni her wieder eintreffen sollte, während seine große Armee meist unter der Erde lagerte. Friedrich Wilhelm III benutzte den letzten Tag seines Aufenthaltes in Dresden zu einem Ausfluge mit seinem ältesten Sohne nach Pillnitz, dem Königstein und Tharand. Auf der Heimreise besuchte er den Herzog von Dessau in Wörlitz. „Hier (schreibt Natzmer) lebte man wieder auf von dem ewigen Treiben in Dresden. Es war ein großer Genuß für den König und die, welche ihm folgten, unter so herrlichen Menschen, als es die herzogliche Familie ist, in diesem Paradiese einen Tag verleben zu können."

Den Sommer über wohnte der König mit seinen Kindern abwechselnd in Potsdam und Charlottenburg. Er that gar nicht, als ob Franzosen in Berlin wären, berichtet Graf Henckel als Augenzeuge. Zum Vortrage fuhr er von Charlottenburg nach Berlin hinein, zum Mittag wieder hinaus und abends ins Schauspiel. Ebenso bekundet Hippel: „Furchtlos wie immer blieb der König in der Mitte der französischen Besatzung, als wären ihm die früheren, dem Marschall

Davoust erteilt gewesenen Anschläge Napoleons auf seine Person unbekannt gewesen. Seine Würde wußte selbst den fremden, eigentlich feindlichen Soldaten Achtung abzunötigen. Ohne alle Eskorte, ja ohne Stallmeister oder Vorreiter, wozu ihm doch dringend geraten worden, fuhr er in seinem zweispännigen Halbwagen oft mitten durch die fremden Truppenteile." Zu Spazierfahrten mit dem einen oder dem andern seiner ältesten Söhne benutzte der König gern jenen Phaëthon, auf dem er im Mai 1810 mit der Königin nach der Pfaueninsel zu der dortigen Unterredung mit Hardenberg geeilt war. Seitdem der Tod ihre



Friedrich Wilhelm III und sein Sohn auf der Spazierfahrt.

Mutter hinweg genommen hatte, sah der Vater am liebsten die Kinder an seiner Seite: sie schienen ihm die Vergangenheit zu erneuen, die jenseit des Mausoleums der Königin lag, während der Kronprinz und der Prinz Wilhelm es für ein gutes Zeichen der väterlichen Zufriedenheit mit ihnen hielten, so oft sie einer nach dem andern auf dem trauten, vom König selber gelenkten Wagen den Platz einnehmen durften, wo sonst ihre Mutter zu sitzen pflegte.

Anfangs Mai war das Oudinotsche Korps von dem des Marschalls Viktor abgelöst worden. Seine Aufgabe war, nach Napoleons eigener Vorschrift, Preußen im Zaum zu halten, Spandau zur französischen Zitadelle von Berlin zu machen und die Ruhe im Lande zu sichern. Zum Kommandanten von Berlin ernannte Napoleon den kleinen einäugigen Divisionsgeneral Durutte, dessen Division übers Jahr bei Groß-Beeren und Dennewitz so übel zugerichtet wurde, daß die Sachsen dann sie zum Spotte, statt Division Durutte, Division Deroute hießen. — Die Landesverwaltung sollte, auf Napoleons Befehl, ganz und gar den Beamten des Königs von Preußen überlassen bleiben. Dagegen sollte der französische Generalgouverneur (als solcher folgt auf Victor der Marschall Augereau) die Aufsicht über die Zeitungen und andre Druckschriften führen und alle Polizeimittel in den Händen haben, damit nichts dem Volke einen gefährlichen Anstoß gebe. „Jede einem Franzosen zugefügte Beleidigung (so hat Napoleon vorgeschrieben) muß durch ein Kriegsgericht nach unserm Gebrauche geahndet werden." Kein Wunder, wenn im Sommer und Herbst des Kometenjahres 1812 die große Armee, die am 24. Juni über den Niemen gegangen war, ihren fort und fort triumphierenden

Einzug durch das Siegesthor der Napoleonischen Bulletins in den Zeitungen hielt. Und nicht bloß in den Berlinischen, sondern in sämtlichen deutschen Zeitungen: denn alle mußten sie nachschreiben, was ihnen der Moniteur und die andern Sprachrohre des französischen Kaisers vorsagten. Napoleons Einzug in Moskau wurde am 27. September in der katholischen Kirche zu Berlin durch ein „Dankfest" gefeiert. Der Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, erschien dabei in goldstarrender Uniform, begleitet von seinem Generalstabe. Aber schon am Tage nach diesem Tedeum mit Pauken und Trompeten verbreitete sich die Nachricht von dem Brande Moskaus. Auch der König, der am 17. von einer Badekur in Teplitz über Dresden nach Potsdam zurückgekehrt war, hatte unterwegs davon gehört. Bald erbaute man sich in patriotischen Kreisen an den geheimen Abschriften des Liedes auf den Brand von Moskau, in welchem Stägemann dem preußischen Zorn über jenes französische „Dankfest" Worte gab:

Zu des Tempels frommen Stäten,
Lästernd Gottes Majestäten,
Führten sie auch uns, zu beten.

Aber was wir heiß begehret,
Als wir flehten, war's gewähret,
Und die Flamme glüht und gäret:

Und geborstne Mauern krachen,
Und die bösen Geister lachen,
Und die Friedensengel wachen. —

Raben ziehn, die finstern Sagen.
Moskau hat in Flammentagen
Bonapartens Sieg' erschlagen.

Ende Oktober verlautete es dann plötzlich in Berlin: Napoleon sei von dem brennenden Moskau her auf dem Rückzuge, und sein Heer in schrecklichster Not. Es hieß: ein badischer Offizier, der von der großen Armee gekommen, habe dies auf seiner Durchreise in Berlin erzählt. Andre wollten wissen, polnische Juden hätten diese Kunde als Geheimnis unter sich von Ort zu Ort getragen; einer sei damit nach Gumbinnen zu dem Präsidenten von Schön gekommen, und der habe es flugs nach Berlin gemeldet. Diese Gerüchte, damals auch bei Hofe viel besprochen, wurden in der Berlinischen (Vossischen) Zeitung vom 29. Oktober als falsch bezeichnet: denn laut zuverlässiger Nachrichten aus Wilna vom 21. Oktober habe der Kaiser Napoleon sich den 14. dieses Monats im erwünschten Wohlsein zu Moskau befunden, und bis dahin sei bei der dortigen französischen Armee nichts vorgefallen.

Hinterher kam es doch heraus, daß Napoleon zwar an jenem 14. Oktober noch in Moskau verweilt, aber bereits den Tag zuvor seinen alten Garden Befehl gegeben hatte, jeden Augenblick marschfertig zu sein. Schon der 18. Oktober (der ihn übers Jahr bei Leipzig wiederfinden sollte) sah den neuen Xerxes das seit vierunddreißig Tagen besetzte Moskau schleunigst räumen. Und am 29. Oktober morgens, als jene „zuverlässige Widerlegung falscher Gerüchte" in der Berlinischen Zeitung prangte, da ging Napoleons Rückzug bereits durch Borodino. Die Glieder noch

steif von der nächtlichen Kälte (so berichtet Chambray), erlahmt von ihrem harten Schicksal: so marschierten die Soldaten gleichgiltig durch diese für sie so bedeutsame Gegend. Der zweiundfünfzigste Tag war es seit jener Schlacht, und doch der furchtbare Anblick dieser Blutfelder nur wenig verändert: sie waren noch dicht besäet mit toten Menschen und Pferden, die, in ihrer Fäulnis durch den Frost aufgehalten, nicht verwesen zu können schienen. Um die Leichen herum Waffen, Pferdegeschirre, Monturstücke und alle die Überbleibsel eines nicht aufgeräumten Schlachtfeldes. Die Russen lagen noch da, wie sie gefallen waren; auch die französischen Leichen hatte man erst zum kleinen Teil unter die Erde gebracht. Sonst pflegen die Nachbarn der Walstatt die Totengräber zu sein; hier aber waren die Dörfer schon von ihren Einwohnern im Stiche gelassen, bevor die Schlacht entbrannte, eine der blutigsten seit Erfindung des Schießpulvers.

In den Berliner Zeitungen erschien erst am 17. November das 25. Bulletin Napoleons, das seinen Abmarsch aus Moskau eingestand. Und doch war Mitte November die große Armee bereits auf dem Rückzuge von Smolensk nach Orszo. Dort auf der Strecke zwischen Krasnoe und Katowa marschierte am 15. November ein Mann zu Fuß, vermutlich um sich warm zu laufen bei der Kälte. Man hätte ihn seinem Anzuge nach für einen Polen halten können. Der grüne Pelz, den er trug, war mit Marderfell verbrämt und mit goldenen Schnüren besetzt, auf dem Kopf hatte er eine Mütze von Marder, an den Füßen Pelzstiefel, in der Hand einen birkenen Stock, um sich auf dem eisglatten Wege darauf zu stemmen. Hinter ihm wanderte ein zweiter Mann, ebenso wie der erste in polnischer Tracht und an einem birkenen Stock. Der erste dieser beiden Männer war Napoleon, der zweite Berthier, sein Majorgeneral oder Chef seines Generalstabes. Andre Generale folgten. An dem eisbedeckten Ufer der Berezina stand zehn Tage später verzweifelt das letzte Zehntel der großen Armee. Sie war auf ihrem fünfundachtzig Meilen langen Rückzuge weniger dem Feuer und Schwert der Russen erlegen, als dem schneidigen nordischen Winter. Brückenkähne zum Übergang über die Berezina waren nicht mehr da, seit in Orszo ein Train von sechzig Pontons mit allem Zubehör vernichtet worden war, um seine Pferde vor die Geschütze zu spannen. Gerettet waren nur zwei Feldschmieden, zwei Wagen voll Kohlen und sechs mit Handwerkszeug und eisernen Gerätschaften. Damit bauten die Pioniere, oft bis an die Brust zwischen den treibenden Eisschollen im Wasser, die Bockbrücken. Das Holz dazu lieferten ihnen die eingerissenen Bauerhäuser von Studienka, nach russischer Art blockhausartig aus Baumstämmen zusammengesetzt. So entkam Napoleon über die Berezina; hinter sich ließ er jenes grauenvolle Wirrsal, dessen Schreckensszenen kaum die Feder eines Dante treu zu schildern vermöchte.

Aus Schlesien erhielt der König am 11. Dezember in Potsdam die überraschende Nachricht: Napoleon sei vorgestern abends um zehn Uhr im Schlitten nach Glogau gekommen, nur mit einem kleinen Gefolge; der Postmeister habe ihn erkannt. Nun wußte man, der Kaiser der Franzosen hatte seine Armee verlassen. Der mächtige Eindruck dieser unerwarteten Kunde verstärkte sich noch, als bald darauf aus Dresden ein Brief Napoleons vom 15. Dezember an den König

einlief: „er habe," schrieb der Kaiser, „vor seiner Abreise aus Litthauen den Oberbefehl über die große Armee (als ob diese damals noch vorhanden gewesen sei!) dem Könige von Neapel übergeben: er bitte die preußischen Hilfstruppen, die sich während des ganzen Feldzuges zu seiner Zufriedenheit benommen hätten, auf dreißigtausend zu vermehren: er werde dann ein besonderes Armeekorps daraus formen. In vier Tagen hoffe er in Paris zu sein."

Wie man bei Hofe erfuhr, war Napoleon in der Nacht zum 14. Dezember bei fünfzehn Grad Kälte in Dresden angekommen und dort bei seinem Gesandten abgestiegen. Vormittags hatte er eine zweistündige Unterredung mit dem König von Sachsen, dann reiste er weiter, so eilig, daß er den Weg von Dresden bis Meißen (fünf Stunden) in einer Stunde zurücklegte. Seine weite Schnellfahrt zu Wagen und zu Schlitten von Smorgoni über Wilna, Warschau, Dresden, Mainz, Metz nach Paris, ungefähr 270 Meilen, hat er in dreizehn Tagen gemacht. Einer seiner vornehmsten Adjutanten, von ihm schon aus Wilna mit einem Briefe nach Berlin an den König abgesandt, der Graf von Narbonne, langte erst am 20. Dezember hier an. „Ich war gegenwärtig," erzählt Minutoli, „als zum erstenmale beim Zuge gegen Rußland der den König bekomplimentierende General Graf Narbonne in glänzender Uniform und mit dem feinen Anstande eines Bewohners des Faubourg St. Germain (des Hauptsitzes der alten französischen Aristokratie) sich dem Monarchen präsentierte, dann abermals, als er im abgeschabten, durchräucherten Kleide nach der Rückkehr aus Rußland erschien, scherzend seine schlechte Toilette entschuldigend, und nun mit glatten, fein gewandten Worten die Hilfe des Königs für seinen Herrn ansprach. Allein ebenso fein und würdevoll, jedoch mit aller Zartheit und schonend wußte der König auch ihn, wiewohl nicht ganz befriedigend zu bescheiden." — In seiner Unterredung mit dem Staatskanzler gab General Narbonne zu verstehen, was Napoleon schon in Dresden angedeutet hatte: nichts würde förderlicher sein, die Allianz zwischen Frankreich und Preußen zu befestigen und dem letzteren einen Teil der verlorenen Gebiete wieder zu gewinnen, als die Verbindung des Kronprinzen von Preußen mit einer Prinzessin des französischen Kaiserhauses, einer Beauharnais, oder einer der Töchter Murats. Hardenberg antwortete: er werde zu erforschen suchen, wie der König hierüber denke. Als dann Fürst Hatzfeldt nach Paris gesandt wurde, sagte ihm der König von jenen Andeutungen Narbonnes und befahl ihm, sich jeder Anspielung darauf zu enthalten: sollte man etwa von französischer Seite darauf zurückkommen, so habe er zu erklären: es beständen bereits Verpflichtungen, die es nicht gestatteten, auf dergleichen Anträge einzugehen.*)

Am zweiten Weihnachtsfeiertage erschien endlich in den Berliner Zeitungen das neunundzwanzigste Bulletin der großen Armee. Nicht die ganze Wahrheit sagte Napoleon darin, aber doch die erste nach so vielen falschen Siegesnachrichten. Noch im Frühjahre schien er fest auf dem Gipfel seiner Macht zu stehen, als er dort

*) Vgl. Max Duncker: Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. S. 474.

in Dresden, das ihn nun als feldflüchtigen Kaiser wiedersah, die deutschen Fürsten wie seine Vasallen um sich versammelt hatte, an seiner Seite seine zweite Gemahlin, die Kaisertochter, die junge Mutter des Königs von Rom, in dessen goldener Wiege er die gesicherte Zukunft seiner Krone liegen sah. In einer höheren Hand blinkte jetzt die Axt zum Fällen des innerlich hohlen Riesenstammes. Es war doch eine andre Weihnachtszeit, als jene, welche der Prinz Wilhelm vor sechs Jahren in Königsberg zugebracht hatte, Memel in trüber Aussicht. Jetzt erging ein Gottesgericht über den französischen Zwingherrn, der aus seinen bis dahin stets siegreich donnernden Kriegsgewittern so viel Unheil über Länder und Völker geschickt hatte. Wie wunderbar dieser Umschwung der Dinge auf die Gemüter wirkte, davon erzählt Henrich Steffens, der jene erregten Tage mit erlebt hat:

„Das neunundzwanzigste Bulletin war erschienen: jeder behutsame Ausdruck in diesem suchte vergebens die grenzenlose Niederlage zu verbergen. In den tieferen Gemütern regte sich eine Ahnung von einer wundervollen thatenreichen Zukunft mit ihren Hoffnungen und geheimen Grauen. Es klang zuerst wie eine ferne halbverständliche Stimme aus dem Innersten der zerstreuten Seelen hervor: etwas Unglaubliches schien die ferne Stimme zu verkündigen. Selbst wer bis dahin geglaubt hatte, daß die bis zur Besinnungslosigkeit gesteigerte Ehrsucht in dem verwüsteten, grenzenlosen Lande ihre Schranken finden würde, konnte an das Entsetzliche des Unterganges eines siegreichen Heeres nicht glauben, welches seit fünfzehn Jahren mit steigender Gewalt erst Bewunderung, dann ahnungsvolle Furcht, endlich lähmendes Entsetzen über Völker und ihre Herrscher verbreitet hatte und nun so plötzlich von der göttlichen Rache getroffen war. An ein Ereignis sollte man glauben, welches — in der Geschichte einzig — an Wunder die Siege übertraf. Aber das Wunder war da, unwidersprechliche Nachrichten häuften sich, die ferne Stimme näherte sich, das dunkle schicksalschwangere Wort klang klarer, zuletzt als ein lauter mahnender Anruf. Da überströmten die stark hervorbrechenden Wogen die Ufer der vereinzelten Gemüter, da brausten die überströmenden Fluten immer gewaltiger, da regte sich der lange verborgene und zurückgetretene Keim des besseren Sinnes, der König und Vaterland mit Treue und Liebe faßt, selbst in dem Trägsten. Auf den Straßen wogte es von Menschen, die sich zuflüsterten. Da ward zuerst die Sorge für die Sicherheit des Königs laut. Werden die Reste der französischen Armee, welche die geheime Gesinnung kannten, um die Sicherheit ihres Rückzuges zu decken, in dem von ihnen besetzten Berlin sich Gewaltthätigkeiten gegen seine geheiligte Person erlauben? Jetzt zuerst trat jene geheim bewahrte Treue, die den rechten Mittelpunkt aller zukünftigen That gefunden hatte, hervor, und alles, wozu ein jeder bereit war, hatte sein göttliches Siegel erhalten."

Im Volke hieß es: nun sei es offenbar, was der Komet vorm Jahre und im jüngsten Sommer bedeutet habe. Denn jener große Komet von 1811, der vom März an Monate hindurch mit seinem langen feurigen Schweife am Nachthimmel gestanden, habe den Bonaparte angezeigt, wie er seine große Armee hinter sich her nach Rußland geschleppt: der kleinere Irrstern aber von 1812, an dem ja gar kein Schweif zu sehen gewesen, sei der Vorbote des allein, ohne Heer aus

Rußland fliehenden Franzosenkaisers. Ein Lied sprach die Gefühle vieler aus: „Der Herr hat ihn geschlagen mit Roß und Mann und Wagen."

So wendete sich 1812 das Blatt in dem Buche Napoleons. Sein erstes Kapitel war die Insel Korsika; sein letztes sollte die Insel St. Helena werden. Eingeufert, eingebunden gleichsam von zwei Meeren, hat dieses Buch des neuen Titanen, unter dem die Erde seufzte — zugleich ein Schuld- und Sühnebuch seines Zeitalters — eine Welt voll Blut und Thränen zum Inhalte. Und gleichwie der Atlantische Ozean, der den schwarzen zerklüfteten Felsen von St. Helena umschließt, durch die Enge von Gibraltar einen Strom in das mittelländische Meer, das um Korsika flutet, hineintreibt: fließen nicht ebenso Anfang und Ende des neuen Cäsars in einander? In seinem Hochmute hatte er das ihm verhaßte Preußen durch jenen aufgezwungenen Allianzvertrag auf immer zu unterwerfen gedacht. Aber gerade in der Hauptstadt Königs Friedrich Wilhelm III, der dann zur rechten Stunde das Panier der Befreiung aufwirft — er zuerst unter den deutschen Fürsten — gerade in Berlin war es, wo schon fünf Jahre vor diesem russischen Winter, nach welchem der preußische Frühling kommen wird, ein kühner deutscher Denker, ungeschreckt von den französischen Bajonetten, der deutschen Nation zugerufen hat:

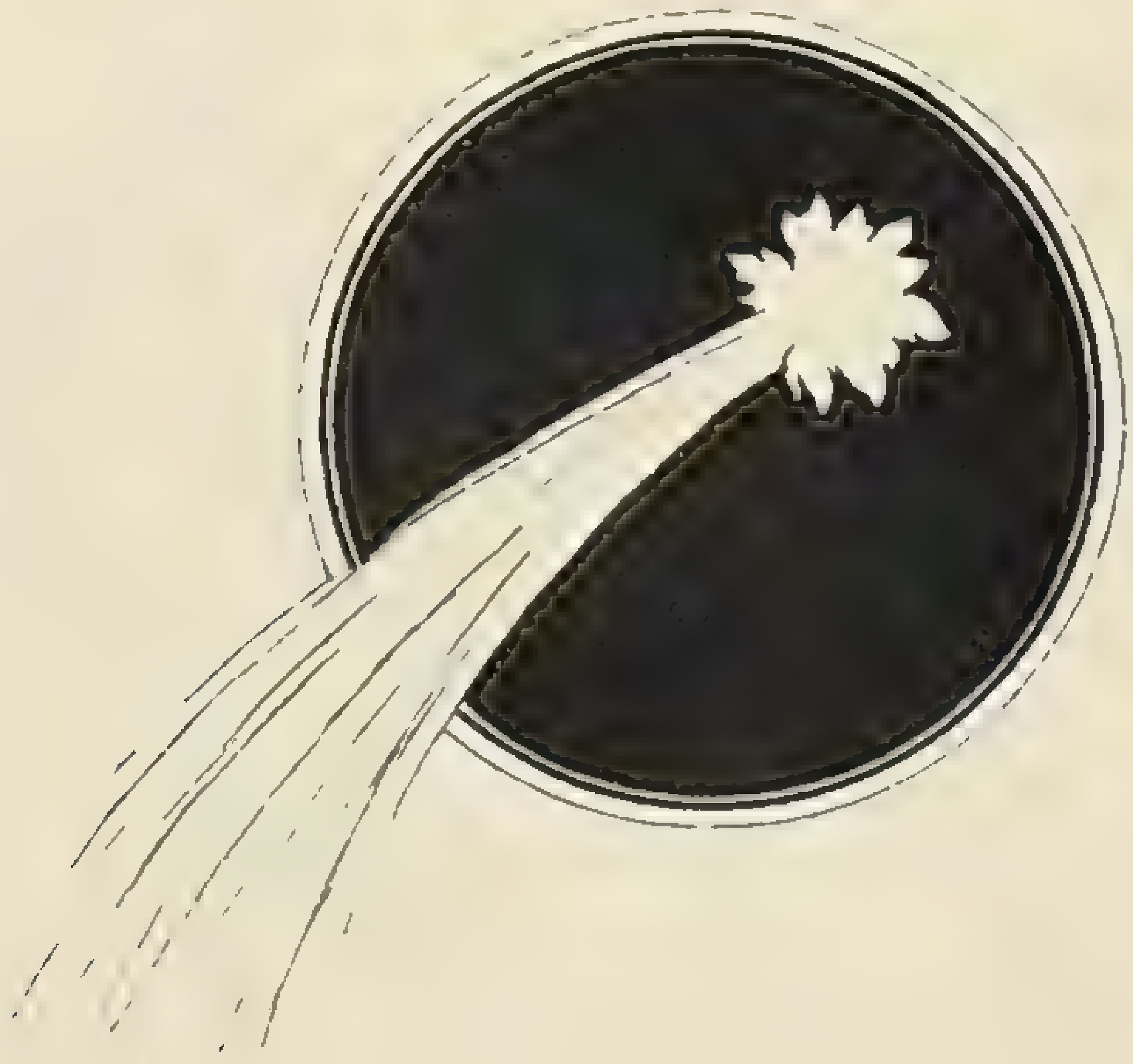
„Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, welche unter euch den Fremden zur Beute geworden sind. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken ebenso ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist, und wie ihr euch dessen und der Abstammung gerühmt habt. Bis jetzt galt unser Widerstand für edel, groß und weise, wir schienen die Eingeweihten zu sein und die Begeisterten des göttlichen Weltplans. Gehet mit euch unser Geschlecht aus, so verwandelt sich unsre Weisheit in Thorheit. Denn sollte der deutsche Stamm einmal untergehen in das Römertum, so war es besser, daß es in das alte geschähe, denn in ein neues."

So Johann Gottlieb Fichte, der damals an Beyme geschrieben hat: „Ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich töten kann; aber dies ist es nicht, was ich fürchte und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern auch sterben." Der Staatsminister Stein fühlte sich ergriffen von diesen an den Wintersonntagen von 1807 bis 1808 im runden Saale der Berliner Akademie gehaltenen Reden an die deutsche Nation, in denen das ideale Germanentum als Vorkämpfer Deutschlands die Blitze eines ernsten, sittenstrengen Geistes gegen den romanischen Bonapartismus schleudert, deutsche Donnerworte gegen den damals noch sieggewohnten Kaiser der Franzosen und Kriegsherrn des Rheinbundes, der hinterher auf St. Helena (1816) die im Tagebuche des Grafen Las Cases aufgezeichnete Äußerung gethan hat: „Die Verschmelzung der Deutschen erheischte ein langsameres Verfahren. Auch hatte ich ihren monströsen Wirrwarr in der politischen Zusammenfügung nur vereinfacht. Wie war es nur möglich, daß kein deutscher Fürst das Streben seiner Nation, die doch für die Vereinigung um einen gemein-

schaftlichen Mittelpunkt vorbereitet war, verstanden hat, oder Nutzen daraus zu ziehen wußte? Ja, hätte der Himmel mich als deutschen Fürsten geboren werden lassen, ich würde in den vielen schweren Krisen unsrer Zeit die dreißig Millionen Deutsche unfehlbar vereint haben."

Einem geborenen deutschen Fürsten sollte es vorbehalten bleiben, im Kampfe gegen einen andern Napoleon das einmütig verbrüderte deutsche Kriegsvolk unter Gottes Waffensegen zum Siege zu führen und das große Werk der Einigung Deutschlands zu vollbringen. Und dieser deutsche Fürst von Gottes Gnaden, Kaiser Wilhelm, ist ein Sohn der Königin Luise, die in der Zeit der Erniedrigung Deutschlands die erhebenden Worte sprach: „Sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel ganz allein in der engsten Vereinigung aller derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten."*)

*) Schriften von Friedrich von Gentz. (Tagebuch vom 2. bis 17. Oktober 1806.) II. S. 278. — Vgl. Adami: Luise, Königin von Preußen. Zehnte Auflage. S. 163.



Zehntes Kapitel.

Im Januar 1813.

Es war am Sylvestertage 1812, als der Marschall Macdonald, unter dem das preußische Hilfskorps stand, den Scheidebrief Yorks empfing. Der Marschall saß eben beim Frühstück in seinem damaligen Hauptquartiere zu Tilsit, in dem nämlichen Hause, wo vor fünf Jahren Napoleon als übermütiger Sieger jene harten Friedensbedingungen vorgeschrieben hatte. York, dieser straffe, scharfe Vertreter des alten Preußentums, der „Schwerenöter“, wie ihn Blücher einmal genannt, „der nicht nur brumme, sondern auch beiße“ — York hatte am 30. Dezember in der Mühle des litauischen Dorfes Poscherun bei Tauroggen mit dem russischen General Diebitsch einen ihm angebotenen Waffenstillstands-Vertrag dahin abgeschlossen, daß das preußische Korps — bereits von den Franzosen durch ihren fluchtähnlichen Rückzug getrennt — für neutral erklärt werde und in dem Landstrich zwischen Tilsit und Memel aufgestellt bleibe bis zur Entscheidung seines Königs. Wenn der König von Preußen oder der Kaiser von Rußland die Konvention nicht genehmige, dann dürfe das preußische Korps ungehindert dahin marschieren, wohin es der König befehle, unter der Bedingung, daß es bis zum 1. März 1813 nicht gegen die Russen fechte.

Die erste Kunde von dieser Übereinkunft traf den König am 2. Januar 1813 nachmittags in Potsdam. Dort in dem Orangeriehause des Neuen Gartens, der das Marmorpalais am heiligen See umgibt, hatte er mit seinen ältesten Söhnen zu Mittag gespeist. Nach der Tafel stand er mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Wilhelm und ihrem Vetter Friedrich zusammen draußen auf dem Platze vor der Orangerie. Da erschien unerwartet der aus Yorks Hauptquartier kommende Flügeladjutant des Königs, Major Henckel von Donnersmark, um Sr. Majestät die erste Nachricht von jener Konvention zu bringen. Der König hatte bereits seinen Staatskanzler ermächtigt, die nötigen Schritte zu thun, um eine Vereinbarung zwischen Preußen und Österreich, den beiden deutschen Mächten, herbeizuführen. Es ließ sich voraussehen: Napoleon, der von vornherein seinen Bundesvertrag mit Preußen willkürlich gedreht und gedeutelt hatte, würde durch neue Übergriffe dem gewissenhaften König bald gerechten Grund zur offenen Kriegserklärung geben. Friedrich Wilhelm III hatte ja schon im Frühjahre (10. Mai 1812) an Napoleon, der nach dem Ausdrucke eines französischen Kenners Verstellung und Hinterlist zum Helfershelfer der Gewalt machte, gerade heraus ge-



Vor der Orangerie im Neuen Garten zu Potsdam.

schrieben: „Ich habe den Vertrag vom 24. Februar unterzeichnet, weil ich es für möglich hielt, ihn durchzuführen; dies wird aber unmöglich sein, wenn man fortfährt, die Grundlage jener Übereinkunft nicht inne zu halten!“ — Doch nicht in raschen, heftigen Entschlüssen pflegte der König aufzuwallen. Ohne Hast und Hitze ließ er keimende Vorsätze in sich reifen, weil er in der Ruhe seines guten Gewissens gelassen auszuharren verstand, bis daß „der Tag dem Edlen endlich komme.“ Bis dahin, bis er sein schwaches Heer verstärkt und eine verbündete Kriegsmacht zur Seite habe, bis dahin galt es, das vorgesteckte Ziel dem Augenmerk Napoleons zu entziehen und ihn nicht durch vorzeitigen Waffenruf zu einem Gewaltstreich herauszufordern. Denn zur Zeit stand noch ein unversehrtes französisches Armeekorps, das elfte unter Augereau, in Berlin und der Mark: immer noch hatten siebzigtausend Mann die Elb- und Oderfestungen in der Hand, immer noch konnte Murat in Ostpreußen vierzigtausend Mann sammeln. Also das Übergewicht der Notwendigkeit, welche in der politischen Welt das ist, was die Schwerkraft in der Natur, zwang Friedrich Wilhelm III, sich fürs erste noch an das Bündnis mit Frankreich zu binden und nicht öffentlich in die Fußstapfen des von York gewagten Schrittes zu treten, sondern des Generals Konvention mit den Russen gegenüber den Franzosen zu mißbilligen.

Kaiser Wilhelm selbst hat in einer ursprünglich mündlichen, dann aber auch schriftlich von Seiner Majestät wiederholten Mitteilung erzählt:

„Der König, unser Vater, war eben im Begriff, mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich und mir seinen gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang vorzuneh-

men, als — gegen drei Uhr — Graf Henckel vor der Orangerie des Neuen Gartens, in der das Diner eingenommen worden war, mit seinen Depeschen (vom 26.) eintraf und sofort von dem Könige, der uns warten hieß, demselben nach einer entfernteren Stelle des Platzes zu folgen befehligt wurde. Ungefähr nach einer halben Stunde, welche Zeit wir in der äußersten Spannung verbrachten, kam der König zurück und zwar mit einem Ausdruck der Befriedigung, den wir seit lange nicht an Ihm bemerkt hatten, und der uns umsomehr in Erstaunen setzte, als er mit der jetzt an uns und die umgebenden Adjutanten und Gouverneure gerichteten Äußerung in offenem Widerspruch zu stehen schien: ‚Graf Henckel,‘ sagte der König, ‚hat mir eine schlimme Nachricht gebracht: York hat mit seinem Korps kapituliert und ist dasselbe also in russischer Gefangenschaft: die Zeit von 1806 scheint sich wiederholen zu sollen.‘ Wir waren wie versteinert. Der König aber befahl nun, während Graf Henckel nach Berlin gesandt wurde, die Promenade anzutreten, und erzählte uns während derselben, mit welchem Geschick und welcher Schnelligkeit General Diebitsch das Yorksche Korps mit starken Truppenmassen umgangen, ihm den Rückzug abgeschnitten und es so zur Kapitulation genötigt habe. Demungeachtet aber dauerte die gehobene Stimmung unsres Vaters sichtlich fort und verriet sich im Laufe des Tages noch durch einen andern kleinen Vorfall. Wir waren abends zu einem Ball beim Oberpräsidenten von Bassewitz eingeladen, hatten aber beschlossen, nach Eingang einer so schmerzlichen Nachricht nicht hin zu gehen. Als der König uns nun zu seiner Theestunde eintreten sah, fragte er: ‚ich denke, ihr geht zum Balle?‘ und als der Kronprinz den Grund angab, warum wir nicht gehen wollten, antwortete er: ‚das hätte euch nicht abhalten sollen.‘ Diese Äußerung, zusammen mit der erwähnten heiteren Stimmung, die den ganzen Abend ungestört fortdauerte, machte uns beide so verwirrt, daß wir nach dem Thee unsre Gouverneure um eine Erklärung befragten, dieselbe aber auch von ihnen, die von dem wahren Verhalt der Sache keine Ahnung hatten, nicht erhalten konnten. Dagegen erzählten sie uns am andern Morgen von einem seltsamen Gerücht, das auf dem gestrigen Balle ausgesprochen worden sei — und das natürlich nicht minder unglaublich klang, als die Kapitulation — dem Gerücht, York habe gar nicht kapituliert, sondern sei zu den Russen übergegangen, oder habe mit ihnen Frieden auf eigene Hand geschlossen. Und in der Hand war dies die Auffassungsweise, in der sich durch verschiedene von Graf Henckel mitgebrachte und aus Unvorsicht sogleich verteilte Privatbriefe die Nachricht von Yorks Entschluß bereits in weiteren Kreisen verbreitet und überall, namentlich auf dem Ball lauten Jubel erregt hatte, den der König, obgleich innerlich ihn teilend, doch jetzt noch weniger als zuvor öffentlich verraten durfte. Vielmehr schien es, falls man nicht Frankreich voreilig reizen und namentlich seitens des Marschalls Augereau einen plötzlichen, Stadt, Land und Thron gefährdenden Gewaltstreich hervorrufen wollte, dringend notwendig, daß der König seine (scheinbare) Mißbilligung der Kapitulation sofort öffentlich und energisch ausspreche. Dies aber geschah bereits am folgenden Tag (3. Januar) in der Weise, daß, als man sich (nach damaligem Dienst) um elf Uhr zur Paroleausgabe beim König versammelte, dieser in sehr ernstem Ton den Kommandanten

Obersten von Kessel folgendermaßen anredete: „Ich höre, daß auf dem gestrigen Ball ganz falsche Nachrichten über das Yorksche Korps verbreitet worden sind; ich allein habe die richtige Nachricht: York hat kapituliert und wird vor ein Kriegsgericht gestellt; sorgen Sie dafür, daß diese allein richtige Nachricht verbreitet werde und jedes andre Gerücht verstummen müsse." — Gleich darauf indessen nahm der König seine heitere Stimmung wieder auf, und jedermann verstand, wie seine Worte gemeint gewesen seien — nur wir jugendliche Gemüter noch eine Weile nicht, bis auch uns nach und nach von unsern Gouverneuren das Geheimnis unter dem Siegel der Verschwiegenheit erklärt wurde."*)



Graf York von Wartenburg.
Gemalt von B. Woltze, gestochen von L. Jacoby.

Der damalige militärische Gouverneur des Prinzen Wilhelm, Major von Pirch, war es, der zuerst seinen fürstlichen Zögling von dem eigentlichen Stand der Dinge unterrichtete. Gewiß nicht ohne Vorwissen des Königs, der das beschwerte Herz des Sohnes erleichtert wünschte. Schon am 20. Dezember, also sechs Tage vor dem Abschluß jener Konvention Yorks, hatte der König Befehl gegeben, zweiundfünfzig Reservebataillone bereit zu stellen. Er verstärkte dadurch seine Infanterie auf das Doppelte. Der Staatskanzler Hardenberg verstand es als feiner Diplomat, den französischen Gesandten in dem Wahne zu erhalten: es geschähe dies nur infolge des von Napoleon selber ausgesprochenen Wunsches, das preußische Hilfskorps vermehrt zu sehen. Doch Prinz Wilhelm wird das wahre Ziel der von dem König angeordneten Rüstungen erkannt haben, als er den Major von Pirch die starke Zuversicht eines treuen Soldatenherzens

*) Vgl. G. H. Pertz: Leben des Feldmarschalls Gneisenau. III. S. 735 u. f.

in den Worten äußern hörte: „Der Würfel ist gefallen: jetzt gilt es, den siegreichen Kampf mit unsern Unterdrückern."

Es fehlte nicht an heißblütigen patriotischen Männern, denen es ein Leichtes zu sein schien, die französischen Heerestrümmer auf dem Rückzuge durch Preußen vollends zu vernichten. Graf Henckel war von Memel an bis Marienwerder durch die wandernden Ruinen der großen Armee gefahren. Er sah da die Kavalleristen, wie sie meist zu Fuß die Sättel auf dem Rücken mit sich schleppten, das Wahr-



Die Trümmer der französischen Armee bei ihrer Rückkehr ins Vaterland im Jahre 1813.
Nach der Natur gezeichnet und geätzt von Geißler.

zeichen der entroßten Reiterei; die Infanteristen, wie ihrer viele ohne Waffen an Stöcken humpelten, den Kopf verbunden, Hände und Füße in schmutzige Lappen gewickelt, um die Schulter die Fetzen von Soldatenmänteln, die in Stücken herunterhingen, rauchgeschwärzt, versengt von dem Feuer, an welchem die auf den Schneefeldern Biwakierenden die erstarrten Glieder hatten wärmen wollen. Wenn die still und scheu dahin marschierenden Flüchtlinge, mit den fahlen Gesichtern, den langen, hageren Nasen und hohlen Augen oft einem lebendigen Leichenzuge ähnlich, nicht aus dem Wege wollten, wurden sie von den Postillonen um die Ohren gehauen. Selbst hohe französische Offiziere kamen mit zerbrochenen Wagen, mit abgetriebenen Pferden nur mühsam von der Stelle. Diesen Zustand der aufgelösten großen Armee, die kaum noch dem Namen nach vorhanden war, konnte Graf Henckel als Augenzeuge dem König schildern. Er bat Seine Majestät um die Gnade, ihm ein Kavallerieregiment zu geben: gewiß würde er dann eine hübsche Anzahl französischer Marschälle, Generale und Stabsoffiziere gefangen nehmen; und es sollte ihrem Kaiser doch schwer werden, diesen Abgang gleich wieder zu ersetzen. Der König hat seinem Flügeladjutanten auf dies Ansinnen entgegnet: „Für Sie wäre das ganz schön; für mich aber malhonnet." Es widerstand dem edlen, ritterlichen Sinne Friedrich Wilhelms III, über die Franzosen in ihrem Elend herzufallen. Mit Unwillen vernahm er auch das Gerücht aus Ostpreußen: man wolle dort in der Meinung, ihm damit zu dienen, Sturm läuten lassen gegen die westwärts fliehenden Franzosen: keiner werde dann über die Weichsel entkommen. Er gab dagegen scharfen Befehl: man solle den Napoleonischen Truppen auf ihrem

Rückzuge durch Preußen keinerlei Hindernis in den Weg legen, vielmehr ihnen zu ihrer Verpflegung und zu ihrem Fortkommen willig die Hand bieten. Also nicht eine Art sizilianischer Vesper sollte von vornherein den Befreiungskampf entweihen, bei dessen Ausbruch der seine Leier mit seinem Blute salbende Dichter in Wahrheit singen konnte: „Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heiliger Krieg.“

Ehe der König die seit dem zweiten Weihnachtstage beschlossene Abreise nach Breslau unternahm, durchlebten der Prinz Wilhelm und seine Geschwister noch manche schwere Stunde in kindlicher Herzensangst um den einem feindlichen Gewaltstreiche ausgesetzten Vater. Wie ihre Mutter noch bei ihrem letzten Geburtsfeste in Berlin vor nun bald drei Jahren von der Sorge erfüllt war: Napoleon gebrauche seine ungestüme Einforderung der Kontribution nur als Deckmantel, um durch die angedrohte Exekutionsarmee dem König auch die andre Hälfte Preußens zu entreißen: so sahen jetzt der Kronprinz und Prinz Wilhelm, schon alt genug zum Verständnisse der Vorgänge in ihrer Nähe, den Vater in der Gefahr eines feindlichen Überfalles. Hatte doch schon Murat in seinem Zorn über jene Konvention mit den Russen gegen den Bürgermeister in Königsberg die Drohworte fallen lassen: York habe dadurch den König und die Königliche Familie gefährlich bloß gestellt, habe nicht bedacht, daß der König noch von vierzigtausend Franzosen umringt sei. Waren es damals auch nicht volle vierzigtausend, so führte doch jetzt auf Napoleons Befehl der französische Divisionsgeneral Grenier ein frisches Korps aus Italien heran, das zweiundzwanzigtausend Mann stark sein sollte. Am 3. Januar traf Grenier in Berlin ein, und am 17. Januar wurde Potsdam durch die Nachricht erschreckt, daß die Franzosen vorhätten, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Der Staatskanzler Hardenberg sei in Eile aus Berlin nach Potsdam gekommen, um den König vor dem drohenden Überfall zu warnen. Wirklich war eine französische Kolonne des in die Kurmark einrückenden Grenierschen Korps aus der Gegend von Brandenburg her im Anmarsch auf Potsdam. Diese zweite Residenz des Königs war durch seinen vorjährigen Bundesvertrag mit Napoleon ausdrücklich von jedem französischen Durchmarsche ausgenommen. Dennoch wollte jene Kolonne von viertausend Mann in der Stadt und Umgegend Nachtquartier nehmen. Der rechtliche Einspruch, den die Provinzialbehörden gegen dies Vorhaben erhoben, schien erfolglos. „Die Aussichten wurden überhaupt so drohend (berichtet der General von Prittwitz), daß am 17. Januar abends die Umgebungen Seiner Majestät des Königs im Einverständnis mit den Befehlshabern der Garnison und ohne die Befehle des Monarchen ausdrücklich einzuholen, die Truppen auf einem Rendezvous versammelten und Vorbereitungen trafen, die eine schnelle Abreise möglich machten. Nachdem am späten Abend von dem in Berlin anwesenden Staatskanzler Hardenberg beruhigende Nachrichten eingelaufen waren, schien Seine Majestät von den eingeleiteten Maßregeln etwas bemerken zu wollen und befahl, daß die im Lustgarten (gegenüber dem Schlosse in Potsdam) versammelten Truppen in ihre Quartiere entlassen werden sollten. Die Befehlshaber nahmen es auf sich, den Befehl des Monarchen nur scheinbar auszuführen, indem sie die Truppen zwar nach einem andern Platz rücken ließen, sie indes bis zum Eingang noch bestimmterer Nachricht vereinigt

behielten. Am folgenden Morgen trafen die Obersten von Kessel (Kommandeur des Regiments Garde zu Fuß) und von Tolffs (Kommandeur der Garde du Corps) einige militärische Maßregeln zur Beobachtung der Gegend nach Brandenburg hin, jedes Aufsehen dabei jedoch sorgfältig vermeidend. Zugleich wurden Verabredungen genommen, um, im Fall eines notwendig werdenden Abmarsches von Potsdam, von den hier befindlichen Militäreffekten z. B. aus der Gewehrfabrik so viel als möglich zu retten."

Auch in der Richtung auf Berlin waren des Abends Patrouillen vorgeschickt worden. Von dort kamen ihnen unvermutet die Prinzen Heinrich und Wilhelm, die Brüder des Königs entgegen. Beide glaubten ebenfalls bestimmte Nachrichten zu haben, daß in der Umgebung des Marschalls Augereau von dem geplanten Überfalle die Rede gewesen, und daß die französische Garnison in Berlin die Nacht hindurch unter den Waffen bleiben solle. Beide Prinzen waren alsbald zu Pferde gestiegen, um spornstreichs nach Potsdam zu reiten. Freilich hinterher hat Augereau den in der That von ihm in der Stille gegebenen Befehl, daß seine Truppen in Berlin diese Nacht unterm Gewehr bleiben sollten, damit entschuldigt: es sei in seiner Adjutantur die Meldung eingelaufen, daß in Potsdam die preußischen Garden alarmiert worden und Rekognoszierungs-Patrouillen auf dem Wege nach Berlin vorgingen: erst infolge dessen habe er; um sich nicht etwa überraschen zu lassen, unter der Hand angeordnet, daß seine Truppen die Nacht unter dem Gewehre ständen. Dagegen hat Hardenberg zu Hippel geäußert: er (der Staatskanzler) habe vollen Grund gehabt zu jener Befürchtung, daß die Franzosen damit umgingen, den König und die Königliche Familie als Geißel wegzuführen, um Preußen von einem Bündnis mit Rußland abzuschrecken. Dazu jener damals noch geheime, in der Folge ans Licht kommende Verhaltungsbefehl, worin Napoleon sein Militärgouvernement in Berlin angewiesen hat: es sei zweckdienlich, das Volk in Potsdam, der einzigen Stadt, durch welche französische Truppen nicht ziehen durften, daran zu gewöhnen, viele französische Offiziere zu sehen; und wenn diese die Neugier nicht genug dazu anreize, müsse man sie aus diesem Grunde dazu aufmuntern. Deutet dies nicht auf eine, ihre Fäden zum voraus anknüpfende Arglist, um den König zu umgarnen? Und gerade in jenen Tagen, als die französische Kolonne vom Grenierschen Korps sich vertragswidrig in Potsdam einlagern wollte, hat auch Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais, der Nachfolger Murats im Oberbefehl über die große Armee, Ordre gegeben, einen Flügeladjutanten des Königs, den insgeheim an den Kaiser Alexander gesandten Major von Natzmer, auf dessen Rückreise aus Litauen nach Potsdam gefangen zu nehmen. „Die französischen Kommandanten von Küstrin und andern Orten (schreibt Natzmer) hatten den Befehl bekommen, mich festzuhalten und sich meiner Papiere zu versichern. Hiervon unterrichtet, konnte ich nicht wagen, Küstrin zu passieren. Ob ich gleich in Polen hinsichts des Fortkommens mit allen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und mehrere Umwege zu machen genötigt wurde, so traf ich doch den sechsten Tag der Reise (20. Januar) in Potsdam ein." Natzmer brachte dem König die frohe Botschaft: der Kaiser Alexander sei entschlossen zu einem Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen, rate aber dringend: der König

möge seine Abreise nach Breslau beschleunigen; denn ins russische Hauptquartier sei die Kunde gekommen, daß die Franzosen einen Gewaltstreich gegen den Hof im Schilde führten. Er (der Kaiser Alexander) könne nicht eher ruhig schlafen, als bis er den König gesichert in Breslau wisse.

Als Augenzeuge berichtet Minutoli, welche Gelassenheit und Würde der König bei der fieberhaften Aufregung und Besorgnis um ihn her bewahrte. In seinem Gemüt war gleichsam noch Waffenstillstand. Was nun den drohenden Überfall seiner Residenz verhütete? Die einen sagen: die den Franzosen unerwartete Bereitstellung der preußischen Garden zur Verteidigung des Königs und seiner Kinder. Die andern: das diplomatische Einschreiten Hardenbergs beim französischen Gesandten, dem edelgesinnten Grafen St. Marsan, und vielleicht mehr noch die dem französischen Befehlshaber von seinen Spähern zugetragene Kunde von der allgemeinen patriotischen Aufregung in Potsdam, und die dadurch hervorgerufene Scheu vor einem Aufstande in dem ohnehin stürmisch bewegten Berlin. Eine Scheu, die den Marschall einen Monat nachher auch mit Eugen Beauharnais entzweit, als dieser auf die Meldung von dem Plänkeln der Kosaken in Berlin einrückt. Da rät Augereau, die Stadt zu räumen, während Eugen sie mit Gewalt festhalten will; denn wenn Berlin in die Hand der Russen falle, habe der König von Preußen einen Grund mehr, sich von Frankreich los zu sagen. Beide ereifern sich im heftigen Streit. Augereau fordert seine Entlassung: er erhält sie und den General von St. Cyr als Nachfolger.

Scharnhorst, der den König bereits in Breslau erwartete, soll den Vorschlag gemacht haben, im schlimmsten Falle die Garden in Potsdam mit allen irgend zu Gebote stehenden Wehrkräften zu vereinigen und sich, den Degen in der Faust, den Weg nach dem sichern Schlesien zu eröffnen. Am Tage nach jenem nächtlichen Alarm ließ der König sich nicht abhalten, von Potsdam nach Berlin hinüber zu fahren, wie gewöhnlich nur von einem Flügeladjutanten begleitet. Welche bange Stunden für den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm, bis der Vater zurückkehrte! Wollte er seine Hauptstadt, die noch in Unruhe um ihn war, beschwichtigen durch sein persönliches Erscheinen, durch den innern Frieden in seinem Angesicht? Wollte er den Franzosen dort einen Beweis seines Vertrauens geben? Wollte er ihnen zeigen: er glaube den eifrigen Versicherungen ihrer Ehrfurcht vor der Majestät und dem Königlichen Hause, welche sein Staatskanzler auf ihren Wunsch noch gestern abend spät nach Potsdam gemeldet hatte? Bei seiner Rückkunft aus Berlin hörte der König von seinen Getreuen: die gewohnte Straße durch die Mark nach der schlesischen Grenze hin sei in der Hand der Franzosen: es bliebe nur der Weg über Beeskow. Inständig baten sie Seine Majestät, die Abreise zu beschleunigen: eine Kavallerie-Eskorte zum sicheren Geleite sei marschfertig. „Erst die Konfirmation des Kronprinzen,“ bestimmte der König mit den ihm eigenen kurzen Worten. Am nächsten Tage, am 20. Januar, ging die Einsegnung des Thronerben vor sich. Die Feier in einem Saale des Königlichen Schlosses zu Potsdam begann mittags nach dem Glockenschlage zwölf und währte bis gegen halb zwei. Zugegen waren der König und die vier ältesten Geschwister des Konfirmanden, der Prinz Wilhelm, die Prinzessin Charlotte, der

Prinz Karl und die Prinzessin Alexandrine; dazu die andern Mitglieder und Anverwandten des Königshauses, mit ihnen der Bruder der Königin Luise, der Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz. Auch der Staatskanzler von Hardenberg und mehrere Minister waren von Berlin zur Feier herübergekommen, ebenso der Propst Ribbeck, der Beichtvater der Königin Luise. Die Einsegnung des Kronprinzen vollzog der Oberhofprediger Sack. Vor der Handauflegung prüfte er seinen Konfirmanden in der christlichen Lehre nach den Zeugnissen der heiligen Schrift und ließ ihn sein Glaubensbekenntnis ablegen. Eine der Fragen, die er an den Kronprinzen richtete, lautete: „Was soll der Glaube an Gottes allweise und allgütige Weltregierung in einer dunklen Zeit, wie die gegenwärtige, auf Sie wirken?" — Der Kronprinz antwortete: „Dieser Glaube soll und wird mich erheben, stärken und kräftigen. Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Übermut spricht: Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht aufgehen läßt in der Finsternis und Freude den redlichen Herzen. Das Morgenrot eines besseren Tages bricht an. Ich hoffe mit freudiger Zuversicht, der allmächtige, gnädige Gott wird mit meinem Königlichen Vater, seinem Hause und treuen Volke sein. Amen!"

Man hörte aus seinen Worten (so heißt es in einem gleichzeitigen Bericht), man sah in seinen Blicken den ernsten edlen Charakter des Vaters, die religiöse Innigkeit der verklärten Mutter. Die Rührung in der hohen Versammlung wurde mit jedem Augenblick stärker und sichtbarer. Unter dem Thronhimmel niederknieend empfing der Königssohn den Segen von der Hand des greisen Hofpredigers, der vor zwanzig Jahren die Eltern getraut hatte. Alle anwesenden Zeugen vernahmen in den Worten dieses Segens den Ausdruck ihrer eigenen Empfindung; aller Herzen teilten die Wünsche und Hoffnungen, mit welchen der Königliche Vater den Sohn umarmte. Die Prinzessin Wilhelm, Gemahlin des Bruders des Königs, hat unter dem ersten Eindruck dieser Feier in ihr Tagebuch geschrieben: „Heut ist der Kronprinz konfirmiert worden. Er hat mich erbaut, er kam mir vor wie ein kleiner Heiliger, so fromm durchdrungen war er von dem, was er aussprach; die Menschen zerstreuten ihn so gar nicht, es war, als stünde er allein vor Gott, und wie er gelobte, treu zu bleiben im Christentum, hielt er die Hände fest gefaltet über der Brust und hob die Augen so gen Himmel, daß ich schon über den bloßen Anblick weinen mußte. Auch Sack sprach sehr gut, er war auch sehr ergriffen, der nun schon den Vater und den Sohn eingesegnet hat."

In der frischen Kraft des Glaubens, zu dem er sich fest bekannte, ist der siebzehnjährige Kronprinz dann mit zu Felde gezogen, den feindlichen Geschossen kühn die Stirn bietend. Und als ihn sein Militärgouverneur Luck einmal im Kugelregen eines Vorpostengefechtes in Frankreich erinnert: er dürfe sein Leben nicht mutwillig in Gefahr bringen, er müsse doch bedenken, daß er der Kronprinz von Preußen sei, da antwortet der junge Königssohn: daran liege nicht so viel, denn wenn ihn eine Kugel treffe, so sei sein Bruder Wilhelm Kronprinz.*) —

*) Bei Ranke: Friedrich Wilhelm IV. S. 87.

Aber auch der sollte schon im Befreiungskriege sich das eiserne Kreuz verdienen, und was Schenkendorf von dem Kronprinzen singt, das gilt von beiden Brüdern:

Du ritterlicher Degen,
Vom Himmel schaut ein sel'ges Bild
Mit Lust nach deinen Wegen.
Die Mutter schützt den Königssohn,
Du erbest doch der Väter Thron.

Vor der Abreise nach Breslau besiegelt der Kronprinz am 21. Januar das gestern bei seiner Einsegnung abgelegte Gelübde durch die Feier des heiligen Abendmahls in der Garnisonkirche zu Potsdam. Während die Gemeinde hier vormittags zu dem gewohnten Gottesdienste versammelt war, ging er, der Vater mit ihm, zum erstenmale zum Tische des Herrn, unter den Augen des Prinzen Wilhelm. Der Oberhofprediger Sack teilte gemeinschaftlich mit dem Hofprediger Eylert das Abendmahl aus, der darauf vorbereitenden Rede des letzteren lagen die Worte aus dem 119. Psalm, Vers 106 zu Grunde: „Ich habe geschworen und will es halten, daß ich bewahren will die Rechte deiner Gerechtigkeit."

Schon gestern war die Umgebung des Königs durch die Kunde erschreckt worden: französische Truppen seien auf dem Marsche in der Richtung auf den Weg nach Beeskow; sie gehörten zur Division Grenier, also zu jener Division, von der eine Kolonne sich vor drei Tagen hatte in Potsdam einlagern wollen. Geschah es von ungefähr oder vielleicht in neuer arger Absicht, daß sie gerade jetzt sich der allein noch freien Straße näherten, die den König und seine Kinder nach Schlesien führen sollte? Schienen da nicht militärische Vorsichtsmaßregeln geboten? Daher erhielten schon am Konfirmationstage des Kronprinzen die Dragoner Befehl zum Ausmarsche aus Potsdam nach Beeskow hin; ihnen nach zogen am nächsten Morgen dieselbe Strecke die Husaren und das Normalinfanterie-Bataillon. Die Gardereiterei sollte zur Sicherung des Weges sich in kleinen Haufen an gewissen, besonders wichtig scheinenden Punkten aufstellen. Minutoli, der Reisebegleiter der jüngeren Königlichen Kinder, erzählt: „Der König beschloß zuvörderst für seine Person mit dem Thronerben nach Schlesien zu gehen und die übrigen Mitglieder seiner Familie zurückzulassen. Ob dies letztere sein Ernst gewesen ist, oder ob er durch die Kundwerdung dieser Maßregeln den Franzosen einen Beweis seines Vertrauens geben, oder solche hierdurch sicher machen und täuschen wollte? Dies vermag ich mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Er änderte jedoch glücklicherweise seinen Vorsatz, und einen Tag vor seiner Abreise erhielt ich sub rosa den Befehl, alles zur Abreise meines hohen Zöglings vorzubereiten. Ich begab mich daher auf einige Stunden nach Berlin, brachte alles in Ordnung und war bereits am Abend zum Thee wieder in Potsdam. Bis jetzt war aber der Augenblick der Abreise noch nicht bekannt, und wir sahen ihm alle mit der größten Sehnsucht entgegen. Der König zog sich an diesem Abend (21. Januar) nach üblicher Weise um halb elf Uhr zurück und wünschte der Versammlung eine gute Nacht. Schon schickte sich diese ebenfalls an, das Königliche Gemach zu verlassen, als der König wieder in unsrer Mitte erschien und den Anwesenden erklärte, wie er mit dem Kronprinzen den kommenden Morgen

mit dem frühesten Potsdam verlassen und sich nach Breslau begeben werde, gebot aber allen, indem er den Finger an den Mund legte, Stillschweigen. Auch befahl er, daß, wenn die Kunde von seiner glücklichen Überschreitung der schlesischen Grenze eintreffen würde, die sämtlichen Mitglieder seiner Familie ihm sofort folgen sollten. Fiel mir durch diese Erklärung auch eine große Last vom Herzen, so fühlte ich mich dennoch sehr beklommen: denn allgemein war die Besorgnis für den so hochverehrten Monarchen, von dessen glücklicher Ankunft in Breslau das Wohl und Wehe seiner Familie abhing, indem der König sich durch diesen Schritt der Gefahr, aufgehoben zu werden, aussetzte, denn die ganze Umgegend war vom Feinde besetzt. Er war gleichsam umgarnt, und hatte man auch die Vorsicht gebraucht, auf verschiedenen Punkten leichte Gardereiterei staffelweise aufzustellen, so hätten diese, auch bei aller Bravour, doch den Monarchen gegen die Übermacht des Feindes zu verteidigen nicht vermocht."

Am 22. Januar, einem Freitage, ganz früh brachen der König und der Kronprinz von Potsdam auf. Mit welchen Gefühlen mag der Prinz Wilhelm, noch unter dem ernsten Eindrucke der letzten Tage, von dem Vater und Bruder Abschied genommen haben, auf ein baldiges glückliches Wiedersehen in Breslau! Daß ihr Weg doch nicht ganz sicher sei: konnte er das nicht schon merken an dem vorgestrigen und gestrigen Abrücken jener Garden? Morgen sollten die andern ausmarschieren: die drei Bataillone des Garderegiments zu Fuß, die beiden Artilleriekompanieen, das Regiment Garde du Corps und die Gardeulanen-Schwadron, unter der Führung des Generalleutnants Grafen von Tauentzien (später mit dem Ehrennamen von Wittenberg). Die Garden, noch nicht einmal mobil, die Geschütze mit Ackerpferden bespannt, sollten getrennt marschieren und sich bei Frankfurt an der Oder wieder vereinigen, wenn der König von seinem ersten Nachtquartiere Beeskow (südwestlich und vier Meilen von Frankfurt) aus nicht andre Befehle schickte. Minutoli, der am 22. Januar vormittags mit dem Prinzen Karl von Potsdam nach Berlin hinüber fuhr, hörte dort zufällig zu seinem Schrecken, daß die Franzosen bereits Kunde hätten von der heutigen Abreise des Königs nach Schlesien. Um so größer die Besorgnis, bis ein Eilbote die ersehnte Nachricht nach Potsdam bringt, daß der König die schlesische Grenze glücklich erreicht habe. Nicht ohne Gefahr. „Denn er mußte (erzählt Minutoli) wegen der auf so vielen Punkten zur Beobachtung aufgestellten französischen Truppen, zuweilen umkehren und andre Wege einschlagen, einmal selbst einen besetzten Punkt berühren; allein dies geschah alles mit solcher Unerschrockenheit und Schnelligkeit, daß die vielleicht hierdurch betroffene Besatzung ihn ruhig ziehen ließ."

Am nächsten Morgen nach des Königs Aufbruch von Potsdam stieg in Berlin auch schon sein Staatskanzler in den Reisewagen, um ihm eilends nach Breslau zu folgen. Hardenberg hatte, wie sein vertrauter Mitarbeiter Hippel berichtet, durch seine diplomatische Feinheit den französischen Gesandten St. Marsan, den Marschall Augereau und den noch in Berlin verweilenden Adjutanten Napoleons Grafen Narbonne völlig über die Entschlüsse des Königs zu täuschen gewußt. Noch am Nachmittage vor seiner Abreise hatte der Staatskanzler die Drei

zu einem diplomatischen Diner bei sich, zu dem außer ihnen niemand geladen war, und er verstand es, sie über die nächste Rolle Preußens auf der Weltbühne so sicher zu machen, daß sie ihrem Kaiser darüber die beruhigendsten Berichte abstatten konnten. Freilich hat Napoleon seinem eigenen Gesandten in Berlin nicht getraut. Er ließ ihn schon seit Jahr und Tag durch den westfälischen Gesandten von Linden in geheime Obacht nehmen. Während Friedrich Wilhelm III sich nach Breslau begab, um dann von dort aus sein Volk zum Befreiungskampfe aufzurufen, ging Napoleon von Paris nach Fontainebleau, nach eben dem Lustschlosse, von wo er fünf Vierteljahre nachher sich von seiner alten Garde verabschieden sollte, um nach Elba abzufahren. —

Der Prinz Wilhelm und seine jüngeren Geschwister reisten am 24. Januar von Potsdam ab. In jedem ihrer Nachtquartiere diesseit der schlesischen Grenze erwartete sie schon ein Teil der auf dem Marsche befindlichen Garden. Unterwegs eilte ihnen auf der fünfundvierzig Meilen weiten Fahrt die gute Botschaft entgegen, daß der König am 25. Januar nachmittags drei Uhr glücklich in Breslau angekommen war. Nun wurde den Königlichen Kindern leichter ums Herz. Nun wußte Prinz Wilhelm den Vater sicher am Ziele der Reise, deren folgenschwere Bedeutung in einem damals unter der Hand verbreiteten Gesange Stägemanns vorklingt:

Zieht eine Wagenburg, ihr Festentschlossnen,
Ihr Edelsten, um eures Königs Thron!
Hinweg die Knechte, die dem ruhmentspross'nen
Dem Heldenvolk zumuten Schand' und Fron!
Beschwört an eurer Heimat blutumflossnen
Altären, schwört, was einst Hamilkars Sohn:
Hinweg das Reich des Halben und des Schlechten
Der Ehre Reich nur ist das Reich des Rechten!



Freiwilliger Jäger. Offizier der Garde zu Fuß. Landwehrmann.

Zweites Buch: Von 1813 bis 1814.



Erstes Kapitel.

In Breslau.

Breslau — siebzig Jahre vorher von Friedrich dem Großen zur dritten Haupt- und Residenzstadt seines Reiches erklärt — wurde jetzt das Hof- und Heerlager Friedrich Wilhelms III. Hier sah Prinz Wilhelm, wie der König sein Volk und Land in Bereitschaft setzte zu dem großen Kampfe, der dann ihn und sein Heer zweimal nach Paris führte. Jede der Anordnungen, die Friedrich Wilhelm III von Breslau aus ergehen ließ, war ein Schritt näher zu dem Ziele, das er seit Weihnachten still ins Auge gefaßt hatte: hell und heller leuchtete es bald durch die immer noch schwebende Wolke äußerer Ungewißheit hervor. Jede einzelne Verkündigung ließ eine neue ahnen, in jedem lauten Vorgange lag gleichsam ein künftiger eingewickelt, wie ein noch in seinen Blättern steckender Zweig.

Acht Tage nach seiner Ankunft in Breslau befiehlt der König (3. Februar 1813) die Errichtung freiwilliger Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern. Vornehmlich die gebildeten, bisher vom Dienste befreiten jungen Leute, die wohlhabend genug sind, um sich selbst einzukleiden und beritten zu machen, werden aufgefordert, durch freiwilligen Eintritt die Reihen der älteren Verteidiger des Vaterlandes zu verstärken. Die freiwilligen Jägerscharen mit ihren frischen geistigen Kräften sollten ebenso, wie die Reservebataillone, sich an das stehende Heer anlehnen: denn nur durch ihre Angliederung an bereits militärisch geschulte Truppen, meinte Scharnhorst, könnten sie etwas Tüchtiges leisten. Sechs Tage darauf verkündet der König selbst die Aufhebung der alten Kantonpflichtigkeit. Seit Friedrich Wilhelm I hatte jedes Regiment seinen bestimmten Werbekreis, aus dem es seine Rekruten einstellte, meist Bauernburschen und Handwerksgesellen. Die Feldwebel brachten schon den Knaben in der Wiege

zum Zeichen, daß sie für die Waffen geboren seien, die üblichen Halsbinden: unter Friedrich dem Großen rote und schwarze, die roten Halsbinden für die jungen Kantonisten der alten Regimenter, die schwarzen für die der neu errichteten. Nicht wenige Städte und Dörfer waren kanton- oder werbfrei. Als nun Friedrich Wilhelm III das bisherige Kantonwesen abschaffte, zunächst für die Dauer des Krieges, da konnte auch Prinz Wilhelm in des Königs öffentlicher Verordnung vom 9. Februar 1813 lesen: in Erwägung der von seinen getreuen Unterthanen längst anerkannten Verbindlichkeit eines jeden waffenfähigen Bürgers, sein Vaterland zu verteidigen, dessen Erhaltung ihm und seinem Vermögen Schutz und gesetzliche bürgerliche Freiheit gewähre, habe er (der König) bereits durch die auf seinen Befehl erlassene Aufforderung allen gebildeten Jünglingen Gelegenheit zu geben beabsichtigt, durch den Dienst bei der Artillerie oder unter den freiwilligen Jägern ihren guten Willen durch die That zu äußern und sich Anspruch auf unvergänglichen Ruhm und auf den Dank eines erkenntlichen Vaterlandes zu erwerben. — Königliche Worte, Gebot und zugleich Erfüllung dessen, was Scharnhorst drei Jahre zuvor geschrieben hat: „In der allgemeinen Verpflichtung zur Verteidigung des Vaterlandes ist kein unedler Zug enthalten, und wenn etwas das Herz einer Nation wieder erheben kann, so ist es diese Pflicht." Und Scharnhorst, wie er 1813 von Schenkendorf besungen wird: „Keiner war wohl treuer, reiner; näher stand dem König keiner" — so wird er in seiner nahen Stellung zu Friedrich Wilhelm III neuerdings urkundlich auch von Ranke gezeichnet: „Das bescheidene und gediegene Wesen Scharnhorsts, dessen mit Vorsicht gepaarte Entschlossenheit erwarben ihm des Königs volles Vertrauen. Zwischen dem sonst einsilbigen König und dem wissenschaftlichen Offizier, der offene Augen hatte, bildete sich ein das ganze Militärwesen umfassendes Einverständnis."

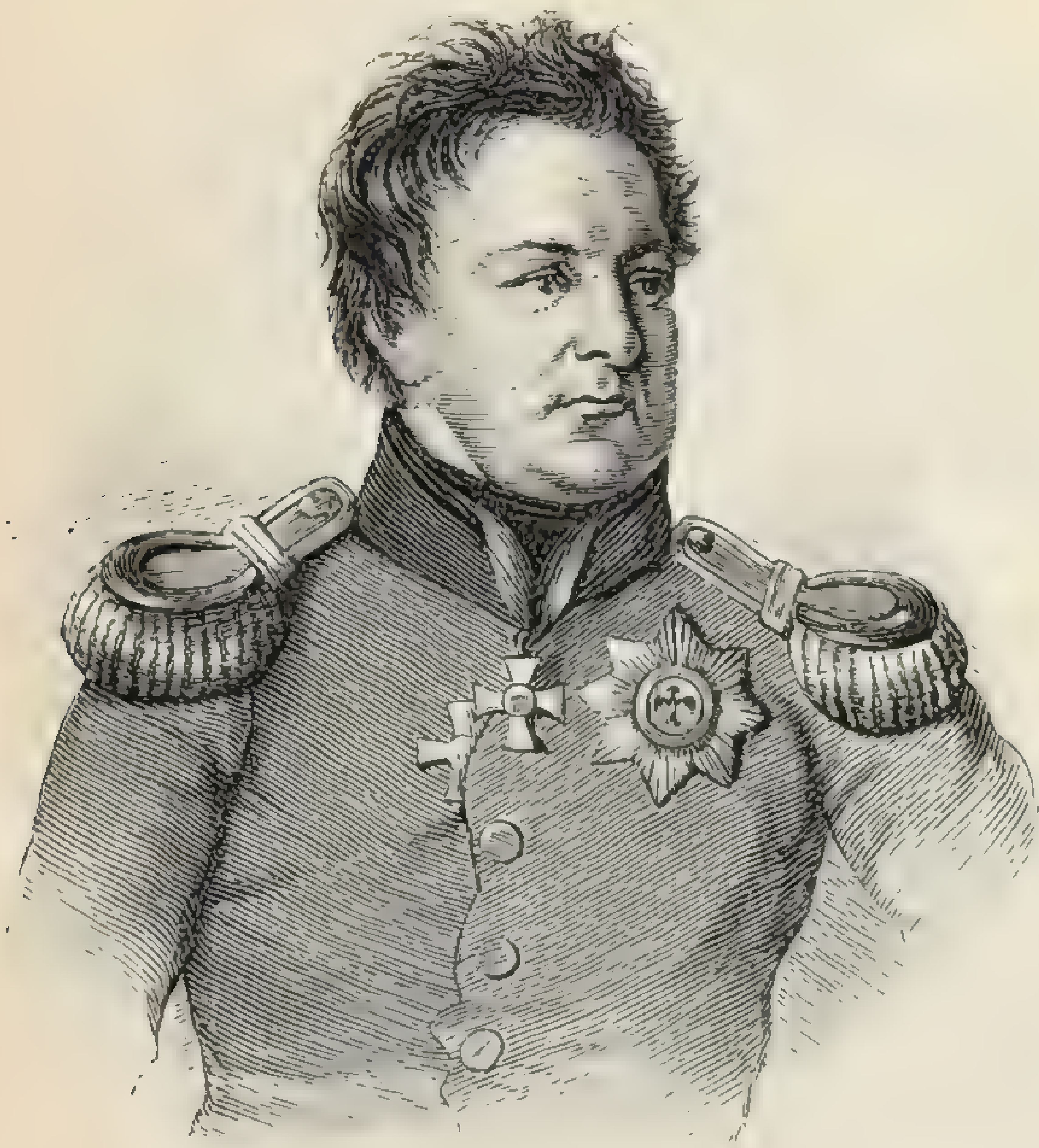
In Breslau kam Scharnhorst dem Prinzen Wilhelm wieder zu Gesichte, seitdem der General 1811, nach Preußens Anschluß an Frankreich, sich Urlaub auf unbestimmte Zeit erbeten und sich dann nach Schlesien zurückgezogen hatte, aber nur um das neutrale Land hier, das einzige den Franzosen verwehrte, im Verteidigungszustand zu erhalten. Auch der damals scheinbar verabschiedete Oberst Gneisenau kehrte jetzt flugs aus London zurück. Vom König gleich als Generalmajor wieder angestellt, traf er in Breslau die alten gleichgesinnten Freunde, Scharnhorst, Blücher, Boyen und Grollmann, den vorjährigen Jenenser Studenten und nunmehrigen Generalstabsoffizier. „Es war eine große Zeit (schreibt E. M. Arndt), wo sich ein Häuflein edler Menschen durch Gottes Fügung und durch des eigenen Herzens Sendung zur Befreiung des Vaterlandes in einer großartigen Gemeinschaft zusammen gefunden hatten. Wenn man diese Männer einzeln, jeden für sich betrachtete und wog, so ließ sich kaum eine größere Verschiedenheit der Charaktere denken: und doch ist ihnen das Seltene gelungen, durch einträchtige beständige Tugend, die sich immer dem Zweck und der Pflicht unterordnete, als wenn nichts Eigenes und Besonderes in ihnen gewesen wäre, ein Größtes zu vollbringen. Blücher, ein Soldat wie aus alter deutscher Zeit, von gewaltigem Zorn gegen wälschen Trug und Übermut und gegen den Träger derselben, gegen Napoleon brennend, so kriegs- und schlachtenlustig, daß er sein Leben ebenso leicht



Fürst Blücher von Wahlstatt.
Gemalt von H. E. Gröger, Hamburg 1816, gestochen von Heinrich Wegener 1861.

als seine Goldthaler in die Schanze schlug, im Greisenalter, sobald die Trommel klang, mit Jünglingsfeuer und Manneskraft gerüstet, dann mit blitzenden Augen und blinkendem Schwerte wie Gott Mars selbst zu Rosse sitzend. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern von Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel waren fast die eines Jünglings, scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte man über sein Gesicht. Wie freundlich diese schwarzdunklen Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verfinsterten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck. Hier fast immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht. In gewöhnlichen Tagen mit mancherlei Schlacken bedeckt, erschien er in

der Stunde der Gefahr und der Schlacht in glänzender Rüstung des allerедelsten Metalls. Ihm, diesem herrlichen Alten, von dem Gneisenau zu Hüser gesagt: sein Vorwärts blitzt in seinen Augen und ist in den Herzen unsrer Soldaten eingegraben — ihm war Gneisenau mit seinen edelsten Kräften dienstbar; ihm diente ebenso Grollmann, zwanzig Jahre jünger als Gneisenau, eine hohe, stattliche, mächtig geschaffene Männergestalt — in der äußeren Erscheinung geschlossen und still, immer hell, ruhig, besonnen, jedem freundlich, aber nichts von dem Beweglichen, Überfliegenden, was Gneisenau auszeichnete. Grollmann stand da wie ein in Erz gegossenes Standbild, aber mit Kühnheit und Befehl im Blick. Geschwind in Wort und Gedanken, geschwindest von Beschluß und That, war er ebenso bescheiden wie Gneisenau und Scharnhorst. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit: das war Scharnhorst. Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war mit stillen edlen Zügen ausgeprägt, sein blaues Auge groß, offen, geistvoll und schön. Doch hielt er das Visir seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen. Er hatte gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Auch seine Rede schritt langsam und fast lautlos einher, sprach aber im dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus."



Graf Neithardt von Gneisenau.
Gemalt von Caroline von Riedesel zu Buchwald 1817.

So hervorragende Männer jener großen Zeit erblickte Prinz Wilhelm im lichten Umkreise des Königs. Auch Stein, der von Napoleon Geächtete, kam mit dem russischen Staatsrat Anstett nach Breslau, lag aber schwer krank in einer kleinen Dachstube des Gasthauses zum goldenen Szepter, vom Major von Lützow da untergebracht. „Stein ist der alte redliche Freund," schreibt Blücher in einem Briefe aus Breslau vom 26. Februar. „Die Sachen werden nun wohl vorwärts gehen." Und acht Tage nachher: „Stein, für dem sein Leben ich sehr besorgt war, glaube ich, ist nun außer Gefahr. — Lützow errichtet ein Freikorps,

Petersdorf errichtet gleichfalls Infanterie. Der Zulauf ist groß. Mich geht nur alles zu langsam."

Lützow, einer der früheren Waffengefährten Schills, hatte am 18. Februar die erbetene Erlaubnis erhalten, das gewöhnlich nach ihm genannte Königlich preußische Freikorps zu errichten, jene Schar schwarz montierter Jäger, in welche Jahn und Friesen eintraten, und von denen ihr guter Kamerad Theodor Körner in seinem Liede nach der Weise: „Am Rhein, am Rhein" sagt:

Klein ist die Schar; doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott!
Wo seine Engel ihre Festen bauen,
Sind Höllenkünste Spott.
Mit Gott! — Einst geht hoch über Feindesleichen
Der Stern des Friedens auf.
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf.



Gerhard von Scharnhorst.
Gleichzeitiges Bildnis von Bury.

Am 22. Februar gebot der König das Aufstecken der preußischen Nationalkokarde: in Erwägung, daß die herzerhebende allgemeine Äußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen derselben für alle Staatsbürger fordere. Auch außer dem Kriegsdienste sollte von nun an das Feldzeichen von allen über zwanzig Jahre alten Männern am Hute getragen werden, wenn diese Ehre nicht von ihnen verwirkt worden sei. Der König sprach damit seinem Volke wieder aus der Seele. Denn schon seit dem Aufrufe zur freiwilligen Bewaffnung zeigten sich als patriotische Merkmale schwarz-weiße Bänder und Schleifen an den Mützen und Hüten. „Es ist (sagt K. F. Klöden, der jene Tage mit erlebte) nicht mit Worten zu beschreiben, welch eine erhebende Wirkung dies symbolische Zeichen auf den Geist der Nation äußerte, die sich den Franzosen gegenüber erst als Nation fühlen lernte. Darum machte auch außer dem späteren Landsturmedikt keines einen tieferen Eindruck auf die Franzosen als dieses." — In Breslau begegnete man Bauern, welche, noch nicht mit Kokarden versehen, einstweilen dicke weiße Ringel an ihre schwarzen dreieckigen Hüte gekreidet hatten. Aus Berlin schrieb Barthold Georg Niebuhr: „Als die Kokarde hier aufgesteckt ward, erwarteten die Franzosen ganz

bestimmt eine Insurrektion. Es gibt das Maß ihrer Furcht, daß sie es nie wagten, irgend jemand zu arretieren: denn der Verkehr mit den russischen Truppen war ununterbrochen, und es wußten so viele darum, daß die Franzosen gewiß genaue Nachrichten darüber hatten."

Als sie in Paris vierundzwanzig Jahre zuvor die dreifarbige Kokarde aufgesteckt, da verkündete Lafayette dort: ihr Weiß, Blau und Rot werde die Reise durch die Welt machen. Vermuteten jetzt die Franzosen, überrascht von den unter ihren Augen aufgepflanzten preußischen Farben, daß dies Schwarz und Weiß seinen Marsch gen Paris nehmen würde? Dazu dann die am 10. März, am Geburtstage der Königin Luise veröffentlichte Urkunde der Stiftung des eisernen Kreuzes, unterzeichnet von Friedrich Wilhelm III allein, die nunmehr reife Frucht des Königlichen Gedankens, mit dem er sich seit anderthalb Jahren trägt. Denn schon im August 1811, als ihm der von Gneisenau ausgearbeitete Plan zu einem Volkskriege gegen die Franzosen vorlag, schrieb Friedrich Wilhelm III an den Rand jener Entwürfe die erste Andeutung, das preußische und das alte schwarze deutsche Ordenszeichen in einem neuen preußisch-deutschen Orden zu verschmelzen, ein Kreuz daneben zeichnend und dazu bemerkend: „Es sind die preußischen Farben und die des deutschen Ordens. Diese Vereinigung ist nicht zu übersehen." Hippel, der es aus des Staatskanzlers Mund vernahm, bezeugt, daß die Stiftung des eisernen Kreuzes aus dem Geiste und Herzen des Königs allein, ohne irgend eine vorhergehende Beratung entstanden sei. Friedrich Wilhelm III selbst sagt in seiner Stiftungsurkunde dieses, nach Hippels Ausdruck, höchsten aller Ehrenzeichen des ritterlichen Geistes: „Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Übel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit sich stützend, ausharren konnte." Schenkendorf in seinem gleichzeitigen Liede auf das eiserne Kreuz erinnert an die deutschen Ordensritter, die in Preußen als ihr Haupthaus Marienburg erbauten, und aus deren Gruft der König das alte Ordenszeichen, das deutsche Kreuz neu herauf brachte. Friedrich Rückert in seinen geharnischten Sonetten sagt im Hinblick auf das eiserne Kreuz:

Ihr goldnen, silbern' Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle;
Und ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Korn jetzt sucht statt Flitter.

„Solche Zeiten erziehen vortrefflich," schreibt Niebuhr in einem Briefe aus jenen Märztagen 1813. Wie wahr auch in Ansehung des Prinzen Wilhelm! Ein Zögling jener eisernen Zeit wird er das von seinem Vater am Geburtstage der Königin Luise gestiftete eiserne Kreuz als König Wilhelm 1870 am Todestage seiner Mutter wieder aufleben lassen: „in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unsrer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege." —

Am 11. März 1813 that Friedrich Wilhelm III seinem Kriegsheere in einem Parolebefehl kund: der Generalleutnant von York sei wegen der Konvention von

Tauroggen gerechtfertigt und in jeder Hinsicht vorwurfsfrei. Zugleich bestätigte der König den kühnen Feldherrn nicht allein in dem Kommando über das bisher von ihm geführte Armeekorps, sondern betraute ihn auch mit dem Oberbefehl über die Truppen des Generalmajors von Bülow. Vier Tage darauf (15. März) eilte der König dem von Kalisch her nach Breslau kommenden Kaiser Alexander entgegen, um ihn in dem Dörfchen Spalitz unweit Öls zu begrüßen. Auf



Der König begrüßt den russischen Kaiser bei Spalitz unweit Öls.

offener Landstraße schloßen beide Monarchen einander in die Arme, nun wieder Verbündete. Es war ihr erstes Wiedersehen seit des Königs und der Königin Besuch in St. Petersburg (vom 6. bis 31. Januar 1809).

Vor vier Jahren, nach ihrer Rückkehr von dem glanzreichen russischen Kaiserhofe, hatte Luise aus Königsberg an Frau von Berg geschrieben: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen. Nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt." Jetzt wirkte die Erinnerung an die fürstliche Dulderin mächtig dazu mit, daß Alexanders Freundschaft mit Friedrich Wilhelm einen höheren Grad von Innigkeit gewann, wie der russische Kaiser selbst in einem Schreiben an York sich äußert. Und als er bei jener Begrüßung in Spalitz sieht, daß dem König die Augen übergehen, sagt Alexander: es seien, hoffe er zu Gott, die letzten Thränen, die ihm Napoleon erpresse.

Beide Monarchen fuhren zusammen bis vor das Thor der Stadt. Hier stiegen sie zu Pferde. An der Seite Friedrich Wilhelms III ritt Alexander in Breslau ein, unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Kanonen und den Zurufen der Bevölkerung. Zu des Kaisers Empfange standen die Königlichen Prinzen bereit, die Truppen in Parade. Der König hatte die russischen Soldaten, die 1812 in preußische Kriegsgefangenschaft geraten waren, neu ausrüsten lassen: sie wurden ihrem Kaiser vorgeführt und ihm zurückgegeben. Mit Hurra grüßten die Russen ihren Kriegsherrn, die Preußen stimmten ein, noch ohne recht zu wissen, was dieses hier zum erstenmal gehörte wilde Freudengeschrei zu bedeuten hatte: die Reiter schwenkten mit den Säbeln dazu, die Rosse stutzten. So verpflanzte das Hurra als Parade- und Feldruf sich auch in das preußische Heer, befremdlich für die Franzosen, die bisher nur das Hourra de Cosaques kannten. In deutschen Kriegsgesängen fand es gleichfalls sein Echo: in Körners Schwertlied, das er als Adjutant Lützows dichtet, um es wenige Stunden nachher mit seinem Herzblute zu salben, kehrt es am Ende jeder Strophe wieder:

„Bin freien Mannes Wehr,
Das freut dem Schwerte sehr.
Hurra!“

Und zu dem Hurra klirrten die Sänger mit den Schwertern.

Der nächste Tag nach Alexanders Eintreffen in Breslau brachte des Staatskanzlers Note an den französischen Gesandten Saint-Marsan, worin ihm das Bündnis des Königs mit dem Kaiser von Rußland kund gethan wurde. Am nämlichen 16. März ließ Napoleon in Paris dem diplomatischen Korps erklären: seine Truppen hätten Berlin am 4. freiwillig geräumt. Und doch hatte er gerade die Hauptstadt Preußens scharf aufs Korn genommen, hatte noch am 5. März an seinen Adoptivsohn Eugen geschrieben: „Halten Sie Berlin bis zum äußersten und die Ordnung da aufrecht durch abschreckende Beispiele. Rührt sich ein preußisches Dorf oder eine Stadt, so stecken Sie sie in Brand, und wäre es Berlin selbst.“ — Wie es in Berlin aussah und was für Nachrichten aus Berlin nach Breslau kamen: das erhellt aus den Tagebuchblättern der Gräfin Voß. Am 20. Februar schreibt sie: „Die Kosaken sind vor sämtlichen Thoren der Stadt, sie waren sogar im Tiergarten: die Franzosen stellten die Kanonen am Brandenburger Thore auf und rings um das Schloß herum, entschlossen, die Stadt zu halten. Doch kam es zu nichts, nur ein paar Leute wurden verwundet. Alles kam zu mir gelaufen: man beschwor mich, in den ersten Stock hinauf zu gehen, des möglichen Straßenkampfes halber. Die Franzosen konzentrierten sich dicht um das Palais herum, und man dachte, es werde zu einem ernsthaften Kampfe kommen: aber plötzlich zogen sich die Kosaken zurück und waren verschwunden. Den ganzen Tag war ein Lärm und eine Aufstörung ohne Ende: ich schrieb an (den in Berlin kommandierenden Marschall) Augereau, um ihn zu bitten, die Stadt nicht unnütz zum Schauplatz eines Zusammenstoßes zu machen. Er schickte mir Lefevre, um mir zu sagen: er könne nicht anders handeln, als er bisher gethan. Ich schrieb dem König: aber der Brief konnte nicht abgehen, weil keine Stafette durch die Feinde durchgelassen

wurde. — 21. Februar, Sonntag. Kein Gottesdienst; alle Kirchen waren auf Augereaus Befehl geschlossen, und keine Glocke durfte läuten. Endlich ging mein Brief an den König doch ab — aber es war ein entsetzlicher Tumult und Spektakel auf den Straßen, den die Franzosen mit ihren kriegerischen Vorbereitungen anrichteten. Es heißt, das Gros der Russen rücke heran, und man sei entschlossen, sich nur in der Stadt selbst zu schlagen. Abends war ein solcher Lärm vor den Fenstern, daß man nicht einmal Whist spielen konnte." — Kartenspiel! Während die Hauptstadt auf dem Spiele, auf wildem eisernen Würfelspiel zu stehen schien. Die Oberhofmeisterin erzählt auch von Umtrieben gewisser Mitglieder des Tugendbundes, einen Aufstand in Berlin zu Wege zu bringen und den Prinzen Heinrich an die Spitze zu stellen: „sie versuchten selbst Goltz (den Staatsminister und Vorsitzenden der vom König angeordneten Oberregierungsbehörde) für ihren Plan zu gewinnen, der ihnen aber tüchtig ins Gewissen redete und ihnen begreiflich machte, daß ein Aufstand jetzt das Verderblichste sein würde, und so ist diese Unvernunft für diesmal noch ohne Schaden anzurichten vorübergegangen. Aber alle diese gegen den Willen des Königs gerichteten Umtriebe sind empörend und geradezu verbrecherisch."

Ähnliches berichtet Karl von Raumer, damals Professor und Bergrat in Breslau. Von dort war er mit seinem Bruder Friedrich in amtlicher Angelegenheit nach Berlin gereist. „Wir wußten in Berlin nicht (schreibt Raumer), daß in Breslau der sehnlichste Wunsch aller, die ihr Vaterland herzlich liebten, in Erfüllung ging. Die Ungeduld wuchs von Tage zu Tage. Ja, es ließen sich Stimmen der Ungeduldigsten vernehmen: wofern sich der König nicht bald erkläre, so müsse man seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, auf den Thron setzen. Abgesehen davon, daß dieser ehrenfeste ritterliche Prinz einen solchen Antrag mit Abscheu von sich gewiesen haben würde, so sieht auch jeder, daß durch dies revolutionäre Auftreten ganz Preußen in sich verfallen und seine Macht völlig gebrochen worden wäre. Ich selbst wurde damals gefragt: ob ich Mut hätte, gegen den König aufzutreten; mein Eid war meine kurze entschiedene Antwort, es bedurfte kaum der vielen andern Gründe. Nichts ist gefährlicher, als schlechte Mittel zu angeblich guten Zwecken anzuwenden. Das Gift einer bösen Handlung vergiftet alles, was sich aus dieser Handlung entwickelt. Wer könnte auch behaupten: der heilige Gott fordere von uns je ein Bosheitsopfer?"

Wie in Berlin so auch in Breslau angesichts des Königs und seiner Kinder fehlte es nicht an Ungeduldigen. So schreibt der Konsistorialrat Professor J. Chr. Gaß in einem Briefe vom 11. März 1813 aus Breslau nach Berlin an seinen Freund Schleiermacher: „Gestern habe ich mit großer Freude eine Erzählung von der Wegnahme Berlins gelesen. Welch ein Kontrast zwischen diesen fliehenden Franzosen und denen, die (1806) in Halle einrückten und mit den Worten auf Dein Zimmer traten: Nous sommes les invincibles! Was könnte und sollte jetzt geschehen, und wie langsam geht alles! Der Kaiser (Alexander) erwartet den König in Kalisch, und dieser bleibt ruhig hier; auf jenen wird täglich gehofft, und er kommt nicht. Wir hofften, die Räumung Berlins würde das Signal des Aufbruchs sein; aber nichts davon." — In

demselben Briefe betrachtet es Gaß als ein schlimmes Zeichen, daß man sich über die Verteilung des Kommandos nicht entschließen könne. Und doch hatte der König schon vor elf Tagen in Breslau seinem General Blücher durch Kabinettsordre vom 28. Februar mitgeteilt: „Ich habe beschlossen, Ihnen ein Kommando über diejenigen Truppen zu übertragen, welche zuerst ins Feld rücken werden. Ich trage Ihnen daher auf, sich hierselbst auf das schleunigste mobil zu machen.“ Es war der Vorbote der acht Tage danach (8. März) erfolgenden Ernennung Blüchers zum Oberbefehlshaber über die marschfertig in Schlesien stehenden preußischen Truppen und das russische Armeekorps unter dem General Wintzingerode. Die Ungeduldigen bedachten nicht, daß der König seine im stillen gefaßten Entschlüsse doch nicht sofort an die große Glocke schlagen durfte, wenn Napoleon nicht zu früh läuten hören sollte. Vor sechs Jahren hatte dieser sich gerühmt: er sei mit einer Kriegskasse von nicht mehr als 24000 Franken in Berlin eingerückt, habe hier Hunderte von Millionen erzwungen und durch die Bedingungen seines Abzuges Preußen noch auf Jahre hinaus zinspflichtig gemacht. Jetzt schrieb Friedrich Wilhelm III auf die Nachricht, daß seine Hauptstadt von den Franzosen geräumt worden, aus Breslau nach Berlin: „Gottlob, daß sie weg sind. Gott verhüte ihre Wiederkunft. Amen! Das Gefühl der Berliner am 4. März begreife ich vollkommen. Möchten sich an dies frohe Ereignis doch eine Menge darauf folgender anreihen. Allein die Sache ist nicht leicht, keineswegs leicht, und es wird noch manchen harten Kampf kosten; ja es wird und muß gekämpft werden, wie noch nie gekämpft wurde, wenn ein günstiges Resultat für uns und unsre Befreundete erkämpft werden soll. Alle unsre Nachbarn, nahe und ferne, müssen mit uns kämpfen — ob sie es thun werden?“

Am 17. März, während York mit seinem Korps in Berlin einzieht, ergeht in Breslau des Königs Aufruf an sein Volk! Er schließt mit den zuversichtlichen Worten: „Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.“ Noch zwei Herolde seiner Königlichen Ratschlüsse entsendet Friedrich Wilhelm III am selben Tage von Breslau aus: die Ansprache an sein Kriegsheer und das Landwehrgesetz. Seinen Truppen ruft er ins Gedächtnis: „Vielfach habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Der Augenblick dazu ist gekommen! Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht. Seid alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht. Der Sieg geht aus von Gott. Zeigt Euch jenes hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Euer König bleibt stets mit Euch; mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen, sie und das ganze Volk.“ — Ist es nicht, als höre man den Flügelschlag des neu aufsteigenden Adlers Preußens? So auch in des Königs schöpferischem Befehle zur Bewaffnung des gesamten Volkes, der Landwehr unter dem Zeichen des Kreuzes mit der Inschrift: „Mit



Schlesische privilegirte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

---

Facsimile der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Aufruf „An mein Volk" zuerst erschien. (Die Zeitung erschien dreimal wöchentlich.) Nach dem von der Verlagshandlung W. G. Korn in Breslau zur Verfügung gestellten Exemplare.

ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. **Friedrich Wilhelm.**

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sey der Höchste oder der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren; seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Teutschlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sey Unsere Loosung!"

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

Urkunde
über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernern Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist

das eiserne Kreuz

von zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weisser Einfassung wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weissen Bande mit schwarzer Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weisser Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weisser Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Gott für König und Vaterland.“ Eine andre, von Hardenberg vorgeschlagene Inschrift des Landwehrkreuzes: „Wehrlos, ehrlos!“ hat Friedrich Wilhelm III zurückgewiesen mit den Worten: „Wie kann man eine Klasse von Männern für ehrlos erklären wollen, denen Amt, Krankheit und viele andre sehr triftige Gründe die Waffen zu führen nicht gestatten?“ Indem er die Landwehr ins Leben ruft, ein zweites Heer hinter dem ersten, dazu die Vorrüstung des Landsturmes gebietet, sagt der König in seiner Verordnung: „Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Herd alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsre Vorfahren mit ihrem Blute erkämpften. — Meine Sache ist die Sache Meines Volkes.“

Welch ein Moment im Jugendleben des Prinzen Wilhelm, als er in Breslau an jenem 17. März 1813 des Königs Kriegsruf den Truppen verkünden hörte. Gestern war das Fußvolk der preußischen Garde beim Gottesdienste unter freiem Himmel eingesegnet und vor seinem Ausmarsche von dem König und dem russischen



Einsegnung der Truppen auf dem Paradeplatze zu Breslau.

Kaiser gemustert worden. Heute folgte die Reiterei. Im Viereck aufgestellt, machten Mann und Roß Front vor den beiden Monarchen, die zuerst um das Karree herum ritten. Darauf rundeten sich seine vier Seiten zu einem großen Kreise. Mitten inne hielten der König und der Kaiser nebst ihrem Gefolge: eine starke Stimme erhob sich und verlas den Aufruf an das preußische Kriegsheer.

Alsdann verkleinerte der weite Kreis sich in vier engere, und in jedem rief ein Prediger den Segen Gottes herab über die streitbaren, ins Feld ziehenden Söhne des Vaterlandes, während auf allen Türmen der Stadt die Glocken zusammenschlugen. Friedrich Wilhelm III und Alexander samt den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses waren mit in der Runde des vom Regiment Garde du Corps geschlossenen Kreises. Allen zum Herzen sprach hier der Feldprobst Friedrich Wilhelm Offelsmeyer. Ein ganzer Mann von der roten Erde Westfalens. Seine urdeutsche Abstammung, kenntlich schon an dem hohen markigen Wuchse, verleugnete sich auch nicht in seinem festen, kernhaften Wesen. „Der Tag ist da," sprach er zu den marschfertigen Kriegern, „der Tag der Sehnsucht Eurer Herzen: König und Vaterland rufen ihre Verteidiger! Der Herr der Welten sitzt zu Gericht unter den Völkern der Erde und ruft Euch zu Werkzeugen seiner Gerechtigkeit. Dunkel und steil ist der Pfad, den Ihr betretet: aber pflichtmäßig und heilig ist er und ruhmwürdig auf ewig. Die Schmach des Vaterlandes zu tilgen, das fremde Joch zu brechen, die zertretene Menschheit aufzurichten, das ist das Ziel, nach dem Ihr ringet. Ihr kämpfet nicht, wie Eure Gegner, für wilde Leidenschaften ungerechter Tyrannen und grenzenloser Habsucht. Ihr kämpfet für das erhabene Fürstenpaar in unsrer Mitte, die milden, segnenden Väter ihrer Völker. Ihr kämpft für die gerechteste, heiligste Sache, für welche je das Schwert gezogen wurde. Ihr kämpft für die höchsten Güter der Menschheit, für das Vaterland, für Euch selbst und die Eurigen."

Nicht nur ein Sprecher, sondern auch ein Thäter des Wortes hat der Feldprobst nachher auf den Schlachtfeldern treue Samariterdienste gethan, sterbende Krieger am blutigen Boden erquickend, schwer verwundete auf seinem Rücken aus dem feindlichen Feuer tragend. Mit dem verdienten eisernen Kreuz an der breiten Brust sollte auch er heimkehren aus dem Befreiungskampfe, zu welchem er die ausmarschierenden Streiter einsegnete. Blätter aus jenen Breslauer Tagen geben Kunde von dem hinreißenden Einflusse seiner Marschpredigt auf die Hörer, unter denen auch Prinz Wilhelm war. Stark wie ein Baum aus den Wäldern Westfalens, das den Ephen seiner Sagen gern um die Heldengestalten Karls des Großen und Wittekinds schlingt, stand der Feldprobst in germanischer Geradheit vor den beiden Monarchen, bis er vor Gott auf die Kniee fiel, sich dann nach dem inbrünstigen Gebete wieder hoch aufrichtete und die Arme gen Himmel reckte, als wollte er den Segen des Herrn der Heerscharen aus den Wolken herabholen.

Von Breslau aus ging des Königs Aufruf alsbald durch Volk und Land. Nun war, nach Stägemanns Ausdruck, „das rechte Wort gesprochen", und wie eine Flamme, die ihr Licht auf unzählige Leuchten fortpflanzt und dabei doch dieselbe bleibt, so machte es alle patriotischen Herzen entbrennen. Von den Kanzeln und Lehrstühlen wurde der Aufruf verlesen. Nicolovius, schon in Königsberg zum Staatsrat beim Ministerium ernannt, ermahnte jetzt von Berlin aus als Direktor der Abteilung für das Kirchen- und Schulwesen die Geistlichkeit des Landes in einem Rundschreiben, das heilige Feuer zu schüren: „Der König, unser Herr, hat den Kampf für des Vaterlandes Ehre, Selbständigkeit und jedes gegen den Feind verlorene Gut, im Vertrauen zu Gott und zu seinem Volk

beschlossen. Eures Amtes als Seelsorger ist es, überall den Geist siegreich zu machen über das Fleisch. — Wenn ein Volk zu schwerem, edlem Unternehmen aufsteht, dann nahet es sich zu Gott, und Gott nahet sich zu ihm. Im Gedränge des vollen Herzens hebt es die Hände empor nach himmlischer Hilfe, und sie wird ihm zu teil. Ein Zeitalter neuer Wunder bricht an. Nun kann es gelingen, die Grundfesten wahrer Ehre, Selbständigkeit und jedes höchsten Gutes der Menschheit wieder aufzurichten: die Zuversicht des frommen Herzens und den großen Sinn, der über die Erde zum Himmel sich richtet. Nun vermag das neu belebte Volk die große Vorzeit und ihre göttlichen Seher zu verstehen. Es will nicht länger durch Unglauben und Deutelei sie entweihen und dem Gemeinen gleich stellen. Nein, es erhebt sich zu ihnen, stiftet wieder ein besseres Geschlecht und ein neues helles Beispiel für künftige trübe Zeiten. Durch Euren Mund erschalle in des Volkes offene Ohren Gottes Wort, werden Gottes große Thaten ihm kund, und durch Euch gehe in Tausenden das höhere Leben auf. So wird die lebendige Quelle des Heils wieder gesucht und geschöpft, das fromme Vermächtnis der Vorzeit in Stiftungen, kirchlicher Ordnung, Schriften und Gesängen wieder heilig gehalten, Haus und Schule herzlich zu Gott gewendet, und das wiedergeborene Volk spricht in Angesicht, Gang und jedem Thun: „Gott mit uns.“

Im Geiste jener großen Zeit seiner Jugend spricht auch Kaiser Wilhelm in der Umschrift der im Frühjahre 1871 aus dem Metall eroberter französischer Geschütze geprägten, jetzt von Hunderttausenden getragenen Kriegsdenkmünze mit dem Wahlspruche: „Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre.“

In Breslau, am Herde des Befreiungskrieges, ließ König Friedrich Wilhelm III sich auch die Freiwilligen vorstellen, die aus allen Gegenden zu Fuß, zu Roß und zu Wagen nach Schlesiens Hauptstadt eilten. Ihrer viele sogar aus den alten preußischen Provinzen jenseit der Elbe und der Weser. Die Glieder, welche Napoleons Schwert dem verstümmelten Königreich abgeschnitten hatte, sammelten aus freiem Willen sich wieder zu dem angeborenen Haupte, auf die Gefahr hin, durch diese gewagten Schritte nicht allein ihr, sondern auch ihrer Anverwandten Gut und Blut dem Zorn des Feindes preis zu geben. Der große Empfangssaal im Schlosse zu Breslau war oft zu klein für die Scharen Freiwilliger, die des ersehnten Anblicks ihres Königs harrten. Da standen sie Schulter an Schulter, blühende Jünglinge neben reifen Männern, Väter, die ihre Söhne und mit ihnen sich selber zum Dienste für König und Vaterland darboten, ja nicht selten Greise mit ihren Kindern und ihren Kindeskindern. Gern nahm Friedrich Wilhelm III seine beiden ältesten Söhne mit in den Saal. So konnte Prinz Wilhelm selbst mit anhören, was Minutoli schildert: herzerhebend für den Augen- und Ohrenzeugen war es, wie der König die Freiwilligen anredete, mit welcher Würde und Offenheit er sie ermahnte, als brave Verteidiger des Vaterlandes ihre Pflicht zu thun. Wie frisch und lebendig flossen da die Worte des Königs, von dem seine Umgebung sonst meist nur kurz abgebrochene lakonische Äußerungen zu hören bekam. — War doch nun auch der letzte Zweifel an dem Opfermute seines Volkes erloschen. „Überzeugen Majestät sich nun?“ waren Scharnhorsts Worte, als der König, mit dem General an einem Fenster des Schlosses stehend, Wagen an

Wagen heranfahren sah, fast achtzig und jeder eine Fuhre Berliner Freiwilliger. Es war, wie der Dichter gesungen hatte: „Zieht eine Wagenburg um eures Königs Thron.“ Dem König gingen bei diesem Anblick die Augen über und das Herz auf. Er fühlte wohl das frische Wehen jenes Geistes, der über Preußen zu schweben schien, wie ein die Flügel über seine Jungen ausbreitender Adler, jenes Geistes, von dem durchseelt einer der Freiwilligen der Berliner Universität an seinen gleichfalls zu den Fahnen eilenden Bruder geschrieben hat: „Sei fromm und vertraue Gott. Der einzelne muß untergehen, damit das Ganze hervorgehe. Sterbliches wird gesäet, und Unsterbliches blüht daraus hervor; wir wollen uns opfern für das Vaterland, damit aus edlem Samen edle Früchte hervorgehen.“ Der das im Februar 1813 brieflich ausspricht, der Berliner Student der Theologie, Friedrich Wilhelm Sachse, besiegelt im nächsten Frühjahre vor Paris seine Worte mit seinem Blute. Mit zerschossener Hand erlebt er noch des Königs Einzug in Paris; dann stirbt er im Kloster der barmherzigen Schwestern, am 20. März 1814, am Tage der Abfahrt Napoleons von Fontainebleau nach Elba. Ein andrer Berliner Student, Friedrich Wilhelm Schultze, freiwilliger Jäger im Detachement des pommerschen Grenadierbataillons, nimmt die Religionslehre von Fichte mit ins Feld. Sein heiliges Schutzpatrontaschenbuch nennt er sie wohlgemut. Doch weder in der vollen Patron- noch in der Packtasche ist ein Plätzchen für das Buch übrig. So trägt er es in seinem Tschako bei sich, und besser, als der hohe Soldatendeckel mit dem Schilde vorn, schirmt ihn der ideale Inhalt. In der Schlacht bei Dennewitz durchlöchert eine feindliche Kugel seinen Tschako dicht überm Scheitel, bohrt sich inwendig in das Buch und bleibt stecken in dem Blatte, wo (Seite 249) gedruckt steht: „Denn alles, was da kommt, ist der Wille Gottes mit ihm und drum das allerbeste, was da kommen konnte.“

Aus dem Munde der Berliner Studenten, die als Freiwillige sich dem Landesvater in Breslau vor Augen stellten, konnten der König und seine Söhne auch hören, welch patriotischer Geist auf der neuen Berliner Hochschule mächtig war. Dort in den Sälen der Universität hatten sie einander nicht gefragt: wirst du dienen? sondern nur: wo wirst du dienen? Zu welcher Waffe wirst du gehen? Dort hatte der Professor Rudolphi zu seinen nach Schlesien aufbrechenden Medizinern beim Abschiede gesagt: er hoffe, im nächsten Semester werde er seine Vorlesungen nur vor Krüppeln halten. Dort hatte Professor Fichte seinen Zuhörern, als er sie von den Schulbänken auf die Schlachtfelder entließ, im Sinne seiner Reden an die deutsche Nation noch einmal zu Gemüte geführt: nicht etwa auf die Streitkraft der Massen allein sei gerechnet, sondern auch auf den Geist, der von den Schulen der Wissenschaften ausgehend sich durch das Ganze verbreiten sollte; es solle das große Beispiel eines Stammes gegeben werden, der sich in allen Ständen erhebe, um sich zu befreien; ein jeder solle in dem dargebotenen großen Moment seine Kräfte dazu widmen, wozu sie am tauglichsten seien.

Sechstehalb Jahre vorher, gleich nach dem Tilsiter Friedensschlusse, als Napoleon dem für seinen jüngsten Bruder Jerome zusammen gewürfelten Königreich Westfalen auch die preußischen Gebiete am linken Elbufer angehängt hatte, da waren zwei Professoren von Halle nach Memel gekommen, um den König zu

bitten, die alte Landesuniversität Halle nach Berlin zu verpflanzen. Das sei recht, das sei brav, hätte Friedrich Wilhelm III darauf geantwortet: durch geistige Kräfte müsse der Staat ersetzen, was er an äußerem Umfang eingebüßt habe; aber die Universität Halle über die Elbe herübernehmen, könne zu Verwickelungen mit der Westfälischen Regierung führen; also lieber eine ganz neue Universität in Berlin stiften. Diese neue Hochschule hat der König hernach im Herbste 1810 ins Leben gerufen, kaum drei Monate nach dem Sterbetage der Königin Luise. Sie hatte noch in Königsberg zu dem an die Spitze des Schulwesens gestellten Nicolovius sich geäußert: „Friedrich hat für Preußen Provinzen erobert; der König wird im geistigen Gebiet Eroberungen für Preußen machen.“ Sie hatte in Berlin noch gesehen, wie das herrliche Palais des Prinzen Heinrich (von Friedrich dem Großen für seinen Bruder erbaut und nach des kinderlosen Prinzen Tode von der Krone ererbt) zum Universitätspalaste gestaltet wurde. Ein Rüsthaus geistiger Wehr neben dem Waffenschlosse altpreußischer Siege. Die erste Königlich preußische Hochschule; denn es gab damals kein deutsches Reich, keinen deutschen Kaiser mehr, welcher der Stiftung dieser neu gestifteten Universität sein Siegel hätte aufdrücken können. Aus eigener Macht schuf Friedrich Wilhelm III diesen Tempel der Wissenschaft, die ja selber, nach Herders Ausspruch, ein Gebäude ist, an welchem Völker und Jahrhunderte baueten.

Napoleons Satrapen aber betrachteten die aufblühende preußische Hochschule mit scheelen Blicken. Der Marschall Davoust, 1811 General-Gouverneur des damaligen Departements der Elbmündungen mit dem Hauptquartier Hamburg, äußerte laut seinen Verdruß über die Berliner Professoren: man lehre dort Grundsätze, die gegen die gesetzliche Ordnung (nämlich gegen die Säbelherrschaft) gerichtet und schlechterdings im Widerspruche seien mit dem Geiste der französischen Regierung. „Und dazu haben sie Geld,“ murrte Napoleon selber, als er in Königsberg auf seinem Kriegszuge gen Rußland hörte: jener weithin sichtbare Bau dort, der ihm wie ein Festungswerk vorkommen mochte, sei die neue Sternwarte, die der König für ihren Direktor, den berühmten Astronomen Bessel, hatte herstellen lassen. Aber dies Geld, von dem verarmten Staate für die Wissenschaft erübrigt, trug geistige Zinsen. In jener harten Wartezeit Preußens haben die Männer der Kirche und Schule auf die innere Überwindung des Verderbens und die ideale Erhebung hingewirkt, die der wirklichen Befreiung voraufging wie der Morgenstern der Sonne. „Wir müssen (hat Schleiermacher schon im Christmonat 1806 an seinen Freund Willich geschrieben) eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehen wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein. Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönern Gestalt wieder sich bilden wird; wann aber — und ob nicht erst noch nach weit härteren Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Druckes, das weiß Gott!“

Jetzt wurde in Breslau von des Königs Hand die scharfe Sichel angeschlagen, um die Ernte heimzubringen. Und auch Prinz Wilhelm hatte jenen Anblick, den Gneisenau in einem Briefe aus Breslau (19. März 1813) einem seiner Berliner Freunde schildert: „Ihr Berliner entbehrt das begeisternde Schauspiel, die Jugend

Eurer edleren und höheren Stände in Bataillonen und Kompanien eingereiht und, ihren frühern Beruf vergessend, die Befehle ihrer Offiziere aufmerksam vernehmend zu sehen. Öfters führte mich mein Weg durch eine Straße, wo diese edlen Jünglinge sich versammelten. Welches Hochgefühl ergriff mich da. Welches Glück, so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat. Nun mag man gern sterben; wir hinterlassen unsern Nachkommen die Unabhängigkeit!"

Der Leibarzt Hufeland, jetzt in Breslau, wie früher in Königsberg und Memel, der treue Gefährte der Königlichen Familie, erzählte dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm mit freudigem Vaterstolze: sein einziger Sohn habe sich die Erlaubnis erbeten, als gemeiner Soldat im Regiment Garde du Corps mit zu Felde zu ziehen. Von Minutoli konnten sie hören, wie ein Prinz Carolath und ein Junker von Rochow von einer Reise nach Italien über Hals und Kopf heimgekehrt, und wie sie unterwegs sich in Bedientenröcke gesteckt, um unangefochten von den scharf auf die Preußen merkenden Franzosen Breslau, diesen Sammelplatz der Freiwilligen, zu erreichen. Ein Ballfest, zu welchem die Stadt den König und den Kaiser Alexander eingeladen, zeigt den hohen Gästen viele Freiwillige schon in der Uniform, in der sie bald zum blutigen Waffentanze ausmarschieren werden. Der russische Kaiser stutzt, als er sieht, wie zwei gemeine Soldaten mit Damen des Hofes walzen. Wer denn jene beiden seien, fragt Alexander den König, an dessen Seite er dem Tanze zuschaut. „Zwei junge Grafen aus meinem Schlesien," antwortet der König, „der eine ein Pückler, der



Kaiser Alexander läßt sich auf einem Balle freiwillige Jäger vorstellen.

andre ein Schaffgotsch.“ In der nächsten Pause läßt der König auf des Kaisers Wunsch die beiden jungen Grafen durch den Prinzen Wilhelm heranrufen und sie der russischen Majestät vorstellen. Der Kaiser spricht ihnen sein Wohlgefallen aus, sie in dem Ehrenrocke eines gemeinen Soldaten zu sehen.

Von dem Erscheinen des Königs und seiner Kinder im Breslauer Theater am Abend nach der Verkündigung des Aufrufes berichtet Karl von Holtei, damals Schüler des dortigen Maria-Magdalenen-Gymnasiums, als Augenzeuge: „Die versammelten Zuschauer achteten wenig oder gar nicht auf die Darstellung. Aller Blicke waren auf eine Loge gerichtet. Der König fand sich erst in der Mitte des zweiten Aktes ein. Welch ein Augenblick! Das waren nicht bloß Unterthanen, die, von flüchtigem Enthusiasmus oder von eingeborener Anhänglichkeit bewegt, dem Monarchen huldigen wollen; das war nicht ein König, der diese Huldigung mit gnädigem Lächeln hinnimmt und sich dann bequem nach der Bühne hinwendet. Nein, das waren Menschen, die in rein menschlicher Empfindung dem Manne Treue schwuren, den sie in seinem Unglück achten und lieben gelernt, dem Manne, der ihrer bedurfte, um auf dem Throne seiner Väter zu bleiben. Ihm wollten sie sagen: da sind wir, alle für einen, und du, unser König, einer für alle! Um ihm näher zu sein, dem ritterlichen Vater, von seinen holden Kindern umgeben, stiegen die Leute im Parterre auf die Bänke. — Es ist bekannt, wie jung und alt dem Aufruf genügte, wie Beamte und Handwerksburschen, Räte und Diener, Lehrer und Schüler sich dahin drängten, wo die Freiwilligen eingeschrieben wurden. Alle Plätze in Breslau belebt, alle Gassen erfüllt von kriegerischem Geschrei, Truppen jeder Gattung, Waffen jeder Art. Soldaten und Bürger vermischt, die letzteren vom gereiften Manne bis zum Jüngling mit den Zeichen ihrer Wahl geschmückt, oft noch ohne Uniform, auf ihrem gewöhnlichen Rock ein bunter Kragen, über die Schulter ein Gurt, an dem das Schwert hing. Landwehrmänner mit Piken. Riemer, Sattler, Schmiede, Schuster, Klempner, Schwertfeger saßen Tag und Nacht in ihren Werkstellen, um Kleider, Sättel, Waffen, Feldkessel zu schaffen und durch ihren Fleiß zu ersetzen, was ihnen an Arbeitern fehlte, von denen die meisten Freiwillige waren. Wer daheim zu bleiben genötigt ward durch Geschlecht, Amt, Alter, Jugend oder Krankheit, der gab, was er konnte, andre auszurüsten. Alle Sparbüchsen wurden geleert, viele Silberschränke geplündert. Wo Friedrich Wilhelm III sich blicken ließ, sei es allein oder begleitet von blühenden Kindern, überall empfing ihn das Jubelgetön seiner Getreuen. Aus allen Provinzen fanden sich rüstige Kämpfer in Breslau ein. Jeder Tag brachte frische Kräfte, neue Kunde, steigende Begeisterung. Einquartierung zu bekommen war keine Last mehr: man räumte den Gästen die Putzgemächer ein, man bewirtete sie festlich. — Und dann die Einsegnung der verschiedenen ausrückenden Truppenabteilungen, wo um die Scharen junger Krieger Scharen von Eltern und Verwandten versammelt, den Scheidenden das Geleite gaben; wo sittsame Mädchen ihre Schüchternheit vergaßen, hoch ihre weißen Tücher zum Abschied schwingend; wo der Bräutigam seine Braut, wo der junge Vater seine stammelnden Kinder noch einmal ans Herz drückte, und dann das Gewirbel der Trommeln die Ausbrüche krampfhafter Rührung überlärmte;



wo die Glocken von den Türmen hallten, und des jungen, neu erwachenden Frühlings sanfter Hauch ihre feierlichen Klänge über die unabsehbaren Menschenmassen, über die Häupter einer hochbewegten Bevölkerung hinaustrug ins weite Land, als sollten die emporschießenden Grashalme lauschen dem dröhnenden Rufe zum furchtbaren Weltkriege, zum Kreuzzuge gegen den Ungeheuren, der aus dem Kampfe mit den Elementen, aus den Wüsten des starren Eises und gefrorenen Blutes hervorgetreten war, um, eben erst geschlagen, besiegt, vernichtet, schon wieder frisch gerüstet der halben Erde Trotz bieten zu können! Wer es mit erlebt hat, mag es festhalten in seinem Gedächtnis. Zum zweitenmal wird er es nicht erleben."

Prinz Wilhelm hat es mit erlebt, ein Jüngling gerade an der Schwelle seines siebzehnten Jahres. Eingedenk dessen schreibt über ein Halbjahrhundert nachher König Wilhelm beim Ausbruche des Krieges von 1866 nach Breslau an Magistrat und Stadtverordnete dort auf ihre patriotische Adresse: er erkenne in ihren Worten den Ausfluß desselben Geistes, welcher im Jahre 1813 die Väter der heutigen Stadt Breslau beseelte. Es habe ihm wohlgethan, daß die Vertreter der Stadt Breslau diesem Geiste mit Ernst und Wärme Ausdruck gegeben. — So sind jene begeisternden Tage, wie sie dem werdenden König und Kaiser Wilhelm an dem sich aufhellenden Morgen seiner oft getrübten Jugend dort in Schlesiens Hauptstadt aufgegangen, ihm bis ins hohe Alter nachleuchtend im Gedächtnis stehen geblieben. Grund genug, auch hier ein Bild der Erinnerung daran darzustellen mit den echten, warmen Farben und im Lichte der Zeitgenossen.

Während Männer und Jünglinge Leib und Leben für das Vaterland einsetzten, gaben zur Ausrüstung der Freiwilligen Frauen und Jungfrauen ihr Geschmeide her, die Edelsteine und Perlen aus dem Haare, die goldenen Ketten vom Halse, die Bänder vom Arme, die Ringe vom Finger. Eheleute brachten ihre Trauringe dar, um, wie der als freiwilliger Jäger mit zu Felde ziehende schlesische

Dichter sagt, die jungen Söhne des Vaterlandes auszustatten zur Hochzeit mit der Fahne des Königs:

Das Fußvolk kommt da geschritten,
Die Trommeln wirbeln voran,
Die Fahne in ihrer Mitten
Weht über den grünen Plan.
Sie prangt in schneeweißem Kleide
Als wie eine milde Braut,
Die gibt dem hohe Freude,
Wen Gott ihr angetraut.

Für die goldenen Trauringe erwarben sie jene eisernen mit der Inschrift: ‚Gold gab ich für Eisen 1813‘ — jetzt teuerwerte Familien-Erbstücke, von welchen Walter Scott seiner Zeit geschrieben hat: „Einst werden diese Reliquien, wenn man sie in den Schmuckkästchen der Frauen findet, einen edleren Wert haben, als die kostbarsten Juwelen Indiens.“ Und fünfzig Jahre nachher (17. März 1863) bei der goldenen Jubelfeier des Aufrufes und bei der Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrich Wilhelms III gegenüber dem Schlosse seiner Ahnen: wie hoch ehrte König Wilhelm da in der nach Berlin zum Veteranen- und Eisenritterfeste geladenen greisen Stiftsdame noch jene Jungfrau, deren Opfergabe in einem Extrablatte der Breslauer Zeitung vom 27. März 1813 verzeichnet steht: „In einer Gesellschaft wurde von jungen Damen zur Ausrüstung der Freiwilligen gesammelt, eine jede gab, was sie an wertvollem Schmuck besaß; nur das arme Fräulein Nanny war betrübt, nichts geben zu können. Plötzlich stand sie auf und entfernte sich mit den Worten: ich werde doch etwas geben können. Bald kehrte sie zurück und übergab ihr vielbewundertes schönes Haar, welches sie sich hatte abschneiden lassen. Ein Friseur zahlte zwei Thaler dafür. Es war eine preußische Offizierstochter, eines der elf Kinder des verabschiedeten Obersten von Schmettau, des frühern Kommandeurs des 2. westpreußischen Infanterieregiments. Ein reicher Vater, hatte er nur ein knappes Einkommen als Oberst a. D. und Erbpächter eines Klostergutes bei Ohlau. Da liest er in seines Königs Aufruf: ‚Große Opfer werden von allen Ständen gefordert, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl unsrer Feinde.‘ Alsbald bringt er das für ihn nicht kleine Opfer, ein kostbares Andenken zu Geld zu machen, die Schabracke, die unterm Sattel paradierte, wenn er früher an der Spitze seines Regimentes ritt. Die zwei Thaler aber, die seine Tochter Fernande vom Friseur empfing, sind zu Heckthalern geworden. Von patriotischer Hand zurückgekauft, wurde das schöne Haar dann höher verwertet zu daraus geflochtenen Ringen, Uhr- und Armbändern. Sie wurden teuer bezahlt, mehr als tausend Thaler für ihren Verkauf gelöst und von diesem Gelde vier Freiwillige eingekleidet.“

Während Prinz Wilhelm in Breslau das verwirklicht sah, was das Hohelied sagt: „Ein jeglicher hat sein Schwert an seiner Hüfte,“ wie schmerzlich mußte er es da empfinden, daß gerade er seinen Offiziersdegen nicht gleich mit ins Feld tragen sollte. Es war dem König noch in der Erinnerung gegenwärtig, wie oft die Königin Luise in mütterlicher Sorge um die wankende Gesundheit ihres Wilhelm gebeten hatte, ihm nicht zu starke körperliche Anstrengungen im Dienste zuzumuten.

Dessen eingedenk bestimmte der König, Prinz Wilhelm solle, weil er den Kriegsstrapazen noch nicht gewachsen sei, mit den jüngeren Geschwistern in Schlesien zurückbleiben; nur der Kronprinz als ältester Bruder solle der Fahne folgen. Das fiel dem jungen Sekondeleutnant wie ein Stein auf das pochende Soldatenherz, um so schwerer, als Prinz Wilhelm hörte, sein in gleichem Alter mit ihm stehender Vetter, der Prinz Friedrich von Oranien dürfe mit der Waffe ausziehen, ja auch dem noch nicht einmal so alten Sohne des Ministers von Humboldt sei es auf die von dessen Vater erbetene Fürsprache Scharnhorsts vom König vergönnt worden, als Freiwilliger noch vor dem gesetzlichen siebzehnten Lebensjahre in die Garde einzutreten. Doch vergeblich suchte Prinz Wilhelm den sonst gegen ihn so gütigen Vater umzustimmen. Der König befahl, und der Prinz hatte gehorchen gelernt. Zu seinem Troste konnte er lesen, was Friedrich der Große in seinem Lehrgedicht über die Kriegskunst ausspricht, daß nur zu befehlen verstehe, wer zu gehorchen wisse. „Lies, junger Offizier," schreibt Berenhorst in seinen scharfen Betrachtungen über die Kriegskunst, „lies dieses Lehrgedicht und fordere stracks deinen Abschied, wenn es dich nicht warm macht, nicht hebt. Stellen aus demselben könnten hohe Generalspersonen auswendig lernen und als goldene Sprüche täglich im Munde führen."

Die Aufzeichnungen des damaligen Staatsrats Hippel, der „rechten Hand des Staatskanzlers Hardenberg" lassen zwischen den Zeilen lesen, daß der König seinen zweiten Sohn wohl auch darum nicht gleich mit ins Feld genommen, weil er als gewissenhafter Landesvater sich für seine Person und seine Familie um so knapper einschränkte, je größere Opfer er seinem Volke ansinnen mußte. Nur mit Mühe, berichtet Hippel, war er zu bewegen, dem Kronprinzen zum Feldzuge den Wagen und die mäßige Pferdezahl eines Stabsoffiziers zu bewilligen. Musterhaft, ja fast ängstlich war des Königs Sparsamkeit in seiner eigenen Ausrüstung. Sich selbst gestattete er nur einen Halbwagen, auf dem alle seine Bedürfnisse untergebracht werden mußten. Auf seinen ausdrücklichen Befehl durfte von allen notwendigen Kleidungsstücken nicht mehr als die doppelte Zahl für ihn eingepackt werden, so daß Hippel dann nach der Bautzener Schlacht, den Geheimen Kämmerer des Königs in Verzweiflung darüber sah, wie nun auch das letzte Paar Stiefel des Herrn sich der Auflösung zuneige. In die Augen fiel es, wie die Einfachheit des preußischen Königlichen Hauptquartiers abstach im Vergleiche zu dem russischen und späterhin zu dem österreichischen. Zwar führte der alternde Staatskanzler außer seinem Halbwagen noch eine Kutsche bei sich, sowie Pferde und Wagen für die Räte, Büreau- und Küchenwagen. Dennoch brauchte das ganze Gefolge Friedrich Wilhelms III noch nicht über 200 Pferde, dagegen 800 das Gefolge des Kaisers Alexander, darunter allein zwanzig russische Kibitken, beladen mit des Kaisers Silbergeschirr. Gar bis auf zweitausend stieg die Pferdezahl des Gefolges des Kaisers Franz, mit eingerechnet die nur als Leibwache dienende ungarische und böhmische Nobelgarde und viele Maulesel als Sänftenträger.

Am 19. März brach Kaiser Alexander von Breslau auf, um nach Kalisch ins russische Hauptquartier zurück zu kehren. Zwei Tage darauf sah Prinz Wilhelm mit nassen Augen seinen Bruder in den Reisewagen steigen: der Kron-

prinz sollte den Vater nach Berlin begleiten und von dort zur Armee abgehen, während der König wieder nach Breslau kommen und von hier sich nach Kalisch begeben wollte, zum Kaiser Alexander. In einem Briefe aus Berlin schreibt Schleiermacher: „Der König ist gekommen und mit ungeheurem Jubel und mit großer militärischer Pracht empfangen worden. (Er ritt von Charlottenburg her in Berlin ein, den ganzen Weg durch ein glänzendes Spalier teils preußischer, teils russischer Regimenter.) Heute marschieren die Truppen. Morgen (28. März) ist die religiöse Feier des Durchzuges und des Kriegsanfanges. Alles ist im höchsten Enthusiasmus, und hoffentlich wird nun endlich bald der Kriegsschauplatz jenseit der Elbe sein." — „Auch wir," sagt Schleiermacher in einem andern Briefe, „die Verkündiger des Friedens haben, wenn auch nicht alle zum Schwert, doch zu der scharfen Waffe des Wortes gegriffen und an heiliger Stätte zum Kriege, zum Kampfe auf Tod und Leben aufgerufen. Sie wissen von mir, daß ich als die wesentliche Bedingung der Entwickelung eines Volkes zu einem wahrhaft christlichen, das heißt freien Staate, die eigentümliche Nationalität, frei von den Fesseln einer Fremdherrschaft verlange. Je reiner und gerechter unsre Sache vor Gott ist, um so mehr ist es unsre Aufgabe, uns diese Reinheit zu bewahren." Ein Bild jener Tage zeichnet Schleiermacher in der vollen Stimmung der Zeit in der Predigt, worin er des Königs Aufruf an sein Volk und zur Landwehr von der Kanzel verlas, wie dies am 28. März in allen Gotteshäusern Berlins geschah. „Wie waren wir schon alle (sprach Schleiermacher) durch die Begebenheiten der letzten Wochen auf das innigste bewegt! Ausziehen sahen wir aus unsern Mauern das Heer eines dem Namen nach uns verbündeten Volkes; aber nicht, als ob Freunde von uns schieden, war uns zu Mute, sondern mit dankbarer Freude fühlten wir den langen, schweren Druck endlich von uns genommen. Jenem Heere folgten auf dem Fuße die Scharen eines andern Volkes, dem Namen nach mit uns im Kriege; aber mit



Dr. Fr. Schleiermacher, gezeichnet von H. Lips.
(Zeit der Befreiungskriege.)

der fröhlichsten Begeisterung wurden sie aufgenommen, wie sie sich auch zu erkennen gaben als des Königs und des Volkes Freunde. Und als wir nicht lange nach ihnen auch unsere eigenen Krieger zurückkehren sahen, da durfte keiner mehr zweifeln, sondern froh ging die Rede von Mund zu Munde; dank dem himmlischen unverkennbaren Zeichen, welches Gott der Herr durch die schrecklichen Zerstörungen des Krieges im Norden gegeben; dank den edlen und tapfern Heerführern, die selbst den Schein des Ungehorsams und die Verletzung des Buchstabens nicht achtend, es wagten, wahrhaft im Sinn und Geist des Königs handelnd den ersten entscheidenden Schritt zu thun, um uns zu befreien von den unerträglichen Banden, die uns so lange gefesselt hielten. Und nun — wir sahen unsern teuern König selbst unter uns treten, mit einem Gefühl, wie es noch nie sein Herz kann gehoben haben, weil er noch nie Veranlassung hatte, so innig und wahr zu empfinden, was doch für einen Herrscher das Beglückendste und Erhabenste ist, die reinste Übereinstimmung zwischen seinem Willen und seiner Völker Wunsch. Wir sahen ihn das Heer, auf seinen Befehl zum Kampf geweiht und gesegnet durch Gebet, hinaus geleiten den Weg, der es dem Feind entgegenführt."

Beim Ausmarsche seiner Truppen aus Berlin ritt der König an der Spitze des Leibregiments und der dazu gehörigen freiwilligen Jäger. Drei Tage nachher (30. März) ging der Kronprinz zur Armee ab, zunächst in Blüchers Hauptquartier. „Alles will mit mich gehen," hatte der General vier Wochen zuvor von Breslau aus an seinen Sohn Franz geschrieben, „ich habe aber alle abgewiesen, denn sie würden mich auffressen." Den Erstgeborenen seines Königs empfing Blücher mit Wonne, stolz darauf, ihm bei erster Gelegenheit zu zeigen, wie „die Franzosen Schmiere kriegten." An eben demselben 30. Märztage, der den Kronprinzen aus Berlin ins Feld ziehen sah, ließ Napoleon durch sein Pariser Sprachrohr, den Moniteur, dem gesamten Europa sagen: „Und wenn der Feind selbst auf den Anhöhen des Montmartre stände, es würde doch nicht ein einziges Dorf des Kaiserreiches abgetreten werden." Und genau ein Jahr darauf, am 30. März 1814, wird in der Schlacht um Paris der Montmartre erstürmt, das Babel der Revolution und der Cäsarenwirtschaft fällt, mit ihm das stolze Reich Napoleons. „Wir ziehen wohin der Finger der Vorsehung uns weiset," lautete es prophetisch in dem von Gneisenaus Hand geschriebenen und von Blücher am 23. März 1813 verkündeten Aufruf an die Sachsen. Napoleon war schon von seinem Oheim gewarnt worden vor dem Xerxeszuge gen Rußland. Der Kardinal Fesch hat ihm gerade heraus gesagt: er möge die Vorsehung nicht versuchen, nicht Himmel und Erde, die Völker und die Elemente herausfordern. Und was war Napoleons Antwort? Er nimmt den Kardinal, seinen Oheim, bei der Hand, zieht ihn ans Fenster, macht es auf und fragt: „Sehen Sie wohl den Stern dort oben?" — „Nein, Sire." — „Ich aber sehe ihn," entgegnet Napoleon und läßt den Warner am Fenster stehen, als wolle er dem Oheim Zeit gönnen, den Glücksstern des Neffen wahrzunehmen. Anders König Friedrich Wilhelm III mit seinem Wahlspruche vom Grabsteine der Markgräfin Elisabeth im Königsberger Dome: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott." In fester Zuversicht zu dem großen Alliierten droben, von dem der alte Zieten gesagt, daß

er Preußen nicht verlassen werde, heißt der König sein Heer zum Kampfe weihen, und wie eine Segensstimme von oben schallt das Geläute der Kirchenglocken zu dem Waffenklirren, dem Trommelschlage, dem Hörner- und Trompetenrufe der marschfertigen Streiter. „Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heiliger Krieg," hat Körner gesungen, und nach der Weise eines Kirchenliedes der Kurfürstin Louise von Brandenburg schrieb er zur Einsegnung des preußischen Freikorps zu Rogau in Schlesien die Verse:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es war ein Frühling, der, wie Schleiermacher ihn schildert, den Volksstamm, den Napoleon fällen wollte, mit einem belebenden religiös-nationalen Geiste durchdrang, gleichsam mit einem frisch treibenden Safte in allen Ästen und Zweigen zum sichern Zeichen, daß dieser geistige Baum grün und aufrecht bleiben werde unter den Donnerschlägen des heißen Krieges. Und in jenem herrlichen Frühling ist Prinz Wilhelm in sein siebzehntes Lebensjahr eingetreten, fern von dem Vater, der in Berlin Heerschau hielt, fern von dem Bruder, mit dem er so gern als guter Kamerad ins grüne Waffenfeld geritten wäre.





Zweites Kapitel.

Bis zur Völkerschlacht.

Den 31. März traf der König von Berlin wieder in Breslau ein. Er brachte seinen Kindern eine Nachricht mit, die, wie froh sie auch klang, doch in Erinnerung an ihre Mutter die wundeste Stelle seines Herzens berührte. Ihr Großvater, der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz hatte sich von Frankreich losgesagt, um sich den verbündeten Monarchen zum Kampfe für Deutschlands Unabhängigkeit anzuschließen. Zwar von den 500 Mann, die als kleines Strelitzer Rheinbund-Kontingent mit der großen Armee des „Protektors" nach Rußland hatten ziehen müssen, waren nur fünf Offiziere und einige sechzig Leute heimgekehrt. Aber der Erbprinz Georg (Bruder der Königin Luise) hatte dem König nach Berlin die Botschaft gebracht, daß in Strelitz bereits die Ausrüstung eines Husaren-Regiments von vier Schwadronen im Gange war: Freiwillige meldeten sich in Überzahl, der Herzog hatte sein Silberzeug in die Münze geschickt, und jeder steuerte bei, soviel er konnte. So hatte des Königs Aufruf auch im Heimatlande der Königin Luise gezündet. „Es vergeht kein Tag," schrieb der Erbprinz Georg in jener Zeit, „daß ich nicht Freudenthränen vergieße über den herrlichen Geist, der hier weht, gerade wie in Preußen, so daß die jungen Leute weinen, wenn sie ihrer allzugroßen Jugend oder Schwächlichkeit wegen müssen abgewiesen werden. Dieses Gefühl, wieder als eine Nation dazustehen, sich bei äußerster Armut dennoch selig zu fühlen, weil sie noch das Eisen ergreifen können, wie es Gott und Menschen wohlgefällig ist, und das Letzte hingeben zu dürfen, um diesem Eisen Gedeihen zu geben, und sich im Bunde mit solchen Menschen, mit solchen Monarchen zu fühlen — endlich wieder nach sechsjähriger schändlicher, schmachvoller Tyrannei und Sklaverei! Gegen ein solches Gefühl kommt doch gar nichts." Zuletzt unter den deutschen Fürsten waren die Herzöge von Mecklenburg, neben dem Herzoge von Oldenburg, dem Rheinbunde beigetreten. Zuerst entwanden sie sich nun dem fremden Joche, als Friedrich Wilhelm III das Banner der Befreiung erhob, er voran den deutschen Fürsten. Vom König nahm der Erbprinz aus Berlin die Zusage mit, daß die Strelitzer C.-Husaren dem Yorkschen Armee-Corps angegliedert werden sollten.

Am 2. April reiste der König mit seinem Staatskanzler von Breslau auf drei Tage nach Kalisch zum Kaiser Alexander. Nach seiner Rückkehr kam die Siegesbotschaft von Möckern: vornehmlich die Preußen (ihrer ungefähr 10000 nebst nicht mehr als 1200 Russen) hatten dort das von Magdeburg her vordringende Heer des Vizekönigs von Italien zurückgeworfen. Es war der erste blutige Schlag, den die Franzosen in diesem Kriege von preußischen Waffen davontrugen. Ein Freudenstrahl war es auch für den Prinzen Wilhelm, was der Flügel-Adjutant Major von Natzmer an den König berichtete von dem Aufleuchten des alten preußischen Waffenruhmes in dem Treffen bei Möckern: „Graf Wittgenstein war fest entschlossen, den Feind am andern Morgen noch einmal anzugreifen. Jedoch um einer zweiten und vielleicht gänzlichen Niederlage vorzubeugen, war der Vizekönig, der selbst bei dem Gefechte gegenwärtig, die Nacht schon aufgebrochen und eiligst nach Magdeburg zurückgegangen. Der Graf von Wittgenstein und alle Russen sind außer sich über das heldenmütige Betragen unsrer Truppen und bezeugen ihnen die größte Achtung. Am aufrichtigsten scheint dies bei den Kosaken zu sein. Wo ein Kosak einem Preußen begegnete, umarmte er ihn auf das herzlichste." — Nicht zu viel von der Tapferkeit der Preußen in diesem ersten Kampfe sagt Natzmer in seinem Schlachtbericht an den König. Auch in dem vertraulichen Briefe, den der General von Bülow am Morgen nach dem heißen Gefecht an seine Frau in Berlin geschrieben hat, steht zu lesen: „Unsre Truppen fochten mit einer unbeschreiblichen Erbitterung. Meine Kavallerie machte eine Linienattacke auf die weit stärkere feindliche und warf sie völlig über den Haufen. Auch die Artillerie wirkte gewaltig, und die Verwirrung des Feindes war total. Meine Wohnung ist ein Bauernhaus. Ein einziges Bund Stroh war nur zu haben, dieses auf die Erde gelegt, und ein Schemel zum Kopfkissen, war meine Schlafstelle." — Recht nach dem Sinne des Königs, des obersten Heermeisters seines Kriegsvolkes, war es, daß seine Truppen bei ihrer berserkerhaften Tapferkeit sich zugleich als wohl disziplinierte, zuchtgewohnte Soldaten erprobten. Jenes Pommersche Grenadier-Bataillon, welches bei Möckern eine Kanone eroberte, entzückte den damaligen russischen General-Quartiermeister Diebitsch dergestalt, daß er laut aussprach: noch nie habe er ein Bataillon auf dem Exerzierplatz sich so bewegen sehen, als dieses bei dem größten Feuer und blos nach Signalen.

Der König nahm am 22. April Abschied von seinen Kindern, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Prinz Wilhelm konnte nun nicht mehr die neuen und zuverlässigen Heeresberichte aus des Vaters Munde hören. Da wird auch er in Breslau öfter die peinliche Ungewißheit ausgestanden haben, über welche die in Berlin zurückgebliebene Oberhofmeisterin in einer Aufzeichnung vom 29. April klagt: man wisse nicht, ob Napoleon in Erfurt oder in Paris sei; man habe gar keine Nachrichten; man höre nichts als falsche Gerüchte oder Lügen. Napoleon war an jenem Tage bereits in Naumburg an der Saale, seine neue wie aus dem Boden gestampfte Armee von Thüringen her im Anmarsche auf die Ebene von Lützen und Leipzig zu, um Sachsen wieder an sich zu reißen. Am 5. Mai jubelte man in Berlin und Breslau über die Glücksbotschaft von Groß-

Görschen. Der Staatskanzler Hardenberg bezeichnete die Schlacht dort (2. Mai) als einen unzweifelhaften Sieg, den man nur hätte verfolgen sollen, anstatt ihn abzubrechen. Dagegen Napoleon, am Abend nach der Schlacht, die er nach seinem Hauptquartier Lützen (anderthalb Meilen von Groß-Görschen) hieß, prahlte zu seinem Großmarschall Duroc: „Ich bin aufs neue Herr von Europa.“ Bei Bautzen wird er dann erleben, wie eine feindliche Kugel dem dicht hinter ihm reitenden Freunde die Eingeweide aus dem Leibe reißt. Kurz zuvor, so erzählt der Marschall Marmont, hat Duroc in düsterer Stimmung die Worte fallen lassen: „Napoleon ist unersättlich im Kriegführen; wir werden alle hier bleiben; das ist unser Schicksal.“ — Den Tag von Lützen hebt Marmont als denjenigen in Napoleons blutiger Laufbahn hervor, an welchem er sich persönlich den größten Gefahren auf dem Schlachtfelde entgegenstellte. Er selber habe die schon zurückgeworfenen des dritten (Neyschen) Corps wieder gesammelt und zu neuem Angriffe geführt. In einem Briefe vom 4. Mai schreibt Napoleon an den Kaiser von Österreich: „Obgleich ich selbst alle Bewegungen meiner Armee leitete und mich mehr als in der Schußweite des Kartätschenhagels befand, hat mich doch kein Unfall getroffen.“ — Die preußischen Heerführer sah man inmitten der hitzigsten Dorfgefechte: Blücher bekam einen Schuß in die Seite; eine Kugel war vorher an des Generals Gürtel abgeprallt, eine zweite wollte an seinen Fingern „lutschen.“ Zwei Tage nach der Schlacht schreibt Blücher an seine Frau: „Ob ich gleich drei Kugel erhalten und mich ein Pferd erschossen, so ist doch alles nicht gefährlich, und ich bin und bleibe in voller Thätigkeit. Satisfaktion habe ich genug; denn ich habe den Herrn Napoleon zweimal angegriffen und beide Male geworfen. Die Schlacht ist so mörderisch gewest, daß beide Teile erschöpft waren.“ Scharnhorst, zu Fuß und zu Pferde voran, den Säbel schwingend unter dem Rufe: Es lebe der König! bekam erst eine Gewehrkugel durch den Tschako, dann eine unterm Knie ins Dickbein. „Die Kugel,“ schreibt Scharnhorst an seine Tochter, „traf auf den Stiefel, oben von dickem Leder (ich war dem Schuster böse über die Dicke), von da aufs Bein, setzte auf den Knochen ab und blieb im Fleisch stecken. Sie hatte nur eine Sehne afficiert und die Pulsader nicht getroffen. Ich glaubte anfangs, mir wäre 's Bein ab und war der Ohnmacht nahe. August (des Generals Sohn) hielt mich. Wer das Unglück hatte, hier erst auf der Erde zu liegen, war verloren. Wir kamen nach und nach aus dem Feuer.“ — In Blüchers Nähe fällt der junge Prinz Leopold von Homburg, der Bruder der Prinzessin Wilhelm, der Schwägerin des Königs. Eine Kugel trifft ihn ins Herz, gerade durch den Stern seines Ordens: „Macht nur, daß ich nicht unter die Franzosen komme,“ sind seine letzten Worte. Natzmer sieht, wie ein Husar mit dem Toten, hinter ihm auf dessen Pferde sitzend, auf den Hügel zureitet, wo der König und der Kaiser Alexander beisammen stehen, den Gang der Schlacht im Auge. In Schenkendorfs „Romanze von dem Prinzen von Homburg“ lautet es, eine Stimme aus jenen Tagen:

Es entrann dem Kühnen
All sein Lebensblut,
Freudig zu versühnen,
Schlechten Fürstenmut. —

Wendet schnell die Rosse,
Boten heimatwärts,
Auf dem Königsschlosse
Zagt ein Schwesterherz.



Tod des Prinzen von Homburg.

„Er war ein Christheld, der für die heilige Sache des Vaterlandes starb," sagte die fürstliche Schwester des Gefallenen sich zum Troste. In einem andern Gedichte Schenkendorfs: „Szene aus der Lützener Schlacht" konnte der junge Prinz Wilhelm lesen, wie kühn sein Bruder, der Kronprinz, dort ins feindliche Feuer geritten war:

Wer sprenget auf dem stolzen Roß
Bis in die vordern Reihen
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das muntere Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron.

Drob zürnet ihm des Königs Mut
Und straft mit mildem Worte:
Zurück, du junges Zollernblut,
Zum angewiesenen Orte.
Du rascher, junger Königssohn,
Mußt erben ja den hohen Thron.

Ohne dichterische Ausschmückung berichtet Graf Henckel von Donnersmarck als Augenzeuge den wirklichen Hergang: „die preußischen Garden unter General von Röder, wobei auch der Kronprinz und Prinz Friedrich von Preußen zugegen waren, fochten hartnäckig um den Besitz der Dörfer Groß- und Klein-Görschen. Als ich am linken Flügel nach dem Monarchenhügel zurückkam, befahl der König, ebenfalls vorzureiten; wir ritten nach Kaja, welches der Major von Block mit den Garde-Füsilieren verteidigte. Der König ritt einen weißen Araber. Das Dorf wurde vom Feinde genommen und wieder gewonnen. Der König, die

weitere Stellung bereitend, kehrte nach dem Hügel zurück und befahl dem Flügel-Adjutanten Grafen Stolberg und mir, sowohl den Kronprinzen als auch den Prinzen Friedrich aus dem Gefecht zu rufen, indem sein väterliches Herz doch für seinen Erstgeborenen fürchten mochte. Er sprach jedoch ganz gelassen: „Holen Sie sie einmal zu mir, sie sind genug im Feuer gewesen.'" — Der Flügel-Adjutant, nachheriger General von Luck, eine Zeitlang Gouverneur des Kronprinzen erzählt: der König habe, nachdem der Kronprinz sich wieder der Umgebung der beiden Monarchen angeschlossen, ihm (Luck) während des Rittes einen Wink gegeben und ihn gefragt, wie sich der Fritz benommen habe. Auf die Antwort: „Kaltblütig und unerschrocken im Kugelregen," habe der König, augenscheinlich hoch befriedigt, dem Befragten fest den Arm gedrückt.

Die Fahne des ersten Bataillons des ersten Garde-Regiments, zu welchem der Kronprinz bei Groß Görschen vorgeritten war, ist so zerschossen, daß von ihrem Tuche nur noch wenige Fetzen zu sehen sind. Ihre zersplitterte Stange trägt einen sie zusammenhaltenden silbernen Spangenring mit der Inschrift: „Groß-Görschen 2. Mai 1813". Diese Fahne, die älteste der in Potsdam stehenden Infanterie, 1808 bei der Neuerrichtung der Garde zu Fuß in Königsberg verliehen, stand nach dem Heimgange des Königs Friedrich Wilhelm IV inmitten der Trauerwache auf Sanssouci, als der Sarg mit seiner Leiche dort ausgestellt war in dem Sterbezimmer Friedrichs des Großen. Es geschah auf Befehl des Königs Wilhelm. Er hat es in seinem guten Gedächtnis behalten, wie sein Bruder als Kronprinz dort bei Groß Görschen zum erstenmal im Feuer war.

Mit großen Worten rühmte Napoleon sich des Sieges in jener unentschiedenen Schlacht. In seiner Verkündung vom 3. Mai 1813 ruft er seinen Soldaten zu: die Schlacht bei Lützen werde höher gestellt werden, als die Schlachten bei Austerlitz, Jena, Friedland und an der Moskwa. Aber angesichts seiner schweren Verluste konnte er sich nicht verhehlen, daß durch seine Rechnung auf ein zweites Jena ein blutiger Strich gemacht worden sei. Treffende Zeilen schreibt Nicolovius in einem damaligen Briefe aus Berlin. „Die Schlacht am 2. Mai ist ein bleibendes Denkmal unsres neuen Lebens. Mit vielem Blut, aber nicht zu teuer ist unser Ruhm der Tapferkeit, die Überzeugung unsres ernsten Sinnes und kräftigen Willens, mithin das Vertrauen der benachbarten Völker wiederum errungen. Freilich wird der Feind dies alles und anfangs mit leichter Mühe in dem Teil der Welt, der seiner Stimme offen steht, nicht aufkommen lassen und die entgegengesetzte Meinung in Umlauf bringen. Aber die Wahrheit wird durchdringen, ihr Licht leuchtet zu helle. Ich wollte, ich könnte Dir alle Nachrichten über den Mut unsrer Truppen, über das heldenmütige Sichopfern unsrer Freiwilligen in der Schlacht mitteilen, damit Du recht inne würdest, welche neue, sein inneres Mark erschütternde Erfahrung Napoleon gemacht hat, und welches Unterpfand für die Zukunft wir haben."

Die Verheißung des opfermutigen Geistes, der in dieser Frühlingsschlacht die preußischen Krieger beseelte, wie herrlich sollte sie dann durch die Hochsommer- und Herbstsiege in Erfüllung gehen! Inzwischen aber kamen noch harte Tage und Wochen. Welch ein Schrecken für den Prinzen Wilhelm, wenn auch er

damals von jener Sage hörte, deren Nachhall sich findet in Körners Gedicht: „An den König, als das Gerücht ihn in der Bautzener Schlacht gefallen nannte.“ Napoleon schrieb am Abend des zweiten Schlachttages bei Bautzen an den Kaiser Franz: „Mein Herr Bruder und teuerster Schwiegervater, ich habe am 20. und 21. (Mai) der russischen und preußischen Armee, die sich in einem Lager bei Bautzen und Hochkirch verschanzt hatten, eine Schlacht geliefert. Die Vorsehung hat mich siegen lassen.“ Doch verschwieg er, daß er hier ein Sieger ohne Trophäen war. Keine Fahne, keine Batterie war gewonnen, kein geschlossener Trupp gefangen. Gewohnt, nach solcher Schlacht die feindliche Artillerie und Tausende von Kriegsgefangenen als Siegesbeute zu sehen, erblickt er hier nur wenige in den Schanzen stehen gelassene zerstörte Geschütze. „Was? Nach solchem Blutbad kein Resultat?“ hörte Berthier ihn sagen. „Kaum einen Nagel lassen mir diese Menschen liegen!“ Nur darüber frohlockte er, daß er die Preußen und die Russen von der großen Straße nach Breslau abgeschnitten, während Marschall Oudinot nun gegen Berlin losgehen sollte. Wie es in den Tagen der von den Verbündeten abgebrochenen Bautzener Schlacht in Berlin aussah, schildert Schleiermacher in einem Briefe vom 22. Mai an seine Frau, die er mit den Kindern nach dem vermeintlich sichern Schlesien geschickt hatte: „Des Morgens begegnet man den Leuten truppweise mit Schaufeln und Spaten, die zum Schanzen gehen, des Abends exerzieren die Landsturm-Kompanieen auf allen großen Plätzen. Die beiden Schanzen an unsrer Schafbrücke sehen sehr niedlich aus, und wenn sie erst mit Mannschaft und Artillerie besetzt sind, so kommt der Feind gewiß nicht eher hinein, bis die Schanzen und die Kanonen demontiert sind. Wenn man rechnet, daß dreißig- bis vierzigtausend Mann Landsturm hier sind (nun die letzte Zahl ist wohl auf jeden Fall etwas zu groß) und diese sich etwa von 15000 Mann regulärer Truppen unterstützt denkt, so muß man glauben, wenn alles ordentlich hergeht, so könnte sich Berlin gegen eine sehr große Macht, die nur nicht mit sehr schwerem Geschütz versehen wäre, sehr gut halten.“ — In dem Landsturmtrupp, zu welchem die Professoren der Berliner Universität sich nachmittags mit Büchse und Patronentasche auf dem Exerzierplatz in Reih und Glied stellten, erschien Schleiermacher als der kleinste von ihnen auf dem linken Flügel, Savigny als der größte auf dem rechten Flügel.

Der König überraschte am 25. Mai seine Kinder in Breslau, wohin er von Goldberg an der Katzbach, seinem Hauptquartier, über Liegnitz gereist war. Was er vorgestern in seiner Proklamation von Löwenberg aus zu seinem Volke, und in seinem Tagesbefehl von Lauban aus zu seinem Kriegsheere gesprochen hatte, das konnte nun Prinz Wilhelm von dem Vater selber hören: die Anstrengungen der braven Truppen hätten den Erfolg gehabt, daß dem Feinde viel bedeutendere Verluste zugefügt seien, als sie selbst erlitten; schon habe der Gegner die vereinigte Armee achten und fürchten gelernt. Dennoch sei sie ihm mit Vorsicht gewichen, um sich ihren Hilfsquellen und Verstärkungen zu nähern und dann den Kampf mit desto gewisserem Erfolge zu erneuern. Jeder Preuße, der für sein Vaterland den Tod gefunden, sei als Held gefallen, in jedem, der zurückkehre,

ritterlicher Sinn und Heldenmut zu ehren. Der König erinnert daran, wie zu Friedrichs Kriegszeiten die Preußen mit Mut, Beharrlichkeit und Treue mehrjährige Drangsale ertrugen, und wie diese Ausdauer endlich doch zu einem glorreichen Ausgange und glücklichen Frieden führten. Er baue auf Gott, vertraue seinem tapfern Heere, daß es eben so viel Ausdauer zeigen werde, als es Mut gezeigt.

Kaum zwei Tage nach des Königs Ankunft in seiner schlesischen Hauptstadt kam von Haynau an der schnellen Deichsel her ein Siegesbote. „In diesem Augenblick (so meldete die Breslauer Zeitung vom 27. Mai) überbringt der Flügel-Adjutant Sr. Majestät des Königs, Major v. Natzmer, die Nachricht eines sehr glänzenden Gefechts der preußischen und russischen Kavallerie unter dem General von Blücher am 26. Mai. Seit mehreren Tagen war die französische Division Maison unsrer Arrieregarde auf dem Fuße gefolgt. Hinter Haynau, wo das Terrain ein Versteck begünstigte, legte der General v. Blücher die preußische Reserve-Kavallerie en embuscade zu beiden Seiten der Straße, während die russische zum soutien gestellt wurde, und die bisherige Arrieregarde des Korps den Auftrag erhielt, den Feind durch beständiges Gefecht nach sich zu ziehen und in die Falle zu locken. Das Anstecken einer Windmühle war das Signal zum allgemeinen Angriff. Nach einigem Widerstande war die Hälfte der Maisonschen Division, welche das Defilee passiert hatte, teils niedergemacht, teils gefangen. Elf Kanonen und sehr viele Munitionswagen wurden erbeutet. Die Anzahl der Gefangenen ist noch nicht zu bestimmen, da sie bei Abgang des Majors von Natzmer noch von allen Seiten eingebracht wurden."

Ein neuer Zieten schien, wie der alte aus dem Busch, über den Feind gekommen. Der Kampfplatz war jene bebuschte Ebene südlich von Haynau, welche, von der Heerstraße durchschnitten, sich eine halbe Stunde lang hinstreckt und allmählich zu einem wellenförmigen Höhenzuge aufsteigt. Dort, in den bewachsenen Gründen, verbirgt Blücher seine Reserve-Kavallerie, während sein bisheriger Nachtrab, dem die französische Vorhut seit einigen Tagen nachdrängt, langsam und scheinbar nachlässig den Rückzug fortsetzen soll, um die von Haynau auf Liegnitz gerichtete Division des Generals Maison zum Vorrücken in die Ebene zu reizen. Auf das Flammenzeichen jener in Brand gesteckten Windmühle brechen 3000 preußische Reiter in vollem Rennen aus dem Hinterhalte hervor. Aber an der, von dem Geschwader aufgetriebenen Staubwolke, an der Rauchsäule der auflodernden Windmühle merkt der umsichtige französische General den drohenden Überfall. Vorhin, als er über das Vorrücken in die weite Ebene sein Bedenken geäußert, vom Marschall Ney ausgelacht, setzt General Maison nun seine Ehre darein, der augenscheinlichen Gefahr zu trotzen. Er befiehlt seinem Fußvolk schnell Karrees zu bilden. Aber nur sein rechtes Flügel-Bataillon kommt mit geschlossenen Vierecken zu Stande. Unaufhaltsam stürzt die preußische Reiterei sich in das feindliche Fußvolk. Die französische Kavallerie läßt, wie weggefegt, ihre Infanterie im Stich. Die französischen Artilleristen schleudern den anstürmenden preußischen Reitern eine Ladung mit Kartätschen entgegen. Dann schneiden sie die Stränge ab und jagen mit den Pferden davon,

oder suchen mit den Geschützen zu entkommen, den blutigen Knäuel noch mehr verwickelnd. Umgeritten, niedergehauen wird, was nicht in wilder Flucht sich rettet, nach dem nahen, noch von Franzosen besetzten Michelsdorf. Hier schießen sie aus Fenstern und Thüren auf die preußischen Verfolger. Mitten durch dies heftige Gewehrfeuer führt Oberst von Dolffs die schlesischen Kürassiere; unter ihren wuchtigen Streichen, unter dem Hufschlag ihrer Pferde erliegen noch jenseit des Dorfes Scharen eingeholter Flüchtlinge. Als Beute dieses Reitersieges werden, außer den eroberten elf Geschützen, vierhundert Gefangene mit fortgeführt, unter ihnen zwei Obersten, ein General-Adjutant und andre Offiziere, während fünfundzwanzig Offiziere und mehr als zweihundert Mann vom Feinde tot oder verwundet auf der schlesischen Erde liegen, ungerechnet die Vermißten. Angesichts dieses Verlustes glaubte der General Maison auch seine Ehre verloren; er war, wie der Marschall Marmont berichtet, hart daran, sich mit eigener Hand eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

Aber auch die Sieger zählten, außer dem ritterlich gefallenen Obersten von Dolffs, fünf tote und fünfzehn verwundete Offiziere, zweihundertzwanzig tote, verwundete und vermißte Reiter und zweihundert Pferde. Gneisenau schrieb bald nach dieser kühnen Waffenthat: „Seit den letzten Tagen ist uns der Feind nur sehr langsam gefolgt, da wir ihm einmal die Zähne gewiesen haben!" Auch bei den nur zur Deckung aufgestellten Schwadronen der Garde du Corps und der Brandenburgischen Kürassiere waren Menschen und Tiere in Wallung. Ob denn



Reitersieg bei Haynau.

des Königs Leibwache nicht auch mit einhauen solle. Diese Frage und solcher mehr verlauteten in dem Geschwader der kampfbereit zurückgehaltenen Reiterei. Ein Denkbild des Gefechtes bei Haynau hat seinen Ehrenplatz in der Gemälde Galerie des Bellevue-Schlosses im Berliner Tiergarten.

Am nächsten Tage nach dem Überfall kam Napoleon von Bunzlau her nach Haynau, um von da in eigener Person seine Avantgarde mit scharfer Vorsicht nach Liegnitz zu leiten. Ebenso behutsam zog er am folgenden Nachmittage auf der Straße nach Jauer weiter, wo das voraus marschierende Marmontsche Korps bald mit seiner Staubwolke, bald mit dem Knall seiner Geschütze dem Kaiser als sicherer Wegweiser zu dienen schien. Seine Garden dicht bei sich und zwei Armee-Korps in der Nähe, hieß er drei andre auf Breslau losgehen — drei französische Armee-Korps gegen ein preußisches. Denn, wie Niebuhr, der damals den König in der schlesischen Hauptstadt sprach, sich brieflich äußert: „Vor Breslau ist ein Armee-Korps aufgestellt, um die Stadt gegen ein nicht zu beträchtliches feindliches Korps zu decken. Unsre Hauptarmee hat sich gegen Schweidnitz gezogen. Die französische Armee soll noch bei Liegnitz stehen: sie dringt also nicht weiter vor." Aber an diesem Tage (29. Mai) verdrängt der Marschall Marmont die Verbündeten schon aus Jauer, und Marschall Ney ist schon auf dem Vormarsche nach Neumarkt, wohin dann Napoleon nach der Einnahme von Breslau sein Hauptquartier verlegen wird. „Vorgestern (27. Mai)," schreibt Niebuhr weiter, „verließen wir Breslau, nicht wegen Gefahr bei einem längeren Bleiben: denn noch waren die Königlichen Kinder hier, sondern weil alle, mit denen ich Geschäfte (wegen des mit England abzuschließenden Allianz- und Subsidien-Vertrages) habe, nach dem Hauptquartier gegangen waren."

Der König ist erst am 30. Mai nachmittags um 2 Uhr aus Breslau nach Schweidnitz ins Hauptquartier zurückgekehrt, wo das verbündete Heer ein Lager bezog. An demselben vorletzten Maitage wird Prinz Wilhelm auf des Vaters Anordnung mit den jüngeren Geschwistern von Breslau nach der Grafschaft Glatz abgereist sein, unter dem Geleite Minutolis, seines und seines Bruders Karl damaligen Gouverneurs. In Neiße hat dann Mitte Juni der König seine Kinder auf wenige Tage besucht. Sein und des Kaisers Alexander Hauptquartier war vom 31. Mai bis 5. Juni im Dorfe Ober-Gröditz, eine Meile von Schweidnitz. Dort in des Dorfpredigers Hause, wo Friedrich Wilhelm III wohnte, vollzogen beide Monarchen in der zehnten Vormittagsstunde des 5. Juni den Vertrag des Waffenstillstandes, der von ihren und Napoleons Bevollmächtigten gestern nachmittag in dem für neutral erklärten Dorfe Poischwitz bei Jauer abgeschlossen worden war, und den der König heute noch seinem Volke kund that mit den schlichten Worten: „Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten. Ich habe ihn mit Meinem Alliierten angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die Mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Thätigkeit und ununterbrochene Anstrengung werden uns dahin führen. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wiedergewinnen: wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsre Unabhängigkeit erkämpfen.

Beharrt in Eurem festen Willen, vertraut Eurem Könige, wirkt rastlos fort und wir werden auch unsern heiligen Zweck erringen. Ober-Gröditz bei Schweidnitz, den 5. Juni 1813. Friedrich Wilhelm."

Die Nachricht von dem Waffenstillstande überfiel nicht wenige treue Herzen mit der Furcht vor einem widerwärtigen Frieden.

Still steht' das Leben, es steht der Zorn der Männer gefesselt,
Durch der Könige Wort ruhet das Eisen der Schlacht.

So sang in jenen Tagen Ernst Moritz Arndt, und als Erlebtes berichtet er: als am zweiten Pfingsttag nachmittag die Nachricht von dem mit Napoleon abgeschlossenen Waffenstillstande nach Berlin gekommen, da seien plötzlich die Gesichter blaß, die Herzen wie vom Donnerschlag getroffen worden. Der Universitäts-Professor Reil, mit dem er im Gespräch unter den Linden stand, habe ihm im vollsten Schmerze die Hand mit solcher Gewalt gedrückt, als wenn er sie mit abdrücken wollte, und die hellen Thränen seien dabei dem hochgestalteten, festen Ostfriesen aus den großen tiefen Augen gestürzt. „Die Sonne des schönen Frühlingstages schien nur auf Verzweifelnde: bei dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie versteint und verdonnert. Alles, was Preußen hieß und seinen Namen führte, wollte lieber den geschwindesten Untergang als einen unrühmlichen Frieden." — Den wollte auch Friedrich Wilhelm III nicht. Aber der König konnte den Ungeduldigen doch nicht öffentlich sagen, was sein Flügel-Adjutant Natzmer ihm schon vom Schlachtfelde bei Möckern geschrieben hatte: „So vortrefflich Ew. Königlichen Majestät Truppen in jeder Hinsicht sind, so halte ich es doch für meine Pflicht, Ew. Königliche Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß die meisten Regimenter und besonders die Bataillone, die in Rußland waren, so schwach sind, daß, wenn sie nicht sehr bald Ergänzung erhalten, sie binnen kurzem aufgelöst sein werden. Es gibt jetzt schon Bataillone, die nur dreihundert Mann stark sind." — Ein Fingerzeig auf die dringend notwendige Ergänzung seines Heeres, zu welcher er durch den Waffenstillstand Zeit gewinnen wollte, ist aus des Königs Kundgebung heraus zu lesen. Und mit der Frist, innerhalb welcher der König nicht den Frieden, sondern die Fortsetzung des Krieges anbahnte, sollte auch Österreich als Bundesgenosse erlangt werden.

Auf Grund des Waffenstillstandes wurde Breslau sogleich wieder vom Feinde befreit, nachher durch siegreiche Schlachten ganz Schlesien. Napoleon selbst setzte keinen Fuß nach Breslau hinein. Er blieb gute vier Meilen davon in seinem Hauptquartier Neumarkt, ließ dort die um Schonung der Stadt bittenden Breslauer Abgeordneten vor sich und sagte ihnen im Tone der Großmut: sie möchten ihre Mitbürger beruhigen; denn was auch geschehen sei, um den Schwarmgeist, der von den Steins und Scharnhorsts ausgegangen, zu verbreiten, es solle alles verziehen sein. Am 5. Juni brach er im Gefolge seiner alten Garde von Neumarkt nach Dresden auf, während der König mit Kaiser Alexander von Ober-Gröditz zunächst nach Peterswaldau ging, dort im Schlosse des Grafen Ferdinand von Stolberg abstieg und dann in Neudorf wohnte, eine Stunde von Reichenbach, am Fuße des Eulengebirges, auf der großen Straße nach Schweidnitz.



Stein. Hardenberg. Arndt.

In Reichenbach während des Waffenstillstandes 1813.

„In Reichenbach (so schildert es Arndt, damals mit Stein dort zugegen) war das große diplomatische Hauptquartier. Hier sah ich die Diplomaten kommen und gehen: Stein, Hardenberg, Graf Stadion, Castlereagh, Nesselrode, Anstätt, von den Unsrigen Wilhelm von Humboldt (jüngst noch Gesandter in Wien), Schön, Niebuhr, Rhediger, Scharnweber und auch einige halbdiplomatische Rundläufer. Ich lebte hier nicht bloß ein unruhiges, kämpfevolles und arbeitsvolles Leben unter und zwischen den Diplomaten, sondern freute mich in freien Stunden oft mit tapfern, fröhlichen Jünglingen, die zwanzig, fünfundzwanzig Jahr jünger waren, als ich. Da waren manche der Freiwilligen: zuerst Max von Schenkendorf, der Preuße, und mein Dresdener Theodor Körner, mit einer fürchterlichen Narbe im Gesicht. Er war bei dem schändlichen Überfall, den die Franzosen mitten im Waffenstillstand über die Lützowsche Freischar machten, vom Pferde gehauen und als Gefangener abgeführt, hatte sich jedoch zu befreien gewußt und kam jetzt nach Reichenbach, um bei seinem Paten Geßler (Steins Jugendfreund) zu wohnen und seine Wunde ganz verharrschen zu lassen. Unter solchen Jünglingen und Dichtern ward auch ich wieder jung."

In und um Reichenbach war in jenen waffenstillen Sommerwochen Not an Quartieren. Arndt schätzte sich glücklich, als er nach stundenlangem Umherlaufen in dem wirren Gedränge endlich ein Unterkommen fand in dem einsamen Nachtwächterhäuschen auf der bröckelnden Stadtmauer:

Hat es der Fliegen zu viel, hat es des Lichts doch genug.
Erst ein russischer Oberst, der wollte mich trotzig verdrängen,
Dann ein Kosakenmajor — was ich erstritten, blieb mein!
Hier an dem fernsten Gebirg der östlichen Marken von Deutschland
Über mir hebt aus dem Dunst der blauen Dämmrung der Riese,
Welcher die Berge benennt, glänzend den Gipfel voll Schnee.



Theodor Körner in der Uniform der Lützower.

Schenkendorf, kenntlich als Soldat nur an der Militärmütze, dem Schnurrbart und dem um seinen Zivilrock geschnallten Säbel, bezog mit dem Grafen Karl von der Gröben ein ärmliches, eben erst von der Familie eines Landwehrmannes geräumtes Quartier im Dorfe Langen-Peilau, nahe bei der Herrnhuter-Kolonie Gnadenfrei. In dem Speisesaale der dortigen Brüdergemeinde sah es jetzt aus wie in einer Kaserne; in ihrem Betsaale erschienen manchen Sonntag auch Stein und Graf Geßler zum Gottesdienste, von dem benachbarten Reichenbach herüber gefahren. Sie saßen nicht auf der Bank der Spötter, deren einer, der weltweise Schön, die von Arndt vermerkten Lästerworte fallen ließ: „Die beiden alten Betväter meinen die Teufel Napoleon, Metternich und Hardenberg mit Bußpsalmen niederbeten zu können.“ Als ob nicht auch Blücher sein Gebetbuch wie eine gute Wehr und Waffe bei sich geführt hätte. Der greise Feldherr, sein Arzt Lieske bezeugt es, ist nie ins Gefecht geritten, ohne zu bitten: unser Herrgott

möge ihn leiten und ihn vor Fehlern bewahren. Er versäumte nicht seinen Morgen- und Abendsegen, und ohne studiertes Geplärr sich in Gottes Schutz befehlend, hat er, wie er selber gesagt, im dicksten Drunter und Drüber nicht an die Gefahr gedacht, totgeschossen zu werden. Denn, wenn ihm so etwas geschwant, er hätte gewiß so gut wie manche andre den Kopf verloren. — Aus Gnadenfrei brachte Schenkendorf ein ihm liebes Andenken mit: „Die täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für das Jahr 1813." Jener Kalender mit den Losungen aus dem alten Testamente und den Lehrsprüchen aus dem neuen diente dem gottesfürchtigen Sänger zugleich als Tagebuch: manches ihm frisch aus der Dichterseele quellende Lied hat er dahinein geschrieben.

Hufeland, der als Königlicher Leibarzt den Prinzen Wilhelm und seine jüngern Geschwister von Breslau her begleitete, erfuhr von seinem mit Schenkendorf befreundeten Sohne Eduard die Anwesenheit des Dichters, der die Königin Luise in der Unglückszeit bei ihrer Rückkehr von Memel nach Königsberg durch die „Rosenknospen" begrüßt und sie nach ihrem Heimgange als die vom Sturme getroffene „schöne Königsrose" gefeiert hatte. Er wird auch mit den Königlichen Kindern von dem treuen Sänger ihrer Mutter gesprochen haben. Aber wie konnte der junge Prinz Wilhelm damals voraussehen, daß mehr noch an ihm, dem jüngern Bruder dereinst in Erfüllung gehen würde, was Schenkendorf nach der Lützener Schlacht von dem Kronprinzen sang:

Die Mutter schützt den Königssohn,
Du erbest doch der Väter Thron.
Du wirst uns lang im Ehrenfeld
Mit Blick und Schwert regieren,
In späten Jahren, werter Held,
Ein frommes Zepter führen.

Und auch das sollte der junge Prinz Wilhelm dermaleinst als greiser Siegerkönig von frischem verwirklicht sehen, was nach des Vaterlandes Befreiung der Sänger aus Tilsit im Aufblick zu der verklärten Königin Luise aussprach:

Längst ihr schönes Haupt gesenkt,
Hat ein Gnadenbild von oben
Ihrer Völker Zug gelenkt.

Aber vorläufig mußte er, der künftige König und Kaiser Wilhelm, sich noch in der Tugend des Gehorsams und der Entsagung üben, als Sekondeleutnant von dem Vater noch für zu schwächlich erklärt, die Kriegsstrapazen zu ertragen, erschien der Prinz auch als neu ernannter Premierleutnant dem König noch immer nicht kräftig genug. „Wie stehst du im Regiment?" fragte der König seinen Sohn Wilhelm beim Wiedersehen. Das Regiment, welchem Prinz Wilhelm als Sekondeleutnant seit Weihnachten 1807 angehörte, mit dem ihm damals in Memel zum Christfest beschenkten Patent, das Garderegiment zu Fuß hatte bei Groß-Görschen schwer geblutet. Seine Verlustliste zählte 13 Offiziere, 842 Unteroffiziere und Soldaten. Zur Ergänzung der Lücken im Offizierkorps wurden auch mehrere Sekondeleutnants zu Premierleutnants befördert und dabei der Prinz von Hintermännern übersprungen. Eine für ihn herbe Folge seines unfreiwilligen Zurückbleibens in Breslau. „So sollst du auch avancieren", spricht der König. Der Prinz, das junge Soldatenherz voll und schwer von der Sehnsucht nach der

Fahne, bricht in die Worte aus: „Aber wie kann ich avancieren? Ich, der ich ja hinter dem Ofen gesessen, während das Regiment im Feuer war." — „Auf meinen Befehl bist du zurückgeblieben," entgegnet der König dem betrübten Sohne. „Sollst mir nicht darunter leiden. Werde dein Patent als Premierleutnant zurückdatieren lassen auf den 15. Mai, wo deine Kameraden über dich weg avanciert sind."

Als der Tag dieser Unterredung zwischen Vater und Sohn wird in der militärischen Lebensbeschreibung des Kaisers Wilhelm von L. Schneider der 15. Juni 1813 bezeichnet, als der Ort Neudorf. Dagegen bekundet Niebuhr aus Reichenbach in einem Briefe vom 16. Juni: „Der König ist gestern nach Neiße zu seinen Kindern gegangen, in wenigen Tagen wird er zurückkommen und sich dann wohl abwechselnd in Schlesien während des Waffenstillstandes aufhalten. Graf Hardenberg geht in einigen Stunden nach Böhmen, um mit Metternich eine Zusammenkunft zu halten." Auf Grund dieser gleichzeitigen Angabe Niebuhrs läßt sich annehmen, daß der König die Beförderung des Prinzen Wilhelm zum Premierleutnant in Neiße ausgesprochen hat, in jener schlesischen Festung, wo Friedrich der Große siebzig Jahre vorher den Grundstein zu dem Fort Preußen legte; und wo er ein Vierteljahrhundert später (1758, den 13. August) seine Zusammenkunft mit Kaiser Josef II hatte, von ihm angeredet: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen," worauf Friedrich sagte: er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn dieser werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser machen, die nur zu lange Feinde gewesen, während doch ihr beiderseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen als aufzureiben."

Jetzt während des Waffenstillstandes war Kaiser Franz mit Metternich nach dem böhmischen Gitschin gekommen, näher dem schlesischen Hauptquartiere Friedrich Wilhelms III und Alexanders. Man sah darin einen Schritt, der ihn, den damaligen ersten Erbkaiser von Österreich und letzten römischen Kaiser, an die Seite der gegen Napoleon verbündeten Monarchen führen würde. Und schon tritt auch vor viele patriotische Seelen das Bild der Einigung Deutschlands unter der Krone eines neuen Kaisertums. Am 12. Juni 1813 schreibt Schleiermacher auf die Frage nach seinem politischen Glaubensbekenntnis an Friedrich Schlegel nach Wien, wo dieser als Sekretär bei der Hof- und Staatskanzlei angestellt war: „Ich bin gar nicht so ganz dagegen, daß es Sachsen und Brandenburger, Österreicher und Baiern geben soll. Die Stammesverschiedenheiten sowohl als die Spuren des alten einzelnen politischen Zusammenwuchses, die freilich mit jenen nicht immer genau zusammen fallen, sind den Deutschen zu stark aufgedrückt, als daß man sie sollte vernichten wollen dürfen. Nur sollen sie nicht über die größere Nationaleinheit dominieren, und das Volk ihnen zuliebe nicht wieder in eine lose Vielhäupterei geraten und an den Rand des Abgrundes gebracht werden. Darum ist nach der Befreiung mein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaisertum, kräftig und nach außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentierend, das aber wieder nach innen den einzelnen Ländern und ihren Fürsten recht viele Freiheit läßt, sich nach ihrer Eigentümlichkeit auszubilden und


August Wilhelm von Schlegel.

zu regieren." — August Wilhelm Schlegel, der ältere Bruder, damals Sekretär des Kronprinzen von Schweden, mit welchem König Friedrich Wilhelm III und Kaiser Alexander eine Zusammenkunft auf dem Schlosse Trachenberg in Schlesien hatten, Schlegel, der Shakespeareverdeutscher, äußert sich während des Waffenstillstandes brieflich zu Schleiermacher: auf jeden Fall habe Preußen durch den wiedererworbenen Ruhm auch wiederum feste Haltung gewonnen; den Deutschen überhaupt sei es noch gar nicht einmal so gut geworden, sich zeigen zu können, und er müsse wie Hamlet mit der schmerzlichen Klage endigen, daß wir einen so entstellten Namen auf die Nachwelt bringen sollten. „Man wird uns wieder falsch beurteilen," fährt A. W. Schlegel fort. „Ist es ein Wunder, daß dieses Volk gebückt geht, auf dessen Schultern man nun seit anderthalbhundert Jahren das europäische Gleichgewicht ausgewogen hat? Wäre es uns wenigstens so gut geworden wie dem Mantel Christi, den man unter die Kriegsknechte verloste, weil man ihn nicht zerschneiden wollte. In dem alten Reichsmantel waren aber so viele Nähte, daß man ihn in beliebige Fetzen zertrennen konnte. Wir werden nie frei, nie ein Volk sein, bis wir wieder anfangen, Eroberer zu werden. Nur so können wir uns den ausländischen Einfluß vom Leibe halten. Dies klingt jetzt abenteuerlich; aber lassen Sie uns nur erst beisammen sein, und wir wollen es den übrigen Europäern schon eintränken. Was Rheingrenze? Die Gauen an beiden Ufern gehören zur deutschen Zunge. Die avulsa imperii müssen wieder herbei. Die Trennung von Nord- und Süddeutschland ist mir ein Greuel. Ich wollte Ihnen nicht von meinen politischen Träumereien schreiben, und dennoch ist es geschrieben: wessen das Herz voll ist, davon fließt der Mund über."

Auch Schenkendorf, dessen Ideal von einer Auferweckung des durch Napoleon zu Grabe getragenen tausendjährigen Reiches vielen nur eine romantische Schwärmerei dünkte, sagt in seiner Abwehr dieses Vorwurfes: „Mögt ihr mich Träumer schelten!" Aber während er, versenkt in die längst untergegangene Herrlichkeit des alten und zuletzt altersschwachen Reiches, von Karl dem Großen, den Hohenstaufen, den Ottonen und Rudolf von Habsburg singt — da wächst, ob auch zur Zeit noch unbemerkt in der ihm vom Vater gebotenen Zurückgezogenheit, der junge

Hohenzoller auf, durch den jener Traum tiefer deutscher Gemüter ein wahrhaftiges Leben werden soll, ein über Erwarten herrliches, wunderbares Thatenleben! —

Der König fuhr nach seiner Rückkehr aus Neiße mit dem Kaiser Alexander nach Opotschna, um dort auf dem Schlosse des Grafen Colloredo die beiden Großfürsten zu besuchen. So sagte man im Hauptquartier zu Neudorf. Doch die verbündeten Monarchen werden bei diesem Ausfluge ein politisches Ziel ins Auge gefaßt haben: denn zur selben Zeit ist der russische Bevollmächtigte Nesselrode mit Metternich und Stadion in Opotschna zusammengetroffen, und bei der von Niebuhr bemerkten Fahrt Hardenbergs nach Böhmen war es auf eine vertraute Besprechung mit Metternich in Ratiborschitz abgesehen. Was bei diesen geheimen Verhandlungen herauskam, trat erst in dem nachfolgenden Ereignisse zu Tage. „Von der Politik kann ich Dir nichts sagen,“ schreibt Natzmer am 1. Juli aus Neudorf nach Berlin an den ihm befreundeten Prinzen Wilhelm, dem Bruder Friedrich Wilhelms III, „denn nirgends erfährt man weniger als hier im Hauptquartier des Königs.“ — Und dabei die Gemüter in fieberhafter Spannung auf den Ausgang des Waffenstillstandes, ob die hin und her reisenden Diplomaten Frieden oder Krieg unter dem Mantel ihrer Kabinetts-Geheimnisse trügen. „Sagen Sie dem Staatskanzler: um Gottes willen keinen Frieden,“ beschwört Blücher brieflich den Staatsrat Hippel. „Kann es dahin gebracht werden, daß unsre Truppen für sich, und so auch die Russen vor sich agieren, so wollte ich wohl mit mein Kopf vor den guten Erfolg bürgen — wir haben das Mögliche geleistet. Aber die russischen Garden und so auch ihre schwere Kavallerie werden wie im Protzkasten aufbewahrt, während die unsrigen sich aufopfern.“

Österreich rüstete hinter den böhmischen Bergen, um als bewaffneter Friedensvermittler seine Vorschläge zu machen. Diese wurden von Preußen und Rußland angenommen. Die verbündeten Mächte sahen wohl voraus, daß Napoleon in seinem Hochmute doch nicht auf solche Bedingungen hin Frieden schließen würde, obgleich sie nicht wissen konnten, was Napoleon seinem Adoptivsohne Eugen, dem Vizekönig von Italien brieflich anvertraut hatte: er, der Kaiser, habe den Gang seiner Siege nur in der Absicht unterbrochen, um Zeit zur Aufstellung zweier Armeen zu gewinnen; denn Österreich rüste und mache in einem honigsüßen, man könnte sogar sagen, sentimentalen Stile unverschämte Anforderungen. Wenn man ihm abträte, was es jetzt verlangte, so würde es in der Folge Italien und Deutschland begehren. Aber von ihm sollte es nichts erhalten. In demselben starren Sinne äußerte er sich dann in Dresden zu Metternich, als dieser dort am 26. Juni im Marcolinischen Palaste (dem jetzigen Krankenhause) in der Friedrichstadt jene Unterredung mit Napoleon hatte, deren stellenweise grober Faden sich sieben Stunden lang am Webstuhl der Zeit hingesponnen haben soll, und bei welcher angeblich französische Ohrenzeugen erhorcht haben wollen, wie ihr Kaiser den österreichischen Minister angefahren: ob sein (Napoleons) Schwiegervater denn meine, daß dessen Tochter und Enkel in Frankreich auf einem verstümmelten Throne sicher geborgen sein könnten. Danach zu urteilen, hätte Kaiser Napoleon in Dresden, wohin er auch die Truppe seiner Pariser Hofschauspieler kommandierte, eine Szene aufgeführt, die an jenen Knalleffekt auf dem Schlosse

Campo Formio erinnerte, wo der General Bonaparte eine kostbare venetianische Porzellanvase zu Boden feuerte, mit den Donnerworten, das österreichische Kaiserhaus ebenso zu zerstücken, wenn es nicht die diktierten Friedensbedingungen annähme. Metternich hat den französischen Abklatsch seines Dresdener Zwiegespräches mit Napoleon für unwahr erklärt. Auch steckt die Urkunde des Wortlautes gewiß nicht im Futter des Hutes, der dem Kaiser Napoleon in der Aufwallung entfallen oder von ihm mit zorniger Gebärde dem österreichischen Minister soll vor die Füße geschleudert worden sein, ohne daß Metternich sich gebückt hätte, ihn aufzuheben; vielleicht in dem stolzen Vorgefühle, daß dem Hute auch die Krone nachfallen würde.

Die Berlinische Zeitung wollte damals wissen, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland wären mit dem Kaiser von Österreich in Josephstadt zusammen gekommen, am 20. Juni (also drei Tage vor Metternichs Abreise nach Dresden). Ein falsches Gerücht, umlaufend infolge der Fahrt der beiden verbündeten Monarchen nach Opotschna, das ebenso wie Josephstadt, in dem an die Grafschaft Glatz grenzenden Königgrätzer Kreise des Böhmerlandes liegt. Auf dem Rückwege badete der König sechs Tage in Cudowa; dann ist er über Neudorf am 2. Juli mit seinen Kindern nach Landeck gegangen. Tags zuvor ereilte ihn noch in Neudorf eine Trauerpost: der Generalleutnant von Scharnhorst war am 28. Juni an den Folgen seiner Wunde gestorben. Der Schuß, der ihn in der Groß Görschener Schlacht getroffen hatte, war gefährlicher, als er sich dachte. Ohne sich zu schonen, ohne die Heilung seiner Wunde abzuwarten, unternahm er trotz des Abratens der Ärzte die weite und beschwerliche Reise nach Wien, um dort die langsamen Unterhandlungen wegen des Beitrittes Österreichs in raschen Gang zu bringen. Zehn Meilen vor Wien muß er wider Willen Halt machen in Znaym, der alten mährischen Hauptstadt auf der Höhe über dem Thayafluß, wo kaum vier Jahre zuvor der Waffenstillstand geschlossen worden war, der Napoleon zum Diktator des Wiener Friedens machte. Aus Znaym schreibt Scharnhorst am 24. Mai seiner Tochter Juliane, Gräfin von Dohna: „Ich sitze hier in dem entscheidenden Augenblicke und kann nichts thun; ich weiß, daß ich an Ort und Stelle viel thun würde. Meine Wunde ist nicht gefährlich, aber sehr schmerzhaft. Ich kann selbst nicht auf Krücken gehen und nicht einmal auf den guten Fuß treten; ich muß auf einem Stuhl mich vom Bett in den Wagen tragen lassen. Dies wird noch vierzehn bis zwanzig Tage dauern. Nur erst, wenn ich wieder gesund bin, soll ich nach und nach wieder zum geraden Beine kommen. In der Abgeschiedenheit von allen Bekannten, in den schmutzigsten Wirtshäusern, ohne Lektüre, ohne gewohnte Nahrung sich so herumzutreiben, ist abscheulich ärgerlich. Nur noch acht Meilen von Wien begegnete mir der Fürst Schwarzenberg, um nach Prag zu gehen. Ich wollte ihn gern sprechen und gehe nun nach Prag zurück. Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. — Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages."

In Prag sieht der sterbenswunde General an seinem Schmerzenslager noch einmal seinen Freund Stein. Gleich ihm, dem von Napoleon Geächteten, zweifelt

Scharnhorst in der Kraft seines Glaubens nicht an der endlichen Befreiung des Vaterlandes. Bereits vor dem Schlachttage bei Groß-Görschen hat er dies in einem Briefe an seine Tochter mit voller Zuversicht ausgesprochen: „Mag er (der Feind) auch noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege über uns jetzt erfechten, die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Laufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann. Hiervon bin ich fest überzeugt, und Du weißt, daß ich eher schwarz als rosenfarbig sehe." — Und wie ein Hellseher in einer jener Ahnungen, welche der Dichter das Licht des Herzens nennt, setzt er hinzu: sollte Gott ihn auch das Ende des Feldzuges nicht erleben lassen, so sterbe er doch der festen Überzeugung, daß diesmal die Freiheit und Selbständigkeit Preußens und Deutschlands siege!



Stein am Sterbelager Scharnhorsts.

„Mit ihm," so hörte man Friedrich Wilhelm III in seinem Leide um Scharnhorst sagen, „bricht mir eine treue, feste Stütze; er wird mir unersetzlich sein." Blücher, dem Scharnhorst vor vier Jahren schon geweissagt hatte: „Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück" — der greise Blücher machte seinem Seelenschmerze um den Verlust seines dreizehn Jahre jüngern Waffenbruders in einem Schreiben an Hippel Luft: „Nun ist denn leider unser guhter Scharnhorst auch tot; glauben Sie mich, eine verlorene Schlacht wehre kein größerer Verlust für uns gewest; nu ist Gneisenau noch da, geht der auch ab, so folge ich lebendig oder tot." Und kein andrer als Gneisenau ist es, den der König an Scharnhorsts Statt zum General-Quartiermeister der Armee ausersieht, und nach dem Blücher dringend verlangt: „Nun, mein Freund, kommen Sie nun balde zu mich! Da unser Freund tot ist, so wird es notwendig, daß wir Hand an Hand mit einander gehen; dann fürchte ich nicht, daß wir nicht jeder Caballe begegnen werden; wir wachen."

Arndt schuf (so schreibt er selbst) aus seinem Herzen heraus, ein Lied auf Scharnhorst. Stein ließ es in Reichenbach in einigen tausend Exemplaren drucken und es als fliegendes Blatt den gleichgestimmten Freunden zugehen. Eine Urkunde mit dem vollen Insiegel der damals im Vaterlande lebendigen Gemütsgewalten klingt das Lied zur Nachwelt:

Wem gebührt der höchste Preis?
Nur dem Mann, der still erschafft,
Der in Mühen, schwer und heiß,
Nie verzagt und nie erschlafft —
Der, wenn alle Welt auch teufelt,
Nie am Vaterland verzweifelt.

Scharnhorst heißt der edle Mann,
Deutscher Freiheit Waffenschmied,
Der auf Rettung rastlos sann,
Vieles that und Vieles litt,
Daß er könnte deutsche Ehren
Für den heilgen Krieg bewähren.

An Arndt hat Scharnhorsts Tochter Juliane geschrieben: über den Verlust, den die gute Sache durch ihres Vaters Tod leide, sei sie ruhig. Wenn Gott in einem Augenblick, wie der jetzige, einen solchen Mann zu sich nehme, so liege darin ein großer Zweck, den wir, wenn wir ihn nicht begreifen, ehren müssen. Dieser feste Glaube gewähre ihr den besten Trost. — Einem Enkel Scharnhorsts, der zur Welt kam, als der Großvater in dem fernen Prag verwundet lag, sang Arndt ein Wiegenlied und darin:

Das Größte hängt ihm an die Brust
Und legt ihm auf die Wiege
Das Zeichen höchster Kampfeslust,
Das Zeichen schwerster Kriege:
Das Kreuz mitsamt dem Bibelbuch,
Auf daß er über Lug und Trug
Des Teufels tapfer siege.

„Friedrich Wilhelm III dem General von Scharnhorst." Dies — darunter ein Adler — die Inschrift der ihm von seinem dankbaren König errichteten Bildsäule zwischen der Neuen Wache und dem Zeughause in Berlin, neben dem Standbilde Bülows von Dennewitz. Von Rauchs Künstlerhand aus carrarischem Marmor hergestellt, tritt der Stein „ein Herold auf und thut den Helden kund, der für uns stritt, als noch der Kampf geruht." Scharnhorst steht an einem abgebrochenen Lorbeerstamm gelehnt, in der linken Hand eine Schriftrolle haltend, während die rechte mit dem bedeutsam erhobenen Zeigefinger das sinnend gesenkte Haupt stützt. Prinz Wilhelm hatte schon in Königsberg und Memel den stillen Kriegsdenker oft genug in des Königs Umgebung gesehen, um dann in dem am siebenten Jahrestage der Belle-Alliance-Schlacht enthüllten Marmorbilde das Charakteristische in der Erscheinung Scharnhorsts wieder zu erkennen. Als das Bild noch in der Werkstätte Rauchs, des preußischen Phidias stand, da hat es Stägemann mit gedankenvollen Versen begrüßt:

Du früh geschiedner frommer Geist,
Tritt unter uns, wenn spät
Ein neuer Sturm die Zeit zerreißt,
Die hoch in Wogen geht.

Und zwölf Jahre nachher, am Denktage der Groß-Görschener Schlacht, bei der Enthüllung jenes Grabmals auf dem Berliner Invaliden-Kirchhofe, wo die zunächst in Prag beigesetzten Gebeine Scharnhorsts nun ruhen, da angesichts des Sarkophages mit dem schlafenden Löwen nimmt ein alter vertrauter Mitarbeiter Scharnhorsts, der nachherige Feldmarschall von Boyen, die Mütze ab mit den Worten: „Nie möge es dem Vaterlande an Solchen fehlen, wie du einer gewesen." Solche aber sollten auch dem König und Kaiser Wilhelm nicht fehlen, als neue

Ungewitter über der Ernte einer großen Vergangenheit standen, und auch er mit des Vaters Denkspruch sagen konnte: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott!“ —

Liebe Erinnerungen an ihre heimgegangene Mutter grüßten in Landeck den Prinzen Wilhelm und seine Geschwister. Vor dreizehn Jahren war die Königin Luise von Glatz her über Ullendorf nach Landeck gekommen. Hier am 22. August 1800 hatte sie mit drei Hammerschlägen den Grundstein eingeweiht zum Bau des neuen Kursaales, der dann ihr zu Ehren Luisensaal hieß. Es war auf ihrer zweiten schlesischen Reise, welche den König und die Königin von Warmbrunn aus bis auf die Schneekoppe, den Gipfel des Riesengebirges führte, und von welcher sie schließlich aus dem Lager der bei Lissa manövrierenden Truppen nach Charlottenburg zurückkehrte. Wie lange hegte und pflegte man am Waldwege nach dem Kochelfall jenen Baumstamm, in dessen Rinde Friedrich Wilhelm III und Luise die Anfangs-Buchstaben ihrer Namen eingeschnitten hatten. So bewahrte auch Landeck noch frische Eindrücke von dem herrlichen leutseligen Wesen der Königin. — Der König stieg mit seinen Kindern im Georgenbade ab. „Landeck ist sehr besucht,“ schreibt Natzmer in einem Briefe vom 3. Juli nach Berlin an den Prinzen Wilhelm, den Bruder des Königs. „Es scheint dem Könige hier besser als in Cudowa zu gefallen. Die Gegend ist auch wirklich ganz herrlich. Von der Entrevue, die den 9. Juli zwischen dem Kaiser Alexander, unsrem Könige und dem Kronprinzen von Schweden (vordem Marschall Bernadotte) Statt haben wird, wirst du wohl schon gehört haben. Den Ort dieser Zusammenkunft weiß man noch nicht ganz gewiß. Manche sagen in Wartenberg, andre in Trachenberg.“ — Während der König in Trachenberg und nachher neun Tage in Berlin verweilte, wohnten Prinz Wilhelm und seine Geschwister in dem Schlosse zu Kunzendorf, anderthalb Stunden Weges von Landeck, dicht an der schönen Straße nach Glatz. Dort konnten sie in den diesmal gut unterrichteten Berliner Zeitungen lesen, daß Österreich, welches nunmehr mit seinen ansehnlichen Rüstungen fertig sei, einen Gesandten-Kongreß in Prag vorgeschlagen, und die Krieg führenden Mächte denselben angenommen hätten. Um zu den Unterhandlungen die nötige Zeit zu gewinnen, habe man den Waffenstillstand bis zum 10. August mit sechstägiger Aufkündigung verlängert. Unterdessen aber wurden die Rüstungen zum Kriege ununterbrochen und mit dem größten Eifer betrieben, um den Kampf aus



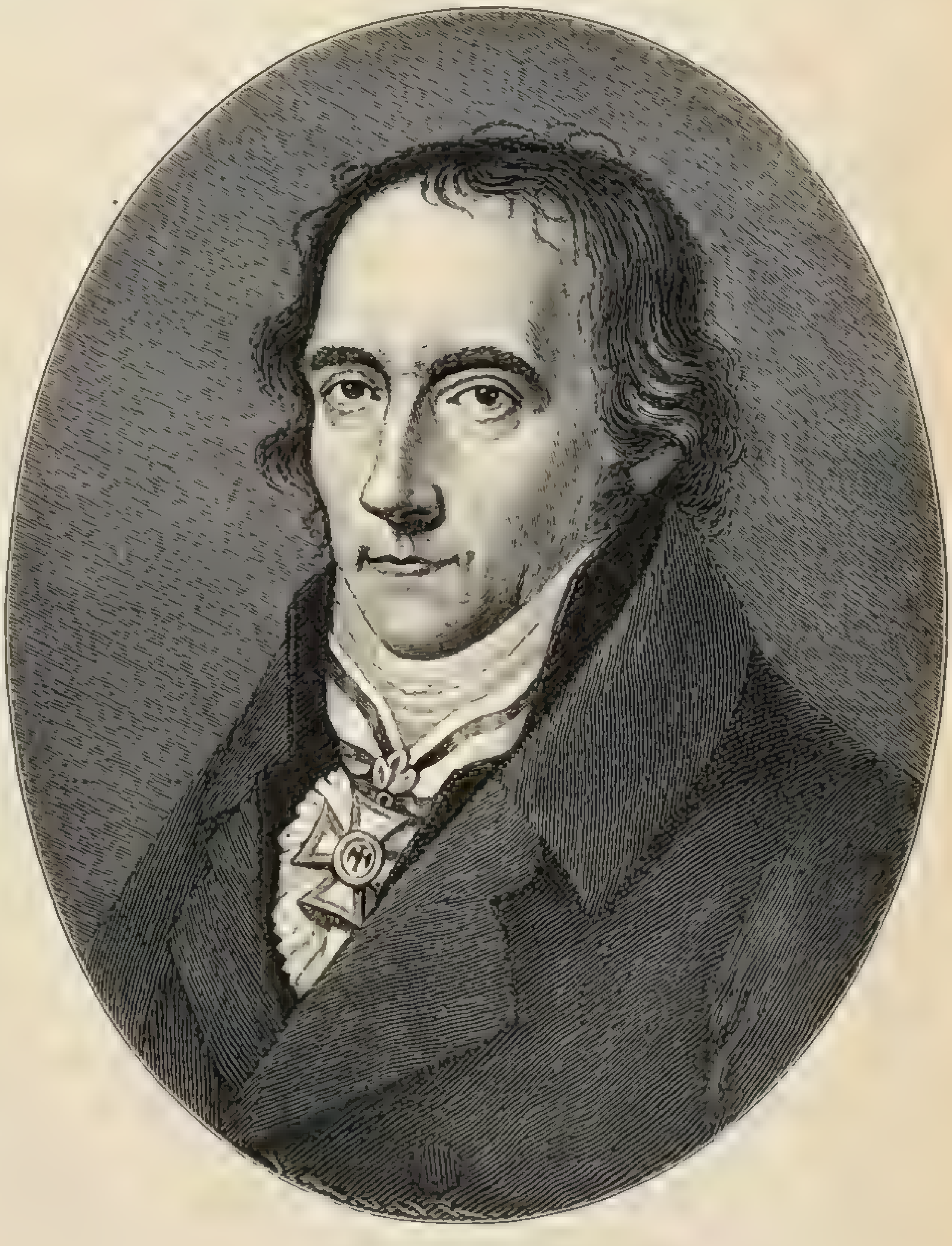
Am Kochelfall.

allen Kräften fortzusetzen, wenn die Unterhandlungen bis zu jener Frist nicht das erwünschte Ziel erreicht haben sollten. — Was aber nicht in den Zeitungen stand, war das vom Grafen Henckel von Donnersmarck als Augenzeugen Erzählte: wie der König, Heerschau haltend über die in Berlin und bei Potsdam stehenden Truppen, nach einer Mittagstafel auf Sanssouci die dazu geladenen Stabsoffiziere des Bülowschen Korps auf der obersten Terrasse zusammentreten heißt und sie anredet: „Mit wahrhafter Trauer habe ich das Armeekorps gesehen. Sie haben den Zeitpunkt des Waffenstillstandes gar nicht benutzt, und die Truppen sind in allem noch so weit zurück, daß, da in wenigen Tagen der Krieg wieder angeht, ich Ursache habe, alles Mögliche zu befürchten. Ich will aber den Herren sagen, woran es liegt. Anstatt sich mit Ihren Bataillons zu beschäftigen, bekümmern Sie sich zu viel um Politik und haben es getadelt, daß ich den Waffenstillstand eingegangen bin. Meine Herren, ein jeder bleibe bei seinem Leisten. Thun Sie Ihre Schuldigkeit und bekümmern Sie sich gar nicht um mich. Ich werde schon wissen, was ich zu thun und zu verantworten habe!" Es war dies wohl im Sinne und im Stile Bülows gesprochen, der selber einmal an einen nachlässigen Ober-Kriegskommissar schrieb: „Wenn Ihnen künftig das rechte Ohr abgeschossen werden sollte, so müssen sie mit dem linken hören, was ich Ihnen zu sagen habe." Zu jener Rede des Königs stimmen auch seine von Hippel berichteten Äußerungen: „All diese über den Waffenstillstand Unzufriedenen werden, wenn er zu Ende geht, mit ihren Kriegsanstalten noch nicht fertig sein und die Verlängerung wünschen."

In Berlin fehlte es während des Waffenstillstandes ebenfalls nicht an lauten und leisen Mißvergnügten. So steht in damaligen Berliner Briefen Stägemanns an den Kriegsrat Nicolai zu lesen: „Die Ursache der unerwarteten Ankunft des Königs und des Herrn Staatskanzlers kennt man nicht. Eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden (seit dem 12. Juli auf der Rückreise von Trachenberg nach Stralsund) findet weder hier, noch, wie man irrig erzählte, in Fehrbellin statt. Der König wird in einigen Tagen zurückgehen. Der Herr Staatskanzler wollte schon heut abend reisen. Es geht wie immer, man sieht und spricht ihn selten. Hauptsächlich scheinen ihn Denunziationen gegen sogenannte preußische Jakobiner zu beschäftigen, wozu der Landsturm Anlaß gegeben hat. — In dem Prager Kongreß ist zuerst von der Feststellung einer Basis des Friedens die Rede. Der Herr Staatskanzler ist zwar der Meinung, daß der Krieg mit Ablauf des Waffenstillstandes gewiß ausbreche, allein entweder liegt dieser Meinung eine Selbsttäuschung zum Grunde, oder sie ist nicht aufrichtig geäußert. Das französische Gefolge des Kronprinzen von Schweden hat an den Frieden geglaubt, nicht so das schwedische." Aber der König und sein Staatskanzler konnten doch nicht jeden Geheimen Rat, der den Wind von Europa in Berlin wehen zu hören meinte, zu Vertrauten der geräuschlosen Schritte machen, die sie ohne Rast in der Waffenruhe gethan hatten, um dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber ein festes Bündnis aller für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Mächte zustande zu bringen.

Was den König so unerwartet aus Schlesien von seinen Kindern hinweg nach Berlin trieb, das war nicht nur das magnetische Eisen der dort von ihm zu musternden Waffen, sondern wohl auch ein Zug seines Herzens. Am Morgen des

im Kalender des Königshauses schwarz unterstrichenen neunzehnten Juli sah man Friedrich Wilhelm III im Schloßgarten von Charlottenburg allein nach dem Mausoleum gehen, zu dessen Gruft unten nur er den Schlüssel in Verwahrung hatte. Vom Charlottenburger Schlosse aus hatte die Königin Luise vor drei Jahren die Reise nach ihrer Strelitzer Heimat angetreten, von wo sie im Sarge zurückkehrte. Vom Charlottenburger Schloßhofe aus hatte der König vor drei Jahren den leichten Halbwagen bestiegen, der ihn und seine beiden ältesten Söhne in der letzten Erdennacht der Königin nach Hohen-Zieritz brachte, wo er ihr die Augen zudrückte, die erloschenen Sterne seines Lebens. Heute war der neunzehnte Juli ein stiller Trauertag für den König hier in der Nähe seiner nun in Gott ruhenden Gemahlin und für seine Kinder dort im fernen Schlesien.



Dr. C. W. Hufeland.
Gezeichnet von Tangermann.

Von Charlottenburg reiste der König am 23. Juli nach Schlesien zurück. Zwei Tage darauf kam er von Breslau her nach Neudorf und ging von da wieder nach Landeck zu seinen Kindern. Sie besuchten den Vater abwechselnd im Georgenbade oder sahen ihn in dem nahen Kunzendorf bei sich: der grüne Schloßgarten und Park dort in dem weniger geräuschvollen Dorfe mochte den König inmitten seiner Familie, in welcher er nur Eine schmerzlich vermißte, an sein trautes Paretz erinnern. Der Leibarzt Hufeland sprach noch als ein dem Erblinden naher Greis mit Entzücken von jenem „schönen, romantisch-poetischen Aufenthalt in Kunzendorf, Landeck und Neiße“ während des Sommers 1813. Sein einziger Sohn Eduard hatte bereits bei Groß-Görschen, Bautzen und Haynau sich die Sporen verdient; seine Tochter Laura ließ er in Gnadenfrei bei den Herrnhutern erziehen, was, wie er dankbar schreibt, die gesegnetsten Folgen für ihre sittliche und religiöse Bildung hatte. In Gnadenfrei lernte Hufeland diesen Sommer auch Christiane Schleiermacher kennen, die Schwester seines Berliner

Universitätskollegen, über welche Schleiermacher im Winter 1813 sich brieflich zu der Gräfin Luise von Voß (Tochter der Frau von Berg und späterhin die Schwiegermutter des Generals von Radowitz) äußert: „Mein Haus hat auch einen Zuwachs bekommen: meine älteste Schwester aus Gnadenfrei ist bei uns. Wir haben seit dreißig Jahren nicht eigentlich miteinander gelebt; daher wird mir durch sie meine ganze erste Lebensperiode wieder lebendig, eine Menge verloschener Erinnerungen werden wieder wach. Sie ist auch sonst eine merkwürdige Person und ein ganz neues Element in unserm Leben." — Der treue Leibarzt, schon in der Unglückszeit zu Memel und Königsberg bewährt gefunden, verzagte nicht an Preußens Zukunft, mochten auch wieder Tage banger Ungewißheit über den König, seine Familie und sein Volk kommen: „denn wenn der Kampf unglücklich ausfiel (schreibt Hufeland) so war es gewiß, daß Preußen aus der Reihe der Staaten ausgestrichen und unser Königshaus exiliert wurde: ich natürlich mit. Aber dies alles überließ ich der göttlichen Vorsehung, die ja dieses Haus und auch mich immer so gnädig beschützt und erhalten hatte."

Bad und Stadt Landeck wimmelten in jenem Sommer von Flüchtlingen. Als Napoleon auf Breslau losmarschiert war, hatte auch Holteis Pflegemutter, wie er erzählt, sich aus Schlesiens Hauptstadt nach Landeck aufgemacht, gejagt von panischem Schrecken, den sie den spanischen nannte. Die gefürchteten Franzosen hatten Breslau innegehabt, ohne zu plündern und zu sengen, hatten es infolge des kurz nach ihrem Einzuge abgeschlossenen Waffenstillstandes, der noch dauerte, wieder geräumt, und nun war alles still. Die hochgetürmten Gewitterwolken lagen drückend, aber unbeweglich über Schlesien. Niemand wußte, wann und wo sie sich entladen würden. „Wir waren alle, die sich in Landeck sahen und besuchten, lebhafte Patrioten," berichtet Holtei weiter, „preußische, deutsche Patrioten, das galt dazumal für ein- und dasselbe. Unsere Damen obenan. Als nun gar der König von Preußen und dessen Familie nach Kunzendorf zogen, der Kaiser von Rußland nach Landeck kam, und mit dem Gefolge das Gedränge sich täglich, stündlich mehrte, da gewann das kleine Landeck einen höchst großartigen Anstrich, und wir durften bald vergessen, daß wir auf der Flucht waren. Allgemeine Heiterkeit fing wieder an zu herrschen: die politischen Bedenklichkeiten verstummten vor der immer näher kommenden Aussicht: Österreich dem Bunde gegen Frankreich beitreten zu sehen." Bei einer Landpartie von Österreichisch-Johannisberg sah der junge Holtei eine sehr muntere Gruppe Kaiserlicher Jäger-Offiziere, ihre Äußerungen und ihr Benehmen gegen die Landecker Gäste waren von der Art, daß man ihnen wohl abmerken konnte, wie ihre Wünsche nach einer Allianz mit ihren Hoffnungen Hand in Hand gingen, und daß die Entscheidung nicht lange mehr ausbleiben würde.

Unerwartet kam der Kaiser Alexander schon am Vorabend des Geburtstages des Königs nach Landeck, um seinen Freund an der Schwelle eines neuen Lebensjahres — das vierundvierzigste Friedrich Wilhelms III — persönlich zu begrüßen. Er stieg im Georgen-Bade ab, im Hause des Grafen von Maltzahn, welches jetzt „Kaiser Alexander" heißt, wie das damals vom Könige bewohnte Haus das „Königshaus". Ebenso erinnert eine Gedenktafel daran, daß der König den

Kaiser an jenem Abend nach dessen überraschendem Eintreffen dort bewirtet hat. Von Kunzendorf kamen der junge Prinz Wilhelm und seine Geschwister herüber: ihr Beisammensein war dem Vater die liebste Festgabe. Vor drei Jahren hatten er und seine Kinder an seinem still begangenen Geburtsfeste noch das Totengeläut gehört, welches während der sechswöchigen Landestrauer um die heimgegangene Königin in jeder Mittagsstunde von allen Kirchtürmen des Königreichs herab erscholl und erst mit dem 3. August 1810 verstummte. Jetzt konnte der König der lauten Feier seines Geburtstages nicht ausweichen. Die Häuser in Landeck und die Bäder östlich von der Stadt hatten preußische und russische Fahnen aufgepflanzt und rüsteten sich für den Abend zur festlichen Beleuchtung. Nicht gern sah der König es sonst, daß die Leute seinetwegen sich in Unkosten setzten; diesmal ließ er es geschehen, da man mit ihm zugleich seinen kaiserlichen Gast feierte.

Unter den illuminierten Häusern fiel eines am Landecker Marktplatze in die Augen durch seine hellen Jubel entflammenden patriotischen Leuchtbilder und gereimten Sinnsprüche auf „unsern lieben König und seinen edlen Freund Alexander", nebst vorlauten Sticheleien auf Österreichs zaudernde Politik. Es war das Haus, worin der junge Holtei mit seiner Pflegemutter wohnte, sein Werk diese in Papptafeln gemeißelte und durch geöltes Papier strahlende kühne Poesie, wobei der sechzehnjährige Dichter, der nachmalige Sänger der „Königslieder" wohl nicht vermutet hat, daß dereinst sein dunkel drohender Lebensabend durch den gleichalterigen König Wilhelm mit den goldenen Strahlen majestätischer Huld aufgehellt werden sollte. — Ein größerer Dichter aber weihte Friedrich Wilhelms III Geburtstag in jenem Befreiungsjahre durch Aufrichtung eines hohen Kreuzes vor dem Gebetshause der Brüdergemeinde in Gnadenfrei. Von oben bis unten mit Lampen besäet, ragte es wie ein Wahrzeichen des Lichtes der Welt, von welchem der schwer heimgesuchte König inne geworden war, daß, wer diesem lebendigen, nie verlöschenden, ewig scheinenden Lichte nachfolgt, nicht in Finsternis wandelt. Auch nicht in jenen unheimlichen Tagen, als Gentz, einer der Vertrauten Metternichs, in Prag vor dem dortigen Kongresse Ende Juli schrieb: „Ob geschlagen wird, weiß ich heute noch so wenig, als was am jüngsten Gericht geschehen soll. Der Krieg kann durch mehr als eine Thür hereinbrechen; seit acht Tagen haben sich die Dinge unendlich geändert. Und doch kann auch plötzlich Friede eintreten. Es ist eine greuliche Zeit." — Und am 1. August: „Der Krieg war schon so gewiß, daß er nicht gewisser werden kann. Eine Möglichkeit ist freilich, daß in den letzten Tagen vor dem 10. Napoleon plötzlich durch eine großmütige Erklärung der ganzen Sache eine andre Wendung gäbe. Diese Möglichkeit ist aber sehr schwach und überdies die einzige."

Daß eine großmütige Erklärung Napoleons, sogar von diesem Werkzeuge Metternichs noch für möglich gehalten, nicht erfolgte, also die Spiegelfechterei oder, nach Blüchers Ausdruck, das „Notenschmieren" des Prager Kongresses doch mit der Kriegserklärung Österreichs gegen Frankreich endete: „das verdanken wir nächst Gott" — so schreibt Stein aus Prag an den Grafen von Münster —

„dem klugen Benehmen (Wilhelm) v. Humboldts und Anstetts (des preußischen und des russischen Bevollmächtigten), der Tollheit Napoleons, den edlen Gesinnungen des Kaisers Alexander, der Beharrlichkeit des Königs und des Staatskanzlers, nicht der weichlichen, egoistischen Politik Metternichs und seines guten Kaisers.“

Mit dem 10. August lief der Waffenstillstand ab. Um Mitternacht erklärte Humboldt seine preußische Vollmacht, Anstett seine russische für erloschen; damit endete der Prager Kongreß. In der ersten Morgenstunde des 11. August sprach Humboldt Metternich und hörte von ihm: es sei auf des Kaisers Franz letzten Vergleichs-Vorschlag an Napoleon noch keine Antwort aus Dresden da. Österreich werde nun ohne Verzug den Krieg erklären. Humboldt selbst soll in Metternichs Kanzlei die Abfertigung des die Nachricht ins Hauptquartier der Verbündeten bringenden Kouriers abgewartet haben, um dann mit ihm nach der Post zu eilen und ihn richtig abfahren zu sehen. In jener folgeschweren Nacht ist Humboldt noch die alte Schloßstiege neben dem St. Wenzels Weinberg hinauf zum Hradschin geschritten, um da oben das verabredete Feuerzeichen aufleuchten zu lassen. Vom Hradschin, dem Kapitole Prags her über die Ebenen und Hügel Böhmens, über das Hochgebirge der Sudeten nach Schlesien hinein sagte es mit Flammenzungen ein Berg dem andern, daß kein Friede in Prag geschlossen und Österreich als Verbündeter gewonnen sei. „Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte,“ hieß es wieder mit dem Liede des vierzehn Tage nachher bei Gadebusch fallenden Körner, der zum „Troste nach Abschluß des Waffenstillstandes“ gesungen hatte:



Wilhelm von Humboldt.
Gezeichnet von P. E. Stroehling im Dezember 1814 in London.

Laß nur den Wütrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heil'gen Lohen
Doch deine Freiheit auf.

Ein zu jener Zeit junger deutscher Historiker schreibt: „Wie mag es damals Friedrich Wilhelm III zu Mute gewesen sein. Er, selbst ein Fürst, wußte, wie

wenig selbst Fürsten in den höchsten Dingen vermögen; wie diese höchsten Dinge, von der Hand des Allmächtigen geleitet, aller Berechnung trotzen; wie unzuverlässig oft das ist, was auf Erden am sichersten erscheint. Wie tröstlich auch Österreichs Zusicherungen lauteten: der König wußte ja, daß man tröstliche Zusicherungen auch Napoleon seit Anfange des Jahres fortwährend gegeben hatte, nur zum Scheine, falls man es mit den Alliierten redlich meinte; wie freundlich auch Alexander zur Seite stand, er hatte ja 1807 schon einmal eben so freundlich zur Seite gestanden und sich dann im Frieden auf Preußens Unkosten durch Bialystock (einen 100 Quadratmeilen großen Grenzdistrikt) bereichert. Wie bange mag damals, im August 1813, der König selbst oft die Augen von Schlesien westwärts gewendet haben nach den blauen Bergzügen des Riesengebirges, jenseit deren in den Verhandlungen zu Prag das Schicksal Europas und das seines eigenen tapfern Volkes entschieden ward. Als am Spätabend des 10. August seine Augen sich wieder sehnend nach dem Westen wandten, gegen Böhmen, da sah er fern am Horizont ein Feuer aufleuchten, dann ein näheres und wieder ein näheres. Das war in der Finsternis, die ihn umgeben hatte, der erste Strahl eines neuen Tages, einer Morgenröte, die im Westen aufging. Schönere Feuer haben nie auf Deutschlands Bergen gebrannt. Der Mann, der zuletzt die Krone der Ehren des deutschen Reiches, unsres tausendjährigen Reiches getragen, der sie niedergelegt, als er sie nicht mehr mit Ehren tragen konnte, er hatte doch der Treue nicht vergessen gegen das Volk, an dessen höchster Spitze er einst gestanden. Unser l e t z t e r Kaiser war wieder mit uns." — Wer konnte wissen, daß der künftige e r s t e Kaiser des wieder erstehenden Reiches schon unter den Genossen jener Zeit wandelte!

Schier zwei Jahrhunderte zuvor hatte der Sturz der Kaiserlichen Statthalter aus dem Fenster der Landstube der alten Burg auf dem Hradschin den dreißigjährigen Krieg zum Ausbruch gebracht. Das Feuerzeichen, das jetzt der preußische Gesandte vom Hradschin aus gab, war ein Vorbote des Sturzes Napoleons. Denn zwei Jahre nachher zur selben Sommerzeit wird der Flüchtling von Elba eingeschifft zu seiner Fahrt nach dem englischen Gibraltar der indischen Meere, von wo nur seine Gebeine nach Frankreich wiedergekehrt sind. Und auch ein 10. August ist es, an welchem 1815 Gneisenau aus Paris nach Rambouillet an Blücher schreibt: „Bonapartes Verwahrung (auf St. Helena) wird sehr streng angeordnet. Sobald Schiffe im Gesicht sind, wird er in seinem Hause verwahrt; sonst kann er ausgehen, jedoch nur in Begleitung eines Offiziers. Bei dem geringsten Versuch zu entwischen, wird er sogleich zeitlebens eingesperrt. Der General Lowe war einen Tag lang hier und geht als Gouverneur nach St. Helena." —

Am letzten Tage des Prager Kongresses wurde in Dresden, wie in allen französischen Feldlagern, das eigentlich erst auf den 15. August fallende Namensfest Napoleons gefeiert. Es ging hoch her, lief aber nicht ohne übel gedeutete Anzeichen ab, was dann bald auch in Landeck ruchbar wurde. Am Vorabend des Napoleonstages war Freitheater; da spielte die von Paris nach Dresden befohlene französische Truppe. Als die Komödie aus war, donnerten 102 Kanonen-

schüsse, sie wiederholten sich nach Sonnenaufgang, in der fünften Morgenstunde des 10. August, während aus allen Feldlagern in der Umgegend Dresdens Kriegsvölker jeder Waffenart nach der großen Ostrawiese schritten und ritten. Hier hielt Napoleon eine zweistündige Heerschau über wenigstens 40000 Mann. Darauf zogen sämtliche Generäle und Stabsoffiziere nebst den Kaiserlichen Hofstaaten zu Fuß in die katholische Kirche zu dem großen, wieder durch Kanonenschüsse verherrlichten Tedeum. Vor dem Hochaltar sah man Berthier, den gefürsteten Chef des Generalstabes Napoleons, auf einem besondern sammetnen Armstuhl sitzen, auf den Bänken die Marschälle und Generäle, unter ihnen der polnische Fürst Poniatowski, der es vom ehemaligen Adjutanten des Kaisers Joseph II bis zum Vertrauten Napoleons bei dessen Plänen und Zurüstungen im russischen Feldzuge gebracht hatte, und der nun die zehn polnischen Bataillone und sechs französischen Schwadronen des 8. Armee-Korps befehligte. Mittags ließ Napoleon nicht nur die Soldaten, sondern auch ihre Dresdener Quartierwirte festlich speisen und tränken, was sie so für ihn begeisterte oder berauschte, daß sie, als er die langen Tafelreihen seiner Gäste entlang ritt, beim Vivatgeschrei die geleerten Gläser und Teller in die Luft warfen. „Gegen diese fröhlichen Auftritte," berichtet ein Dresdener Augenzeuge, „gegen den Überfluß, der auf diese Tafeln sich ergossen hatte, stach es etwas grell ab, wenn französische Soldaten, die aus irgend einem Krankenhause geschlichen waren, oder von einem entfernteren Lagerplatze kamen, wo die Spende minder reichlich ausgefallen war, Brosamen und Speisereste unter den Tischen der hochbegünstigten, beneideten Waffenbrüder aufsuchten, oder gierig Salatblätter aus der Essigbrühe fischten. Abends um 8 Uhr fuhr Napoleon ins Königliche Schloß zu einem festlichen Mahle. Der Geschützdonner, der gegen 9 Uhr erscholl, als die Gesundheit des Kaisers, der Kaiserin und des Königs von Rom ausgebracht wurde, gab zugleich das Zeichen zur Abbrennung eines Feuerwerkes, das auf einem der ersten Pfeiler der Elbbrücke gegenüber dem Schlosse bereitet war. Fischerkähne, als Brander ausgerüstet, schwammen unter zahllosen Schwärmerwürfen auf die Brücke zu, aus welcher Erdpatronen aus kleinen Minen aufflogen. Ein heiterer Abendhimmel erhöhte die zauberische Wirkung des Spiels zahlloser Schwärmer und Raketen, welche, über die dunklen Zinnen der Stadt hintanzend, weit umher die Luft erhellten und in dem Spiegel des Elbstromes, der durch die Trümmer des gesprengten Pfeilers sich wälzte, die mannigfaltigsten Wiederscheine bildeten. Endlich erschien Napoleons Namensbuchstaben in hellem Glanze vor dem Schlosse, wo er stand, hoch in der Luft. Krachend flogen nun einige tausend Schwärmer empor; noch einmal übergoß ein Lichtglanz die zitternden Wellen, bis zuletzt nur einzelne Leuchtkugeln noch am Nachthimmel emporstiegen und, als nun der Zuschauer lustiges Gewühl sich zu verlieren begann, das Schmerzgeschrei eines tödlich verwundeten Fischers, der sich unvorsichtig genähert hatte, aus Ufer drang. Sollte man's bildlich deuten auf den furchtbaren Gang des Gewaltigen, dem die Feier des Tages galt? Eine Erleuchtung der Stadt beschloß diesen letzten Vergötterungs-Auftritt des Helden."

Dies das gleißende Gegenbild zu den in der nämlichen Nacht auf den böhmischen und schlesischen Bergen brennenden Feuer, wo gleichsam der Friedenskongreß und der Waffenstillstand in Flammen aufgingen. Nach den Aufzeichnungen der Prinzessin Amalie von Sachsen endete das Feuerwerk in Dresden damit, daß die alles überstrahlenden großen Anfangsbuchstaben Napoleons und seiner Gemahlin Marie Luise von den Leuchtkugeln, die zuletzt von allen Seiten darauf fielen, ausgelöscht wurden. „Mir kam es vor wie eine Vorbedeutung," bemerkt die Prinzessin in ihrem Tagebuche.

Am Morgen nach diesem um fünf Tage verfrühten Napoleonsfest in Dresden begann der Aufbruch der mehr als hunderttausend Preußen und Russen aus Schlesien, um über das Gebirge zu steigen und sich mit dem nunmehr verbündeten österreichischen Heere zur großen böhmischen oder Hauptarmee zu vereinigen, unter dem Oberbefehle des österreichischen Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg.



Fürst Schwarzenberg.
Gestochen von M. Steinla 1822.

Der Kronprinz von Preußen ging zu dem Kleistschen Korps, das den linken Flügel bildete. Inständig bat Prinz Wilhelm den König, doch auch endlich ihn mit ins Feld ziehen zu lassen. Abermals schlug es der Vater dem zweiten Sohne ab, mochte auch das junge Soldatenherz noch so heiß darauf brennen. Vor seiner Abreise von Landeck über Chlumetz nach Prag wies der König den Prinzen Wilhelm mit seinen jüngern Brüdern, den Prinzen Karl und Albrecht, und seinen drei Schwestern Charlotte, Alexandrine und Luise wieder nach Neiße, der starken, zwei Sudetenstraßen beherrschenden schlesischen Festung, die ebenso wie Schweidnitz, Silberberg, Kosel und Glatz während des Waffenstillstandes von Friedrich Wilhelm III scharf besichtigt worden war, und die wie durch das Feuer ihrer Bastionen so durch das Wasser der Neiße und Biela verteidigt werden konnte. Hier in Nyß, wie die freundliche Stadt auf dem rechten Neiße-Ufer im Volksmunde heißt, erquickten den Prinzen Wilhelm rasch nach einander die ersten frohen Botschaften, die von den Siegen bei Groß-Beeren (23. August) und an der Katzbach (26. August). Sein früherer Militärlehrer, Ludwig von Reiche, berichtet über die Schlacht von Groß-Beeren als damaliger Major beim Generalstabe des dritten preußischen Armee-Korps: „Der Angriff geschah ganz nach der Disposition des Generals Bülow: den rechten Flügel des Feindes anzugreifen, das (vom Feinde genommene) Dorf Groß-Beeren wieder zu nehmen

und, indem der Feind auf diese Weise in die Defileen zurückgeworfen wurde, durch die Durchbrechung seines Zentrums die beiden Flügel desselben zum Rückzuge zu nötigen. Als die Kanonade begonnen hatte, kam vom Kronprinzen (von Schweden) noch nachträglich der Befehl zum Angriff. Der Regen goß in Strömen. Die Lunten verlöschten, und es mußten die Geschütze mit Zündlichtern abgefeuert werden. So lästig der Regen bei solchen Gelegenheiten sonst zu sein pflegt, so sehr kam er uns zu statten, indem nur wenige Gewehre losgingen und unsre uniformierten Landwehren, die teilweise noch mit Piken bewaffnet waren und heute zum erstenmale ins Feuer kamen, desto entschlossener in den Feind drangen. In dieser für die preußischen Waffen und namentlich das Bülowsche Korps so glorreichen Schlacht wurden dem Feinde vierzehn Kanonen, sechzig Munitionswagen und 1500 Gefangene abgenommen. Das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt, und zweitausend Gewehre wurden aufgesammelt, die sofort unter die Landwehr zum Austausch gegen die Piken verteilt wurden. Dies war der erste vollständige Sieg, der in dem Befreiungskriege erfochten wurde, Berlin war gerettet. Wahrhaft herzerhebend war es, als den Morgen nach der Schlacht eine Menge Berliner nach dem Biwak hingeströmt kamen, ihre tapfern vaterländischen Krieger aufzusuchen und zu begrüßen. Alles, bekannt oder nicht bekannt, umarmte sich, des Händedrückens war kein Ende. Ganze Wagen voll Lebensmittel und Erfrischungen kamen an und nahmen Blessierte mit nach Berlin zurück, ebenso die schönsten Equipagen die verwundeten Offiziere."

Bülow selbst hat sich zu Müffling geäußert, daß Reiche ihm am Tage von Großbeeren zuerst geraten, ohne weitere Befehle des die Nordarmee kommandierenden Kronprinzen von Schweden auf den Feind loszugehen. Jenes wichtigen Dienstes, den Reiche als Generalstabsoffizier dem Sieger von Großbeeren geleistet hat, gedenkt Prinz Wilhelm vierzig Jahre nachher in einem eigenhändigen Schreiben das er am 21. August 1853 aus Ostende an seinen früheren Militärlehrer gerichtet hat:

„Nach vierzig Jahren wird am 23. der Sieg von Großbeeren auf eine hoffentlich würdige Weise gefeiert werden, wozu ich den Anstoß gab, damit die Residenz zuerst nicht vergesse, daß sie gerettet, und durch wen sie gerettet wurde, nämlich durch das tapfere Heer. Wie könnte ich aber des Mannes vergessen, dem im Rate Bülows damals das Hauptverdienst gebührt, diese Schlacht zu schlagen! Sie, bester General, sind es, der diese Ehre in Anspruch nehmen muß, und daher wünsche ich Ihnen nach vierzig Jahren Glück, daß Ihr Name mit der Dankfeier verbunden sein wird. Die schönste Anerkennung für Ihre damaligen Kriegsleistungen zollt Ihnen Ihr eigenes Bewußtsein. Aber nur zu gern spreche ich Ihnen, als Ihr Zögling, diese Anerkennung hiermit auch noch aus, damit Sie sehen, daß ein noch so langer Zeitraum in mir die Erinnerung an diejenigen nicht erlöschen macht, die in jener denkwürdigen Zeit dem Könige, dem Heere und dem Vaterlande die glorreichsten Dienste leisteten. Möge die Erinnerung an so schöne Tage stets Ihr Alter verschönen und beleben!

Ihr treu ergebener Zögling
Prinz von Preußen."

Der zweite entscheidende Schlag Bülows zur Rettung Berlins traf, ebenfalls im Beisein Reiches, bei Dennewitz den Marschall Ney. Hier, mit dem ersten feindlichen Kanonenschuß am 6. September vormittags um elf Uhr, dem Zeichen des Angriffes für Bülow, überraschte ihn ein Feldjäger vom Blücherschen Hauptquartier mit der Siegesnachricht von der Katzbach. Als gute Vorbedeutung rief es der General seinen Truppen zu, und beim Aufbruch zur Schlacht auf der märkischen Ebene erscholl ein den schlesischen Waffenbrüdern zujauchzendes Hurra. Aber die Siegesfreude von Dennewitz trübte bald ein Unglücksbote von Dresden her; dort hatte das Hauptheer der Verbündeten unter dem Oberbefehle des Fürsten von Schwarzenberg die zweitägige Schlacht gegen Napoleon verloren und war auf dem Rückzuge nach Böhmen. — Der Marschall Marmont berichtet in seinen Denkwürdigkeiten: Napoleon, Rache schnaubend gegen das ihm verhaßte Preußen, sei erpicht darauf gewesen, daß die ersten Kanonenschüsse nach dem Waffenstillstand gegen Berlin abgefeuert würden. So sollte eines seiner Heere auf Berlin marschieren und jenes durch ein andres in Schlesien gedeckt werden, während er selber mit einem dritten vor Dresden die böhmische Armee der Verbündeten aufs Korn nehmen wollte. Von diesem Kriegsplan abratend, schloß Marmont sein Schreiben an Napoleon mit den Worten: „Durch diese Teilung Ihrer Streitkräfte, durch die Aufstellung dreier abgesonderter, durch weite Zwischenräume von einander getrennter Heere entsagt Ew. Majestät auch dem Gewinne, den Ihre Gegenwart auf dem Schlachtfelde Ihnen sichert, und ich befürchte sehr, daß Sie an dem Tage, wo Sie selber einen Sieg gewonnen haben, den Verlust zweier Schlachten erfahren werden.“ Dazu macht der Marschall Marmont die Glosse: „Ich war leider ein Prophet, denn während wir bei Dresden siegten, erlitten wir gleichzeitig eine Niederlage in Schlesien an der Katzbach und in Preußen vor Berlin.“ Mit Stillschweigen übergeht Marmont die dritte Niederlage bei Hagelsberg, wo



W. v. Bülow (von Dennewitz), Königl. preuß. Generalleutnant.
Gemalt von Dähling, gestochen von Bollinger.

die französische Division Girard auf ihrem Vormarsche von Magdeburg gen Berlin vornehmlich von der kurmärkischen Landwehr unter dem General Hirschfeld teils mit den Kolben tot, teils in wilde Flucht geschlagen wurde.

In jenen blutigen Augusttagen 1813, in welchen bald herzerhebende, bald niederschlagende Botschaften den Prinzen Wilhelm in Neiße fanden: wie oft mag er sich da auf die Schlachtfelder hingewünscht haben, um mit für König und Vaterland zu streiten. Napoleon, im Übermute seines Sieges bei Dresden, hatte am Abend des 27. August, eines Freitags, dem General Vandamme den stolzen Befehl zugehen lassen, auf der Teplitzer Straße in Böhmen einzurücken und „die Degen der Geschlagenen aufzulesen.“ Der österreichische Feldmarschallleutnant Baron Weszko, verwundet gefangen genommen, mußte, als er auf Ehrenwort entlassen zu werden wünschte, von Napoleon die höhnische Antwort hören: er (der Kaiser der Franzosen) könne einen österreichischen General nicht der Gelegenheit berauben, der Tochter seines Kaisers in Paris die Hand zu küssen. Nicht im Traume seiner Unüberwindlichkeit ist es ihm eingefallen, daß sein „Stern“ ihn bei Dresden zum letztenmale zum Siege auf deutscher Erde leiten werde. Gegen



Gefangennahme Vandammes.

den ihn beglückwünschenden sächsischen Kriegsminister Gerbdorf entfuhr ihm das Wort: „Wo ich nicht bin, geht es schlecht. Was gegen Berlin steht, ist geschlagen." Schlecht ging es auch dem Vandammeschen Korps beim Vorrücken in Böhmen: bei Culm (etwa drei Stunden Weges von Teplitz) wurde es gänzlich zertrümmert, sein kommandierender General Vandamme selber gefangen und darauf von Teplitz nach Moskau abgeführt, von dort weiter bis Wjätka hart an der sibirischen Grenze. Es ist der von Napoleon gegrafte tapfere, aber rohe, durch seine Hinrichtungen und Erpressungen in Norddeutschland verrufene General, von dem das Volk sagte: „Vandamme, Gott verdamme!" wie Friedrich Rückert damals gesungen hat:

General Vandamme,
Welchen Gott verdamme,
Da er in Breslau lag,
Trank er viel und aß er,
Das Bezahlen vergaß er.

Hatten die Degen der Verbündeten, die Vandamme für Napoleon einernten sollte, bei Dresden eine Scharte erlitten, ausgeschliffen wurde diese bei Nollendorf und Culm! Welch ein Hochgefühl für den Prinzen Wilhelm, als er vernahm, wie der König aus dem Hauptquartier Teplitz auf das Schlachtfeld geritten war, die Russen unter Ostermann dort zum tapfersten Widerstande angefeuert und nach allen Ausgängen des Gebirges Adjutanten entsandt hatte, um die noch in den Engpässen steckenden Truppen zum raschesten Vorgehen anzutreiben und sie zur Verstärkung Ostermanns heran zu führen. So schrieb damals W. v. Humboldt an die Prinzessin Luise von Preußen, Fürstin von Radziwill: „Übrigens ist es größtenteils der König, dem man nach dem Dresdener Rückzuge die Rettung des Heeres verdankt. Hätte nicht der König am 29. den ganzen Tag verwendet, um Graf Ostermann Hilfe zu senden und ihn in seinem ruhmvollen Verteidigen zu unterstützen, so drang Vandamme wahrscheinlich mit seinem Korps hier durch, und die unglücklichen Folgen waren unberechenbar." — Der Kaiser Franz brachte dem Könige das Großkreuz des militärischen Maria-Theresien-Ordens, eines Ordens, den die Stifterin eigens dazu bestimmt hat, tapfere Thaten in- und ausländischer Offiziere zu ehren. Der Glanz des Culmer Sieges verdreifachte sich, denn kaum war die Schlacht nach heißem 36stündigem Ringen gewonnen, da kamen die frohen Botschafter von Großbeeren und von der Katzbach her. Am 1. September sangen sie im Lager bei Teplitz unter Trompetenschall: „Nun danket alle Gott!" Der Feldprobst Offelsmeyer, der in Breslau die ausziehenden Truppen eingesegnet hatte, hielt hier den Dankgottesdienst im Freien, innerhalb eines von preußischen Garden geformten Vierecks. Bei dem Gebet kniete der König zuerst nieder, neben ihm der Kronprinz.

An demselben 1. September ließ Blücher, bis dahin hinter den geschlagenen Franzosen her, Viktoria schießen, seine Krieger: „Herr Gott dich loben wir!" singen und sagte ihnen in einem Tagesbefehle: „Schlesien ist vom Feinde befreit!" Darauf faßte Minutoli, der damalige Gouverneur des Prinzen Wilhelm und des Prinzen Karl, den Entschluß, mit seinen beiden Zöglingen von Neiße nach



Franz I, Kaiser von Österreich.
Gemalt von P. G. Stembucchi, geschabt von F. K. Tielker.

Breslau zurückzukehren, um dort für ihren weiteren Unterricht zu sorgen. Er schrieb deshalb an den König und schlug ihm zu Religionslehrern der Prinzen mehrere Breslauer Prediger vor, darunter auch den jüngern Wunster. Aus seinem Hauptquartiere Teplitz antwortete ihm der König in einem Briefe vom 15. September 1813:

„Ich habe aus Ihrer Anzeige vom 6. dieses Monats die glückliche Ankunft meiner beiden Söhne, der Prinzen Wilhelm und Karl Königliche Hoheiten in Breslau ersehen und finde es allerdings nötig, daß auch der Religionsunterricht dort fortgesetzt werde. Der Prediger Wunster der jüngere scheint Mir dazu, nach seinen Kanzelvorträgen zu urteilen, wohl geeignet zu sein. Ich will aber darüber nichts vorschreiben und überlasse Ihnen, deshalb mit dem Oberkonsistorialrat Sack Rücksprache zu nehmen."

Eine dankbare Erinnerung an den von Wunster empfangenen Religionsunterricht spricht aus dem Briefe, worin Prinz Wilhelm fast ein Vierteljahrhundert nachher ihn, den nachmaligen Konsistorialrat Wunster in Breslau zu dessen Jubelfeier beglückwünscht hat:

„Schloß Babelsberg bei Potsdam. Zum 26. Juli 1837. Mit dem Gefühl der innigsten Teilnahme ergreife ich die Feder, um Ihnen am heutigen Festtage nahe zu sein! Eine seltene Feier vergönnt Ihnen die Allgütige Vorsehung! Wie muß der Rückblick auf Ihre schöne Laufbahn Ihnen doch ein so köstlicher sein, da ja gerade Ihr Stand es ist, der die Menschen zu dem einzigen, wahren Heil leitet. Und mit welcher Liebe, mit welcher Wärme Sie Ihrem Berufe sich unterzogen, davon weiß mein Herz Kunde zu geben. Nächst Ehrenberg verdanke ich ja Ihnen einen großen Teil meiner religiösen Bildung und von Ihnen noch dazu in jener denkwürdigen Zeit, der Wiedergeburt des Vaterlandes, wo Sie es ja auch waren, der mich mit segnenden Worten entließ, als ich vom König berufen ward ins Feld zu ziehen. — Möchten alle Herzen, die sich gleich mir Ihrer Leitung erfreuten, Ihnen heute gleich dankbar wie das meinige entgegenschlagen. Wenn wir alle wohl nicht das Ziel erreicht haben mögen, zu welchem Sie uns mit so vieler Wärme leiten wollten, so wird Ihre Milde die Fehlenden deshalb nicht verwerfen: möchte dies mein Fall vor Ihnen sein! Sollte ich so glücklich sein, dem Vaterlande zu nützen, und der Sinn, in welchem ich zu wirken suche, Anerkennung finden, so möchte meine Versicherung, daß dies mit Ihr Werk ist, Ihnen den heutigen Tag wenigstens nicht trüben, und mein dankerfülltes Herz sich Ihnen vergegenwärtigen. Wie freute ich mich, aus Ihrem Schreiben zu ersehen, daß Sie jüngst erst die schöne Rheingegend besuchten, die auch wir bald nach Ihnen wiedersahen. Aber leid thut es mir sehr, daß Sie mich nicht besuchten bei Ihrem kurzen Aufenthalte in Berlin. — Wenn Sie von meinem Palais Lobendes hörten, so wird die Versicherung, daß zu demselben alles im Inlande gefertigt ist, demselben einen doppelten Wert in jedes Preußen Augen geben und somit auch die Summe, die es kostete, eine wohlthätige Zirkulation in der arbeitenden Klasse verursacht haben. Möge der Friede des Herrn auf dem Hause und seinen Bewohnern ruhen. Hoffentlich wird der heutige Tag Ihnen beweisen, daß ich Ihre Einlage richtig zu meiner ältesten Schwester Händen beförderte. — So leben Sie denn wohl, kräftig und tüchtig und gesegnet nach wie vor in Ihrem Wirken. Dazu sende Ihnen der Herr seinen Segen!

Ihr Wilhelm."

Welch ein herrliches Zeugnis für den treuen Lehrer in Breslau, der in jener eisernen Zeit dem jungen Fürstenherzen die goldene Saat des göttlichen Wortes

eingepflanzt und es mit den Waffen geistiger Ritterschaft zum Feldzuge ausgerüstet hat. Denn als der König am 30. Oktober 1818 wieder nach Breslau zu seinen Kindern kam, da hörte Prinz Wilhelm unvermutet aus des Vaters Munde die Worte: „Jetzt werde ich dich mit ins Feld nehmen, aber nur auf sechs Wochen.“ Immer noch schien der König den Sohn, den nicht zu sehr anzustrengen die Mutter früher gebeten hatte, für nicht kräftig genug zum Felddienste zu halten. Es war nach dem großen Siege bei Leipzig, wo Napoleon nicht seine Marschälle allein, vielmehr sich selbst aufs Haupt geschlagen und seine stolze Zwingherrschaft über Deutschland gebrochen sah. Schenkendorfs Tedeum nach der Völkerschlacht ist ein reiner Wiederhall der damaligen Stimmung tiefer deutscher Gemüter:

Das ganze Deutschland weint und lacht,
Die Freiheit ist ihm wiederbracht.
Wofür der Herr am Kreuze starb,
Was uns der Väter Kraft erwarb,
Das haben wir, das halten wir.
Herr Jesu Christ, wir danken dir,
Wir wollen ewig dich erhöhn,
Daß wir den großen Tag gesehn,
Dich Tag der Sühne, Tag des Herrn;
Wie feurig schien dein Morgenstern.

Und als der König am Morgen der Erstürmung Leipzigs sein Heer gegrüßt, hat ihm der Sänger zugerufen:

Willkommen hier im Waffenfeld,
Willkommen, lieber Herr und Held —
Nicht schöner hat Sie dich geschaut
Am ersten Tag, die junge Braut,
Die dort nun betet,
Wo's Blau sich rötet.

„Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt!“ hörte man Gneisenau auf dem Leipziger Siegesfelde sagen, und an die Fürstin Luise Radziwill hat er geschrieben: „Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhm und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr wert, als die unermeßlichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft. Aber warum muß die nicht mehr leben, die dieses Glück in den beseligendsten Gefühlen genossen hätte, unsre verewigte Königin! Solche Betrachtungen mischen Wermut in den Becher, aus dem so tiefe Züge uns zu thun vergönnt ist.“ — Wie innig muß es den König bewegt haben, als er aus dem Charlottenburger Schlosse nach dem Mausoleum ging, um dort zur stillen Nachfeier des Leipziger Siegesfestes einen Lorbeerzweig auf den Sarg seiner Gemahlin niederzulegen. Über sein Eintreffen in Berlin berichtet der damalige Universitätsprofessor Solger nach Breslau an F. von Raumer: „Heute (Sonntag den 24. Oktober) haben wir den König hier ankommen sehen. Es war ein herrlicher, erhabener Anblick, besonders wenn man sich erinnerte, wie im Jahre 1806 an demselben Tage die ersten Franzosen hier einrückten. Alle Gegenden, durch welche der König ritt, waren von einer unzählbaren, jauchzenden und Hüte

schwenkenden Menge Menschen angefüllt. Er ritt ohne Aufenthalt nach dem Dom, wo er auf der Treppe von sämtlichen hier anwesenden Prinzen und Prinzessinnen empfangen wurde und, nachdem er sich mit ihnen begrüßt hatte, sich nochmals nach der den ganzen Lustgarten dicht anfüllenden Volksmenge wandte, um sie zu grüßen, welches mit einem jauchzenden Vivat erwidert wurde. Im Dom wohnte er dem Tedeum bei, das unter Kanonenschüssen abgesungen wurde, während die hier stehenden Truppen auf dem Opernplatz in einem Karree den Gottesdienst hielten. Nun wird wohl niemand mehr zweifeln, daß es mit Napoleons Weltherrschaft ein Ende nimmt. Gott und die heldenmäßige Gesinnung unsres Volkes haben uns diese Siege geschenkt. Die Preußen haben überall das meiste gethan, und es ist wieder ein hoher Ruhm, ein Preuße zu sein."

Das Königliche Nationaltheater in Berlin gab am Abend des 24. Oktober als Festoper Spontinis „Vestalin". Der Generaldirektor Iffland wußte, wie gern Seine Majestät die Vorstellung dieses großartigen Tondramas besuchte seit dessen erster Berliner Aufführung zum Ordensfeste (18. Januar) 1811. Und wie bedeutsam, wie beziehungsvoll mußte es gerade heute erklingen, wenn die Vestalin den im Triumphe einziehenden Feldherrn mit dem Gesange begrüßt:

Siegreicher Held, Schutz dieser Staaten,
Dir beut den Lorbeer das Vaterland!
Dieser Preis ruhmvoller Thaten
Sei des Dankes, der Liebe Pfand.

Doch die Zuschauer kamen den Opernstimmen zuvor: sobald der König in der Hofloge sichtbar wurde, brachen sie in stürmisches Frohlocken aus und sangen stehend die Volkshymne: „Was wäre (so schreibt der Major Graf Schwerin als Augenzeuge) eine Beschreibung dieses himmelhoch jubelnden, schmetternden Willkommens, der ihm, dem Könige, beim Eintritt entgegenschallte. Es war, als ob die ganze Nation ihrem Heerführer ihr Lob und ihren Dank für die ersehnte Freiheit zujauchzte. 'Heil dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands!' sang die mächtige Masse wie aus einem Munde in betäubender Vollstimmigkeit. Auch den König überwältigte dieser Augenblick. Sein Widerwille gegen alles Leidenschaftliche und Exaltierte war diesem Zauber nicht gewachsen. Sichtbar erschüttert trat er zurück, und ein jeder hatte stille Thränen in seinem Auge gesehen. Seinen Schwestern, die neben ihm standen, sagte er mit tiefer Rührung: 'Ich verdiene das nicht; es ist nicht mein Verdienst, daß ich die Ehre habe, eine so brave Armee zu kommandieren.' Um ferneren Jubelausbrüchen zu entgehen, zog er sich gleich nach dem ersten Akte der Oper zurück."

Drittes Kapitel.



Zur Armee über das Leipziger Schlachtfeld.

Nach fünftägigem Aufenthalt in Berlin und Charlottenburg reiste der König am 29. Oktober nach Breslau ab. Dort traf er am nächsten Abend bei seinen Kindern ein. Seit drittehalb Monaten hatten sie den Vater nicht gesehen, der jetzt beim Einritte in die schlesische Hauptstadt, wo er zuerst die Fahne der Befreiung vom französischen Joche erhoben hatte, als Siegerkönig begrüßt wurde, begrüßt von den feierlichen Glockenstimmen aller Kirchtürme und dem Freudengeschrei der ihn auf den Straßen umrauschenden Volksmenge. Wie glücklich fühlte sich Prinz Wilhelm durch des Königs Zusage, ihn nun mit ins Feld zu nehmen; noch glücklicher als er, der bisherige Premierleutnant, gleichzeitig zum Kapitän ernannt wurde. Aus der Hand seines Vaters und Kriegsherrn empfing er die Epauletten, die ersten der eben damals angeordneten neuen Achselschilde für die Offiziere, die sonst nur tuchene Achselklappen trugen, inmitten derselben längliche und quere Silbertressen als Merkmale ihres Ranges.

Der König war nur mit kleinem Gefolge und nur auf wenige Tage nach Breslau gekommen, die Beamten seines Militärkabinetts teils in Berlin, teils bei dem Heere zurücklassend. Daher mag es, wie L. Schneider im Soldatenfreund bemerkt, geschehen sein, daß über des Prinzen Beförderung zum Kapitän weder eine Kabinettsordre noch ein Patent ausgefertigt worden ist, so daß der Prinz auf den Gedächtnistafeln des eisernen Kreuzes in der Garnisonkirche zu Berlin noch als Premierleutnant verzeichnet steht. Zum Major ist er, wie die Folge zeigte, am 30. Mai 1814 ernannt worden, nachdem er unter des Königs Augen dargethan hatte, wie er, der für schwächlich angesehene Prinz die Anstrengungen des Feldzuges so fest aushielt, daß ihm der Kriegsdienst gleichsam zur stärkenden Eisenkur gereichte, und die anfänglichen sechs Probewochen sich bis zu zehn Monaten verlängerten.

Am 4. November nahm Prinz Wilhelm in Breslau Abschied von seinen jüngern Schwestern und Brüdern, um dem Vater zunächst nach Berlin zu folgen. Inzwischen war auch die Oberhofmeisterin Gräfin Voß von Stargard heimgekehrt, wohin sie Mitte Mai, auf dringendes Anraten des Oberkammerherrn Fürsten Wittgenstein, sich mit den Prinzessinnen aus Berlin geflüchtet hatte, als der Feind die Hauptstadt Preußens bedrohte. Auf der Rückreise hörte sie in Schwedt,

wie begeistert der von Leipzig kommende König in Berlin empfangen worden, und daß er schon wieder fort sei. Ihr Verdruß spricht aus ihrem Tagebuche: „Wittgenstein, der es immer verhindert hat, daß ich nach Berlin zurückkäme, ist allein daran schuld, daß ich das alles nicht erlebt habe; ich wollte, er wäre mit seiner dummen Ängstlichkeit in Mesopotamien.“ In ähnlicher Stimmung hatte sie früher einem alten Herrn vom Hofe auf seine jammernde Befürchtung, die Franzosen würden ihn und sie gefangen nehmen, entgegnet: „Dann haben sie zwei alte Weiber gefangen!“ — Seelenfroh aber schreibt sie, glücklich wieder in Berlin, am 5. November: „Abends gegen 9 Uhr kam der geliebte König zu meiner allergrößten Freude — direkt von Breslau, soupierte mit dem ganzen Hofe bei mir, und am meisten freute mich Prinz Wilhelm, der unglaublich gewachsen ist, sehr gut aussieht und sehr nett ist.“

Einen teuern Anverwandten sah der Prinz nicht wieder. Sein Urgroßoheim Prinz Ferdinand, der Vater des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis, war am 2. Mai in dem hohen Alter von 83 Jahren entschlafen. Von ihm und seinem Bruder Heinrich hat Friedrich der Große, ihre Tapferkeit in der Kolliner Schlacht preisend, an Lord Marischal geschrieben: „Ich zittere für meine würdigen Brüder, sie sind zu brav.“ Ihm auch, dem durch seine Greisenjahre in Berlin zurückgehaltenen Prinzen Ferdinand, hatte am 3. Dezember 1808, als die Franzosen Berlin räumten, der bisherige französische Kommandant General St. Hilaire die Schlüssel der Stadt im Palais Sr. Königlichen Hoheit überreicht, mit der in einem damaligen Bülletin veröffentlichten Anrede: „Dem Befehle Sr. Exzellenz des Herrn Marschalls Herzogs von Auerstädt (Davoust) gemäß, habe ich die Ehre, Ew. Königl. Hoheit die tiefste Huldigung der Ehrerbietung zu bezeigen und Ihren Händen die Schlüssel der Stadt zu übergeben. Bei der endgültigen Räumung dieser Stadt von den französischen Truppen war es so gerecht wie natürlich, daß der Herr Marschall Ew. Königl. Hoheit die Freude vorbehielt, dem Könige, Ihrem erhabenen Bruderssohne, selbst die Schlüssel seiner Hauptstadt einzuhändigen“ u. s. w. Die Antwort des Prinzen Ferdinand war eine feine Danksagung mit dem ausdrücklichen Zusatze: seines geringen Verdienstes sich bewußt, schreibe er diese besondere Auszeichnung nur dem Glücksfalle zu, der Bruder Friedrichs des Großen zu sein, dessen Name und Ruhm bis zu der spätesten Nachwelt übergehen würden. — Als Prinz Wilhelm am 23. Dezember 1809 mit seinen Königlichen Eltern, Brüdern und Schwestern von Königsberg nach Berlin heimgekehrt war, hatte er unter den Mitgliedern des Königshauses, die Ihren Majestäten aus dem Palais entgegenkamen, auch den ehrwürdigen „Uronkel Ferdinand“ erblickt. Nun ruhte der fürstliche Greis schon in seiner stillen Gruft, einfach beigesetzt, wie er es angeordnet hatte: sein Leichnam solle nicht zur Schau gestellt, von keiner Ehrenwache bewacht, des Morgens um drei Uhr ohne allen Pomp, in einem einfachen Sarge ohne Verzierung, ohne Krone und Inschrift, bloß von einem Kammerherrn begleitet und nur von soviel Lakaien, als zur Tragung des Sarges erforderlich seien, zur Erde bestattet werden.

Der König verweilte mit dem Prinzen Wilhelm nur drei Tage abwechselnd in Berlin, Charlottenburg und Potsdam. Zum erstenmale äußert sich da der

Vater zu der Gräfin Voß über die künftige Vermählung seiner Tochter Charlotte, die ihr fünf Vierteljahre älterer Bruder Wilhelm im Frühjahre 1817 als die Prinzessin Braut des Großfürsten Nikolaus nach St. Petersburg geleiteten wird. Ihrem Tagebuche hat die Oberhofmeisterin am 6. November 1813 anvertraut: „Der König kam früh zu mir, blieb über zwei Stunden und sprach mir von all seinen Angelegenheiten, auch von dem Gedanken einer russischen Heirat für Prinzeß Charlottchen. Als er fort war, ließ ich den Hofprediger Sack kommen, der mir sagte: da sie noch nicht eingesegnet sei, so könne sie sich noch nicht für die griechische Kirche entscheiden und in dieselbe eintreten, wenn sie es wolle; der König aß in Charlottenburg. Abends soupierte er mit den Prinzen und dem Hofstaat bei mir, und das Souper war sehr heiter und animiert. — Am 7. November. Mein geliebter König blieb früh eine Stunde lang gemütlich bei mir sitzen, aber zu meinem Kummer aß er nicht hier, sondern fuhr zum Diner nach Charlottenburg, von dort aus abends nach Potsdam und reist dann wieder zum Hauptquartier zurück. Er sprach mir von allem, und wie sprach er davon! Ach, mit einem Wort, er ist ein König, ein Vater und ein Freund, wie es keinen zweiten auf dieser Welt geben kann."

Prinz Wilhelm brach am 8. November mit dem König zur Armee auf. Die Fahrt ging von Potsdam zunächst über Brandenburg nach der alten Elbstadt Aken, von da nach Leipzig. Hier sieht der Prinz die blutgetränkte Erde, unter welcher Tausende und Abertausende der Völker lagern, zwischen denen der Riesenkampf um die Befreiung Deutschlands ausgefochten worden. Er sieht jene weite, schon vor alters von der Kriegs- und Todesfackel beleuchtete Ebene des norddeutschen Tieflandes, wo achthundertundachtzig Jahre zuvor Kaiser Heinrich I in der von Liudprand beschriebenen Haßgauer Schlacht das große Reichsbanner mit dem Bilde des streitbaren Erzengels aufgepflanzt und das wilde Magyarenheer vernichtet hat. Sieben Jahrhunderte nach jener sogenannten Hunnenschlacht erliegt bei Breitenfeld, anderthalb Stunden Weges von Leipzig Tilly, der für unüberwindlich gehaltene „alte Korporal" den großen Schlägen des Schwedenkönigs: vierzehn Monate darauf fällt Gustav Adolf bei Lützen, und zehn Jahre nachher siegen die Schweden zum zweitenmale bei Breitenfeld. Hier auch hat Blücher am 18. Oktober 1813 eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden, bei welcher der preußische Feldherr mit edler Selbstüberwindung darauf eingeht, sein halbes schlesisches Heer für diesen Schlachttag der Führung des Kronprinzen zu überlassen, damit dieser endlich seine bisher geschonten Schweden ins Gefecht bringe. Napoleon war bewandert auf dieser Walstatt des dreißigjährigen Krieges. Denn am 14. Oktober abends hat er seinem Marschall Marmont geschrieben: „Ich überschicke Ihnen einen Bericht über die Gustav Adolf Schlacht; er betrifft die Positionen, die Sie besetzen." Es waren die Stellungen zwischen Lindenthal und Breitenfeld, welche zu der mörderischen Schlacht und dem herrlichen Siege bei Möckern führten, worüber Gneisenau berichtet: „Wir hatten das beste französische Armee-Korps, das des Marschalls Marmont gegen uns. Der Kampf war lang und hartnäckig; er kostete viel Blut. Wir warfen den Feind dennoch aus seinen Stellungen heraus. Die Tapferkeit der Truppen unterstützte auf das herrlichste



Ansicht von Möckern, nach der Beschießung und Eroberung am 16. Oktober.
Gleichzeitige Abbildung aus „Siegesplätze der Völkerschlacht“, aufgenommen von J. J. Wagner, Leipzig, Baumgärtnerische Buchhandlung, 1815.

unsre Anordnungen. Wir hatten uns in Bataillonsmassen aufgestellt. Das feindliche Geschütz wütete darin sehr. Unsre Landwehr-Bataillone thaten Herrliches. Wenn eine feindliche Kugel zehn bis fünfzehn Mann darnieder riß, riefen sie: ‚Es lebe der König!‘ und schlossen sich wieder in den Lücken über die Getöteten zusammen. Das Schlachtfeld ist mit Toten und Verstümmelten besetzt wie selten.“ Am stärksten geblutet hatte das Yorksche Korps; unter den vielen beim Sturm auf Möckern verwundeten Offizieren wußte Prinz Wilhelm auch den jüngsten Bruder seiner Mutter, den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz. Zu früh hatte Napoleon an diesem blutigen Tage sich bei Wachau als Sieger gesehen und frohlockt: „Die Welt dreht sich noch einmal für uns!“ Nach Leipzig hinein entsandte er frohe Botschafter an den König von Sachsen: die Glocken in der Stadt und der Umgegend sollten geläutet werden zur Verkündung der in seinen Augen schon gewissen Niederlage des Hauptheeres der Verbündeten. Da ereilt ihn die Nachricht von dem Vordringen Blüchers im Norden von Leipzig und der Überwältigung des Marmontschen Korps: was er hier gewonnen zu haben glaubt, geht dort verloren. So konnte Stägemann singen:

Es läutet Sieg vom Turm herab,
Da bringt von Möckern her
Der Marschall ihm zerbrochen Stab,
Zerbrochen Sporn und Speer.

Als jetzt Prinz Wilhelm an des Königs Seite das Schlachtfeld bei Leipzig erblickte, da war es noch nicht vollends aufgeräumt. Sah man doch, wie ein Augenzeuge berichtet, noch lange nach dem blut- und feuerroten Weinmonat tot hingestreckte Menschen und Pferde auf den Fluren, in den Gehölzen, Gesträuchen und Hohlwegen. Und wie viel Zeit erforderte es, bis die im Häuserkampfe eingeäscherten Dörfer neu aus den schwarzen Schutthügeln stiegen. Die Stadt

Leipzig selbst, in Gestalt eines verschobenen Vierecks auf der sich gegen die Gewässer sanft abdachenden Ebene, zeigte damals noch Überreste alter Festungswerke, Wall, Mauern, Gräben und betürmte Thore. Die Mauern waren von den Franzosen mit Schießscharten durchlöchert, die Thore verpalissadiert worden. Noch genug Merkmale des Kampfes bis in die innere Stadt hinein konnte Prinz Wilhelm wahrnehmen, konnte sich lebhaft vergegenwärtigen, was sein Militärlehrer Reiche als Augenzeuge erzählt hat: Mittags 1 Uhr, eine Stunde nach Erstürmung der Stadt, hielten die Monarchen nebst einem äußerst zahlreichen Gefolge von Generälen, hohen Offizieren, Ordonnanzen und dem ganzen Schwarme von Reitknechten ihren Einzug durch das Grimmaische Thor nach dem Marktplatze, die



Einzug der Alliierten in Leipzig am 19. Oktober 1813.
(Durch das innere Grimmaische Thor; links davon die Paulinerkirche.)
Gleichzeitige Aufnahme von Geisler, gestochen 1815 von G. Boettger sen.

Hainstraße hinunter nach dem Ranstädter Thore. Jubelrufe von allen Seiten, aus allen Fenstern tönten uns entgegen, das Wehen mit den Taschentüchern nahm kein Ende. Als Befreier wurden wir begrüßt. Als der Zug den Fleischerplatz erreichte, fielen vom jenseitigen Ufer der Pleiße Kleingewehrschüsse und Granatwürfe. Es hatten sich längs dieses Ufers noch einzelne feindliche Tirailleure aufgehalten. Alles suchte die Monarchen zurückzuhalten und zum Umkehren zu bewegen. Geschütz und Truppen sollten vorgeholt werden, um den Feind gegenüber zu vertreiben; das eine wie das andre war aber keine Kleinigkeit, indem

die Straße durch die zahlreiche Suite zu Pferde dicht angefüllt war und sich rückwärts zusammendrängte, um die Monarchen aus der Schußlinie zu bringen. Dies gelang mit vieler Mühe, und bald hörte das Schießen von selbst auf. Im vollen Trabe kamen nun die gerufenen Geschütze durch die Straßen dumpfdröhnend angeeilt und wurden auf dem Fleischerplatze aufgestellt. Bei dem Vordringen dieser Geschütze stellten sich dem Auge schauderhafte Szenen dar. In den Straßen lagen noch viele Blessierte, die nicht fortgeschafft waren, sie wurden von den Geschützen ohne Erbarmen überfahren und gerädert. „O ihr, die ihr aus eitler Ruhmsucht und Kampfeslust den Krieg herbeiwünscht," setzt Reiche hinzu, „seid nur erst einmal Zeuge von dem Elende und den Verwüstungen, die derselbe über Menschen und Gegenden bringt, und ihr werdet bald einsehen, wie frivol euer Verlangen war. Der Krieg an sich ist ein Frevel und Unrecht an der Menschheit, und nur wo die höchsten Güter auf dem Spiele stehen, gewinnt er seine Berechtigung, ja wird hier zur Notwendigkeit, zu einer heiligen Sache. So war der Befreiungskrieg ein heiliger Krieg; daher das überschwenglich selige Gefühl, als wir uns, mit dankerfülltem Herzen gegen Gott, als Sieger begrüßten und die Hände drückten. Es war ein Gottesgericht, welches auf Leipzigs Fluren der Fremdherrschaft ein Ende machte."

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.



Der Marktplatz zu Leipzig am 19. Oktober 1813.
„Den 19. Oktober zogen die drei verbündeten Monarchen an der Spitze ihrer tapfern Heere auf den großen Marktplatz zu Leipzig unter Geläute aller Glocken und Jubel aller Einwohner."
(Gleichzeitiger Leipziger Stich).

So Arndt, der Mitwanderer des geächteten Reichsfreiherrn von Stein. Und als die Weltschlacht dort gewonnen war, da haben Stein und Gneisenau einander Wort und Hand gegeben: nicht anders dürfe dieser Krieg enden, als mit dem Sturze Napoleons. Es war bei ihrer Begegnung auf dem Leipziger Markte angesichts des Hauses, in welchem Napoleon unter Kanonendonner von dem König von Sachsen geschieden war, dabei dem von ihm verblendeten Fürsten versichernd: er entferne sich nur einstweilen aus Leipzig, um draußen



Napoleons Flucht aus Leipzig.

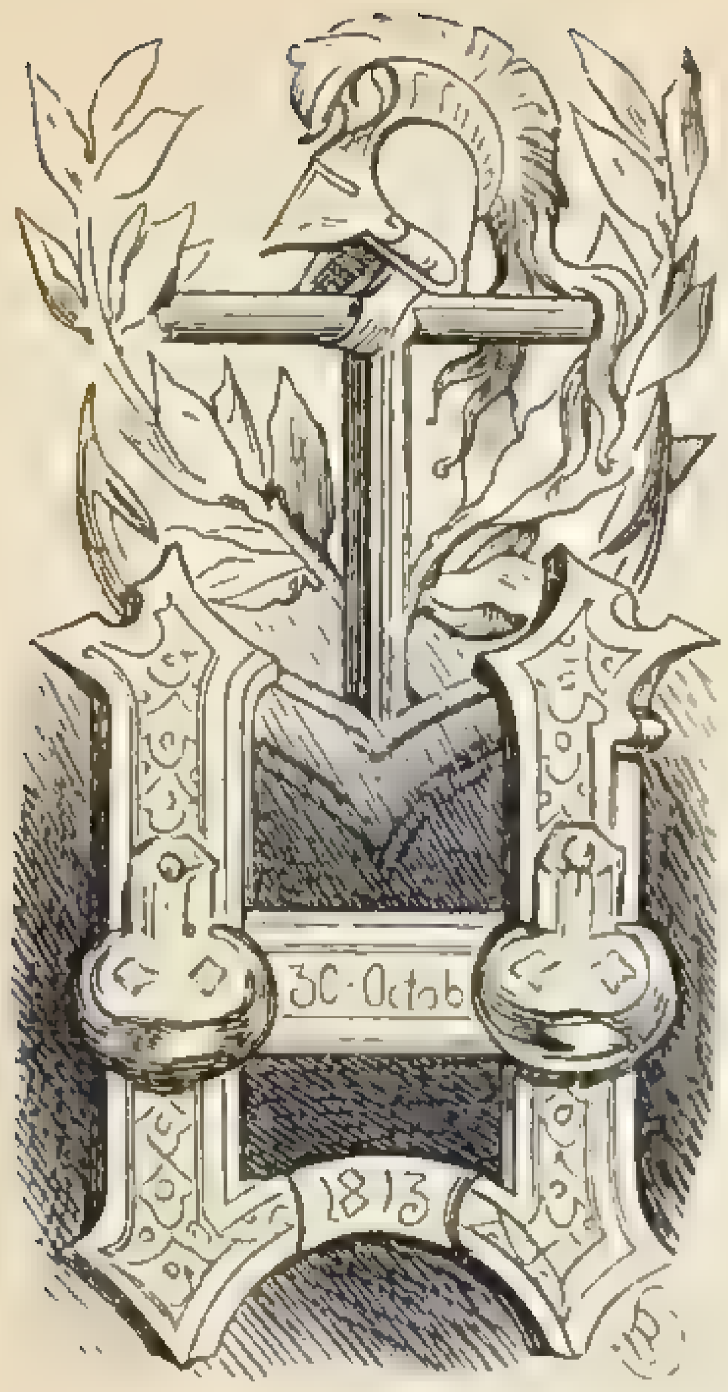
im freien Felde den Kampf fortzusetzen, und in zwei Tagen werde er die Stadt entsetzen.

Wie froh wird Prinz Wilhelm auf ein andres Haus in Leipzig geblickt haben, auf jenes Haus in der Grimmaer Vorstadt, in welchem der König am 19. Oktober abends, nachdem er mit dem Kaiser Alexander noch auf dem Schlachtfelde Heerschau gehalten, die Kouriere abfertigte mit den Siegesbotschaften nach Berlin, Breslau und Königsberg in Preußen, seinen Hauptstädten, die ihn in seinem Unglück und in seinem Schmerze gesehen hatten.



Viertes Kapitel.

Über den Rhein.



Unter geringer Bedeckung reiste der König mit dem Prinzen Wilhelm von Leipzig nach Weimar, von da weiter nach Frankfurt am Main, dem großen Hauptquartiere der verbündeten Monarchen. Wie knapp erschien das preußische Gefolge gegen das russische. Als Kaiser Alexander von Weimar her über Arnstadt, Gehlberg und die Schmücke (beim Schneekopf) am 30. Oktober nachmittags in Suhl eingezogen war, um hier in der alten Waffenschmiede, in dem „deutschen Damaskus“ am Südwestfuße des Thüringer Waldes auf dem Marsche nach Franken zu übernachten, da hatte die kleine Bergstadt einzuquartieren: vierzig Generäle, einhundertfünfzig Stabs- und mehr als dreihundert untere Offiziere, zweihundert Mann Leibkosaken, dazu noch ein ganzes Kosakenregiment und drei Kürassierregimenter. Am selben Tage lieferte Napoleon bei Hanau auf dem Rückzuge sein letztes Treffen auf deutschem Boden, besetzte am folgenden Nachmittage (31. Oktober) Frankfurt und räumte es vierundzwanzig Stunden nachher wieder, um bei Mainz über den Rhein zurück zu gehen. Die große Armee Napoleons war, nach Marmonts Ausdruck, nur noch der Schatten ihrer selbst, ihr Rückzug das Bild einer Unordnung gleich jenem aus Rußland. Von den kolossalen Heeressäulen, die bei Leipzig in Stücke brachen, erreichten nur noch etwa sechzigtausend Mann den Rhein, davon kaum vierzigtausend mit den Waffen, und die Mehrzahl der jungen abgetriebenen, darbenden Soldaten den Keim des verheerenden Nervenfiebers in den bleischweren, nur mühsam noch fortgeschleppten Gliedern. Ihrer viele schienen auf dem Rückzuge die Füße erfroren zu haben. Und doch war bei den Eilmärschen über das unwegsame Thüringer Waldgebirge das Thermometer noch nicht bis unter den Eispunkt gefallen. Allein die Entbehrung und die Entkräftung hatten die Wärme, das Leben aus den untern Gliedmaßen verscheucht; der kalte Brand befiel die siechen Zehen, wie es bei dem russischen Froste geschehen war. Die Lazarette, in der Hast schlecht hergerichtet, ohne die nötigen Heilmittel und nicht einmal ordentlich gelüftet, wurden zu Vorhöfen des Todes; in Mainz starben in dem zum Krankenhause umgewandelten Zollhause an einem Tage bis zu dreihundert Mann. Der Schrecken der mörderischen Seuche ergoß das Gift der Ansteckung rasch über die Stadt und die Umgegend; ungefähr vierzehntausend Soldaten und fast ebenso viele Einwohner schreibt der Marschall Marmont auf die Totenliste jener herrschenden Krankheit während seines zweimonatigen Kommandos zur Deckung des linken Rheinufers von Mainz bis Straßburg, von wo er sich dann unter die Mauern von Metz zurückzog.

Am 5. November, drei Tage vor Napoleons Abfahrt von Mainz nach Paris, hatte der Kaiser Alexander seinen stolzen Einzug in Frankfurt gehalten, an der Spitze der vier russischen Reserve-Kavallerie-Divisionen und der vom Großfürsten Konstantin geführten preußischen Garde-Kavallerie-Brigade. Der russische Kaiser kam dem österreichischen dort zuvor. Franz II, in Leipzig der Nachzügler Alexanders I und Friedrich Wilhelms III, wäre nun lieber der erste in Frankfurt gewesen, wo er vor einundzwanzig Jahren gekrönt worden mit der deutschen Kaiserkrone, die er dann bei Napoleons Gründung des Rheinbundes niederlegte. Jetzt wurde er von Alexander, der ihm um einen Tag voraus geeilt war, mit feierlichem Gepränge eingeholt und vom Thore her durch die aufgepflanzten Reitergeschwader wie durch eine Ehrengasse geleitet. Einen ebenso glanzvollen Empfang hatte der russische Kaiser dem König von Preußen zugerüstet. Das aber stimmte gar nicht zu dem bescheidenen Wesen und der prunklosen Majestät Friedrich Wilhelms III. Ihm hätte man nicht, wie den römischen Imperatoren auf ihrem Triumphzuge vom Marsfelde zum Forum und Kapitol, die Mahnung zuzuflüstern brauchen: „Bedenke, daß du ein Mensch bist.“ Bei seinem letzten Halt vor Frankfurt in Hanau hört der König das erste Wort von dem Siegesgepränge, das seiner morgen dort harre; um solchem auszuweichen, fährt er noch heute abend mit dem jungen Kapitän, seinem Sohne, die drei Stunden Weges bis Frankfurt und geräuschlos dort ein. Die Leute sehen den König erst andern



Alexander I, Kaiser von Rußland.
Gezeichnet von Bourdon.

Tags bei der Parade, als er vor dem Vorbeimarsch die Front der unter präsentiertem Gewehre stehenden Truppen entlang reitet. Hier hat Prinz Wilhelm auch wieder den Anblick der preußischen Garden, die ihm seit ihrem Aufbruche aus Schlesien nach Böhmen aus den Augen gekommen sind, aber nicht aus dem Sinn.

In und um Frankfurt herum sah Prinz Wilhelm auch und wohl zum erstenmale das wunderliche Gemisch des österreichischen Kriegsvolkes, wie es ein militärischer Zeitgenosse beschrieben hat: „Unter den Uniformen in Österreich gewährten die der Husaren, Ulanen und ungarischen Grenadiere den herrlichsten Anblick. Neben diesen nahmen sich freilich manche andre, besonders auch die des deutschen Fußvolkes um so unansehnlicher aus, wiewohl das letztere in größeren Massen zusammenstehend doch auch einen vortrefflichen Eindruck machte. Merkwürdig erschien die Tracht der Generäle, die durch hechtblaue Röcke und rote Hosen das Unscheinbare und das Auffallende sonderbar vereinigten. In dem Ausdrucke der Gestalten und Gesichter waren ähnliche Gegensätze wahrzunehmen: zwanglose Beweglichkeit und pedantische Starrheit, muntere Laune und finsterer Ernst, behagliche Trockenheit und wilde Leidenschaft. Deutsche, Wälsche, Slaven, Magyaren erkannte man weniger im einzelnen, als vielmehr in dem Ganzen das Gemisch aller dieser. Daß die Verschiedenheit so vieler Völker, Sprachen, Gestalten und Sitten hier in der Gemeinschaft nicht verschwand, aber doch wie von einem höhern Zusammenhang gebunden erschien, war gerade das Eigentümliche dieses Kaiserlichen Heeres. Im allgemeinen konnte man glauben, noch dasselbe Soldatenwesen vor sich zu haben, welches Schiller im Lager Wallensteins dargestellt hat, und in der That hätten sich größtenteils auch noch dieselben Truppenstämme jener Zeit in den gegenwärtigen Regimentern nachweisen lassen."

Weniger Spielarten in seinem Uniformswesen trug das umgestaltete preußische Heer zur Schau, zumal das Fußvolk in dem schwärzlichen Einerlei seiner grautuchenen langen Hosen und seiner dunkelblauen Röcke ohne die frühern Rabatten, an deren Saum unten die von den Westen allein noch übrig gebliebenen Schöße befestigt waren, daß es ausgesehen hatte, als wären die ersparten Westen noch wie sonst unter dem Rock vorhanden. Was jetzt zumeist in die Augen fiel, war die neue Tracht der Offiziere: die vielen blanken Knöpfe, oft bis zu fünf Dutzend an jeder Seite der langen engen Beinkleider; dazu die zwei Reihen Knöpfe an dem den Leib umschnürenden Uniforms-Röcken mit dem großen Kragen, der mehr Tuch zu kosten schien, als die knapp zugespitzten Schöße; dazu noch statt der frühern dreieckigen Hüte die mit blinkenden Ketten und Quasten verzierten Czakos und oben darauf die Federbüsche, die so in die Höhe schossen, daß sie, nach Reiches Ausdruck, fast wie kleine Tannenbäume aussahen. Dafür aber der Zopf hinten, die Locken an beiden Seiten, der Puder (beim gemeinen Soldaten von gewöhnlichem Mehl) abgeschafft für immer, während der alte Kurfürst von Hessen nach seiner Heimkehr aus siebenjähriger Verbannung alsbald den Zopf wieder einführte, genau nach dem frühern Normalmaß.

In Frankfurt war es, wo Prinz Wilhelm den König die Freude darüber äußern hörte, daß es in dem preußischen Kriegsvolke nun keine angeworbenen, erkauften Ausländer mehr gäbe. Der Vater mit seinem festen, auf den Sohn

vererbten Gedächtnis erkannte in einem geborenen Frankfurter einen Mann, der vor vierzehn Jahren aus Potsdam, wo er bei der Leibkompanie stand, entwichen war. Der König hält dem Deserteur vor, wie sträflich es sei, erst für Geld sich anwerben zu lassen und hernach fahnenflüchtig zu werden. „Warum desertiert?“ — „Ach, Majestät,“ antwortet der Bestürzte, „das Heimweh, die Sehnsucht nach meiner Braut, der ich doch die Ehe versprochen.“ — Scharf fragt der König weiter: ob er, der Deserteur, dies Versprechen gehalten habe, nicht der Braut auch untreu geworden sei wie der Fahne. Leichter aufatmend beruft der Ausreißer sich darauf, daß seine damalige Braut seine jetzige Ehefrau ist: er will Weib und Kinder holen lassen, damit sie fußfällig für ihn bitten. Der König winkt ab und entläßt den Deserteur mit den Worten: „Brauche keine Ausländer mehr. Alles jetzt Landeskinder in meiner braven Armee.“

Die Landeskinder, die geborenen Verteidiger des Vaterlandes waren allerdings hart mitgenommen. Prinz Wilhelm hatte vor Augen, was Gneisenau, der dem Rufe ins große Hauptquartier gefolgt war, aus Frankfurt am 11. November 1813 nach Hause geschrieben hat: „Unsre Armee ist sehr geschmolzen und leidet den bittersten Mangel an Kleidungsstücken. Barfuß und in linnenen Hosen mußten viele der wackern Soldaten durch die grundlosen Wege waten.“ Das Yorksche Korps, allein Sieger in drei Schlachten, hatte 27000 Mann eingebüßt von jenen 38000, welche im Sommer auf die Feuerzeichen von Prag her zu neuen Waffenthaten ausgezogen waren. Von seinen einhundertsechs Kanonen zählte das Korps nur noch zweiundvierzig. Die Mehrzahl war in den grundlosen Wegen zerbrochen und stecken geblieben, denn verloren gegangen war nicht ein einziges Geschütz an den Feind, ihm vielmehr über hundert abgenommen. Konnte man es dem König verargen, daß er nicht sofort den Rhein überschreiten, sondern seinem Heere die nötige Zeit gönnen wollte, erst frische Kräfte zu sammeln? Hatte er seinem Volke nicht schon mit schwerem Herzen die schwersten Opfer zumuten müssen? „Unser Verlust,“ hat Niebuhr schon vor der Leipziger Schlacht geschrieben, „ist allenthalben sehr groß gewesen — teures Blut in breiten Strömen geflossen. Noch nicht fünf Millionen (Preußen), verarmt, seit sieben Jahren zerrissen, haben über 250000 Mann unter die Waffen gestellt, mit verhältnismäßig wenig fremder Unterstützung, und wann hat eine Armee heldenmütiger geschlagen, als diese für ihre und aller Freiheit!“ Die ganze Ernte aber von den bisherigen Siegesfeldern sah der König auf der Kippe stehen, wenn die geschwächten Streitkräfte über den Rhein gingen zur Winterkampagne in Feindes Land, ohne daß sie vorher erfrischt, verstärkt, neu bekleidet und ausgerüstet worden wären. Das leuchtete wohl auch dem Soldatenblick des Prinzen Wilhelm ein, wenn der junge Kapitän wahrnahm, an wie vielen Kanonen und Feldwagen die gebrochenen Achsen und Räder zusammengeflickt waren, ebenso kümmerlich, wie die abgeschabten, belappten Monturen der Soldaten nach der Nähschulregel: „Zehn Flicken auf ein Loch.“

York warnte vor dem sofortigen Rheinübergang, während Blücher und Gneisenau dazu rieten. Blücher hat in den ersten Novembertagen in einem Briefe

an Bonin geschrieben: „Du wirst fragen: nun seid ihr am Rhein, was wollt ihr nun machen? Und ich sage Dir, wir wollen hinübergehen, wir wollen Brabant und Holland erobern und ihn so zu Paaren treiben, daß er Frieden machen muß. Dieses ist mein Vorschlag, den ich höhern Orts eingesandt habe. Die französische Armee reicht nicht zu, die vielen Festungen gehörig zu sichern; also kann er mit keiner bedeutenden Macht gegen uns auftreten. Das Mißvergnügen der Nation ist rege, und Napoleon seine Herrschaft wird sich endigen. Das ist mein Glaubensbekenntnis. Der erste Brief, den Du von mich erhältst, wird von jener Seite des Stroms, in den wir die Schlawerey abwaschen, geschrieben sein."

Frankfurt, als das große Hauptquartier und Hoflager der verbündeten Monarchen, ihrer Heerführer und Minister, früher die Bundesstadt des Rheinbundes, jetzt das Mekka für die Wallfahrt der bisherigen Rheinbundfürsten und ihrer Gesandten, Frankfurt wurde von Gneisenau als eine gefährliche Klippe angesehen. „Bei eingetretener Waffenruhe," schreibt Gneisenau, „versammeln sich sogleich Intriganten und friedenslustige Generale in den Hauptquartieren. In Frankfurt ist das Intrigenwesen in vollem Gange. Da wimmelt es von Diplomatikern und geschäftigen Müßiggängern, die horchen und schnüffeln und Mißtrauen ausstreuen. Man verbirgt einander gegenseitig seine Meinung und sucht einander kleine Vorteile abzugewinnen, während alles einem großen Zweck nachstreben sollte. Die Diplomatie fesselt jetzt die Kriegsoperationen; man will erst fragen und hören, während man handeln und dann gebieten sollte. Einen vorteilhaften Frieden, meinen sie, werde man ihm (Napoleon) ablisten: die Pyrenäen, Alpen und den Rhein zur Grenze, das nennen sie einen vorteilhaften Frieden!"

Wie Gneisenau, so kam auch York dem Prinzen Wilhelm in Frankfurt zu Gesichte, dann wieder in dessen Hauptquartiere zu Wiesbaden, wo die Offiziere am 30. November ein Ballfest im Kursaal veranstalteten. Der König, der morgen Heerschau über das Yorksche Korps halten wollte, erschien mit seinen beiden ältesten Söhnen zu dem Kriegerballe. Da hat auch Prinz Wilhelm jener von Henckel von Donnersmarck beschriebenen Quadrille zugesehen, in welcher Blücher und York fröhlich mit tanzten. Es war eine sogenannte Märkische Kegelquadrille, ausgeführt von vier Paaren (en quarré) um einen den „König" vorstellenden Kegel. Nach je acht Touren des Vierpaartanzes muß der Kegel sich eine Tänzerin haschen. Dann walzen alle zweimal herum, und wer als Tänzer zurückbleibt, der figuriert nun als Kegel. Auf dem Tanzboden ließen die aufspielenden Musikanten sich für die beliebte Kegelquadrille drei Groschen von jedem Tänzer zahlen, zwei Groschen mehr als für andre Tänze. Eine ähnliche Quadrille soll bei einem Besuche des preußischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I am sächsischen Hofe getanzt worden sein, bei der „Bauernwirtschaft", welche August der Starke seinem fürstlichen Gaste zu Ehren durch vornehme Damen und Herren im Riesensaale des dortigen Schlosses darstellen ließ, dabei selbst in der Tracht des Dorfwirtes auftretend.

Was heute den Feldmarschall Vorwärts so ausnehmend heiter stimmte, daß er selbst das Tanzkarree der Offiziere mit formierte, das war wohl die frohe

Aussicht auf den zu morgen erwarteten Vorboten des weitern Kampfes gegen Napoleon, die Aussicht auf die am 1. Dezember von Frankfurt ausgehende Erklärung der verbündeten Monarchen an das französische Volk, daß sie nicht Frankreich bekämpften, sondern die Übermacht, welche Napoleon zu Europas Unglück beständig geltend gemacht. Unter Bedingungen, wie sie sonst nicht der Sieger vorzuschlagen pflege, hätten sie Napoleon Frieden angeboten, der dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebietes zugestehe, wie sie Frankreich nie unter seinen Königen besessen. Dagegen habe Napaleon, kaum in Paris angelangt, eine neue Aushebung von 300000 Mann angeordnet. So würden auch sie, die verbündeten Mächte, siegreich und durch neue Bundesgenossen verstärkt, sich um so kräftiger rüsten und nicht eher die Waffen niederlegen, bis sie das große Ziel erreicht hätten: ihre und ihrer Völker Befreiung von Napoleons Übermacht und die Segnungen des von ihnen angebotenen Friedens.

Dies der Kern jener öffentlichen Ansprache der siegreichen Monarchen an das französische Volk. Das darin gehaltene Maß und Ziel, ist es nicht das gerade Gegenteil des hochfahrenden Tones, wie ihn Napoleon in seinen Bülletins anzuschlagen pflegte, in „seines Hochmuts blind vermessenem Wahne!“ Zwar Blücher mochte die Franzosen lieber mit Panzerhandschuhen als mit seidenen angefaßt wissen: immerhin betrachtete er es als einen die gelinde Farbe in dem Diplomatenspiel abstechenden Trumpf, daß der König morgen Heerschau halten wolle, just an dem Tage, welcher die den Franzosen gütlich zuredende Erklärung des fortzusetzenden Krieges bringen sollte. So bedeutete die von Blücher und York mitgetanzte Quadrille ein Vorspiel des neuen Waffentanzes mit seinem endlichen Kehraus für Napoleon.



Der König und der verwundete Offizier.

Prinz Wilhelm an des Vaters Seite sah, wie der König seine stille Freude hatte an dem fröhlichen Kriegerfeste, hörte aber auch, wie Seine Majestät in tiefer ernster Gemütsbewegung sich äußerte zu jenem verwundeten Offizier vom Yorkschen Korps, der noch mit der Binde um den Kopf dem Tanze zuschaute, der Bruder dreier gefallener Kämpfer und eines verstümmelten vierten. „Schwere Verluste in Ihrer Familie,“ redete Friedrich Wilhelm III den fünften der Heldenbrüder an,

„brave Männer verloren — hätten dem Vaterlande noch große Dienste thun können. Hat mir leid gethan, sehr leid.“ Des Offiziers Antwort war: wie seine Familie, ebenso gern gebe jedes preußische Geschlecht Blut und Leben hin für Seine Majestät. — „Nicht für mich,“ entgegnete Friedrich Wilhelm III, „nicht für mich; nicht zu ertragen wäre dieser Gedanke; aber nach Gottes Ratschluß für die gerechte Sache und fürs Vaterland. Das auch der einzige Trost bei so großen Verlusten.“ Der König neigte das oft so schwer von der Krone gedrückte Haupt niederwärts zu dem braven Offizier und setzte dann seinen Rundgang im Saale fort, wo die Worte, von ihm aus tief bewegter Seele gesprochen, sich bald von Munde zu Munde, von Herzen zu Herzen pflanzten. Der Eindruck davon auf den jungen Prinzen Wilhelm war ohne Zweifel so unauslöschlich wie jener spätere auf seinen ältesten Bruder, als der greise Blücher beim Anblicke der in Brand geschossenen Stadt Brienne die Hand des neben ihm reitenden preußischen Kronprinzen faßt und zu ihm sagt: „Da sehen Königliche Hoheit den Jammer des Krieges. Ein wahrer Trost, Balsam auf die Wunden ist es, wenn der Krieg ein so gerechter ist als der unsre. Aber wehe dem, der Krieg führt aus bloßer Selbstsucht, Herrschsucht und Gier nach Eroberung, dem wird jeder Tropfen Blut der Gefallenen zum siedenden Öl auf dem Gewissen.“ —

Zu der großen Revue am Tage nach dem Ballabend stand das Yorksche Korps, den Rhein vor Augen, in der anmutigen Gegend zwischen Mosbach (eine Stunde Weges südwestlich von Wiesbaden) und Erbenheim. Es war neuerdings auf fünfzehntausend Mann angewachsen durch die eingegliederten Ersatzmannschaften und die hergestellten wunden und kranken Krieger, die aus den Lazaretten wieder zu ihren Fahnen geeilt waren. Die Franzosen in der nahen Festung Mainz hatten noch die Rheininsel Petersau inne; von dort und dem Fort Montebello her bestrichen sie mit ihren Geschützen die Gegend, eben als der König mit seinen beiden Söhnen, mit Blücher, York und dem großen militärischen Gefolge die Front der Hurra schreienden Truppen entlang ritt. Es schien, die Franzosen wollten mit ihrem Kanonendonner dem König und seinen Feldherren ansagen, daß sie noch da seien. Aber sie waren die längste Zeit da gewesen.

Am letzten Tage des großen Jahres 1813 brach der König von Frankfurt nach Mannheim auf, mit ihm der Kronprinz und Prinz Wilhelm. Dort bei der Neckarmündungsstadt sollte in der Neujahrsnacht plötzlich eine der Heersäulen Blüchers über den Rhein setzen, gleichzeitig eine andre, von dem Feldmarschall selber geführte bei Kaub und eine dritte bei Koblenz. Am 26. Dezember hatte Blücher an York geschrieben: „Ew. Exzellenz benachrichtige ich vorläufig ganz ergebenst, wie ich den 1. Januar mit Tagesanbruch den Rhein mit der Armee passieren werde. Die Disposition soll morgen erfolgen. Um meinen Vorsatz zu verheimlichen, werde ich den 29. mein Hauptquartier nach Frankfurt verlegen und solche Einrichtungen treffen, als wenn ich auf einige Dauer dort bleiben würde.“ Auch that Blücher ganz so, als ob er den Winter über in Frankfurt auf der Bärenhaut liegen müßte. Aber am Sylvester in der Frühe ritt das Hauptquartier von Wiesbaden das Gebirge hinan, um morgen den Franzosen jenseit des Rheines Prosit Neujahr zuzurufen. „Ein weißer Nebel bedeckte das Rheinthal,“ erzählt Karl von Raumer



Der General=Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt führt die Verbündeten über den Rhein bei Kaub.
Gestochen von J. C. Richter in Dresden, der das Blatt dem König Friedrich Wilhelm III zueignete.

als Augenzeuge jenes Vormarsches. „Wir kamen nach Schlangenbad; von da führte der Weg über wüstes winterliches Schiefergebirge. Abends erreichten wir den Engpaß, welcher vor Weisel nach Kaub hinunterführt. Wäre das tiefe Geheimnis der Punkte, an welchen die Verbündeten über den Rhein gehen wollten, nicht aufs treuste bewahrt worden, so hätten uns die Franzosen vom linken Rheinufer aus mit wenigen Kanonen beim Herabsteigen nach Kaub zusammen schmettern können. Wir gingen an den Rhein. Seit 1802 hatte ich den herrlichen Strom oft besucht — zuletzt noch 1809, damals als Österreich unterlag und die letzte Hoffnung Deutschlands zu schwinden schien. Wie hatte sich aber jetzt in Zeit eines Jahres die Welt verwandelt! Dem langen tiefsten Schmerz war eine unermeßliche Freude gefolgt: es war uns wie den Träumenden. Doch die blutigen Freiheitsschlachten waren wahrlich kein Traum. Hier standen wir an der von Napoleon gezogenen Grenze Deutschlands. Eine Anzahl befreundeter Kampfgenossen trafen in Kaub zusammen. Wir saßen beim Rheinwein, während in der kalten sternhellen Nacht die Pontonbrücke geschlagen ward. Unsre Gespräche wandten sich bald zur Vergangenheit, zu den qualvollen sieben Jahren, die wir seit der Schlacht bei Jena unter Napoleon in grimmiger Trauer zugebracht, und zu den großen Ereignissen des letzten Jahres; jeder erzählte was er erlebt hatte. Dann aber richteten wir froh die Augen in die Zukunft. Alle waren des festen Glaubens, daß wir Paris erobern würden, und zwar in nicht gar zu langer Zeit; unter der Führung Blüchers, Gneisenaus und Yorks werde es im Sturmschritt vorwärts gehen. Unter solchen Gesprächen blieben wir zusammen bis nach Mitternacht. Da setzten zweihundert Füsiliere (vom Brandenburgischen Regiment), geführt vom Grafen Brandenburg, über den Rhein in möglichster Stille. Aber beim Landen begrüßten sie das linke Rheinufer mit Hurrageschrei." Die Pontonbrücke ging vom rechten Ufer zunächst nach der Rheininsel, auf welcher die alte wunderliche Pfalz steht; von der Insel ward eine zweite Brücke hinüber auf das linke Rheinufer geschlagen. Aber der gewaltige Strom sprengte diese zweite Brücke; darum wurden den ganzen Tag Truppen auf Kähnen übergesetzt, unter Hurrarufen und Feldmusik. Und unter den Augen Blüchers. Der greise Feldmarschall stand, die Heerfahrt leitend, mitten im Rheine auf dem Felsen, der den alten Wachtturm oder die Burg Pfalz trägt. Seine hohen Jahre, deren zweiundsiebzigstes er am 16. Dezember vollendet hatte, hemmten ihn nicht, rüstig die schmale Treppe an dem Gemäuer zu der Pforte hinaufzusteigen, oben im Turm Umschau zu halten und sich auch die sagenhafte Wochenstube der frühern Pfalzgräfinnen anzusehen. Als er hörte, in den alten Burggewölben hätte man sonst Staatsgefangene eingesperrt, wünschte er: der Bonaparte säße darin. So erzählten sie am Rhein. Es stimmt zu Blüchers verbürgtem Losungswort: „Der Mensch muß herunter." — Die Rheinschiffer von Kaub, am Sylvesterabend in der dortigen evangelischen Kirche zu der Überfahrt eingesegnet, vererbten das volksfestliche Andenken daran auf Kind und Kindeskinder.

Graf Brandenburg, der erste Preuße, der in der Neujahrsnacht 1814 bei Kaub den Füsilieren voran aus dem Kahne ans französische Ufer sprang, damals kaum einundzwanzigjährig und Major im Stabe Yorks, hatte schon bei Möckern

sich das eiserne Kreuz zweiter, bei Wartenburg das erster Klasse erkämpft. Ihn wird König Friedrich Wilhelm IV, der heute bei Mannheim mit Vater und Bruder die Waffe über den Rhein trägt, vierunddreißig Jahre nachher an die Spitze des Novemberministeriums von 1848 stellen, jenes festen Dammes gegen die schaumspritzenden Wellen der revolutionären Strömung.

Bei Mannheim stieß der Übergang auf stärkeren und blutigern Widerstand, als bei Kaub, wo der überraschte Feind nach wenigen Schüssen geschwind auf Bacharach zu flüchtete. Aber gegenüber der Mündung des rechtsher in den Rhein strömenden Neckars hatten die Franzosen eine mächtige Schanze aufgeworfen; ihre Geschütze beherrschten die Stadt Mannheim und den Einfluß. Aus dieser befestigten Stellung mußten die Franzosen erst vertrieben sein, ehe das von Blücher hierher gewiesene russische Korps des Generals Sacken die bereits zum Übergange zugerüstete Schiffsbrücke den Neckar entlang in den Rhein schaffen konnte. Am Neujahrsmorgen um vier Uhr, vier Stunden vor Aufgang der Wintersonne, läßt General Sacken im Beisein des Königs und seiner beiden Söhne die ersten Truppen (russische Jäger) in Kähnen und auf Fähren vom rechten Ufer aus aufs linke losgehen. Die drüben verschanzten Franzosen wittern den Feind erst, als er schon nahe heran ist. Auf einmal sehen die russischen Jäger die ihnen bisher finster entgegenstarrende Schanze gelichtet durch das dort aufblitzende Kartätschen- und Kleingewehrfeuer. Im nächsten Augenblick schlagen die Kugeln in die Kähne; die Angeschossenen schreien vor Schmerz auf, die übrigen Hurra! und springen ans Land, was da fällt hinter sich lassend. Während die Fahrzeuge die Verwundeten zurück ans rechte Ufer bringen und von da frische Truppen holen, suchen die drüben gelandeten Jäger die Feuer speiende Schanze mit Sturm zu nehmen. Tapfer halten die Franzosen Stand, dreimal den Sturm abschlagend. Erst beim vierten ungestümen Angriff der russischen Jäger ergibt sich die dem Bajonett entronnene Besatzung: sieben Offiziere und dreihundert Soldaten fallen nebst ihren verstummten sechs Geschützen in die Hände der Sieger. Diese zählten mindestens ebensoviel an Toten und Verwundeten, unter den Gefallenen einen Oberstleutnant, unter den Blutenden zwei Generäle, einen Regiments- und einen Bataillonskommandeur.

Prinz Wilhelm hatte bei Leipzig das Siegesfeld erblickt, nachdem das gewaltige Schlachtgewitter dort bereits ausgedonnert hatte und nur noch seine Brandstätten und Gräber der Gefallenen zeigte. Hier bei Mannheim sah er zum erstenmal das Feuer des Gefechts wüten, sah das Sterbelager des Krieges, wo das Todeszucken verstümmelter Kämpfer noch als eine letzte Bewegung gegen den Feind erschien. Siebenundfünfzig Jahre nachher, ebenfalls an einem Neujahrstage sieht er im Schlosse zu Versailles als deutscher Siegerkönig das Wort seines Bruders Friedrich Wilhelm IV in Erfüllung gehen: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden.“

Auf dem linken Rheinufer wurde der König, sobald er es mit seinen Prinzen betrat, von den russischen Jägern mit freudigem Hurra begrüßt. Der Vortrab des Generals Sacken marschierte nach dem erstürmten Übergang noch bis Frankenthal (zwei Meilen nordwestlich von Mannheim) und entsandte Abteilungen gen

Worms und Speyer, wo der Feind seine Lazarette, dazu Kriegsvorräte und Gewehre im Stich gelassen hatte. Der König konnte seinen Söhnen mitteilen: übermorgen würden die einzelnen Korps des von Blücher geführten Heeres, die getrennt den Rhein überschritten, sich wieder aneinander schließen, um vereinigt gegen Saarbrücken und Trier vorzugehen. Das Hauptheer unter dem Oberbefehl Schwarzenbergs war bereits am 21. Dezember bei Basel, Schaffhausen und Laufenburg über den Rhein marschiert, um in Frankreich einzudringen und die Verbindung mit dem siegreich aus den Niederlanden vorrückenden Bülow herzustellen. Der König wollte mit den Kaisern Alexander und Franz in der Schweiz zusammentreffen; von Mannheim reiste er mit seinen Prinzen über Heidelberg, Karlsruhe, Freiburg nach Basel, wo die verbündeten Monarchen am russischen Neujahrstage (13. Januar) einritten, voran die russischen und preußischen Garden.

Inzwischen war dem König aus Berlin die Meldung zugegangen, daß seine jüngern Kinder aus Breslau wohlbehalten nach Berlin heimgekehrt und dort im Theater bei ihrem Erscheinen in der Hofloge mit lautem Jubel bewillkommt worden waren. „Heute (so schreibt die Gräfin Voß am 6. Januar) ganz früh kam schon Prinz Karl an, und abends kamen die Prinzessinnen mit den Damen. Große Freude! Prinzeß Charlotte ist sehr gewachsen, die andern ein bißchen, die Kleinsten sind reizend." Tags darauf gab die alte Oberhofmeisterin den Königlichen Kindern ein Fest mit dem Dreikönigskuchen als Bohnenfest, und am 8. Januar ging sie mit ihnen aufs Schloß, um sie dem kriegsgefangenen König von Sachsen, der Königin und deren Prinzessin Tochter Auguste vorzustellen. Am nächsten Tage erwiderten die sächsischen Herrschaften den Besuch der jungen preußischen Prinzessinnen: „der König sieht sehr beschränkt aus, die Königin scheint eine ungemein gute Frau zu sein, die Prinzessin ist recht liebenswürdig und alle dreie sehr höflich," tagebucht die Gräfin Voß nach ihrer ersten Aufwartung bei den sächsischen Majestäten, zu denen sie sich in einer Portechaise aufs Schloß tragen ließ. Ein andres Tagebuch, das der als dramatische Dichterin bekannten Prinzessin Amalie von Sachsen, erwähnt aus dem Jahre 1814: „Die preußische Königsfamilie habe für den König und die Königin von Sachsen viele Attentions." Und daß es für den König Friedrich August seit der Überflutung Sachsens durch die französischen und die Rheinbundtruppen keine Möglichkeit gegeben habe, sich gleich den minder von Napoleons Maßnahme umgarnten übrigen Fürsten auf die Seite der Gegner Napoleons zu stellen, habe der König in einer Denkschrift dargethan, von deren Inhalt die damals zwanzigjährige Prinzessin Amalie sich heftig bewegt fühlt. Ihre antibonapartistische Gesinnung aber äußert sich in der ihrem Tagebuche anvertrauten Furcht, daß Napoleon von neuem siegen könne. „Wenn er ihnen nur nicht irgend eine Falle stellt," bemerkt sie bei der Nachricht, daß die Verbündeten vor Paris stehen. Dann wieder: „Wenn die Alliierten nur, wo sie hinkommen, Lebensmittel fänden." Und am 12. Juni: „Der Friede ärgert mich, denn Frankreich bleibt größer als es war." Die Prinzessin Amalie lebte noch, als König Wilhelm im Februar 1867 zum Gegenbesuche ihres Bruders, des Königs Johann, nach Dresden kam. Sie sah ihre beiden ritterlichen Neffen, den Kronprinzen Albert und Prinzen Georg von Sachsen 1870 noch mit in den Kampf

gegen den neuen Napoleon ziehen. Sie hörte noch kurz vor ihrem Tode als sechsundsiebzigjährige Greisin die frohen Botschaften von Gravelotte und Sedan, die durch den Draht schneller nach Dresden kamen, als jene Kunde von der Niederlage des ersten Napoleon bei Leipzig, welche dem damals durch den französischen Stadtkommandanten wie abgesperrten sächsischen Hof zuerst von einem aus Leipzig hergewanderten Handwerker aufs Schloß gebracht worden war. —

Am 21. Januar 1814 reiste Prinz Wilhelm mit dem König von Basel nach Langres ab; am 24. erreichten sie zugleich mit Hardenberg jene alte französische Bergstadt, wohin auch der Kaiser Franz mit Metternich kam, während der Kaiser Alexander bereits seit vorgestern in Langres war. Hier im großen Hauptquartiere rieten die einen der Kriegs- und Staatsmänner noch immer zu Friedensunterhandlungen mit Napoleon, die andern zur raschen Fortsetzung des Feldzuges, bis der doch nicht Frieden haltende Franzosenkaiser entthront sei. So verstrich abermals eine kostbare Zeit, nachdem der Marsch des von Schwarzenberg geführten Hauptheeres von Basel nach Langres sich volle vier Wochen in die Länge gezogen hatte. Während seines mehrtägigen Aufenthalts in Langres konnte Prinz Wilhelm auf dem Plateau am Südrande des lothringischen Höhenlandes auch die Quelle der Marne, des größten Nebenflusses der Seine aufsuchen, nahe bei jener unterirdischen Grotte, wo Julius Sabinus, der von Tacitus erwähnte gallische Aufruhrstifter und Kronbewerber insgeheim neun Jahre lang als Totgesagter gelebt hat, gepflegt und genährt von der treuen Liebe seiner hochherzigen Gattin Epponina, bis er endlich in diesem Gewölbe unter seinem von ihm selber eingeäscherten Landhause entdeckt, nach Rom geschleppt und dort hingerichtet wurde. — Jetzt wurde das in der Kriegsgeschichte vielgenannte Plateau von Langres von der Friedenspartei im Hauptquartiere als der Rubikon betrachtet, den man nicht überschreiten dürfe. Dagegen der Feldmarschall Blücher und der Chef seines Generalstabes Gneisenau hatten nicht das Plateau von Langres, sondern Paris als Ziel des Feldzuges im Auge. Dieser Ansicht war auch der nunmehr dem Prinzen Wilhelm als militärischer Begleiter beigesellte Oberst von Natzmer, früher Gneisenaus Gehilfe bei der Bildung und Ausrüstung der schlesischen Landwehr.

Im österreichischen Hauptquartiere hieß man die preußischen Vordränger auf Paris die „Enragierten.“ Schwarzenberg hat am 29. Januar an seine Gemahlin geschrieben: „Blücher und mehr noch Gneisenau — denn der gute Alte muß seinen Namen leihen — treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wut nach Paris, daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten. Ohne die Hauptstraßen von Chalons nach Nancy mit einem bedeutenden Korps zu decken, laufen sie wie toll bis Brienne.“ — Blücher aber, der „gute Alte“, hatte soeben sein Hauptquartier in Brienne, wo einst der junge Korse Bonaparte als Kadett eine Freistelle genoß in der von Ludwig XVI gestifteten und dann zur Revolutionszeit abgeschafften Königlichen Kriegsschule. Vom Schlosse bei Brienne aus schrieb Blücher an Vincke, dem Freunde das beklommene Heldenherz ausschüttend: „Werden unsre verbündeten Herren der Stimme ihrer gutgesinnten Diener Gehör geben, so ist die Tyrannei vom deutschen Vaterlande verscheucht, und eine freie, schöne Zukunft lacht uns entgegen; doch ich bin nicht ohne Furcht, daß man den Tyrannen aus

Rücksichten, die nicht stattfinden müssen, zu wohlfeil loslassen wird. In diesem Augenblick stehe ich gleichsam im Angesicht des Feindes, und die Meldung, so mich eben zukommt, will, Napoleon sei zu Vitry angekommen. Die Stunde scheint nun gekommen zu sein, wo alles entschieden wird. Napoleon will regieren; allein wir Gutgesinnten wollen schlagen. — Aber die Diplomatiker haben hundert andre Projekte. Soll die Sache gut für die Menschheit enden, so müssen wir nach Paris; dort können unsre Monarchen einen guten Frieden schließen, ich darf sagen: diktieren. Der Tyrann hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen; wir wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsre Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem Neste zu besuchen. — Sobald sie anfangen, wieder zu negozieren, verlasse ich die Armee und gehe zur Ruhe."

Dies militärische und diplomatische Widerspiel, um so bedenklicher angesichts eines alleingebietenden Kriegsfürsten wie Napoleon, wird dem Prinzen Wilhelm nicht verborgen geblieben sein. Saß der junge Kapitän auch nicht in dem hohen Rate der Feldherren und Staatsmänner, er merkte doch wohl, daß der König einem die Kriegswunden heilenden und weiteren Blutströmen vorbauenden Frieden zwar nicht abgeneigt, aber dabei schwer im Zweifel war: ob ein ehrenhafter, fester Friede sich mit Frankreich schließen ließe, so lange es noch unter der Zwingherrschaft Napoleons stände. Hat doch selbst Lucian Bonaparte, der begabteste seiner Brüder, der Held am 18. Brumaire, den dann der neue Cäsar vergeblich durch das Angebot der Krone von Italien und der von Spanien an sich zu fesseln suchte, über Napoleon geurteilt: „Seine Handlungen werden ganz von seiner Politik bestimmt, und die Grundtriebfeder seiner Politik ist der Egoismus."



Blücher am Abend von Brienne.

Blücher, sein gefährlichster Gegner, hatte die Ehre des ersten Angriffes von seiten Napoleons, aber nicht das Glück des Sieges in dem Gefecht bei Brienne am 29. Januar. Es war der erste Schlag, welchen Napoleon auf französischem Boden gegen die Verbündeten führte. Er ebenso, wie Blücher, der ihn heute vom Schlosse Brienne aus durchs Fernrohr näher als je zu Gesichte bekam, war hart daran, unversehens in die Hand des Feindes zu fallen. Der Kaiser der Franzosen ritt mit seinem Gefolge von dem Gefechtsfelde durch das früh einbrechende Dunkel der Winternacht nach dem Dorfe Mezieres, seinem Hauptquartiere. Da sprengt plötzlich ein Schwarm Kosaken in den Weg, alles durcheinander scheuchend. Schon sind Napoleons nächste Begleiter überritten, schon ist er selbst in dringender Gefahr, von einem Kosaken niedergestochen zu werden, als der Oberst Gourgaud und der General Corbineau ihn dem Verderben entreißen – der nämliche General, der ihm auf dem Rückzuge in Rußland die Furt bei Studienka zum Brückenschlag über die Beresina gewiesen hat. Dies nächtliche Handgemenge, bei welchem Napoleon und sein Gefolge zur Abwehr den Degen aus der Scheide, die Pistole aus der Halfter ziehen, soll in der Nähe jenes Baumes geschehen sein, den er bei Tage als den nämlichen wiedererkannt haben will, unter dessen schattigen Zweigen er einst als Kriegsschüler in freien Stunden Tassos Dichtung von der Befreiung Jerusalems zu lesen pflegte.

Die fast gleichzeitige Errettung Blüchers bei Brienne erzählt Graf von Nostitz, der nachherige General der Kavallerie, in seinem erst 1884 veröffentlichten Tagebuche: „Der Kampf schien zu Ende, nur noch einzelne Schüsse waren hörbar. Der Feldmarschall ritt nach dem Schloß zurück, schickte die meisten Offiziere seiner Umgebung nach der Stadt (Brienne unweit des Schloßberges), um bei der Löschung des immer mehr überhand nehmenden Feuers thätig zu sein. Er für seine Person stieg mit dem General Gneisenau in die höchste Etage des Schlosses, um die feindlichen Biwakfeuer zu beobachten. Die Reitpferde sollten nach dem Stall gebracht werden. Die Ausführung dieses Befehles war gefährlich, denn noch leuchtete der Schimmer der Abendröte, und das Schicksal des Tages war vielleicht noch nicht entschieden – so ließ ich die Pferde bis auf weitere Bestimmung bloß hinter einen Flügel des Schlosses führen. — Der General Graf Goltz, Oberst Graf Schwerin und ich blieben auf dem Plateau vor dem Schlosse und betrachteten von da die zu unsern Füßen brennende Stadt. Nicht lange hatten wir gestanden, als eine kleine Gewehrkugel zwischen uns durchfuhr. Bald folgten mehrere. Graf Goltz eilte, den Feldmarschall aus dem Schlosse zu holen, ich aber ließ die in Bereitschaft stehenden Pferde vorführen. Als Blücher aufstieg, war bereits eine Ordonnanz verwundet. Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß die Kugeln aus den Weinbergen (hinter dem Schlosse) oder dem Schlosse selbst kamen. Dadurch war für uns der Weg nach der Stadt gewissermaßen vorgeschrieben. Vorauf ritt der junge Kosaken-Unteroffizier Antonoff, dem folgten der General Graf Goltz, ich und eine Ordonnanz. Der Oberst Graf Schwerin, welcher sein Pferd fortgeschickt und es nicht so schnell zurück erhalten konnte, war zu Fuß, sich an den Steigbügel der Ordonnanz haltend. Der Feldmarschall und der General Gneisenau, einige Reitknechte hinter sich habend, beschlossen den Zug.

Die noch immer brennende Stadt erleuchtete den großen dahin führenden Weg, alles übrige hatte die anbrechende Nacht schon in Dunkel gehüllt. Wir waren nicht weit geritten, als der Kosak Antonoff eiligst zurückkehrte und durch die in gebrochenem Deutsch ausgesprochenen Worte: „Nicht Rusky, alles Franzusky“ eine allgemeine Überraschung verbreitete. In diesem Augenblick ward auch schon in der Ferne ein Trupp Kavallerie sichtbar.

Unsre Lage war mehr als kritisch: hinter uns das wahrscheinlich schon vom Feinde besetzte Schloß, vor uns feindliche Reiterei, die von der Stadt aus sich näherte. Nur ein schmaler, rechts zwischen Häusern hindurch ins freie Feld führender Weg versprach noch Rettung. Eile war dringend nötig; dennoch blieb allem Zureden ungeachtet der Feldmarschall im ruhigen Schritt. „Wenn ich durchaus laufen soll,“ sagte er, „so will ich doch wenigstens sehen, vor wem ich laufe.“ Da rief ihm der General Gneisenau die ernste Mahnung zu, sich doch nicht als Gefangener im Triumph in Paris einführen zu lassen. Dies wirkte. Bald hatten wir nun das freie Feld, die Biwakfeuer des Sackenschen Korps erreicht und mit ihnen das Ende jeder Gefahr. — Von wo die ersten Schüsse gekommen, welche uns die Nähe des Feindes verrieten, ob aus dem Souterrain des Schlosses selbst, ob aus dem daranstoßenden Weinberge, ist niemals gründlich ermittelt worden. Als der Feldmarschall sein Hauptquartier in das Schloß verlegte, waren alle Hausoffizianten gegenwärtig, als er aber an diesem Tage nach beendigtem Gefecht dahin zurückkehrte, waren sie sämtlich verschwunden. Dies überraschte uns allerdings und ließ uns fürchten, daß der Feind durch sie von allen Details genau unterrichtet werden würde. Daß der Angriff auf die Stadt und das Schloß in Verbindung gestanden, daß man jene alarmieren und in diesem womöglich den Feldmarschall und sein Hauptquartier gefangen nehmen wollte, dies unterliegt keinem Zweifel. — Nachdem der Feldmarschall (an jenem Biwakfeuer) die nötigen Befehle erteilt hatte, ritt er auf der Straße nach Bar-sur-Aube, hielt sich bis den andern Morgen um vier Uhr in dem Dorfe Brienne la Veille auf und setzte dann den Marsch bis Arsonnal fort, wo er gegen acht Uhr eintraf und die Truppen in der Position bei Trannes aufstellen ließ. Im großen Hauptquartiere hatte man über den Vorfall bei Brienne die ungereimtesten Gerüchte verbreitet, der erlittene Verlust war übertrieben, und die Veranlassung dazu völlig entstellt worden. Ja, es war so weit gegangen, daß man sich ins Ohr flüsterte: der Feldmarschall und seine Umgebung hätten sich den im Schlosse gefundenen Champagner zu gut schmecken lassen, alle Vorsichtsmaßregeln versäumt und den Überfall selbst verschuldet.“

Diese schmähliche Verunglimpfung Blüchers, wie Nostitz solche in seinem Tagebuche rügt, ist vielleicht auch von den beiden Königssöhnen im großen Hauptquartier vernommen worden. Wenn das, so hörten der Kronprinz und sein Bruder Wilhelm hier gegen den greisen Marschall Vorwärts die blinde Natter giftiger Verleumdung zischen, von welcher sie beide nachher in trüben Tagen gleichfalls nicht verschont geblieben sind. Jetzt aber sollten sie mit dem König, ihrem Vater, und dem Kaiser Alexander Zeuge der Genugthuung sein, welche der

großartige alte Held sich für die bei Brienne erlittene Schlappe verschaffte, indem er bei La Rothière dem stolzen Franzosenkaiser die erste völlige Niederlage beibrachte auf dem von Napoleon so genannten heiligen Gebiete Frankreichs.





Fünftes Kapitel.

Bei La Rothière und Rosny.

rischen Mutes steht Blücher in der Mittagsstunde des 1. Februar auf den Anhöhen zwischen dem nach La Rothière führenden Dorfe Trannes und der Waldecke, um heute den blutigen Kampf mit Napoleon aufzunehmen, in welchem er ihn, trotz hartnäckigen Widerstandes, nach Brienne zurückwirft und mehr als siebzig Geschütze erbeutet, so daß Kaiser Alexander dem preußischen Feldmarschall sagen läßt: mit diesem Siege habe er, Blücher, allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt.

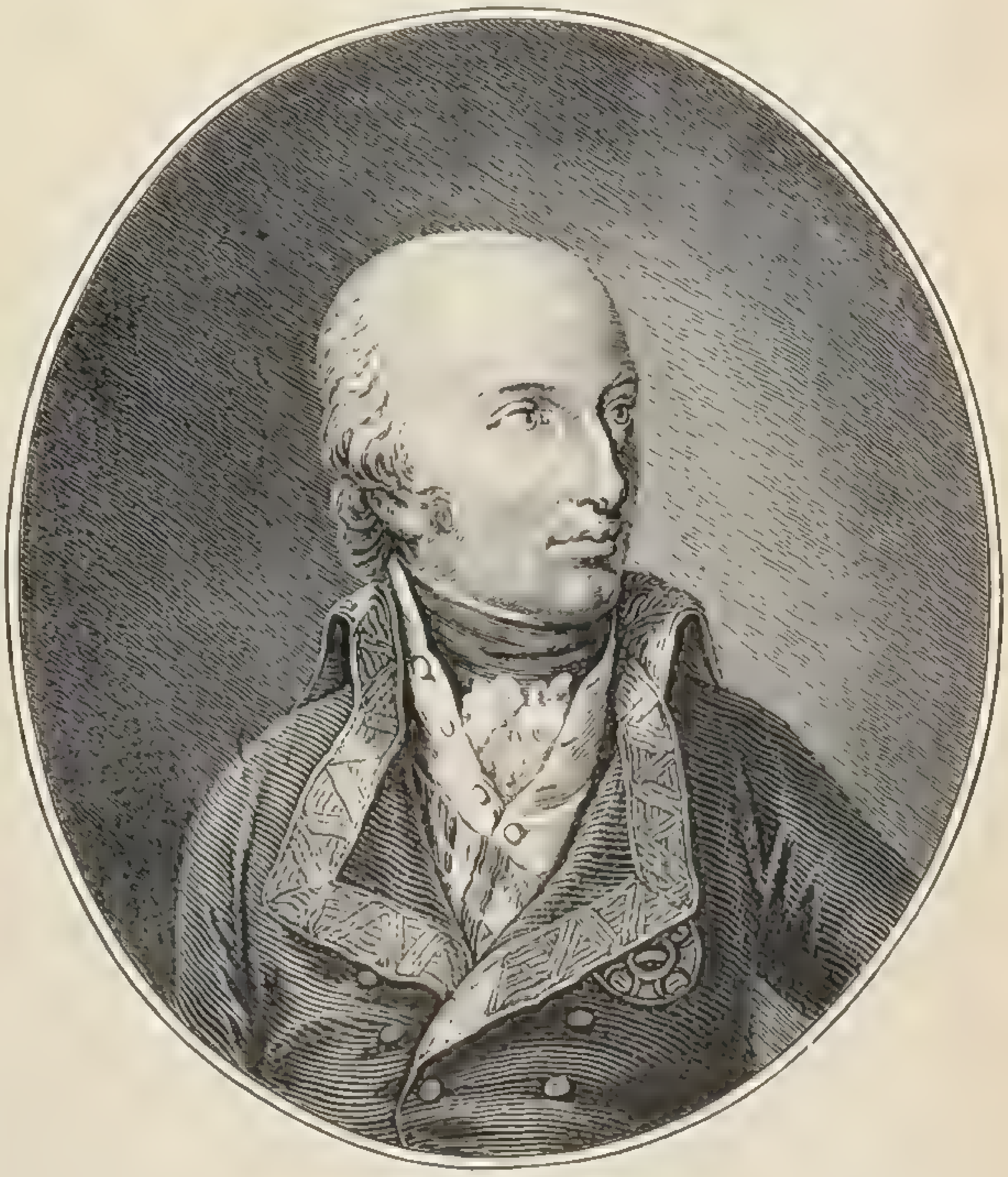
Auf die vorgestrigen Gefechtsberichte von Brienne her hatten die verbündeten Monarchen ihr Hauptquartier von Langres nach Chaumont en Bassigny verlegt. Von dort (über fünf deutsche Meilen Weges) trafen am 1. Februar um Mittag der Kaiser Alexander und der König auf den Anhöhen bei Trannes ein, mit ihnen der Kronprinz und Prinz Wilhelm. Ungefähr tausend Schritte vor ihnen hält Blücher mit seinem Stabe. Ihm hat Schwarzenberg, auf den Wunsch Alexanders, für den heutigen Schlachttag den Oberbefehl über das verbündete Heer überlassen und sich nur eine Anzahl Truppen vorbehalten.

So soll, wie Clausewitz scharf bemerkt, der eine Heerteil dem andern das Schauspiel einer Schlacht liefern. Dies Schauspiel nun sieht auch Prinz Wilhelm mit an. Er sieht, wie die Reiterei, die den Aufmarsch gedeckt hat, um ein Uhr nachmittags ins zweite Treffen zurückgeht, sieht dann, wie die fünf Angriffs-Kolonnen Russen, Österreicher, Bayern, Württemberger und Preußen, die letztern hier in der Minderzahl, bergab in die Ebene rücken, jeder der Offiziere und Soldaten eine weiße Binde um den Arm, von da an als wechselseitiges Kennzeichen in dem ungleich uniformierten Kriegsheere der verbündeten Mächte beibehalten und auch von den beiden preußischen Königssöhnen angelegt.

Es ist ein düsterer Wintertag. Ein Nachtfrost hat den gestern noch vom Regen getränkten Lehmboden mit dünnem Eise überkrustet. Das trägt die schweren Geschütze nicht, knickt und bricht unter ihren Rädern. Da läßt der russische General Sacken, der die zweite und dritte Kolonne im Mitteltreffen der Schlachtordnung gegen La Rothière führt, um die stockende Artillerie vorwärts zu bringen, von den 120 Geschützen vorläufig 60 stehen, um mit ihren Pferden die andern sechzig doppelt zu bespannen. Vor dem Dorfe La Rothière, dem

Schlüssel der feindlichen Stellung, stoßen die Russen auf die Franzosen und schreiten zum Angriff unter Trommelschlag und Hörnerschall, das eine Regiment mit Gesang. In der dritten Nachmittagsstunde brennt das Gefecht auf der ganzen Linie, während der Schnee in großen Flocken fällt und, wie weißes Gewölk vom Winde umhergetrieben, die Luft verdickt und das Schlachtfeld verfinstert. Das sei ja wie bei Eylau, hat Napoleon bei La Rothière sich geäußert. Und als dieses große Dorf auf dem halben Wege zwischen Trannes und Brienne von den Russen im Sturmschritt bis zur Kirche genommen ist, da führt Napoleon selbst seine junge Garde heran, um die verlorene Stellung wieder zu erobern. Vergeblich! „Kinder vorwärts!“ ruft Blücher immerzu. Was schadet's, wenn bei dem Schneetreiben die Gewehre versagen? Das grobe Geschütz, der Flintenspieß und der blanke Säbel thun ihre Schuldigkeit. Auf allen Punkten zurückgeworfen, weicht der Feind abends bei Mondschein durch Brienne zurück, 3000 Gefangene und mehr als 60 Geschütze in den Händen der Sieger lassend. Einer der geschlagenen Marschälle Napoleons, der das dichte Schneegestöber benutzte, sein Gepäck schon nachmittags nach Brienne zurückzuschicken und seinen Marschallstab stückweise in Sicherheit zu bringen, Marmont, äußert in seinen Denkwürdigkeiten im 19. Buche sein Erstaunen darüber: „daß man den Feind seinen Vorteil so schlecht wahrnehmen und die französische Armee ihrer völligen Vernichtung entrinnen sah.“

Bei seinen auswärtigen Niederlagen hatte Napoleon immer noch den Schein des Unüberwindlichen für sich zu retten gewußt, wenigstens in den Augen der leichtgläubigen Franzosen. Bei Aspern, wo er zuerst den Glanz seiner Unbesiegbarkeit gegenüber dem Erzherzog Karl von Österreich erbleichen sah, diente seinem Rückzuge die Donau als Ausflucht: der steigende Strom habe ihm die Brücken weggerissen und ihm den Sieg weggeschwemmt. In Rußland mußte das unversehens tief unter den Gefrierpunkt fallende Thermometer als Sündenbock herhalten. Bei Leipzig war es der „Verrat“ seiner Bundesgenossen, der — das versichert sein Bülletin aus



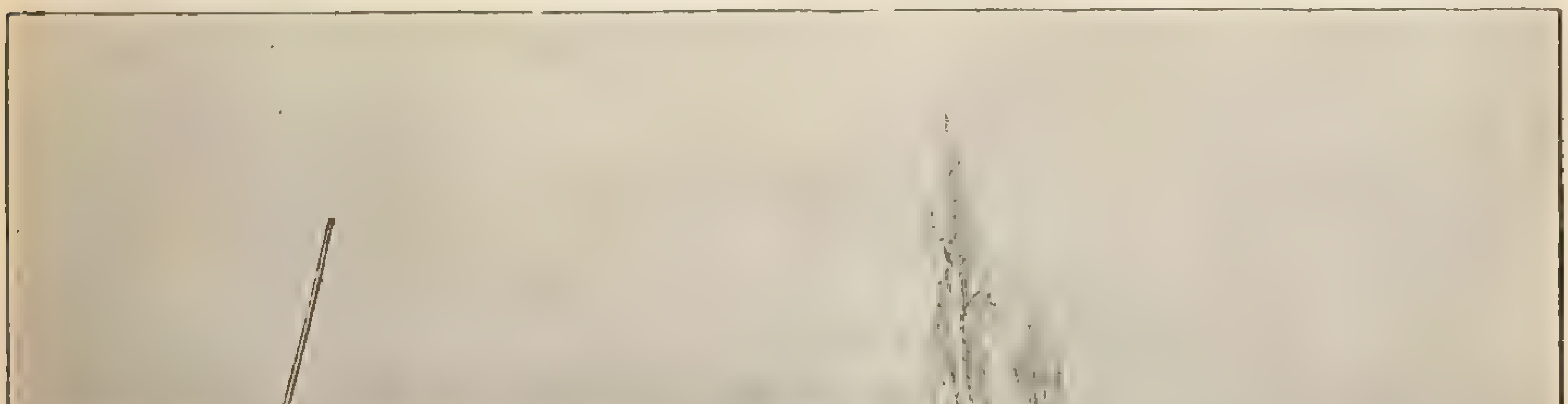
Erzherzog Karl von Österreich.
Bildnis aus der Zeit der Schlacht bei Aspern.

Erfurt — dem am 16. und 18. Oktober zurückgeschlagenen Feind wieder Mut einflößte und ihn (Napoleon) um die Frucht dieser zwei Siege brachte. Dazu noch der „Sappeur-Korporal, ein dummer Mensch," der die große Brücke zwischen Leipzig und Lindenau zu früh in die Luft sprengte! Bei La Rothière aber auf inländischem Boden besiegt, sah er den Zauber seines Waffenglückes selbst bei den Franzosen schwinden, trotz der Spiegelfechterei in seinem Moniteur-Bülletin, worin er seinen schweren Verlust an Geschützen federleicht abfertigte: im Dunkel der Nacht sei eine Batterie der Garde-Artillerie bei der Verfolgung des Feindes vom rechten Wege abgekommen, in einen Hinterhalt geraten und genommen worden, doch nicht ohne daß die verirrten Kanoniere aus Mangel an Zeit zum Abprotzen sich zu einer Eskadron geschart, auf den Feind eingehauen und die Bespannung gerettet hätten. Als Blücher von diesem Bravourstück im Moniteur hörte, scherzte er: gerade so wie jener pfiffige Wandersmann, der, als ihm über Nacht sein Felleisen abhanden gekommen ist, triumphierend ausruft: hab' ich doch den Schlüssel noch. Sacken, unter Blücher der Durchbrecher des feindlichen Zentrums in La Rothière, schrieb in seinem Schlachtbericht: an diesem denkwürdigen Tage habe Napoleon aufgehört, ein gefährlicher Feind der menschlichen Gesellschaft zu sein.

Diesen Tag sah Prinz Wilhelm als junger Kapitän. Er, der, wenn die Zeit erfüllt ist, als Oberfeldherr der deutschen Heere den zweiten Napoleon überwinden wird. Gerade dort in Chaumont, woher Prinz Wilhelm mit dem Vater und dem Bruder zur Schlacht bei La Rothière kam, hatte Napoleon I die Errichtung eines stolzen Triumphbogens begonnen: nicht ihm, sondern dem von den verbündeten Monarchen auf den angestammten Königsthron gesetzten Ludwig XVIII war es vorbehalten, jenen bonapartistischen Triumphbogen fertig zu bauen — ein Memento gestürzter Größe, dessen Steine mit den Sprüchen Salomonis sprechen: „Ein hochfahrender Mut kommt vor dem Falle."

Während Napoleon von La Rothière zunächst bis Brienne wich, um dann in der vierten Stunde nach Mitternacht weiter zu flüchten, brachen Kaiser Alexander und der König mit den Prinzen abends um neun Uhr vom Schlachtfelde nach Bar sur Aube auf, ihrem heutigen Nachtquartiere. Dort werden sie ruhiger geschlafen haben, als Napoleon im Schlosse zu Brienne. In den obern Zimmern, die vorgestern Blücher inne gehabt und morgen wieder beziehen wird, steht der geschlagene Franzosenkaiser bald an dem einen, bald an dem andern Fenster, das Fernrohr auf die vom Mondlichte gestreifte Gegend richtend, ob er vielleicht etwas von den befürchteten Verfolgern wahrnehmen könne. Erst als die Biwakfeuer der sich lagernden Sieger zu ihm herüber leuchten, scheint er sich hier sicherer zu fühlen. In der zwölften Stunde sagt er dem Chef seines Generalstabes, dem Marschall Berthier, die Weisungen in die Feder zum Rückzuge über die Aube auf der Brücke von Lesmont: „Man wird die Zwölfpfünder bei Lesmont aufstellen, damit der Kaiser, falls er zu sehr bedrängt wird, die Artillerie spielen lassen kann." Er, der ehemalige Kriegsschüler von Brienne, hier auf seine letzten Siegesversuche sinnend, gleicht, nach der Anschauung eines Zeitgenossen, einem von den Jägern hart bedrängten Hochwild, das die Möglichkeit seines Entrinnens in dem Punkte sucht, von welchem es ausgegangen ist.

Von Bar sur Aube her ritten Alexander und Friedrich Wilhelm III nebst dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm mit Tagesanbruch wieder nach dem Schlachtfelde. Napoleon hatte, um seinen nächtlichen Rückzug zu verschleiern, einen schwachen Nachtrab vor Brienne zurückgelassen. Auf Befehl der Monarchen schritt ihr Vortrab auf der Stelle zum Angriff gegen diese Hintermacht Napoleons, vertrieb sie aus der Stadt und bald auch aus dem Schlosse. Tapfer wehrte sich dagegen der Marschall Marmont mit seiner Schar in Rosny auf den Anhöhen hinter diesem von zwei Armen der Voire durchflossenen Dorfe, um die Verfolger am Übergange zu hindern. Er hatte sechs Geschütze bei sich und bestrich mit Kartätschen den auf dem jenseitigen Ufer anrückenden Vortrab des verbündeten Kriegsheeres. Die beiden Monarchen folgten mit den Prinzen dem Rufe des Kanonendonners, sie fanden die Franzosen in sehr fester Stellung. Der schmale, aber tiefe Fluß war übergetreten und hatte das dem Marmontschen Korps vorliegende Gebäude überschwemmt. Der Nachtfrost hatte das Gewässer mit Eis bedeckt, doch nicht mit so starkem, daß es hätte als Brücke dienen können. Es sank unter den Tritten des zum Angriff schreitenden Vortrabes. Und zu dem Kartätschenhagel vom jenseitigen Ufer her ein heftiges Gewehrfeuer aus dem diesseitigen Gebüsch der darin gedeckt stehenden französischen Scharf-



Bei Rosny.

schützen. Mehr als einmal gerieten die beiden Monarchen, als sie mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm die Ausdehnung ihrer Truppenlinie berieten, in den Strich der feindlichen Kugeln. Marmont sah sein Fußvolk, das nur noch zweitausend Mann zählte, in Rosny verstärkt durch ein von Napoleon dahin entbotenes Bataillon Garde. Er hielt stand, mehrere Angriffe blutig abweisend, bis ihm die Kunde kam: eine feindliche Heersäule schiebe sich auf der Straße von Vitry vor, um ihm in den Rücken zu fallen. Bei seinem Rückzuge begünstigte ihn, schreibt der Marschall selber, das schlechte Wetter: „Der Schnee fiel in dichten Flocken und verdunkelte die Luft: ich ließ Tirailleurs auf der Brücke zurück, um dem Feinde noch eine Weile zu antworten, dann allmählich mit dem Schießen nachzulassen und uns zu folgen. Der Feind wurde ihren Abmarsch nicht gewahr: so glückte ihnen der Anschluß an uns. Kein Mann meines kleinen Korps wäre entkommen, wenn ich einige Minuten später an der Stelle eingetroffen wäre, wo der Feind den Fluß überschreiten wollte. Der Kaiser war sehr zufrieden mit diesem Erfolge: er lohnte es den von mir zur Auszeichnung vorgeschlagenen Offizieren." Derselbe Marschall, der hier — den bei Leipzig abermals durchschossenen Arm noch in der Binde — standhaft seinem fliehenden Kaiser den Rücken deckt, wird nachher beim Zusammensturz des bonapartistischen Reiches von dem entthronten Napoleon als „Verräter" angesehen, um ihm als neuem Sündenbock die Schuld aufzubürden, die Schuld für die eigenen Fehler. Es sei, schreibt Solger, vielleicht, ja gewiß das erste Beispiel in der Geschichte zivilisierter Nationen, daß ein solcher Eroberer wieder so herunter komme, und doch in der That fast nur durch sich selbst.

War Prinz Wilhelm zuerst beim Rheinübergange, dann auf den Anhöhen bei La Rothière Augenzeuge von Gefechten gewesen, in denen der Gegner geworfen wurde, hier bei Rosny hatte er den Anblick eines den verbündeten Streitkräften fehlschlagenden Angriffes. Das von dem linken Voireufer zuvörderst hinübergeschickte österreichische Husarenregiment Erzherzog Joseph und das zweite Bataillon des ersten Szekler Infanterieregiments wurden von Marmont drüben mit einem so mörderischen Feuer seiner im Hinterhalt aufgestellten Scharfschützen begrüßt, daß sie, zur Umkehr gezwungen, viele Verwundete und Tote zählten. Dagegen in einer siegbeglückten Schlacht sollte der junge Hauptmann seine eigentliche Feuertaufe empfangen. Das geschah am vorletzten Tage dieses wetterwendischen Februarmonats, der mit Napoleons Niederlage auf dessen eigenem Boden angefangen hatte und danach dessen „Stern" noch einmal aufleuchten ließ, weil man dem in die Flucht geschlagenen Franzosenkaiser Zeit gönnte, die Scherben seiner zertrümmerten Scharen wieder mit Blut zusammen zu kitten. Wie entherzt sein bei La Rothière besiegtes Heer war, bestätigt selbst sein tapferer Marschall Marmont in einer Aufzeichnung vom 4. Februar: „Trotz der neuen standhaften Anstrengungen der Soldaten, zeigten sich doch erschreckende Symptome allgemeiner Entmutigung. Es desertierten in einer Nacht 260 Soldaten vom 37. leichten Regiment, ebenso eine Anzahl Kürassiere: anstatt die ihnen anbefohlene Wache zu halten bei einem kriegsgefangenen hohen Offizier, rissen sie mit ihm aus. Die Division Lagrange, obgleich durch beträchtliche Zuzüge ver-

mehrt, war doch durch Schlachtverluste und fortwährende Fahnenflucht bis auf 1824 Bajonette zusammengeschmolzen." — Wären die verbündeten Sieger bei La Rothière dem fliehenden Feinde auf den Hacken geblieben, wie übers Jahr die bei Belle-Alliance, das Reich Napoleons und der Krieg hätten schon hier ihr Ende nehmen können. So aber gewinnt Napoleon Raum und Zeit genug, um sich von dem lähmenden Schlage zu erholen und neu zu rüsten. Es glückt ihm, das von der Hauptarmee getrennte schlesische Heer durch tägliche Anfälle bis auf Chalons zurückzustoßen, sich wie ein Keil in den Spalt zwischen Blücher und Schwarzenberg einzudrängen und diesen gleichfalls zum Weichen zu bringen. Während nun der österreichische Oberbefehlshaber, der seine Heerfahrt noch dazu durch den Hemmschuh der Friedenspolitik Metternichs aufgehalten sieht, einen Waffenstillstand anbietet, den Napoleon im Rausche seiner neuen Siege verschmäht, geht der preußische Feldmarschall wieder vorwärts, gar nicht abgeschreckt durch „die tüchtige Schmiere, die er von Napoleon bekommen hat," dank dem Zurückbleiben der Hauptarmee beim Vormarsche der schlesischen. Und als er hört, Schwarzenberg wolle die rückgängige Bewegung nach Langres hin fortsetzen, da schickt Blücher einen Boten ins große Hauptquartier, um seine Vereinigung mit Bülow und Wintzingerode auszuwirken: „In dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen. Ich scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mich entgegenträten." Der Zar und der König gehen auf Blüchers Plan ein. Und Blücher nähert sich bis auf sechs Meilen der Hauptstadt des Feindes, indes die Friedenstaktiker in Schwarzenbergs Umgebung von der Notwendigkeit munkeln, bis an den Rhein zurückzugehen. Was der Oberbefehlshaber nur als eine rückwärtige Zusammenziehung der verschiedenen Heerteile bezeichnet, das heißt der König ein ewiges Zurücklaufen. Kaiser Alexander stimmt ihm bei und erklärt: er werde, wenn der eilige Rückmarsch sich etwa bis über Langres hinaus erstrecken sollte, seine Russen von der Hauptarmee weg zu dem schlesischen Heere Blüchers führen. Anderseits schreibt Metternich in einem seiner vertraulichen Briefe an Caulaincourt, den von Napoleon scheinbar bevollmächtigten Friedensgesandten: „Ja, ja, mein lieber Herzog (von Vicenza), der Krieg ist eine widrige Sache, zumal wenn man ihn in Gesellschaft von 50000 Kosaken und Baschkiren führen soll."

Ohne Kenntnis von dem Diplomatenspiel hinter der Kriegsbühne, war der junge Prinz Wilhelm doch schon Soldat genug, um zu merken, mit welchem Mißmut die Hauptarmee auf der nämlichen Heerstraße, wo sie siegend vorgerückt war, den Rückzug fortsetzte. Nahe ging ihm der Unfall seines gewohnten Begleiters, des Obersten Natzmer. Auf einem Ritte zu dem bayrischen General Wrede, der nach Schwarzenbergs Plan die Stadt Bar sur Aube dem Feinde überlassen mußte, stürzte Natzmer mit dem von einer feindlichen Musketenkugel zu Boden gestreckten Pferde: er brach den Fuß und konnte nicht Zeuge sein bei des Prinzen Feuertaufe, ließ sich jedoch schon nach vierzehn Tagen in den Sattel heben.

Am 26. Februar in der zehnten Vormittagsstunde begab sich der König mit seinen Söhnen von Bar sur Aube nach Colombé les deux Eglises, hier sein

Hauptquartier aufschlagend, während die Kaiser Alexander und Franz das ihre weiter rückwärts in Chaumont hatten. „In Colombé angekommen," erzählt Friedrich Wilhelm III selber in seinen Aufzeichnungen, „musterte ich zwei daselbst aufgestellte, soeben aus dem Innern des Reichs kommende und für das Wittgensteinsche, das 6. Korps bestimmte russische Ersatzbataillons in der braunen Rekrutenmontur, die ihren Marsch weiter fortsetzten, noch an eben dem Tage in Reih und Glied traten und schon am andern Morgen den Sieg erkämpfen halfen." Zu der Schlacht nun, in welcher morgen der Sieg bei Bar sur Aube an der Heerstraße von Langres und Chaumont nach Paris erfochten wird, hat vornehmlich der König den Fürsten Schwarzenberg bestimmt. Von Blücher trifft heute die Nachricht ein: Napoleon sei augenscheinlich im Begriff, die Mehrzahl seiner Streitkräfte zwischen Mery und Arcis gegen ihn zu vereinigen, so daß nur noch wenige feindliche Korps der Hauptarmee auf ihrem Rückmarsche nachziehen könnten. In der That hat Napoleon am 27. Februar morgens acht Uhr aus Troyes durch Berthier an Marmont schreiben lassen: „Der Kaiser marschiert im Rücken des Feindes, um die Armee Blüchers abzuschneiden. Se. Majestät will, daß Sie sich mit dem Herzoge von Treviso (Marschall Mortier) vereinigen und dann zusammen auf den Feind losgehen." Zugleich mit Blüchers Nachricht gelangt die sie bestätigende Meldung von Schwarzenbergs Nachtrab nach Colombé, daß der Feind von Troyes aus nur mit einigen Heerteilen nachrücke.

So hat Blücher es erreicht, daß sich Napoleon von der Hauptarmee ab und gegen das schlesische Heer wendet. Nun läßt Schwarzenberg, bisher einer Schlacht gegen Napoleon ausweichend, sich von dem König bewegen, auf dem Rückzuge Halt zu machen, nicht mehr Kehrt, sondern Front gegen den hier verringerten Feind. Gestern hat der General Wrede von dem Oberfeldherrn die Weisung erhalten: „ohne sich in etwas Ernstliches einzulassen," vor dem anrückenden Feinde zurück zu gehen. Heute in der sechsten Abendstunde wird er freudig überrascht durch die Ansage des morgenden Angriffes. Er läßt im Lager alle Trommeln wirbeln, läßt die Trompeten schmettern, und mit Hurrageschrei jauchzt das Heer dem angekündigten Kampfe entgegen.

Sechstes Kapitel.

Die Feuertaufe bei Bar sur Aube.



Vor Sonnenaufgang wurden am nächsten Morgen der Kronprinz und Prinz Wilhelm in dem Dorfe Colombé zu dem König entboten. „Wißt ihr, wir haben heute Bataille," sprach er zu ihnen. „Reitet voraus, ich komme bald nach. Exponiert euch nicht unnütz."

Der klare Morgenhimmel, an dem weder Dünste noch Wolken sichtbar waren, schien einen trockenen, hellen Tag zu verheißen, ein Wetter, wie im Frühling, kein Schneegestöber wie dort bei La Rothière und Rosny. Auf der Heerstraße von Colombé nach Bar sur Aube trafen die beiden Prinzen das Korps des russischen Generals Wittgenstein im Vormarsche, während dessen Befehlshaber eine Strecke vorausgeeilt war, um die Gegend näher ins Auge zu fassen. Unterwegs kam ihnen der österreichische Feldmarschall mit dem bayrischen General Wrede entgegen, und mit Erstaunen vernahm Wittgenstein, daß Schwarzenberg Bedenken trug, den in unerwarteter Stärke gegenüber stehenden Feind anzugreifen. Da reitet gerade zur rechten Zeit der König von Preußen heran. In seinem sogenannten Wurstwagen, einer kleinen Droschke, ist er dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm nachgefahren, auf der Heerstraße zu Pferde gestiegen und mit seinen Söhnen vorwärts geritten. Erzählt wird: in seinem Unwillen darüber, daß es heute nicht bei dem gestern gefaßten Entschluß zum Angriff auf Bar bleiben sollte, habe der König die scharfen Worte fallen lassen: die Waffenehre gebiete endlich einmal eine entscheidende That; ein Zurücktreten von dem Schlachtfelde, ehe man noch den Degen gezogen habe, demoralisiere mehr, als eine verlorene Schlacht das Heer. Einfach dagegen hat Friedrich Wilhelm III in einer eigenhändigen Aufzeichnung vom 27. Februar 1814 es dargestellt: „Als ich des Morgens auf dem Schlachtfelde eintraf, fand ich den Fürsten Schwarzenberg im Gespräch mit dem Grafen Wrede und erfuhr alsobald, daß er unschlüssig geworden sei, den beabsichtigten Angriff auszuführen, davon die Unerläßlichkeit für mich feststand. Ich machte den Fürsten Schwarzenberg auf die schlimmen Folgen, insbesondere für das schlesische Heer aufmerksam, wenn der Angriff von dieser Seite aufgegeben werde. Graf Wittgenstein in gleicher Überzeugung erbot sich sogleich zum Angriff, und endlich willigte Fürst Schwarzenberg ein."

18*



Am Morgen von Bar sur Aube.

Offenbar in fester Hand hielt der Feind Bar sur Aube. Der französische Divisionsgeneral Duhèsme hatte die Stadtmauer scharf bewehrt, die Straßen und die drei Thore verrammelt, zumal das nach der Straße von Colombé hin. Um ihm heute das gestern überlassene Städtchen wieder zu nehmen, mußte bis zum Abend heiß gekämpft, zuletzt Haus vor Haus erstritten werden. Bar am rechten Ufer der Aube, in einer von Weinbergen umhöhten Niederung, ist jene kleine Stadt im alten Herzogtum Burgund, in welchem 1440 der Bastard von Bourbon als Empörer gegen den König Karl VII gesäckt worden ist. Eine Kapelle auf der steinernen Brücke in Bar ist das Merkmal der Stätte, wo sie den zum Wassertode verurteilten Bastard in den Sack gesteckt und in der Aube ersäuft haben. – Auf dem linken Ufer ziehen die Berge näher an die Stadt heran, während der Erdboden auf dem rechten Ufer erst weiterhin hohe und höhere Wellen wirft. Die Thalränder von der untern Seite der Stadt an bis gegen die Anhöhen von Trannes hin sind mit Weinstöcken von edlem Gewächse bepflanzt. Steigt man die steilen Weingärten hinan, so kommt man auf eine wellenförmige Hochfläche, das Plateau von Vernonfait, benannt nach dem diesen Bergrücken überragenden Meierhofe. Dies Plateau, durchfurcht von dem, in tiefer Rinne von Arentière her in die Aube abfließenden Bache, und auf zwei Strecken mit Gehölz bewachsen, dies Plateau oben auf dem rechten, in mehrere Schluchten zerklüfteten Thalrande war der Kampfplatz, wo Prinz Wilhelm gegenüber den feindlichen Geschossen die kriegerische Feuertaufe bestehen sollte.

Nach dem Schlachtplane des Oberfeldherrn sollte Wittgenstein mit seinem in drei Heersäulen gescharten russischen Korps den Feind umgehen, und Wrede inzwischen mit den Bayern und Österreichern, Front gegen die Stadt, die Auf-

merksamkeit der Franzosen auf sich lenken. Der Vormarsch zur Umgehung wurde jedoch, anstatt vor Sonnenaufgang, erst am lichten Vormittage angetreten und von französischen Reitern erspäht. Auf diese Meldung läßt der Marschall Oudinot nur eine Division in Bar gegen Wrede stehen, um mit den andern einundzwanzigtausend Mann von seinem und des Generals Gerard Korps dem Feind auf dem Plateau entgegen zu gehen. Als die Spitze der dritten russischen Heersäule, die Jägerbrigade des Generalmajors Wlastof die steilen nach dem Bache von Arentière rechts abfallenden Weinberge berührt, wird sie von einem ungestümen Angriff der Franzosen überrascht und zurückgestoßen. Der König mit seinen Söhnen in der Nähe des Oberfeldherrn sieht plötzlich die russischen Jäger weichen. Er sprengt auf die Fliehenden zu, er will sie zum Stehen bringen; dabei hört er die feindlichen Flintenkugeln so nahe pfeifen, daß er meint: die schienen ja noch heiß aus dem Laufe zu kommen. Immer dichter fallen die Schüsse des vordringenden feindlichen Fußvolkes. Schwarzenberg sieht des Königs und seiner Söhne Leben in augenscheinlicher Gefahr. Er bittet: Seine Majestät möge sich doch nicht so bloß stellen. „Mein lieber Fürst," entgegnet der König, „wo Ihr Platz ist, da ist auch der meinige." Bald nachher fühlt Schwarzenberg plötzlich am linken Unterarm einen derben Schlag: eine Flintenkugel hat ihn erreicht, eine zum Glück schon so matte, daß sie seinen mit Pelzwerk gefütterten Oberrock nicht mehr zu durchbohren vermag. Auch der General Wittgenstein trägt eine Schußwunde im Schenkel davon, als er das Pskowsche Kürassier-Regiment gegen die Weinberge vorführt. Mit ihm reiten auf dem rechten Flügel der König, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, während hinter der vortrabenden Reiterei die vorhin auseinander geworfenen russischen Jäger sich sammeln, verstärkt durch das soeben anrückende Fußvolk der Regimenter Kaluga und Mohilew. Der bergige, steinige Erdboden erschwert den Kürassieren das Vordringen in den Weingärten. Vielfach stürzen Roß und Reiter, noch ehe sie mit der blanken Waffe an die immerzu schießenden französischen Bataillone kommen. Mitten in dem heftigen Gewehrfeuer erblickt der Oberst von Thile seinen König mit den beiden Prinzen: er wirft sich mit dem Pferde vor ihn und bittet Seine Majestät inständig, sich nicht zum Ziel der feindlichen Schützen zu machen: hier auf diesem bösen Terrain sei ja wenig auszurichten mit der schweren Kavallerie. Wirklich müssen die Kürassiere vor den Salven der französischen Peletons umkehren und nun die Bataillone des zuvörderst aufmarschierten Regiments Kaluga zusammen mit den Jägern vorgehen. Der König, der im Schritt mit den Kürassieren zurückgeritten ist, ohne die ihnen nachgeschickten feindlichen Salven zu beachten, hält jetzt bei dem Regimente Mohilew, um den ferneren Gang des Gefechtes ins Auge zu fassen und nötigenfalls jenen vorschreitenden Bataillonen Unterstützung zuzuführen. Nicht lange währt es, da bemerkt er, wie verwundete Russen sich humpelnd weiter schleppen oder liegen bleiben. Er zeigt mit dem Finger auf jenes blutige Treffen und befiehlt dem Prinzen Wilhelm, als nehme er, der König, ihn zu seinem Adjutanten: „Reite mal dahin, erkundige Dich, was das für ein Regiment ist, und von welchem die Blessierten sind. Mehren sich ja jeden Augenblick."

Spornstreichs reitet der Prinz in der ihm angewiesenen Richtung auf jene russischen Bataillone zu, die ersichtlich in ein hitziges, verlustreiches Feuergefecht mit den Franzosen verwickelt sind. Wie mancher bange Blick mag da aus des Königs Umgebung dem Prinzen gefolgt sein, der so unerschrocken dahin sprengt, als thue er nur auf einem Manöverfelde Adjutantendienst, unbekümmert um die feindlichen Tirailleurs, die sich in dem Weinberge eingenistet haben und mit ihren scharfen Schüssen die Reihen der Vordringenden mehr und mehr lichten. — „Es ist eine bekannte Thatsache," schreibt Hippel, „daß der russische Soldat aller



Prinz Wilhelms Feuertaufe.
27. Februar 1814. Bar sur Aube.

Waffengattungen den König von Preußen anbetete. Ihnen imponierte sein königlicher Ernst, mit welchem er Milde verband gegen den Russen, den er in seiner Muttersprache anzureden wußte." Ihnen zeigt sich jetzt ganz unvermutet der dem Vater ähnliche Königssohn; so ruhig, als sei er schußfest, erscheint der ritterliche Jüngling auf der blutigen Walstatt, fragt nach dem Namen dieses tapfern Regiments (Kaluga), zählt die bisherigen Schlachtopfer und reitet dann im Schritt weiter vor, um auch den Stand des Gefechtes gegen die feuerspeienden Weinberge in Augenschein zu nehmen. Geradeaus sprengt er zurück, und mit kurzen soldatischen Worten, wie der König sie gern hat von seinen rapportierenden Adjutanten, meldet er Seiner Majestät das Gehörte und Gesehene. Schweigend

vernimmt der Vater den Bericht des Sohnes, ohne ein anerkennendes Wort, auf welches der junge Kapitän auch nicht rechnet in dem einfachen Soldatengefühl, nur seine Pflicht gethan zu haben. Nachher aber gibt ihm der Oberst von Luck, des Kronprinzen früherer Gouverneur, durch einen festen Handdruck zu verstehen, wie brav er diese Feuerprobe bestanden habe. Im Verlaufe des Gefechtes sieht er, wie der König dem Kommandeur einer aufgefahrenen russischen Batterie die Punkte bezeichnet, wo die Franzosen hervorbrechen wollen. Und in der fünften Nachmittagsstunde ist Prinz Wilhelm an des Vaters Seite Augenzeuge, wie ein



Bar sur Aube. Russische Batterie.
27. Februar 1814.

Bataillonsführer des nämlichen Kalugaschen Infanterieregiments den endlichen Ausschlag giebt in der bis dahin schwankenden Schlacht. Mit seiner Heerschar steigt jener aus eigenem Antriebe bergab in das enge und tiefe Thal zwischen dem von den Russen besetzten ersten Höhenrücken bei Bar und dem zweiten, dem standhaft von den Franzosen behaupteten Malagin. Aus der Schlucht unten klettert dann das Bataillon den steilen Abhang der Malepinanhöhe hinauf, zum kühnen Angriff auf den Feind, der oben sich fertig hält zum blutigen Willkommen. Ein Moment höchster Spannung für den König und seine Umgebung. „Diesseits (auf dem vordersten Bergrücken zunächst der Stadt Bar) standen wir alle in Erwartung, ob jenes Bataillon Kaluga, seinem Führer nach den jenseitigen Berg-

rücken mühsam erkletternd, nicht sofort von dem Feinde rücklings in die Schlucht gestoßen werden würde; allein es sammelte sich schnell, rückte geordnet und geschlossen vor und gewann bald festen Fuß." Der König von Preußen, welcher die tapfere Schar im Auge behielt, munterte die diesseits stehenden Russen auf, ihre braven Waffenbrüder drüben nicht im Stiche zu lassen. Das 23. und 24. russische Jägerregiment (die Brigade Wastlof) folgten sogleich desselben Weges; drei Bataillone der österreichischen Brigade Volkmann schlossen sich an, einige russische Zwölfpfünder rückten auf einen Vorsprung, von wo sie den jenseits vordringenden Feind erreichen konnten. So verstärkt bricht das Bataillon Kaluga auf dem zuerst von ihm gewonnenen Boden jetzt im vollen Lauf mit dem Bajonett in die feindliche Masse ein. Diese wankt unter dem wuchtigen Ansturme, weicht und löst sich endlich, völlig auseinandergesprengt durch das seinen gefallenen Heldenführer rächen wollende Bataillon, in wilde Flucht der einzelnen auf. Zurückgestoßen bis an den Rand des steilen Abhanges, bringen brave französische Offiziere mit erhobenen Degen ihre Leute noch einmal zum Stehen, treiben sie noch einmal zum Vorgehen in einer Scharfschützenlinie. Aber nur auf wenige Minuten. Wieder über den Haufen geworfen, rettet sich wer kann den steilen Abhang hinunter in das enge Aubethal.

Gleichzeitig war Wrede aus seinem bisherigen Scheinangriff auf Bar zur Erstürmung der Stadt übergegangen. Als drin der französische General Duhésme sah, daß der Marschall Oudinot die jenseitige, das Gefechtsfeld beherrschende Anhöhe nicht länger festhalten konnte, dagegen die Bayern schon nahe daran sah, die Aubebrücke zu nehmen, da trat er gleichfalls den Rückzug an. Der König suchte mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm den General Wrede in der eroberten Stadt auf, während ab und zu noch nahe Schüsse fielen, man wußte nicht, ob von den zum Abmarsche gezwungenen französischen Kriegern, oder von erbitterten Einwohnern, die ihnen vorhin bei dem hartnäckigen Straßen- und Häuserkampfe gegen die einstürmenden Bayern an die Hand gegangen waren. Zur Verfolgung des Feindes entsandte Wrede das vierte und fünfte bayerische Chevauxlegersregiment; mit dieser vom Obersten Dietz geführten leichten Reiterbrigade preschten der König und seine Prinzen durch die Straßen, auf den noch frischen roten Spuren des Todes, dem hier die Sieger wie die Besiegten zur Beute gefallen waren. Ja:

In eine höhere, fremde Gewalt
Hat sich der Krieger begeben,
Für ihn hat nichts dieselbe Gestalt,
Beständiges Opfer sein Leben —
Gehorchendes Glied nur im großen Verein
Berufen ist der Krieger zu sein.

So der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern, der Dichter deutsch gesinnter Lieder, welche nicht wenig dazu mitgewirkt haben sollen, auch den tapfern Wrede gegen den verhaßten Napoleon zu stimmen.

Der Feind lieferte den ihnen nachsetzenden Bayern noch ein Gefecht in der Gegend von Aileville; er verlor eine Anzahl Gefangene und zog sich dann weiter

zurück, überschattet von dem das enge Aubethal dicht und dichter erfüllenden Abendgrauen. Bei der zunehmenden Dunkelheit gebot der Oberst Dietz seinen Chevauxlegers Halt und ließ sie in der Nähe der zusammengekoppelten Pferde unter freiem Himmel nachtlagern.

Der König und seine Söhne kehrten in später Stunde nach Colombé zurück, von wo sie heute früh aufgebrochen waren. Tags darauf beritt er mit ihnen das Schlachtfeld. Hier sahen sie den König voll thätiger Fürsorge für die verwundeten Krieger, auch für die feindlichen: auch sie hatten in seinen Augen ihre Pflicht gethan. Ein lichtes Vorbild, dem es Prinz Wilhelm künftig als Siegerkönig auf blutigen Walstätten nachthun wird.

Wie bedenklich gerade in den Vortagen der Schlacht bei Bar sur Aube der Mißmut über den fortgesetzten Rückzug in dem verbündeten Kriegsheere überhand genommen hatte, das beurkundet Schwarzenbergs Rundschreiben vom 25. Februar an sämtliche Befehlshaber der Armeeabteilungen, worin er, der Oberfeldherr, sie auffordert: „die Meinungen im allgemeinen berichtigen und so von oben herab auf den Geist und die Stimmung ihrer Truppen mit Vorteil wirken zu wollen.“ Mächtiger, erhebender, als Worte, sprach die auf des Königs Antrieb unternommene frische Waffenthat zu den Herzen der Offiziere und Soldaten. Treffend bemerkt der Kriegsgeschichtschreiber Oberst Schulz: wie heftiges Geschützfeuer den bewölkten Himmel aufzuklären vermöge, so habe hier der Schlachtendonner ähnlich auf Geist und Gemüt gewirkt. Und mit dem Tage von Bar sur Aube wendete sich das dunkle Blatt des Feldzuges, welches die Verbündeten nach ihren Kriegsunfällen in den jüngsten Wochen bis an den Rhein zurückzuweisen drohte. Hatte Napoleon nach dem für ihn glücklichen Gefechte bei Champaubert doch schon siegestrunken gegen seine Marschälle frohlockt: „Wie wenig gehört doch dazu, um das Schicksal der Reiche umzuwandeln. Wenn wir morgen über Sacken siegen, wie heute über Alsusiew (der vom Marmontschen Korps abgeschnitten und gefangen worden war) so wird der Feind eiliger über den Rhein zurückgehen, als er herüber gekommen ist, und ich bin dann wieder an der Weichsel.“ Erst als er sah, wie die Hörer dieser vermessenen Worte das Gesicht verzogen, setzte er beschönigend hinzu: „Und dann werde ich Frieden schließen an der natürlichen Grenze des Rheins.“ Doch eifersüchtig sind des Schicksals Mächte, voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte, sagt Wallenstein, den der deutsche Dichter und Seher in jenem Jenaer Gartenhäuschen schuf, von dessen Zinne er weithin in das Saalthal blickte, wo kaum anderthalb Jahr nach seinem Hinsterben sich das niederschmetternde Schlachtgewitter entlud. Auch Napoleon, wie Wallenstein „der Schöpfer kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geißel, des Glückes abenteuerlicher Sohn“ und voll Aberglauben an seinen „Stern“ – auch Napoleon sollte erfahren, daß des Menschen Charakter sein Schicksal bildet. Den Frieden unter der Bedingung, daß das französische Kaiserreich sich auf das Ländergebiet des alten französischen Königreiches begrenze, welches doch auch vor der Revolution eine europäische Großmacht war, diesen für ihn edlen Frieden hatte man Napoleon schon am Rhein angeboten. Er hatte nicht nachgegeben; in seiner ungezähmten Ehrsucht wollte er, der Erbe und Zwingherr der Revolution, sein gewaltiges auf

Weltherrschaft gerichtetes Kaiserreich nach wie vor aufrecht erhalten. Aber mit dem Tage von Bar sur Aube schlägt das Rückwärts der Verbündeten in das Vorwärts um, das sie in wenigen Wochen nach Paris führen wird, mit ihnen die Bourbons wieder auf den alten Königsthron. —

Nach dem Besuche des gestrigen Schlachtfeldes, wo Seine Majestät nicht wenigen, die verstümmelt und vergessen dalagen, die ersehnte Hilfe schaffte, besah der König mit seinen Söhnen noch die Gliederung der Vorposten und kehrte abends nach dem Dorfe Colombé zurück. Von da brach er am nächsten Morgen (1. März) mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm nach der Stadt Chaumont auf, wo die beiden Kaiser Alexander und Franz seit vier Tagen ihr Hauptquartier hatten. Hier, angesichts der Ruinen des alten Schlosses der Grafen von Champagne, wurde am selben 1. März jener neue Bundesvertrag unterzeichnet, kraft dessen Österreich, Rußland, England und Preußen sich verpflichteten: „auf den Fall, daß Frankreich nicht auf die vorgeschlagenen Friedensbedingungen eingehe, ihre ganze Macht zur durchgreifenden Fortsetzung des jetzigen Krieges gegen Frankreich aufzubieten, um sich selbst und dem gesamten Europa einen allgemeinen Frieden zu erwirken, unter dessen Schutz alle Völker ihre Unabhängigkeit und ihre Rechte gesichert sähen." Ein Querstrich durch Napoleons Rechnung auf die Entzweiung der verbündeten Mächte, dazu ein eiserner Riegel vor künftigen Übergriffen des revolutionären Frankreichs über seine Grenzen hinaus. Und gleichwie dies auf eine Reihe von Jahren erneuerte Trutz- und Schutzbündnis der frischen Waffenthat bei Bar sur Aube den Kranz aufsetzt, so trägt es eine prophetische Rüstung. Denn am 1. März 1815, am ersten Jahrestage des Abschlusses dieses denkwürdigen Vertrages von Chaumont wird der entthronte Franzosenkaiser von Elba her in der Bucht von St. Juan nahe bei Cannes landen. —

Prinz Wilhelm hatte während seines zwölftägigen Aufenthaltes in Chaumont die Freude, von dem Kaiser Alexander durch das Kreuz des St. Georgsordens vierter Klasse ausgezeichnet zu werden, jenes von der Kaiserin Katharina II zu Ehren heldenherziger, augenscheinliche Gefahr nicht scheuender Tapferkeit gestifteten Kriegerordens, der in dem Mittelschilde seines Kreuzes das Bild des St. Georg trägt, wie er, der einst von den Kreuzfahrern in ihrem Panier geführte ritterliche Heilige den unter seinem Rosse liegenden Lindwurm oder schwarzen Drachen auf grüner Erde durchbohrt. Ein hehres Sinnbild der christlichen Kirche in ihrem Kampfe mit dem Bösen. Auch im Herzschilde des Reichswappens Rußlands dargestellt, heißt der heilige Georg dort in der griechischen Kirche „der Siegbringer." Das hochangesehene russische Georgenkreuz, dem Prinzen Wilhelm am 5. März 1814 verliehen, war für ihn der Vorbote des eisernen Kreuzes: der junge Georgenritter, der zukünftige „Siegbringer" empfing es am 10. März, am Geburtstage der heimgegangenen Mutter, an welchem es vorm Jahre der König in Breslau gestiftet hatte, das eigentliche, nachher auch auf die preußischen Siegesfahnen und Standarten verpflanzte Wahrzeichen und Kleinod des Befreiungskrieges, dessen Bedeutung der damalige Jenaer Geschichtsprofessor Heinrich Luden dahin erklärt hat: „Das Eisen weist hin auf die schreckliche Rute, unter welcher man gestanden hat; aber es weiset auch hin auf das Mittel, welches Gott den Menschen gegeben

hat, sich vor Knechtschaft zu schützen und Tyrannen zu bewältigen. Sieht man auf die Form, so erinnert das Kreuz an den Jammer, den man erduldet, aber auch an die Heiligkeit der Sache, für welche man das Schwert ergriffen hat. Die Vorderseite ist ohne Inschrift: das eiserne Kreuz spricht für sich selbst. Auf der Kehrseite aber wird zuerst die Sache des gemeinen Wesens durch die Krone an den Thron geknüpft; dann tritt in dem Namenszuge F. W. die Person des Königs hervor, der im hohen Sinn kein Bedenken trug, Thron und Krone um die Ehre des gemeinen Wesens und für das Glück seiner Unterthanen zu wagen. Durch den Eichenzweig wird hingedeutet auf deutsche Art, deutschen Sinn, deutsche Festigkeit. Endlich rückt die Zahl 1813 die heilige Zeit vor die Seele, wo große Entschlüsse zu großen Thaten geführt haben. Die Einfassung mit Silber scheint eine Bedeutung zu haben, die sich von selbst ausspricht: das zarteste, reinste, keuscheste Metall schließt das kräftigste, männlichste, stärkste ein. Nur in der Einheit des Starken und Zarten, des Reinsten und Kräftigsten ist der Sinn des Lebens erreicht. - - Deutsche Jünglinge, (setzt Luden mahnend hinzu) wenn ihr irgend fühlt, was wir anzudeuten versucht haben, so werdet ihr dem preußischen Manne, der euch begegnet, die Brust geziert mit dem eisernen Kreuze, fromm ausweichen, den Hut abnehmen und ihn still vorüber gehen lassen. Erscheint er, wo ihr sitzt, so werdet ihr aufstehen und ihm den ersten Platz geben. Rang und Stand machen keinen Unterschied. Dieser preußische Mann hat die schönsten Pflichten des Menschen rühmlich erfüllt, er hat sein Volk vom Joch arger Knechtschaft mit befreit."

So jener freimütige Lehrer der Jenaer Hochschule, der schon 1808, als ihrer viele noch vor den Franzosen krochen, mannhaft in seinen „Ansichten des Rheinbundes" gegen die Fremdherrschaft geschrieben hatte, und unter dessen eifrigen Hörern 1812 auch der Hauptmann, nachherige General von Grolmann als Jenaer Student saß.

Das eiserne Kreuz zweiter Klasse, dieser nach der Ordensregel ebenso für den Königssohn wie für den gemeinen Mann unumgänglichen Vorstufe zum Erwerbe der ersten Klasse, war das erste vaterländische Ehrenzeichen, welches Prinz Wilhelm sich im blutigen Waffenfelde verdiente, während er, kraft seines angeborenen Fürstenrechtes schon den Stern des schwarzen und das Kreuz des roten Adler-Ordens trug, wie alle Prinzen des Preußischen Königshauses. Als er nun zum Lohne für seine ritterliche Todesverachtung im Dienste das eiserne Kreuz empfing, da äußerte er treuherzig: jetzt erst verstehe er, warum ihm der Oberst von Luck so herzlich die Hand gedrückt habe. Ist es nicht, wie wenn der Vater mit Vorbedacht den Sohn zu jener Feuerprobe entsendet habe, um ihm dann nach Verdienst und Würdigkeit zum Geburtstage der Mutter dies bedeutungsvolle Ehrenzeichen verleihen zu können? Und noch in der Ordensschnalle des Königs und Kaisers Wilhelm, wie er sie im Dienste zu tragen pflegt, behauptet nach wie vor das schlichte eiserne Kreuz die erste, vorderste Stelle in der langen Reihe seiner Militär-Orden, Verdienstkreuze, Kriegs-Denkmünzen und Medaillen.

Am siebenundfünfzigsten Jahrestage aber seiner Feuertaufe im Befreiungskriege, am 27. Februar 1871 wird der sieggekrönte deutsche Kaiser Wilhelm aus

Versailles an den russischen Kaiser Alexander II schreiben: „Mit unaussprechlichen Gefühlen und der Gnade Gottes dankend, zeige ich Ihnen an, daß die Friedens-Präliminarien zwischen Bismarck und Thiers unterzeichnet worden sind. So stehen wir denn am Ende eines eben so glorreichen als blutigen Krieges, welcher uns mit einer Frivolität ohne Gleichen aufgezwungen wurde.“ Und an dem nämlichen Februartage, da Kaiser Wilhelm den verbündeten deutschen und den befreundeten fremden Fürsten den aus Blut und Wunden neugeborenen Frieden durch den Blitz des elektrischen Drahtes kundthut, wird Thiers als Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik durch eine Proklamation die Einwohner von Paris ermahnen: bei dem bevorstehenden Einrücken der deutschen Truppen die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten; sonst würde über ganz Frankreich Unheil hereinbrechen: „Hütet euch vor den Fehlschritten derer, die es uns vor acht Monaten nicht glauben wollten, daß der Krieg so verhängnisschwer ausschlagen würde.“

Napoleon I — war er nicht in eben solchen Wahn verrannt, als er zu Anfang seines Endes nach Paris an den König Joseph, seinen Bruder und Statthalter schrieb: „Ich wiederhole Ihnen: Paris wird, so lange ich lebe, niemals eingenommen werden!“





Siebentes Kapitel.

Nach Paris.

Am 14. März verließen der König, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm Chaumont, um über Bar sur Aube nach Troyes zu gehen, der alten Hauptstadt der Champagne, wohin Kaiser Alexander gestern aufgebrochen war. In Bar, wo der König mit seinen Söhnen übernachtete, brachte ihm einer der Adjutanten Blüchers einen frischen Lorbeer, die erste sichere Nachricht von dem Siege des schlesischen Kriegsheeres bei Laon. Dort war Napoleon am 9. März nach seinem in der Nacht vorher fehlgeschlagenen Überfall auf Laon zum Angriffe geschritten: bis zum Abend brannte der Kampf um die Dörfer vor Blüchers Fronte. Erst die Nacht zum 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, führte die Preußen zum Siege, „dem schönsten im ganzen Feldzuge auf Frankreichs Boden, denn er war entscheidend wie keiner: vom Rückzuge wurde ferner nicht mehr gesprochen.“ Das 1. und 2. preußische Armee-Korps (York und Kleist) schlugen durch einen nächtlichen Ansturm mit dem Bajonett den feindlichen rechten Flügel in wilde Flucht. Sie warfen das Marmontsche Korps gänzlich über den Haufen, nahmen 2500 Mann gefangen und erbeuteten 46 Geschütze, 131 Pulverwagen und eine Masse Heergerät.

Kaum drei Wochen vorher hatte Napoleon nach Italien an seinen Stiefsohn Eugen geschrieben: „Ich habe die aus Russen und Preußen bestehende Armee aufgerieben.“ Darauf gab ihm Blücher die Antwort bei Laon, wie sie in dem damaligen naturwüchsigen Volksliede lautet:

> Napoleon, adche!
> Dein Glück geht wie der Schnee.
> Viel Gefangne und Kanonen
> Jetzt unsern Sieg belohnen.

Während nun Napoleon sein Heer schmelzen sah, suchte er um so schärfer die Bevölkerung gegen den Feind im Lande aufzubringen. Ihn, den herzlosen

Gewaltherrscher, rührte es wenig, wenn auf dem Kriegsschauplatz ein Dorf nach dem andern in Brand geschossen wurde, die Landleute mit Weib und Kind in Höhlen, Steinbrüche und Wälder flüchteten: um so eher würde der ruinierte Bauer zur Flinte greifen, meinte er zu seinen ihn auf die Verheerung hinweisenden Marschällen. Dabei schrieb er nach Paris an seinen Polizei-Minister Savary: „Statt des dummen Zeuges, womit man die kleinen Zeitungen täglich füttert, warum haben Sie keine Kommissäre, welche die Gegenden durchziehen, aus denen wir die Feinde verjagt haben, und welche Nachrichten über die von jenen verübten Greuel sammeln? Es gäbe nichts Wirksameres, um die Gemüter aufzuregen.“ Gleichwohl war von den Feinden noch nichts geschehen, was sich irgend messen konnte mit dem Erschießen des deutschen Buchhändlers Palm, des Tyroler Sandwirts Andreas Hofer, der Schillschen Offiziere und andern Unthaten der Schreckensherrschaft Napoleons. Er selber spricht es als eine seiner obersten Kriegsregeln aus, seine Macht zu übertreiben, denn (so schreibt er aufgeknöpft nach Paris an seinen Bruder Joseph): „die Zeitungen sind nicht die Geschichte, ebenso wenig als die Bülletins die Geschichte sind. Man muß seinem Feinde immer den Glauben beibringen, daß man unermeßliche Streitkräfte hat.“ So enthüllt er sich selbst als grundsätzlichen Lügner. Was aber damals unter vier Augen blieb, das wurde nachher durch den Druck seines Briefwechsels aller Welt offenbar, nicht zum Ruhme des großen Feldherrn, den Blücher „falsch wie Galgenholz“ genannt hat. Und so muß das noch von ihm eingerichtete Preßbüreau in Paris dem französischen Volke haarsträubende Missethaten vorlügen, welche die Feinde begangen hätten: dann werde, sagt er, jeder in der Wut lieber sich zur Wehre setzen, als daß er Weib und Tochter schänden sehe, oder daß er mit Stockprügeln zu Boden geschlagen, ausgeplündert und beraubt werde. Mit den schwärzesten Farben malen nun die französischen Zeitungen den Feind,



„Der Sandwirt aus dem Passeyer Thal Andreas Hofer, Anführer der Tiroler.“
Gleichzeitiger Stich.

wie es Prinz Wilhelm nach Jahren als deutscher Heerkönig abermals erfahren wird. Was ein Kriegsgefährte von 1813 und 14 noch im Laufe der Begebenheiten aufgezeichnet hat, das bekundet: „Die Ausschweifungen unsrer Truppen, von welchen die französischen Blätter schreckliche Beschreibungen machten, und von denen Napoleon nicht aufhörte, dem Volke vorzureden, waren weit geringer nicht nur als jene Schilderungen, sondern sogar als diejenigen, welche sich die französischen Soldaten im eigenen Lande erlaubten. Allein der Eindruck des Schreckens, der durch diese wiederholten Vorspiegelungen entstand, begann allmählich diejenigen Gewaltsamkeiten hervorzurufen, die bisher bloß erlogen waren. Niemals nämlich kann ein unklugeres und blödsinnigeres Betragen gefunden werden, als das von dem nicht soldatischen Teile der Franzosen in diesem Kriege beobachtete. Kamen wir in ein Dorf oder in eine Stadt, so waren alle Thüren und Fensterladen dicht verschlossen, die Menschen von den Straßen verschwunden, die Behörden versteckt. Hatte man den Maire endlich aufgefunden, so hieß es jedesmal: es sei nicht das Geringste zur Verpflegung der Truppen vorhanden, vielfache Plünderung habe alles erschöpft, man bitte um gehörige Zeit, um zu versuchen, ob aus den umliegenden Gemeinden etwas herbeizuschaffen sei. So verging gewöhnlich eine geraume Zeit, während welcher nichts geschah, als Worte machen, und nach langem Warten erschienen noch immer weder Lebensmittel noch Futter. Der Soldat, der selten eines Augenblickes versichert ist und Ruhe und Erholung kaum aufschieben darf, oder Gefahr läuft, sie ganz zu verlieren, wurde ungeduldig, suchte nach und fand alles im Überflusse. Erbittert dann zu persönlicher Rache und übermütiger Schadloshaltung nahm er aus Küche und Keller das Beste den Leuten weg, die ihn durch einen Bissen Brot würden befriedigt haben. Nahm ein Kosak ein Bund Stroh vom Hofe, da schrie alles über Plünderung; forderte er einen Kessel ins Lager, so klagte man über Gewalt, bis dann endlich Plünderung und Gewaltthätigkeit in reichlichem Maße entstand. Daß die Wegweiser an Stricken um den Hals mitgeführt wurden, war eine Folge ihres häufigen Entspringens, und diese Maßregel, die man im ‚Moniteur‘ als unerhörte Menschen-Herabwürdigung darstellte, hatten die Kosaken in Rußland von den Franzosen abgesehen. Bisweilen war die Art, wie die französischen Bauern sich anstellten, nur lächerlich: begegnete man z. B. unvermutet auf der Landstraße einigen Bauern, so war in der ganzen Champagne keine Gegend, wo nicht alle sogleich anfingen zu hinken, um nicht als Wegweiser mitgehen zu müssen. An denjenigen Orten, wo einsichtsvolle Maires und kluge Bürger den Bedürfnissen der Truppen bereitwillig entgegenkamen, ging alles in größter Ordnung und bester Friedlichkeit ab; die Mehrzahl der Ortschaften jedoch blieb in jener verderblichen Halsstarrigkeit. Die Einwohner flüchteten sich häufig in die Wälder, wo Weiber und Kinder bei den besten Habseligkeiten im Busch versteckt lagen, die Männer aber, mit Flinten und Büchsen bewaffnet, am Rande des Waldes den vorüberziehenden Zufuhren und Kurieren anflauerten. Entsprungene Kriegsgefangene, ausgediente Soldaten, Förster, Gendarmen und selbst Offiziere gesellten sich nach und nach zu ihnen und brachten sie in mehr militärische Ordnung, für die der Franzose bis zu einem gewissen Grad überhaupt so leicht empfänglich ist. Aus den Festungen,

die größtenteils nicht umstellt, ja sogar kaum beobachtet waren, erhielten diese Volksbewaffnungen immer mehr und mehr Unterstützung, Antrieb und Zusammenhang. Wirkliche Parteigänger mit alten Truppen streiften im Rücken unsrer Heere und wurden an jedem Orte sogleich durch die bewaffneten Bauern verstärkt. Da die französischen Bauern fast ohne Ausnahme blaue Kittel tragen, so gaben sie oft den Anschein von wirklichen Truppen, nach deren Art sie Posten auf den Höhen aufstellten, Patrouillen machten und in Masse ausrückten. Legten sie die Waffen beiseite, so erschienen sie als ruhiges Landvolk, und Hunderte von französischen Soldaten konnten in voller Uniform unter dem blauen Kittel einhergehen. Schon konnte kein Kurier mehr ohne Begleitung von wenigstens hundert Pferden seinen Weg fortsetzen, jeder Befehl mußte durch eine Anzahl überbracht werden, alle gewöhnlichen Verbindungen blieben unterbrochen, das Zusammenbringen der Lebensmittel und der Zufuhr wurde äußerst schwierig; in jedem Dorfe lag ein unzuberechnender Feind."



Ein Hinterhalt.

So litten die Sieger wie die Besiegten oft harte Not. Aus Laon schrieb Blücher an Schwarzenberg, daß er mit dem größten Mangel kämpfe; schon mehrere Tage sei der Soldat ohne Brot. Gneisenau klagte zu Hardenberg, daß die ausgezehrte Gegend den Dienst der Lebensmittel in Unordnung gebracht habe, auch an Schuhen und Kleidung fehle es. Er für seine Person verschmähte es, von den ihm verhaßten Franzosen etwas unentgeltlich anzunehmen. In allen Quartieren (so berichtet sein Adjutant von Stosch) bezahlte er aufs reichlichste und verlangte ein gleiches von seiner Umgebung. Konnte er nicht im

Wirtshause essen, so ließ er im Quartier einfach durch seine Köchin kochen, und was sie dazu brauchte teuer einkaufen. Bei Laon im Hause eines katholischen Pfarrers einsprechend, findet er ein tüchtiges Stück Rindfleisch, Kartoffeln, Reis und drei Flaschen aufgetischt. „Bezahlen Sie dafür, was der Mann fordert," sagt der General beim Aufbruche zu Stosch. Eine Rechnung will der Pfarrer nicht machen; der Stabs-Kapitän legt ihm 20 Franken auf den Tisch. Sie sind schon eine Strecke weiter marschiert, da fragt Gneisenau, was Stosch dort für Essen und Trinken bezahlt habe. „Zwanzig Franken, Exzellenz." — Das ist dem General viel zu wenig; vom Fleck weg muß ein Ordonnanz-Unteroffizier zurückreiten, um den Pfarrer noch einen Napoleonsd'or zu bezahlen. So der Generalstab-Chef Blüchers, ein Gegenbild zu gewissen habgierigen Marschällen Napoleons und ihren Erpressungen in fremden Landen.

In Troyes konnte Prinz Wilhelm hören, wie gewaltthätig Napoleon aufgetreten, als er vor drei Wochen hier eingezogen war. Jene weiße Armbinde, seit der Schlacht bei La Rothière das Kennzeichen der verbündeten Krieger, war von getreuen Anhängern der verbannten Königsfamilie auf die Lilienfarbe der Bourbons gedeutet worden. Ihrer fünf hatten die weiße Kokarde aufgesteckt, als die ersten der Marquis von Wrigandes und der Chevalier von Gonalt. Sofort nach seiner Ankunft befahl der Kaiser der Franzosen, jene fünf Royalisten als Hochverräter festzunehmen. Vier retteten sich durch die Flucht: nur einer, der Chevalier von Gonalt, wurde erhascht und nach kurzem Prozeß erschossen. Sein letzter Wunsch war: nur einmal noch möchte er die Bildnisse der alten Könige von Frankreich sehen, welche in der Kathedrale zu Troyes auf den Chorfenstern neben den Porträts der Grafen von Champagne lebensgroß dargestellt sind. Diese Bitte wurde dem Verurteilten abgeschlagen. Er starb herzhaft mit dem Rufe: „Vive le Roi!" Das erste blutige Opfer des neuen Dekretes Napoleons, das die Todesstrafe aussprach gegen jeden, der eine andre, als die dreifarbige Kokarde trüge. Er fürchtet die Bourbons, der Korse fürchtet den Schatten des Herzogs von Enghien, sagten nun Napoleons Gegner, mehr angefeuert als abgeschreckt durch die Hinrichtung des Ritters Gonalt, ihres Märtyrers des alten königlichen Frankreichs. Vielleicht biß ihn sein Gewissen, als er bald darauf nach Paris an seinen Bruder und Statthalter schrieb: „Mit Unwillen habe ich erfahren, daß Sie mit meiner Frau von den Bourbons gesprochen haben. Vermeiden Sie diese Unterhaltungen. Das Wort Bourbon ist seit vier Jahren nicht über meine Lippen gekommen."

Zu früh hatte ihn Troyes (jetzt wieder das Hauptquartier der verbündeten Monarchen) als Befreier der Champagne gefeiert. Waren doch zur Verherrlichung seines pomphaften Einzuges an der Spitze der alten Garde nicht nur Siegeszeichen und Gefangene durch die Straßen geschleppt worden, sondern auch wunde und kranke Krieger, welche Schwarzenberg bei jener „rückwärtigen Zusammenziehung" hinter sich gelassen hatte. Dazu die von Troyes aus befohlenen Viktoriaschüsse in Paris und die Schaustellung gefangener Russen und Preußen dort auf dem Vendomeplatze vor der Siegessäule des „Unüberwindlichen." Aber nicht die wenige Wochen nachher in Paris einziehenden Fremden, nicht die „Bar-

baren" werden es sein, nein, eingeborene Franzosen selber, die dann ihrem Götzenbilde einen Strang um den Hals schlingen und den ehernen Koloß dort von oben herunter in den Straßenschlamm zerren wollen. —

Von Troyes bricht der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm am 20. März früh gegen Arcis sur Aube auf, wo es heute zur Schlacht kommt. Gegen Mittag halten sie auf den wellenförmigen Höhen, dreiviertel Meilen von der kleinen Stadt Arcis, eben da der Kaiser Alexander und der Oberfeldherr Schwarzenberg, dieser heute zum Angriffe fest entschlossen, während ihn Napoleon auf dem Rückmarsche glaubt. Um 1 Uhr mittags sieht man auf der Höhe von Charmont eine Rauchsäule emporsteigen und hört drei zwölfpfündige Kanonenschüsse fallen, das verabredete Zeichen, das Schwarzenberg seinen Angriffskolonnen zum Vormarsche gibt. Stundenlang ringen die Gegner im heißen Treffen. Die Sonne geht unter, der Abend dunkelt, nur der Feuerschein der in Flammen stehenden Stadt und der Blitz der wechselseitig donnernden Geschütze lichten halb und halb noch das Schlachtfeld vor Arcis und der dortigen Brücke, an der Napoleon seinen fliehenden Scharen Halt geboten haben soll: „Keiner betritt vor mir die Brücke!" Als in der siebenten Abendstunde die Garden und Reserven, bis dahin von Schwarzenberg zurückgehalten, von den Anhöhen bei dem Dorfe Mesnitz in die weite Ebene hinabrücken, da reiten der Zar und der König mit seinen beiden Prinzen an der Spitze der preußischen Garde-Kavallerie, bei Trompetengeschmetter und dem Gesange der von den freiwilligen Jäger- und Kosakengeschwadern angestimmten Kriegslieder, wohlgemut dem Feinde entgegen, schon im Schußbereiche seiner sich weit vorwagenden Kanonen. Bald wurden diese zum Schweigen gebracht von der reitenden Garde-Artillerie der Russen. Noch einen nächtlichen Überfall unternimmt die französische Reiterei, sie wird bis auf Arcis zurückgeworfen, wo Napoleon seine Stellung behauptet, aber nicht weiter vorrücken kann. Bis in die finstere Mitternacht hinein krachen noch Kanonenschüsse, verdoppelt durch das Echo von dem waldigen Ufer der Aube her.

Das Hauptheer der Verbündeten lagerte diese Nacht bei den Waffen, der General Graf Barclay de Tolly wieder im Biwak seiner Russen. Während der ganzen Kriegszüge von den nordischen Eisfeldern her bis zum Einzug in Paris war er (so schildert ihn sein Adjutant L. von Wolzogen) fortwährend zu Pferde, nahm meistens bei dem Nachtrab sein Hauptquartier und teilte fast alle Biwaks mit dem gemeinen Soldaten, ein beschämendes Beispiel für die bei der Armee befindlichen verweichlichten vornehmen Russen. Eines livländischen Predigers Sohn, ohne Geld und Gönner, hatte er von der Pike auf gedient, jahrelang nur Dragonerunteroffizier, bis zuerst Fürst Repnin auf ihn merkte, ihn zum Offizier vorschlug, ihn zum Adjutanten nahm und so die Leiter für ihn anlegte, auf welcher Barclay dann nach Verdienst die Sprossen bis zum General und Kriegsminister emporstieg. Festtage waren die Schlachttage für ihn: da sahen ihn die Soldaten im Schmucke aller seiner Orden, wie wenn er Hochzeit feiern wollte mit seiner Braut, der Fahne. Den Leib voller Narben, mit einem steifen

Arm und einem lahmen Bein, bot er jeder Gefahr die Stirn, von früh bis spät im Dienste, am liebsten lagernd unter freiem Himmel.

Der Kaiser Alexander und der Feldmarschall Schwarzenberg übernachteten in Pougy, der König und seine beiden Prinzen in dem Flecken Piney. Der nächste Morgen fand die beiden Heere wieder kampfbereit, den König und seine Söhne auf den Höhen zwischen Mesguilettre und Mont Suzain, während der Zar in Pougy blieb. Er sei nicht ganz wohl, sagten die einen; er sei nicht recht zufrieden mit Schwarzenbergs Aufstellung, die andern: denn sie könne von Napoleon auf beiden Flügeln umgangen werden. Aber mochte es noch so bedenklich erscheinen, in dieser Stellung die Schlacht anzunehmen: der König war mit seinen beiden Prinzen gekommen, um der Gefahr ins Auge zu blicken. „Unter mancherlei Gemütsbewegungen," schreibt der Oberstleutnant von Plotho, „wurden bei dem Hauptheere mehrere hochwichtige Stunden düster und schweigend verlebt. Beide Kriegsheere standen zur Schlacht geordnet sich gegenüber; beide Feldherren erwägten: ob sie zum Angriff vorrücken, ob sie diesen erwarten, oder ob sie den Rückzug antreten sollten. Beide, der Kaiser Napoleon (in seiner dichten, über Nacht durch eine Division der jungen Garde verstärkten Stellung vor Arcis) und der Feldmarschall Schwarzenberg (mit seinen überlegenen Streitkräften auf den Höhen das Vorrücken der Franzosen auf der Ebene erwartend, um sie dann im Halbkreise umfassen zu können), beide hatten den Zwiespalt der Meinungen zu bekämpfen. Die Entschließungen dieser Stunden waren entscheidend für das Schicksal der Welt. Die Vorsehung führte sie für das verbündete Kriegsheer herbei, ehe die Führer aus dem Labyrinthe der Gedanken einen Entschluß gefaßt, der vielleicht Europa neue Opfer und neue Reue gekostet haben würde. Der Kaiser Napoleon, im Kampf mit sich selbst, sendete Befehle und widerrief sie. Endlich schien er entschlossen zur Schlacht vorrücken zu wollen, denn durch die Stadt Arcis marschierten seine letzten Truppen vor, und das Kriegsheer stand in Schlachtordnung. Als aber der Blick spähend auf ihm verweilt, da bemerkt man plötzlich, daß sich die feindliche Schlachtlinie auflöse, und daß zahlreiche Heeresmassen über die Aube zurückgingen und aus dem Thale am rechten Ufer den Berg hinaufstiegen, auf der großen Straße nach Vitry fortmarschierend. Diese Bewegung schien dem verbündeten Kriegsheere ein gewöhnlicher Rückzug des feindlichen Heeres, Napoleon hielt sie für eine strategische entscheidende Operation: die Vorsehung aber knüpft an diese Minute wie an diese Bewegung das Schicksal der Welt; durch sie stürzte das Reich des Gewaltigen über ihm zusammen."

Es war jene folgeschwere Stunde, in welcher Napoleon durch zwei seiner tapfersten Heerführer aus dem Wahne gerissen wurde, daß Schwarzenberg vor ihm weiche und dessen gestriger Kampf nur zum Deckmantel des Abmarsches gedient habe. In der elften Vormittagsstunde des 21. März sollte der General Sebastiani die gesamte französische Reiterei zum Angriffe führen, der Marschall Ney mit dem Fußvolke ihm beistehen. Als sie nun von Arcis her eine Anhöhe hinauf reiten, sehen sie oben nichts als Himmel und Feinde. Auf ihre Meldung: die verbündete Hauptarmee stehe in dichter Masse schlachtbereit vor ihnen, sprengt Napoleon selber hinzu, immer noch zweifelnd, bis er mit eigenen Augen sieht,

was er fremden nicht hat glauben wollen: vor sich den dreimal stärkern Feind in Schlachtlinie, der wie ein Bergsturz über das kleine französische Heer herfallen kann, sobald es sich, die Aube im Rücken, weiter vorwagt in der freien Ebene, wo seine Flügel ohne Stützpunkt in der Luft hängen. Da befiehlt er jenen hastigen Rückzug, welchen er keck am lichten Mittag antritt, auf die langsame Verfolgung Schwarzenbergs rechnend, und von welchem hernach die Kosaken, diese weit vorgestreckten Fühlhörner der Verbündeten melden werden: Franzusky seien auf dem Marsche nach Moskau.

So sah Prinz Wilhelm in dem vierteljährigen Winterfeldzuge 1814 auch diesen folgeschweren Wendepunkt, wo der Kaiser der Franzosen mit dem Kerne der ihm noch zu Gebote stehenden Truppen bei Arcis plötzlich ostwärts ausbog. Die Verbündeten zu umgehen, gedachte Napoleon, sich seinen Festungen in Lothringen und im Elsaß zu nähern, sich durch ihre Besatzungen zu verstärken, den Aufstand des Landvolkes hinter dem feindlichen Heere zu schüren, es von seinen Hilfsquellen abzuschneiden, es so vom Zuge nach Paris abzuschrecken, es aus Frankreich hinaus und über den Rhein zurück zu manövrieren. Fein ausgesonnen! Aber eben durch diese Schwenkung sollte er seiner Hauptstadt und Krone verlustig gehen. Denn nicht mehr in seinem Kriegslager war Frankreich, sondern in Paris.

Den Tag nach Napoleons Abmarsche von Arcis trat Prinz Wilhelm sein achtzehntes Lebensjahr an. Still beging er die Feier dieses 22. März in Pougy, dem Hauptquartiere des Königs, des Kaisers Alexander und des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg. Hier waren sie noch völlig im Unklaren, wohin Napoleon sich gewendet hatte und was er im Schilde führte. Darüber Licht verschaffen sollte ihnen ein glücklicher Fund an des Prinzen Wilhelm Geburtstag. Ein französischer Kurier fiel in die Hände des Leutnants Redlich von der hanseatischen Legion, den der in Chalons stehende Generalmajor von Tettenborn zur Erkundung ausgesendet hatte. Die Briefschaften, die jener Kurier nach Paris tragen sollte, wurden am 22. März abends in Chalons abgeliefert, darunter ein eigenhändiger Brief des Kaisers der Franzosen an seine Gemahlin Maria Luise, worin er ihr von seinem angeblichen glänzenden Siege bei Arcis schrieb, aber auch von seinem Plane, nach der Marne zu ziehen und die Feinde weiter von Paris weg zu nötigen und sich seinen Maas- und Moselfestungen zu nähern: „Ich werde diesen Abend in St. Dizier (an der Marne) sein. Adieu, meine Liebe. Umarme meinen Sohn. Napoleon." Dazu ein siegprahlendes Bülletin von Arcis für die Pariser Zeitungen, redigiert von Napoleon; auch ein Brief des Marschalls Lefebvre an seine Frau, worin er ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilt: der Kaiser Napoleon sei mit seinem Gefolge bei Arcis arg in die Klemme gekommen durch den Anfall eines ungarischen Husarenregiments, das offenbar gar nicht gewußt, wen es vor sich habe; nach Degen und Pistole habe er gegriffen, ein Pferd sei ihm unter dem Leibe erlegt worden, er wolle aber kein Gerede davon. Und so noch andre vertraute Briefe.

Die Nachricht von diesem wichtigen Fund nebst Abschrift des Handschreibens Napoleons an seine Gemahlin sandte Tettenborn durch rasche Boten alsbald

nach Rheims an Blücher und nach Pougy an Schwarzenberg. Dieser lichte Fingerzeig in dem Dunkel, worin man noch im großen Hauptquartiere bald auf Chalons, bald auf Vitry zu tastete nach dem wie in einer Nebelwolke verschwundenen Napoleon, erschien in der damaligen Spannung der Gemüter vielen als Wink von höherer Hand. Gewiß auch dem jungen Königssohne, dessen Geburtstag eben dadurch auch ohne laute Festlichkeit eine erhöhte Bedeutung gewann.

Der Kaiser Alexander und der König traten am 23. März nachmittags in Pougy, in dem von dem Zaren bewohnten Hause mit dem Oberbefehlshaber und dem großen Generalstabe zu einem Kriegsrate zusammen. Beschlossen wurde zunächst die Vereinigung, die dritte der beiden verbündeten Heere. Die Vorposten der von Schwarzenberg geführten Hauptarmee und der schlesischen Blüchers waren heute im Rücken Napoleons einander begegnet; nichts stand im Wege, ihren vollständigen Zusammenhang zu bewirken. Noch heute abend wollten der Kaiser Alexander und der König nach Chalons aufbrechen. Der Kaiser von Österreich, mit seinem Hoflager noch in Bar, wurde unverzüglich von den gefaßten Beschlüssen benachrichtigt. Er eilte am 24. März früh über Chatillon nach Dyon zu der Südarmee, die der Erbprinz von Hessen-Homburg dieser Tage siegreich gegen das Rhoneheer des Marschalls Augereau führte, Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, erobernd und ihre von den Gemeinderäten entgegengebrachten goldenen Schlüssel dem Kaiser Franz zusendend. Dem österreichischen Hoflager folgten Metternich und sämtliche Minister. Das diplomatische Hauptquartier in Bar wurde mitten in der Nacht zur Abreise geweckt. Der russische Staatsrat Turgenieff, so erzählt er selbst, kommt eilfertig zu Stein, darauf gefaßt, ihn ganz mißmutig zu finden über die Trennung von dem Kaiser Alexander. Stein dagegen äußert sich seelenvergnügt: „Nichts Glücklicheres hätte uns widerfahren können. Kaiser Alexander, nunmehr los von Metternich, wird nach Paris ziehen, frei handeln können; er wird handeln, und bald wird alles vollführt sein.“ — Vielleicht, sagt eine englische Stimme, habe den Kaiser Franz sein Zartgefühl davon abgehalten, persönlich mit den andern Monarchen gegen Paris zu ziehen, so lange seine Tochter dort noch, ob auch nur dem Namen nach, als Kaiserin-Regentin herrsche.

Der Zar und der König mit seinen Söhnen verließen in der neunten Abendstunde des 23. März den Flecken Pougy, um mit dem Hauptheere auf Chalons zu marschieren. Bei Nogent sur Aube setzten sie auf einer Schiffbrücke über den Fluß, rasteten um Mitternacht in Dampierre und gingen von da weiter nach Sommepuis, wo sie mit Sonnenaufgang eintrafen. Hier überraschte sie die Kunde, wie nahe schon Blücher mit seinem schlesischen Heere aus eigenem Entschlusse gegen Chalons vorgerückt sei. Nicht weiter dorthin richtete nun Schwarzenberg den Marsch der Hauptarmee, sondern auf Vitry Le François, jene schöne, nach ihrem Erbauer Franz I genannte kleine Stadt an der Marne, der sie 1545 erstehen und befestigen ließ, eine Viertelstunde Weges von dem alten, im Jahre vorher durch das Heer Karls V eingeäscherten Vitry en Perthois. Jetzt von Russen und Preußen besetzt, war die kleine Festung vorgestern zuerst von Napo

leon, dann von Ney zur Übergabe aufgefordert worden. Ihr Kommandant aber, der preußische Oberst von Schwichow hatte dem Kaiser wie dem Marschall ein beharrliches Nein entgegengesetzt, auch die feindliche Umschließung der Stadt bis auf Schußweite sich durch sieben russische Zwölfpfünder zuvorkommend verbeten.

Auf dem Wege von Sommepuis her, wo sie am 24. März vormittags 10 Uhr zu Pferde gestiegen waren, gingen die beiden Monarchen nochmals zu Rate mit dem Feldmarschall Schwarzenberg und dem Generalstab. Unter Gottes freiem Himmel, die Sonne hoch über dem Gesichtskreise, die feste kleine Stadt schon vor Augen, hielten sie auf einem Hügel bei Vitry jenen denkwürdigen Kriegsrat, der den Ausschlag gab zu dem Entschlusse: „die Heere Blüchers und Schwarzenbergs, welche anstatt vor Napoleon wie bisher seitwärts auszuweichen, jetzt hinter seinem Rücken zusammengestoßen waren, müßten vereinigt bleiben, um (was Blücher immer gewollt und Schwarzenberg nun nicht länger versagen konnte) mit gesamter Heeresmacht geradezu auf Paris loszugehen, anstatt dem Kaiser Napoleon, wie er es wünschte, zu folgen."



Kriegsrat vor Vitry.

24. März 1814.

Mit welcher Spannung hafteten die Blicke der andern an dem kleinen Kreise, in welchem die beiden Monarchen dort oben auf dem Hügel standen. Erzählt wird von Augenzeugen: aus den Gesichtszügen, aus den Gebärden wollte man erraten, was vorginge. Endlich traten die Beratenden auseinander, aber mit gegenseitigem Händedrücken, und das schien uns allen ein gutes Zeichen. Die vor uns stehenden Königssöhne, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm schritten auf den König zu. Hören konnten wir, wie sie eifrig fragten: „Geht's nach Paris?" — „Vorwitzige Frage," antwortete der König. Das klang freilich nicht

nach Wunsch; doch der König sah dabei so vergnügt aus und lächelte so freundlich, daß wir nicht recht wußten, woran wir waren. Gleich darauf neigte er sich zu seinen Söhnen, leise sagte er etwas zu ihnen, und darauf wurden die vorhin getrübten Gesichter der beiden Prinzen wieder heiter. Bald fielen auch hie und da Worte, die jeden Zweifel zu verscheuchen schienen, vollends nach dem Durchmarsche von sechstausend Reitern durch Vitry unter dem General Wintzingerode, um, so hieß es, dem Marsche Napoleons gegen St. Dizier zu folgen, seine Truppen zu necken, zu ermüden und womöglich einzeln aufzureiben, vor allen Dingen aber ihm den täuschenden Eindruck beizubringen, daß er, worauf es ja von ihm abgesehen war, das gesamte Heer hinter sich her ziehe.

Auf, Blücher, Gneisenau! Erfüllt
Was euer Wort verhieß!
Auf, Vaterlandes Arm und Schild!
Das Feldgeschrei: Paris!

So Stägemann in der waffenfreudigen Stimmung des Lagers. Kühn allerdings war dies Vorwärts der Verbündeten auf Paris. Hinter ihnen die verheerten Gegenden des Kriegsschauplatzes längs des Ardennenwaldes in Lothringen, im Elsaß, in der Franche-Comté wie in der Champagne eingeäscherte Dörfer, zerstörte Städte und die aufgestachelte Bevölkerung gerüstet, im Trotze gegen die Gebräuche des Krieges dessen Geißel zu verschärfen, hordenweise kleinere Züge anzufallen, Zufuhren, Magazine, ja Lazarette zu plündern, wunde oder kranke Krieger ebenso wie versprengte nieder zu machen. „Durchschnitten war die Verbindungslinie des Hauptheeres. Da ergriff ein großer Schrecken alle Länder am Rheine, welche dem heranströmenden französischen Heere schutzlos dahin gegeben schienen — und keine Botschaft von den verbündeten Kriegsheeren erreichte Deutschland, dessen Bewohner tief erschüttert die traurigen Tage traurig verlebten. Und wenn die Gedanken sich vorwärts wendeten, so blieb zu erwägen, ob die verbündeten Kriegsheere sich noch tiefer in Frankreich verlieren sollten, ob sie in einem verwüsteten Strich Landes ohne Zufuhr, ohne Ersatz- und Stützpunkte sich auf die mächtige Hauptstadt des großen Reiches richten sollten, deren Volksmenge beinahe hinreichte, ein großes Kriegsheer zu beschäftigen.“ Solche Erwägungen, wie sie ein preußischer Waffengenosse im Rückblick auf jenen Monarchenhügel bei Vitry vergegenwärtigt, sind damals wohl auch in der Umgebung des Prinzen Wilhelm laut geworden. Wer aber hätte dem ritterlichen jungen Königssohne voraus sagen können, daß er dereinst als hochbejahrter König Wilhelm eine ähnliche Wendung erleben würde in der Geschichte des sieghaft von ihm geführten Krieges in Frankreich. Freilich mit dem Unterschiede, daß es nicht Kaiser Napoleon I, sondern der Advokat Gambetta sein wird, der durch das letzte Aufgebot französischer Volksheere die Sieger von dem umlagerten Paris abzulenken und ihnen die Verbindung mit der Heimat abzuschneiden droht.

Aus der Stadt Vitry, wo sie übernachtet hatten, folgten der Kaiser Alexander und der König mit seinen Söhnen am 25. März vormittags 10 Uhr dem Marsche der seit frühem Morgen ausziehenden Truppen. Bei frischem kühlem Frühlings-

weiter rückten die Heersäulen im raschen Gange fort, jedes Regiment mit klingendem Spiel. Alle Tambours schlugen Marsch; zwischen Trommelwirbel und Hörnerklang hörte man von fern tausendstimmige Soldatengesänge und ihnen die Freude an, daß es nach Paris ginge. Zur Förderung des Marsches hatte der Feldmarschall Schwarzenberg befohlen: nur die Geschütze sollten die Straße nach La Fère Champenoise inne halten, die Truppen rechts und links in Kolonnen marschieren.

Von Vitry aus über Blacy durch Soudé St. Croix und das morastige Dorf Sommesous gelangten die beiden Monarchen nebst den Prinzen nachmittags nach La Fère Champenoise, einem Flecken mit ungefähr zweitausend Einwohnern, wohin das Hauptquartier kommen sollte. Hier ritten sie noch einmal zu den Vordertruppen, und von einer Anhöhe jenseit der Ortschaft aus sahen sie, wie die Marschälle Marmont und Mortier die Trümmer ihrer bei Sommesous zurückgeworfenen Korps bei dem Dorfe Linthes aufstellten. Auf ihrem Marsche zum Anschlusse an Napoleon waren diese beiden Marschälle heute früh, indem sie vor der Reiterei Blüchers nach Süden ausbogen, mit dem ihnen gerade entgegenkommenden Vortrab Schwarzenbergs blutig zusammengestoßen. Abgeschnitten von Napoleon, wichen sie bis hinter La Fère zurück, viele Gefangene, zweiunddreißig Kanonen und sechzig Munitionswagen in den Händen der Gegner lassend. Eben wurde ein neuer Angriff der verbündeten Reiterei auf jene angeordnet — da donnern plötzlich Kanonen in der rechten Flanke und rufen einen Teil der Geschwader dorthin. Eine französische Heersäule ist im Anmarsch, welche der General Pacthod dem Marschall Marmont zuführen soll. Hart verfolgt schon vom Vortrab Blüchers, hat General Pacthod, um geschwinder fort zu kommen, Pack-, Pulver- und Brotwagen stehen und ihre Pferde mit vor seine Geschütze spannen lassen.

Auf jener Anhöhe hinter La Fère Champenoise konnte man den Rückzug der beiden Marschälle und den Anmarsch der Division Pacthod mit unbewaffneten Augen beobachten. Bei dem König und den Prinzen waren nur die Adjutanten und wenige Mann preußischer Garde-Reiterei als Ordonnanzen. Der Kaiser Alexander hatte zur Bedeckung nur eine Eskadron seiner donischen Leibgarde-Kosaken, sonst ringsum keine Truppen in nächster Nähe. „Die Monarchen (berichtet ein Augenzeuge aus ihrem Gefolge) schienen anfänglich zu glauben, jene anrückende Kolonne gehöre zum schlesischen Heere, welches bereits, wie sie wußten, Chateau-Thierry und Chalons besetzt hielt. Sie waren in gestrecktem Galopp darauf zugesprengt; indessen fielen dort Schüsse, so daß sie plötzlich anhielten und den Flügeladjutanten Obersten von Natzmer vorsandten, um zu sehen, ob man Freunde oder Feinde vor sich habe. Der Oberst jagte nun vor, und die Monarchen mit den Prinzen folgten langsam. Bald sahen wir ihn umkehren, ventre à terre zurückjagen und unaufhörlich die Mütze schwenken. Seine Meldung bestätigte, daß der Feind vor uns stehe, und nun sah man ihn auch schon vordringen, so daß wir Offiziere alle, auch der Prinz Wilhelm, augenblicklich weggeschickt wurden, um Truppen herbei zu holen. Ich traf auf eine russische reitende Batterie, die ich sofort in gestrecktem Galopp den Monarchen zuführte.

Als sie neben andern herbeigeholten Batterieen abprotzte und mit Kugeln rollte, kamen plötzlich unser Prinz Wilhelm und Adjutanten die ganze Linie der feuernden Artillerie entlang gesprengt und brachten den Befehl des Kaisers Alexander, daß die Geschütze bis auf Kartätschenschußweite an den Feind herangehen sollten. Im sausenden Galopp gingen nun sämtliche Batterieen (wenigstens dreißig Geschütze) vor und beschossen den Feind auf nächste Distance mit entsetzlicher Wirkung."

Zugleich stellte der Kaiser Alexander den Obersten von Natzmer an die Spitze russischer Reiterscharen, um in die feindliche Kolonne einzudringen. Das beherzte Fußvolk Pacthods, zuerst in sechs, danach in vier Karrees geordnet, blieb immer noch fest geschlossen, wie viele tote, verwundete und wegmüde Waffenbrüder der Division auch schon hinter ihm lagen. Eng und enger umstellt, wehrte es durch sein Feuer noch einige Angriffe der Reiterei ab, hartnäckig kämpfend um einen letzten Ausweg nach dem Moraste vor St. Gond hin. Diesem Anblick, war nach Schwerins Ausdruck, „die Menschlichkeit des Königs nicht gewachsen." Um dem Hinopfern der totesmutigen Schar Einhalt zu thun, gibt er einem seiner Flügel-Adjutanten, dem Oberst-Leutnant von Thile den Befehl, als Parlamentär mit einem Trompeter zu dem französischen Befehlshaber zu reiten und ihn aufzufordern, sich zu ergeben: der tapfere Feind könne es mit Ehre, es sei des Blutes genug geflossen, und ein Entkommen doch nicht möglich. Früher als des Königs Adjutant hat schon eine Kartätschenkugel den General Pacthod erreicht: den durchschossenen Arm in der Binde, das Gesicht bleich vom Blutverlust, empfängt er den preußischen Offizier in ungebrochener Haltung und hört ihn anfangs ruhig an. Nur bei jedem neuen Knall der russischen Batterieen zuckt er mit den blassen Lippen, bis er plötzlich rot vor Ingrimm herausfährt mit der scharfen Frage: seit wann es Kriegsgebrauch sei, beim Parlamentieren noch zu mitraillieren. Seine Ehre verbiete es ihm, sich in Unterhandlungen einzulassen, so lange auch nur ein Schuß falle. Vergeblich stellt der Parlamentär die Unmöglichkeit vor, die kampfgierigen Truppen auf einmal zum Abbrechen des Gefechtes zu bringen. „Sie sind mein Gefangener," erklärt General Pacthod. Zwei französische Offiziere greifen dem preußischen Oberst Leutnant rechts und links in die Zügel, Roß und Reiter in die Mitte nehmend und wegführend, trotz des Einspruches des ohne sein Verschulden Festgehaltenen. Er hört noch, wie der General den Soldaten zuruft: „Ihr wißt nun, was uns bevorsteht! Ein schöner französischer Tag!" Und bei dem fortwährenden Kartätschenfeuer, das des Königs Adjutant mit auszuhalten hat, sucht General Pacthod, auf einer Bahre von Gewehren getragen, den Marsch nach St. Gond durchzusetzen. Immer mehr lichtet sich seine Division, die ja bereits auf dem Herwege im Kampfe mit Blüchers Vortrab die Mehrzahl ihrer Reiterei und Geschütze eingebüßt hat. Um die Lücken auszufüllen, die Leute zusammen zu schließen, müssen jetzt alle französischen Offiziere thätig sein, auch jene beiden Hüter des gefangen gehaltenen Parlamentärs. Dabei lassen sie die Zügel seines Pferdes aus der Hand, und so glückt es ihm, auf dem schnellen Tiere wieder das freie Feld zu gewinnen und zu dem Könige zurückzusprengen.

Inzwischen sind die beiden Monarchen, mit ihnen der Kronprinz und Prinz Wilhelm so weit gegen den Feind vorgeritten, daß sie im Gewehrfeuer das Quarrée plein hatten, des letzten der von dem Fußvolke Pacthods formierten Vierecke. Endlich, als sechs gesammelte russische Kavallerieregimenter der verbündeten Heere, Leibkosaken, Dragoner und Husaren durch die Batterieen zum Einhauen vorgehen und nun die dünnen französischen Bataillone diese Reitermasse gleich einer wilden Jagd auf sich zukommen sehen — da endlich werfen sie die Gewehre weg und rufen Pardon! Dazu wird zum Zeichen der Ergebung Schamade geblasen. Beim Schmettern aller Trompeten reiten die Monarchen in die waffenstreckenden Bataillone hinein zu den feindlichen Generälen, auf die Gefahr hin, vielleicht doch noch einem Racheschusse der Besiegten als Zielpunkt zu dienen. War doch vorher der Flügel-Adjutant des russischen Kaisers Oberstleutnant Rappatel (früher Adjutant des bei Dresden gefallenen Generals Moreau) erschossen worden, als er ihnen auf Befehl des Zaren das Unnütze fernern Widerstandes vorstellte. Und in der Kompanie, aus welcher ihn die mörderische Kugel traf, stand, wie die Franzosen sagen, sein Bruder.



Die Monarchen und die Prinzen in dem gefangenen feindlichen Karree.

Der kriegsgefangene General Pacthod erhielt seinen Degen aus des russischen Kaisers Hand zurück: „wer sich mit solcher Bravour schlägt, darf seinen Degen nicht verlieren.“ Der König befahl seinem Flügel-Adjutanten die Sorge um den verwundeten Divisionsgeneral und dessen Pflege den Leibärzten. Ein Offizier aus des Königs Gefolge berichtet, welchen tiefen Eindruck dieser Vorgang auf den Prinzen Wilhelm gemacht, und wie Seine Königliche Hoheit diesen Eindruck zu der Umgebung ausgesprochen habe. Als der französische General neben

den hohen Lobsprüchen seiner Bravour auch das Bedauern über das fruchtlose Hinopfern so vieler Menschen anzuhören bekam, war seine stolze Antwort: „Zugestehen werden Sie mindestens, daß wir uns gut geschlagen haben.“ — Einen „zweiten Bayard“ nennen ihn die Franzosen. Der „schöne Tag“ Pacthods kostete ihnen, hinzugerechnet die heutigen Schlachtverluste Marmonts und Mortiers, fünftausend Mann Tote und Verwundete, zehntausend Gefangene, darunter fünf Generäle, achtzig Geschütze, zweihundertfünfzig Pulverwägen und noch eine Masse andres Kriegsfuhrwerk. Die Verbündeten, deren Fußvolk heute nicht ins Treffen gekommen war, hatten außer zwei Stabs- und einigen andern Offizieren nur tausend Mann auf ihre Verlustliste zu setzen. Als ein gutes Vorzeichen erschien dieser erste Schlag der wiedervereinigten Heere: um so freudiger wird Prinz Wilhelm, bei La Fère Champenoise mit dem Vater und Bruder abermals im feindlichen Feuer, den gen Paris weisenden Fahnen gefolgt sein.

Tags darauf (26. März) ging das große Hauptquartier weiter und blieb in dem Dorfe Tressaux über Nacht. Hier sahen die Monarchen und die Prinzen abends in der zehnten Stunde die preußische Reservereiterei unter dem General von Zieten auf dem Durchmarsche nach La Ferté-Gaucher. Am andern Morgen trat in Tressaux beim Kaiser Alexander ein Kriegsrat zusammen, zu welchem der General von Gneisenau, der Chef des Generalstabes Blüchers, von Montmirail her eintraf. Verabredet wurden da die ferneren Bewegungen der beiden Heere. „Dem frühern Plane gemäß,“ schreibt Blüchers Adjutant, Graf von Nostitz, „sollte die schlesische Armee (Blücher) allein auf Paris marschieren und sich dieser Stadt bemächtigen, die große Armee (Schwarzenberg) aber zur Deckung dieser Bewegung eine Stellung nehmen und dem Kaiser Napoleon eine Schlacht anbieten, welcher, wie man als gewiß voraussetzte, zum Entsatz von Paris herbeieilen würde, sobald er von unserm Marsch dahin Kenntnis erhalten. In dem jetzt gehaltenen Kriegsrat änderte man diese Idee und beschloß, rasch und mit vereinten Kräften sich der großen Hauptstadt bemächtigen zu wollen, weil man fürchtete, die Streitkräfte Blüchers würden zu diesem Zwecke nicht hinreichend sein. Den 29. März fanden wir in Villepinte einige aus Paris entflohene Anhänger der Bourbons; sie machten dem Feldmarschall Blücher eine genaue Beschreibung des dortigen politischen Zustandes: die Anzahl der Royalisten sei bedeutend, noch größer aber die Zahl derer, welche um jeden Preis der Tyrannei Napoleons ein Ende machen wollten; wenn man diese beiden Parteien gehörig zu bearbeiten verstände, sei eine vereinte Reaktion zu Gunsten der Alliierten zu bewirken. Der General Gneisenau faßte diese Idee mit großer Lebhaftigkeit auf: es ward eine Art anonymer Aufruf an alle Gutgesinnten in Paris entworfen, lithographiert und in ganzen Paketen diesen Personen zur schnellen Verbreitung übergeben, welche sogleich damit abreisten. Später hat sich gefunden, daß von allen kein einziger es gewagt, ein solches Paket mit in die Stadt zu nehmen; an eine Verteilung des Inhalts ward gar nicht gedacht. Es gab mehrere, welche dem General Gneisenau das Resultat dieser Maßregel vorhersagten, jedoch ohne Gehör zu finden. Bei seinem wahrhaft ritterlichen Charakter war er stets geneigt, bei Beurteilung der Menschen den Maßstab seiner eigenen, durchaus edlen und hoch-

herzigen Gesinnung anzulegen; deshalb hielt er gern ohne Argwohn und Zweifel den guten Eindruck fest, den das erste Erscheinen einer neuen Bekanntschaft auf ihn gemacht hatte."

Jener Ritter von Gonalt, der in Troyes nach Napoleons Einzug Stand hielt, während die andern Bourbonisten sich aus dem Staube machten, und der für sein Aufstecken der weißen Kokarde herzhaft starb, er wäre wohl der rechte Mann für Gneisenau gewesen. Übrigens schon am 22. März (eine Woche vor jenem Tagebuchblatte von Nostitz) hat Gneisenau aus Fismes an Boyen geschrieben: er wolle eine Schilderung des Innern von Frankreich, die das Gepräge der Wahrheit trüge, zu einer neuen Proklamation benutzen, „obgleich ich (Gneisenau) zweifelhaft bin, daß wir mit unserm Proklamieren Nutzen stiften. Zu unsern übrigen uns Schuld gegebenen Sünden mögen wir auch die auf uns nehmen, für die Bourbons ohne dazu erhaltenen Auftrag zu arbeiten. Indessen ist jetzt selbst Österreich von der Neigung, den Frieden mit Napoleon zu unterhandeln, zurückgekommen, da sie gemerkt haben, daß Napoleon ihnen die Erwerbung von Italien erschwert, den Kongreß von Chatillon nur zu einer Kundschafteranstalt benutzt und Caulaincourt von da aus die Insurrektion genährt und durch Geld unterstützt hat. Offen sollte man Napoleon erklären: dies sind die Bedingungen, unter denen wir Frieden mit dir schließen wollen. Gehst du sie nicht ein, und wir gewinnen die nächste Schlacht, so machen wir mit dir nicht mehr Friede, sondern nur mit einem Bourbon, den wir auf den von dir usurpierten Thron setzen. Eine solche Sprache würde den Wütenden wohl zahm machen."*)

Aus der Versammlung des Kriegsrates im Dorfe Tressaux eilte Gneisenau zu Blücher zurück. Der greise Feldmarschall, schon in Laon von einer heftigen Augenentzündung befallen und auf dem Marsche in einem verdeckten, dicht mit grünen Tüchern verhängten Krankenwagen vorwärts fahrend, hatte heute sein Hauptquartier in Schloß La Ferté sous Jouarre, wo vor zweiundzwanzig Jahren Ludwig XVI und Marie Antoinette nach ihrer mißglückten Flucht eine kurze Rast hielten auf dem Rückwege von Varennes nach Paris. Das große Hauptquartier wurde heute nach Coulommier vorgerückt, der kleinen Vaterstadt des französischen Generals Beaurepaire, der 1792 als Kommandant von Verdun sich lieber selbst vor den Kopf geschossen, als seinen Namen unter den Vertrag zur Übergabe gesetzt hat. Wenn der König und seine Söhne dabei an manche pflichtvergessene Kommandanten preußischer Festungen in den Unglückstagen von 1806 und 1807 zurückdachten, was für trübe Erinnerungen mußte das in ihnen wecken! Dagegen welch ein leuchtender Abstich der treue, feste Verteidiger Kolbergs, Gneisenau, der eben heute als Stellvertreter Blüchers in den Kriegsrat der Monarchen berufen worden, nachdem er vorgestern nachmittags bei ihnen auf der Anhöhe von La Fère Champenoise erschienen war, um sich Artillerie zu erbitten zur Unterstützung des Vortrabes Blüchers gegen Pacthods Karrees.

Von Coulommier brachen am 28. März die Monarchen und die Prinzen mit dem Feldmarschall Schwarzenberg nach Meaux auf. Nachmittags machten sie

*) H. Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Gneisenau. IV, S. 221 f.

Halt in dem Dorfe Quincy, eine Stunde Weges von der Stadt. Der Bau der dortigen Brücke war noch nicht fertig, und deren Vollendung abwartend übernachteten sie im Schlosse Quincy. Von da ging es am nächsten Morgen in aller Frühe weiter bis Claye. Bis dorthin vormarschiert, nur noch drittehalb Meilen von Paris, waren schon das erste und das zweite preußische Armeekorps (York und Kleist). Etwa um zehn Uhr, (berichtet der Oberst Graf Henkel) erschienen die Monarchen, die wir seit dem Waffenstillstande am Rhein nicht mehr gesehen hatten und hier mit großer Freude wieder erblickten. General von York führte dieselben nach Montsaigle, als dem höchsten Punkt, von wo man bei sehr hellem Wetter die Türme von Notre Dame erblicken soll. Nachdem sie das Schlachtfeld von gestern besichtigt hatten, befahlen sie das weitere Vorrücken. Diese Anhöhe des Vorwerkes Montsaigle, gestern im blutigen Gefechte von den Füsilierbataillonen des ersten und zweiten westpreußischen Infanterieregiments genommen, war es, wo der tödlich verwundete Major von Hund sich noch einmal aufrichten ließ, um wenigstens die Türme von Paris zu sehen: dann werde sein Preußenherz in Frieden ruhen können.

Gegen Mittag setzten die beiden preußischen Korps von York und Kleist, am weitesten vorn stehend, sich in Marsch, um rechts über Morny auf der kleinen Straße nach Paris abzurücken und so wieder an die Spitze des schlesischen Heeres zu gelangen. Das sie ablösende russische Armeekorps (das sechste unter Rajewsky) schritt nachmittags zum Angriff auf die von dem Divisionsgeneral Compans befehligten Truppen, die gestern aus Paris gegen das verbündete Heer vorgeschickt und nach hartnäckigem Widerstande von den Preußen zurückgeschlagen worden waren. Heute wichen die Franzosen fechtend und langsam vor den Russen, als diese durch die Dörfer Ville Parisis, Vaujours, Livry und Clichy vorgingen, geführt von den beiden Monarchen, mit denen der Kronprinz und Prinz Wilhelm gegen den Feind ritten. Dort bei Clichy, auf einem Hügel, links von diesem Dorfe, trat ihnen aus der Ferne zuerst der Montmartre vor Augen, jene kegelförmige, steile Höhe nahe den Barrieren vor Paris, der Sage nach die Stätte des Märtyrertums des St. Denis, des Schutzpatrons Frankreichs, daher ebenso, wie die gleichnamige pittoreske Ortschaft oben, Montmartre geheißen. Jener kühn aus dem Grunde des Ourykanals aufsteigende Marterberg, der morgen den Verbündeten die schönste Aussicht auf das bezwungene zu ihren Füßen liegende Paris gewähren wird, dacht sich in die bis an die Seine gebreitete Ebene ab, über welche die Hauptstraße von St. Denis, der Fürstengruft der alten Könige Frankreichs, vom Norden her nach Paris führt.

Angesichts des Montmartre verweilten die Monarchen nebst den Prinzen wie in stiller Andacht auf dem Hügel bei Clichy: „schweigend wurde die Vorsehung erhoben.“ Schon hatten sie dies Dorf zu ihrem heutigen Hauptquartiere ausersehen. Da knallten und krachten vom Waldsaume bei Bondy her Gewehr- und Kanonenschüsse. Sie folgten dem Rufe der Geschütze: die Russen drangen durch Bondy vor, um den Weg zu den Anhöhen von Romainville frei zu machen; der Feind wich weiter und weiter zurück. Die Monarchen beschlossen nun, die Nacht in dem Dorfe Bondy zuzubringen. Eine unruhige Nacht. Viele Ordonnanz-

offiziere gingen und kamen. Aus Paris fanden sich geheime Sendboten in Bondy ein; sie trugen dem großen Hauptquartiere die Kunde zu: der Karussellplatz vor den Tuilerien habe heute vormittag wie eine Wagenburg ausgesehen, wegen der vielen Kutschen, Staatskarossen und Packwagen zur Abfahrt der Kaiserin, die um elf Uhr mit ihrem Sohne und Hofstaate abgereist sei. Sogar die Krönungswagen habe man mitgenommen, dazu den kaiserlichen Schatz mit seinen zehn oder zwölf Millionen, die Krondiamanten, viel Gold- und Silberzeug. Zum Beweise brachten die antibonapartistischen Zuträger eine Proklamation mit, welche der Exkönig Joseph als Statthalter und Oberbefehlshaber der Nationalgarde heute an die Bürger von Paris gerichtet hatte, ihnen zurufend: „Der Regentschaftsrat hat dafür gesorgt, daß die Kaiserin und der König von Rom in Sicherheit sind. Ich aber bleibe bei euch. Greifen wir zu den Waffen: ein Kriegslager werde für den Moment diese große Stadt; zu schanden werde der Feind vor ihren Thoren, durch welche er im Triumphe einzuziehen gedachte. Der Kaiser ist im Anmarsch, euch beizustehen; unterstützt ihn durch eine kurze, aber starke Gegenwehr; wahret Frankreichs Ehre.“ Dabei spiegelte Joseph als Rufer zum Streite den Parisern vor: nur eine feindliche Kolonne sei nach Meaux gedrungen und auf der Straße von Deutschland vorgerückt, aber hinter ihr her sei schon der Kaiser an der Spitze einer siegreichen Armee. Zugleich war heute durch die Posaune des Moniteur das neueste, rauschend instrumentierte Siegesbülletin Napoleons erschollen: „Am 26. dieses Monats hat Se. Majestät der Kaiser den General Wintzingerode bei St. Dizier geschlagen, ihm zweitausend Gefangene, Geschütze und viele Packwagen abgenommen. Es ist dieses Korps sehr weit verfolgt worden.“ In Wahrheit hatten die Russen dort sieben Stück Kanonen und einige hundert Gefangene eingebüßt. Es scheiterte ihr ungestümer Reiterangriff an der stählernen Linie, welche die französischen Kürassiergeschwader mit vorgestreckten Stoßdegen zogen. Aber ihr kühnes Einsprengen auf die feindliche Masse bestärkte den das Gefecht mit eigenen Augen beobachtenden Kaiser Napoleon in der Einbildung, das ganze Hauptheer der Verbündeten marschiere hinter ihm her, und diese russische Reiterei sei nur der Vortrab Schwarzenbergs. War ihm doch auch von ergebenen Bürgern der Stadt hinterbracht worden: die Avantgarde des Feindes habe in St. Dizier Quartier bestellt für den Zaren und für den König von Preußen. Daß dies nur in der kriegslistigen Absicht geschehen war, ihn in seinem Irrtume zu befestigen: daran dachte Napoleon nicht. So beharrt er in seiner falschen Richtung, und als er hinterher an den Aussagen der Kriegsgefangenen seine Irreführung merkt, da ist es zu spät, das schnell schreitende Schicksal seiner dem Feinde preisgegebenen Hauptstadt noch einzuholen. Trotz seiner rastlosen Eilmärsche gelangt er mit der fünfzehn Stunden an einem Tage machenden Reiterei seiner Garde am heutigen Abend doch erst bis Troyes. Noch 39 Lieues (152 Kilometer) weit ist er da von Paris, während er aus einem Schreiben seines Bruders, das ihn unterwegs wie ein Schlag getroffen, die furchtbare Gewißheit hat, daß beide feindliche Heere bereits hart an der Hauptstadt sind, und daß seine Marschälle Marmont und Mortier daran verzweifeln, mit den Trümmern ihrer Korps lange in Paris Stand halten zu können.

Aus dem großen Hauptquartier zu Bondy erging durch den Oberbefehlshaber Schwarzenberg eine Proklamation an die Einwohner von Paris, in welcher ihnen auf gut Französisch gesagt wurde: die verbündeten Heere ständen draußen. Ihr Marsch gegen die Hauptstadt Frankreichs aber fuße darauf, dort das erhoffte Ziel einer aufrichtigen und festen Versöhnung mit Frankreich zu erreichen. Seit zweiundzwanzig Jahren sei Europa mit Blut und Thränen überströmt worden (inondée de sang et de larmes). Alle Versuche, so vielem Unheil Schranken zu setzen, hätten nichts gefruchtet; denn ebendieselbe Gewaltherrschaft, welche Frankreich unter ihr Joch gebracht, stehe als starres Hindernis dem Frieden entgegen. Was die verbündeten Monarchen in Frankreich erstrebten, sei eine gesetzmäßige, heilsame Obergewalt, geeignet, die Versöhnung aller Nationen und Regierungen mit Frankreich zu sichern. Die Stadt Paris habe es in der Hand, in einem so entscheidenden Augenblicke die Herstellung des Weltfriedens zu beschleunigen. Sobald sie das wolle und es ausspreche, werde das vor den Mauern der Stadt stehende Kriegsheer der Stützpunkt ihrer Beschlüsse sein. Die unglückliche Lage ihres Vaterlandes bedenkend, möchten die Pariser auf Bordeaux blicken (wo die einziehenden Engländer als Befreier empfangen worden), auf die schonende Besitznahme Lyons: dies Beispiel zeige ihnen den einzigen Weg, der zum glücklichen Ausgange des auswärtigen Krieges und der innern Zwietracht führen könne. In Aussicht stellte diese gütliche Aufforderung zur Übergabe nicht Schutz und Schirm der Stadt allein, sondern auch Entlastung von der Einquartierung: „dies die Gesinnungen, mit denen das in Waffen vor euren Thoren stehende Europa euch anredet (s'adresse à vous). Sputet euch, dem Zutrauen zu entsprechen, welches dasselbe zu eurer Vaterlandsliebe und zu eurer Einsicht hegt.“ Unterzeichnet: „Le Commandant en chef des armées alliées Maréchal Prince de Schwarzenberg.“

In dieser Proklamation konnte Prinz Wilhelm wieder jenen Geist der Versöhnung erkennen, der schon aus der Erklärung der verbündeten Mächte bei Auflösung der Friedensunterhandlungen zu Chatillons gesprochen hatte: entfernt von allen eroberungssüchtigen Plänen seien sie einzig von dem Wunsche belebt, das europäische Staatsgebäude nach einem gerechten Maßstabe wieder aufgeführt zu sehen. Frankreich solle in die Grenzen zurücktreten, welche Jahrhunderte von Ruhm und Wohlstand unter der Herrschaft der Könige ihm gesichert hätten: es solle dann mit Europa die Wohlthaten der Freiheit, der Nationalunabhängigkeit und des Friedens teilen. Es sei endlich Zeit, daß die Fürsten ohne fremden Einfluß über das Wohl ihrer Völker wachen könnten, daß die Nationen ihre gegenseitige Unabhängigkeit achten, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen gegen tägliche Revolutionen gesichert seien. — Und die Zeit schien endlich da, die Zeit des Einsturzes für das ungeheure Gebäude, welches man das französische Kaiserreich nannte, ein politisches Riesengebäude, das Napoleon fest zu verkitten wähnte mit dem Blute einer Million tapferer Krieger, die auf seinen Schlachtfeldern gestorben oder auf seinen Heerstraßen von Lissabon bis Moskau liegen geblieben waren. Heute abend schon wurden von französischen Zungen in Bondy Äußerungen ausgeplaudert aus der gestrigen geheimen Sitzung der Regentschaftsräte,

in welcher unter dem Vorsitze der Kaiserin-Regentin ihre und des Königs von Rom heutige Abreise aus Paris beschlossen worden war. Beim Weggehen aus den Tuilerien habe der Fürst von Benevent (Talleyrand) zu dem Herzog von Rovigo (Savary, Napoleons Polizeiminister) gesagt: es sei nicht jedermanns Sache, sich von dem einstürzenden Hause begraben zu lassen; das Beste sei, man warte ab, was da kommen werde. Wenige Tage nachher wird Talleyrand als Präsident an der Spitze der provisorischen Regierung stehen, sein Name als erster unter deren Aufruf an die französischen Soldaten, worin Napoleon hingestellt wird als „ein Mensch, der nicht einmal ein Franzose ist."

Unter andern politischen Sendboten, welche nach der Angabe französischer Memoirenschreiber am Vorabend der Schlacht bei Paris nach Bondy gekommen sein sollen, nennt man auch einen Offizier vom Stabe des Kommandanten der Stadt, des früher in Berlin kommandierenden Generals Hulin. Ganz ungehindert habe jener die feindlichen Linien durcheilen dürfen, als solle er sich selbst durch den Augenschein überzeugen, was für riesige Streitkräfte bereit ständen zur Verheerung der Stadt Paris, „dieser Herrin und Gebieterin der modernen Welt, der Metropolis Europas, des Universalmuseums der größten Wunderwerke und Kunstschätze der entdeckten Erde, der Gesetzgeberin der zivilisierten menschlichen Gesellschaft" u. s. w. Jener Offizier aus Paris habe in der Scheide des ihm anfänglich abgenommenen Säbels ein Billet versteckt gehabt, und als sie dies im feindlichen Hauptquartier gelesen hätten, sei ihm augenblicklich sein Säbel zurückgereicht und ihm das gewünschte Gehör von dem Zaren geschenkt worden. Dieser habe ihn dem König von Preußen vorgestellt und — um das leichter für Franzosen, als für Deutsche Glaubliche im Urtexte zu wiederholen — „la capitulation de la France suivit de près cette visite." Gleichsam, als sei die Übergabe der Stadt, welche der diesen Abend in Paris eintreffende Marschall Marmont morgen mit verzweifelter Tapferkeit fest zu halten sucht, nur ein Anhängsel dieser nächtlichen Visite, nicht aber der blutig erkämpfte Siegespreis der verbündeten Kriegsheere.

Ohne Zweifel gab es diesen Abend im Hauptquartiere zu Bondy viel zu thun, und daraus erklärt sich vielleicht jene Versäumnis, welche Blüchers Adjutant Graf von Nostitz rügt: „Dem von den Monarchen und ihren Feldherren getroffenen Abkommen gemäß, war der Angriff auf Paris für den 30. März früh 5 Uhr festgesetzt worden. Die näheren Dispositionen dazu sollten den Tag vorher im großen Hauptquartier aufgegeben werden. Bei Abholung derselben verfuhr man dort sowohl als unserseits mit einem unverzeihlichen Leichtsinn. Der Rittmeister von Reichenbach erhielt vom General Müffling (General-Quartiermeister bei Blücher) am 29. März gegen fünf Uhr nachmittags den Auftrag, sich in besagtes Hauptquartier zu begeben und die Befehle in Empfang zu nehmen. Die Entfernung betrug nahe an drei Meilen. Der Weg führte durch große Jagdreviere, so daß er bei Tage nur nach der Karte zu finden war; im Finstern wurde das Verirren unvermeidlich. Die Bewohner der Dörfer waren in eine Art von Insurrektionszustand versetzt worden, die meisten von ihnen bewaffnet. Ohne große Eskorte durfte niemand wagen, ein Dorf zu passieren,

und jeder Bote war ein gefährlicher Begleiter. Man konnte also weder Wegweiser nehmen, noch Erkundigungen einziehen; demungeachtet wurde Rittmeister von Reichenbach bis abends 9 Uhr im großen Hauptquartier aufgehalten und dann ohne Eskorte und ohne einen des Weges kundigen Boten fortgeschickt. Auch die Vorsicht hatte man nicht gebraucht, einen zweiten Offizier mit der Abschrift der so wichtigen Ordre zu schicken, welche für den andern Tag früh um 5 Uhr den allgemeinen Angriff auf Paris bestimmte. Die Folge davon war, daß Herr von Reichenbach sich verirrte, die ganze Nacht in den Jagdgehegen herumritt und erst früh 6 Uhr, also eine Stunde nach der zur Eröffnung der Schlacht bestimmten Zeit bei uns anlangte."

Vier Wochen im Kriege seien lehrreicher, als ein Jahr auf der Kriegsschule, hat einmal der alte Militärschriftsteller Berenhorst gesagt, denn nicht mit Tinte, sondern mit Blut würden die Fehler im Waffenfelde angestrichen. Und nicht allein die von ihm gesehenen und gehörten Waffenthaten, sondern auch die Fehler der damaligen Heerführung wurden für den Prinzen Wilhelm zu Lehrstunden, in welchen er bald den König selbst, bald den Obersten von Natzmer zum Mentor hatte.

Aus der Disposition zur Schlacht konnte Prinz Wilhelm ersehen, daß ein gemeinsames Vorrücken der beiden verbündeten Heere gegen Paris ins Auge gefaßt war. Die Hauptarmee unter dem Oberbefehl Schwarzenbergs sollte die Höhen von Romainville und Belleville angreifen, ihm zur Rechten das schlesische Kriegsheer Blüchers auf den Montmartre losgehen, während ein Korps von der Hauptarmee und eines von der schlesischen bei Meaux und Trilport stehen bleiben sollte, um den zum Angriff auf Paris schreitenden Truppen den Rücken gegen die Bewegungen des französischen Hauptheeres unter Napoleon sicher zu stellen.

Am 31. März früh um sieben Uhr brach der König mit seinen Söhnen aus Bondy auf, während der Kaiser Alexander erst noch einige Parlamentäre nach Paris abfertigen wollte. Eine Stunde später eilte der Zar dem Könige nach aufs Schlachtfeld. Die Standpunkte beider Monarchen, zunächst im Garten des alten Schlosses von Romainville, dann auf dem Plateau bei Pantin, gewährte auch dem Prinzen Wilhelm eine Übersicht der Gegend, in welcher das Gefecht am blutigsten vor sich ging. Es war die Meldung eingetroffen, das von dem Prinzen Eugen von Württemberg befehligte zweite russische Armeekorps habe jene Anhöhe diesseit Pantin besetzt, auf welcher das Dorf Romainville liegt, seine Landhäuser und Gärten, Bauernhöfe und Weinberge von hohen Mauern umschlossen. Es galt Romainville, den Schlüssel des Geländes, gegen den in Überzahl andringenden Feind zu behaupten, ebenso das Dorf Pantin am Fuße des Plateaus von Romainville. Um rasche Unterstützung bat der russische Heerführer; sie wurde ihm in Romainville durch die russischen Grenadiere, in Pantin durch die preußische Garde unter dem Obersten von Alvensleben, während die russische Garde sich als Reserve aufstellte. Als Alvensleben die preußische Fußgarde-Brigade nach Pantin vorführte, war das Dorf in augenscheinlicher Gefahr, wieder in die Hand der Franzosen zu fallen. Ein russischer Kriegsgeschichtschreiber,



Gefecht bei Pantin. Oberst von Alvensleben erhält im Kugelregen das St. Georgenkreuz.

Danilefsky ist es, der berichtet: „Der preußische Oberst von Alvensleben bildete aus seiner Brigade drei Heersäulen, und trotz des feindlichen Kreuzfeuers drang er auf die Franzosen mit einer Kampfgier ein, die jener gleich kam, mit welcher die preußischen Garden bei Lützen gefochten hatten; er warf sie und trieb sie bis an die Barriere in die Flucht, dabei fünf Kanonen erobernd. Über die Einzelheiten dieser Waffenthat berichtete dem Kaiser (Alexander) der soeben von der preußischen Brigade zurückgekehrte Adjutant Orlow. Der Kaiser nahm dem Großfürsten Konstantin das St. Georgenkreuz ab, welches er trug, und befahl Orlow, es dem Obersten von Alvensleben einzuhändigen. Dies wurde, während die Preußen noch im Feuer standen, ausgeführt. Als die Soldaten sahen, daß ihr tapferer Führer diese Auszeichnung erhielt, ließen sie ein Hurra! erschallen, welches sich mit ihrem Peletonfeuer vermischte." — Andre Berichte lauten dahin, daß es des russischen Kaisers General-Adjutant Graf Oscheroffski gewesen, der mit den Worten gekommen sei: „Die preußischen Garden schlagen sich wie die Löwen, und der Oberst von Alvensleben kommandiert sie mit einer Kaltblütigkeit und Tapferkeit ohne Gleichen." Darauf habe der Kaiser Alexander sein eigenes St. Georgenkreuz abgenommen und es seinem General-Adjutanten hingereicht mit dem Befehle: „Das bringen Sie von mir dem braven Obersten von Alvensleben." Aber auch die feindlichen Truppen unter Marschall Marmont haben dort mit solcher Erbitterung gekämpft, daß in Pariser Schlachtbeschreibungen zu lesen steht: bei Pantin habe ein französisches Regiment sich lieber von den preußischen Bajonetten spießen lassen, als Pardon genommen.

In der dritten Nachmittagsstunde sah der Marschall Marmont, das Gesicht schwarz vom Pulverdampfe, den Rest seiner Truppen auf Belleville und den Kirchhof Père la Chaise zusammen gedrängt. Hinter sich die jähe Abdachung der Kuppe, vor sich die Vernichtung, welche Napoleon selber in einem seiner lichten Augenblicke vorausgesagt hat mit seinem Ausrufe dort vor Laon: „Dieser Krieg ist ein bodenloser Abgrund, allein ich werde der letzte sein, den er verschlingt!" In dieser verzweifelten Lage entschließt Marmont sich zu dem Auswege, auf den Napoleons Statthalter Josef, der sich bereits Mittags durch die Flucht in Sicherheit gebracht, die beiden Marschälle hingewiesen hat: wenn längerer Widerstand unmöglich sei, mit den Verbündeten wegen Übergabe der Stadt zu unterhandeln und sich nach der Loire zurückzuziehen. Zur selben Nachmittagsstunde bittet der Marschall Mortier vom Montmartre aus durch einen Parlamentär um einen 24stündigen Waffenstillstand: denn soeben sei ein Adjutant seines Kaisers mit der Nachricht eingetroffen, daß Napoleon ein eigenhändiges Schreiben nach Dijon an seinen Schwiegervater, den Kaiser von Österreich gesandt habe, um den sofortigen Abschluß des Friedens herbei zu führen. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen merken wohl, worauf es dabei abgesehen ist: nur auf den Einhalt ihrer siegend vordringenden Waffen und auf einen Zeitgewinn für den Anmarsch Napoleons. Kurz und bündig lassen sie den Parlamentär Mortiers durch Schwarzenberg abfertigen mit dem Bescheide: bei dem festen Zusammenstehen der verbündeten Mächte sei an keine einseitige Friedensunterhandlung zu denken. Auch dem Marschall Marmont wird die erbetene Waffenruhe nur auf zwei Stunden bewilligt, unter der Bedingung des sofortigen Rückzuges sämtlicher französischer Truppen bis hinter die Barrieren von Paris und der Übergabe der Stadt.



Erblicken von Paris. 1814.

In der dritten Nachmittagsstunde ritten die Monarchen in Begleitung der Prinzen die von dem Feinde geräumte Anhöhe von Belleville hinauf. Zu ihren Füßen lag nun, des Einzuges der Sieger gewärtig, die große Hauptstadt Frankreichs. Seit bald vierhundert Jahren hatten keine fremden Krieger vor deren Thoren gestanden, keine die benachbarten Höhen, grünen Dörfer und Gehölze besetzt, jene beliebten Ziele und Tummelplätze ländlicher Ausflüge der lebenslustigen Pariser. Prinz Wilhelm konnte da oben die Stadt nicht nur überschauen, sondern auch ein dumpfes Rauschen hören von den Barrieren und Boulevards her, wo ein ungeheurer Menschenschwarm sich angehäuft hatte. — Unter welchen Eindrücken müssen Friedrich Wilhelm III und seine Söhne auf der Anhöhe von Belleville gestanden haben, angesichts der Hauptstadt des großen Feindes ihres Königshauses und Vaterlandes, zu deren Erstürmung die verbündeten Kriegsheere ringsum sich anschickten. Eben im Begriff, den Montmartre zu stürmen, wurde das schlesische Heer von der Nachricht überrascht: es sei Waffenstillstand. „Ich wollte den Sturm verhindern," schreibt Gneisenau, „allein die Truppen waren schon im Gefecht und nicht mehr zu halten. So wurde mit Sturm genommen, was wir auf unblutigem Wege hätten erhalten können." Blücher, die heute wieder heftig schmerzenden Augen durch den bekannten grünseidenen Damenhut geschirmt, war bis dicht an die Reserve des Fußvolkes heran gefahren. Hier empfing er alle Meldungen. Gegen Ende der Schlacht stieg er zu Pferde, durchritt das Feld, auf welchem gefochten worden war, und nahm sein Hauptquartier auf dem St. Märten, wie er den Montmartre zu heißen pflegte. Von da that er durchs Fernglas einen Blick auf die Stadt und dabei die Äußerung: lieber würde er seine Kanonen auf sie richten.

Während ihre Bevollmächtigten nach Paris eilten, um dort den Waffenstillstand und die Übergabe der Stadt festzusetzen, ritten die Monarchen die Anhöhe von Belleville hinab und durch die Reihen der auf der Straße nach Pantin aufgestellten Truppen. Der Zar kehrte mit Schwarzenberg nach Bondy zurück, der König übernachtete mit seinen Söhnen in Pantin, eine Viertelmeile Weges von der Barriere. Eben da wird im nächsten Jahre, am 20. Juni 1815, der bei Waterloo für immer aufs Haupt geschlagene Napoleon zwei Stunden rasten, auf der Flucht vor den ihren letzten Atem an seine Verfolgung setzenden Preußen.

Heute ist ihm auf dem Wege über Fontainebleau nach Paris, wohin Napoleon seinem Heere mit Extrapost vorauseilt, eine Hiobspost nach der andern entgegen gekommen, die niederschlagendste kaum zwei Meilen vor Paris, in der Umgegend von Juvisy sur Orge, dort wo einst der Herzog von Burgund den nach Melun reisenden Dauphin Karl gefangen und ihn von da nach Paris zurückgebracht hat. In dem kleinen Dorfe Fromenteau bei Juvisi läßt Napoleon die bisher nach der Hauptstadt weisende Deichsel seines Eilwagens zurück auf das benachbarte Cour de France richten. Dort im Posthause soll er in der schlaflosen Nacht auf den korsischen Rachegedanken verfallen sein, das Pulvermagazin auf dem Grenelleplatz in Paris beim Einmarsch der Verbündeten in die Luft sprengen zu lassen. Der Kommandant des Pulvermagazins Oberst Lescourt verlangt jedoch von dem Überbringer des mündlichen Befehls eine schrift-

liche Ordre des Kaisers: solche kann der Bote nicht aufweisen; darum verweigert der Oberst den Gehorsam. Anders berichtet der damalige Oberst, nachherige General Ludwig Freiherr von Wolzogen in seinen Memoiren: „Ein französischer Artilleriekapitän, Namens Marchand, hatte von Napoleon in Fontainebleau den Befehl erhalten, alles in Paris vorrätige Pulver in Gewahrsam zu nehmen und in die Katakomben zu schaffen, um dieselben beim Einzug der Alliierten in die Luft zu sprengen. Er war diesem Auftrag jedoch nicht nachgekommen, sondern hatte den Monarchen davon Anzeige gemacht.“ Beide verschiedene Angaben stimmen doch darin überein, daß sie dem Frevler auf dem „fabelhaften Thron“, als er ihn unter sich zusammenkrachen hört, den bösen Willen zuschreiben, die verbündeten Sieger auf einem Vulkan in Paris einziehen zu lassen.



Achtes Kapitel.

Zum erstenmale in Paris.

Die Stadt Paris ist der Großmut der hohen alliierten Mächte empfohlen: so lautet der letzte Artikel des am 31. März 1814 morgens um zwei Uhr unterzeichneten Vertrages, infolge dessen die beiden Marschälle Marmont und Mortier mit ihren Korps um sieben Uhr früh Paris räumen und die Verbündeten um elf Uhr einziehen. Eine rührende Erinnerung des Prinzen Wilhelm an diesen Tag ist von ihm selbst mitgeteilt worden: „Als ich am 31. März 1814 vor der Thür des Königs erschien zum Einzuge en parade angezogen, das heißt in Uniform, auf dem Tschako einen Buchsbaumzweig und um den linken Arm eine weiße Binde, kam Oberst von Thile, sagte mir: er habe soeben dem Obersten von Alvensleben die erste Klasse des eisernen Kreuzes und den Orden pour le mérite mit Eichenlaub übergeben. Als ich ihm erwiderte: wie glücklich sich Alvensleben fühlen müsse durch diese so wohlverdiente große Auszeichnung, sagte Oberst von Thile: ja gewiß, was ihn aber noch mehr ergriffen hat, das ist ein Vorgang, den er heute in aller Frühe schon erlebte. Er war ausgeritten, um auf dem Schlachtfelde Verwundete seiner Brigade aufzusuchen und ihnen Hilfe zu bringen. Da traf er auf einen Grenadier des ersten Garderegiments, den eine feindliche Kugel gräßlich verstümmelt hatte. Der Unglückliche lebte zwar noch; Hilfe war aber nicht mehr möglich. Dessenungeachtet versprach der Oberst ihm Hilfe zu senden. Der sterbende Grenadier meinte aber: „Mir ist nicht mehr zu helfen; aber eine Bitte habe ich noch an Sie, Herr Oberst: lassen Sie mich Ihre Hand küssen, denn Ihnen haben wir es doch nur zu danken, daß wir ins Feuer gekommen sind.“ Bei diesen Worten ergriff Oberst von Thile meine Hand mit tiefer Rührung und sagte: „Sehen Sie, mein Prinz, was das für ein Geist ist.“



Prinz Wilhelm, Hauptmann.
Paris, März 1814.

Aus dem Munde des Prinzen von Preußen hörten dies Offiziere des 1. Garderegiments bei dessen Feier des vierzigsten Jahrestages der Schlacht bei Paris. Vor dem Dorfe Pantin, dem damaligen Nachtquartiere des Königs und seiner Söhne, lagerte jene Brigade unter freiem Himmel, der seinen roten Wiederschein unzähliger Wachtfeuer über die Stadt warf.

Als die beiden Monarchen um elf Uhr vormittags am Schlagbaum von Pantin eintrafen, stand alles zum Einmarsche bereit. In seinen, dem Prinzen von Preußen zugeeigneten Erinnerungen beschreibt der damalige Oberst, nachherige Generalleutnant Graf Henckel von Donnersmarck den Einzug in Paris, wo er als Flügel-Adjutant im Gefolge seines Königs mit eingeritten ist. Hier seine Schilderung, ergänzt durch die Mitteilungen andrer Augenzeugen:



Einzug in Paris 1814.

Voran marschierte das preußische leichte Garde-Kavallerieregiment. Darauf folgten die russischen roten Garde-Kosaken, danach die Schar der Adjutanten. Danach kamen auf hohen Rossen die beiden Monarchen mit dem Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg, dicht hinter ihnen der Kronprinz, Prinz Wilhelm und ihr Vetter Friedrich von Preußen — einst alle drei der Königin Luise vom König als drei kleine Rekruten vorgestellt. Zu dem feierlichen Einzuge heute hatte Friedrich Wilhelm III die preußische Generalsuniform angelegt, Alexander I seine dunkelgrüne russische, Schwarzenberg die weiße österreichische, die Brust mit

Orden, den Kopf mit Federhüten bedeckt. Unzählige Generale und edle Herren reihten sich an. Ihnen nach marschierten sämtliche Garden und Grenadiere, die preußischen den andern voran. Ein Vorzug, wohlverdient durch ihren gestrigen Opfermut, den 69 tote und verwundete preußische Gardeoffiziere, 1286 Soldaten als Blutzeugen bewährt hatten. Der Zug ging durch die Porte St. Martin, die nördlichen Boulevards hinab nach dem Platz de la Victoire und dem Platz Ludwigs XV, dann die große Avenue der Champs Elyssées entlang. Hier in der breiten Mittelallee hielten die Monarchen, um sämtliche Garden an sich vorbeimarschieren zu lassen, im Anschluß daran Abteilungen österreichischer, bayrischer und württembergischer Truppen, im ganzen mehr als 30000 Mann. Gleich beim Eintritt in die Barrieren von Paris sah man ein Meer von Menschen nach den Straßen hin wogen, durch welche der Zug sich nur langsam bewegen konnte. An allen Fenstern, auf den Balkons, auf den Dächern fröhliche und geputzte Leute, jubelnd mit Schnupftüchern wehend, mit der Volksmenge unten um die Wette schreiend: „Vivent nos libérateurs! Vive Alexandre! Vive Frédéric Guillaume! Vivent les alliés!“ Dazwischen: Vivent les Bourbons! A bas Bonaparte! Ab und zu auch ein Vive Napoleon! und darauf ein desto heftigeres Vive le Roi! „Es war (schreibt Henckel) wahrlich ein solcher Jubel, daß ein mit den Ereignissen Unbekannter unmöglich hätte glauben können, daß dies der Einzug feindlicher Armeen in der Stadt sei. Hier und da sah man schon weiße Kokarden und weiße Fahnen mit Lilien. Nachmittags war auf dem Platze Vendôme viel Lärm: man wollte die Statue Napoleons von der großen Siegessäule herunterreißen und hatte zu diesem Zwecke mehrere Pferde an einem langen Seile vorgespannt. Es war ein Glück, daß (da die Stange der Statue wohl einen Fuß dick war) dies nicht gelang, sonst hätte diese über fünfzehn Fuß hohe Figur viele aus der Kopf an Kopf gedrängten Menge totgeschlagen. Sie wurde am andern Tage abgefeilt, in der Nacht heruntergenommen und an ihrer Stelle eine weiße Fahne aufgesteckt.“

So dreht der Wetterhahn auf dem Turme Frankreichs sich plötzlich wieder nach dem Winde der Bourbons. Zum erstenmale hat Prinz Wilhelm hier das unbeständige, wetterwendische Frankreich in dessen Hauptstadt vor Augen, jenes Frankreich, welches dereinst einen zweiten Bonaparte zum Kaiser wählen und ihn, sobald er durch König Wilhelm besiegt ist, entthronen wird, um sich abermals zur Republik umzuwälzen und diese unter die Diktatur eines aus Genua stammenden Advokaten zu bringen, also auch „eines Menschen, der nicht einmal ein Franzose ist.“

Schier zehn Tage brauchte die frohe Botschaft der Einnahme von Paris um nach Berlin zu kommen. Noch am 9. April tagebucht die Oberhofmeisterin Voß: „Man hofft täglich und stündlich vergebens auf die Nachricht, daß der König in Paris eingerückt sei. Gott wolle ihn beschützen und erhalten, und mir geben, daß ich ihn nur noch einmal wiedersehe, dann wäre ich glücklich.“ Am nächsten Morgen aber kann sie in der Freude ihres patriotischen Herzens schreiben: „10. April. Heute beim Erwachen erhielt ich die herrliche Nachricht, daß der König und der Kaiser beide wirklich in Paris sind. Der Graf Schwerin kam

als Siegesbote durchs Brandenburger Thor*) hereingeritten mit der Nationalgarde und einer Masse Postillonen hinter sich, mit Jubel und endlosen Akklamationen empfangen. Er kam auch zu mir, um mir einen Brief des geliebten Königs zu bringen, der mich nie vergißt. Wir waren alle ganz außer uns vor Freude Wonne und Entzücken. Die lieben Prinzessinnen kamen zu mir herüber, alles fiel sich um den Hals und weinte vor Freude! Abends war große Oper und große Illumination. — 11. April: Gestern war noch ein großer Ball, den ich aber durchaus nicht billigte. Man ist so glücklich, daß man nicht weiß, wie man genug Gott danken soll."

Ganz in der ernst-freudigen Stimmung jener Tage erzählt Nikolovius: „Solch ein Osterfest, wie im Jahre 1814, erlebt man nur einmal. In der Nacht war der Kourier mit der Nachricht von der Schlacht auf Montmartre und der Einnahme von Paris angekommen. Am Ostermorgen wurde sie in der Stadt durch Kanonen kund gethan. Das Wetter war prächtig, Himmel und Erde wie verklärt. Alles drängte sich in den Straßen nach den Kirchen, und die fromme Feier des Auferstehungsfestes war zwiefach, auch der Bedeutung nach. Die Gesichter erschienen wie entzückt. Bekannte und Unbekannte umarmten sich. Die gedruckte Zeitung wurde ausgerufen. Am Nachmittag hielt ein neuer Kourier, der geradezu vom Könige aus Paris kam, seinen feierlichen Einzug. Des Abends erleuchtete jeder seine Wohnung. So folgte ein schöner Tag dem andern. Keiner ging ohne große, die Sache immer mehr vollendende Nachricht hin. Alles stimmte zu Dank und Freude.

Es waren jene herrlichen Tage, in denen Max von Schenkendorf, der drei Jahre nachher sterbende Schwan von der Memel, eines seiner schönsten Lieder sang:

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solcher Frühling kaum,
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum.

Ihr in Schlössern, ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder höret
Meine Worte, alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu!

Wie ein Wunder erschien dem König in Paris dieser plötzliche Umschwung der Dinge. „Wenn ein glaubwürdiger Mensch," sagte er, „mir erzählte, was ich heute erlebt habe, ich würde es nicht glauben."

Zu Gebote standen den einziehenden Monarchen die Paläste Napoleons; zur Residenz nahm sie weder der Zar, in dessen Kreml zu Moskau, noch der König,

---

*) Unrichtig. Durchs **Potsdamer** Thor ist Graf Schwerin eingeritten, die Kuriertasche über der Uniform.

in dessen Hohenzollernschlosse zu Berlin der Franzosenkaiser sich einquartiert hatte. Alexander I wohnte in dem Palaste des Fürsten von Benevent (Talleyrand) der König in dem Hotel du Vice-Roi d'Italie, dem nachherigen preußischen Gesandtschaftshause, der Prinz Wilhelm nicht weit davon in derselben Straße, im Hotel de la légion d'honneur.

Schwarzenberg hatte befohlen, daß nach dem Einzuge außer den russischen und preußischen Garden niemand in der Stadt verbleiben sollte. Ebenso York: „Bis auf weitere Ordre darf kein Offizier und Soldat, der nicht die besondere Erlaubnis des kommandierenden Generals hat, nach Paris gehen.“ Die Garden lagerten auf den Elysäischen Feldern, auf dem Marsfelde und andern großen Plätzen. Die Pariser Nationalgarde war noch bewaffnet, mehrere Tausend napoleonischer Offiziere, von ihren Truppen abgekommen, neuer Anstellung harrend, oder auch von Krankheiten und Wunden genesene streiften aufregend durch die Stadt. Die verhältnismäßig schwachen Maßregeln zur Sicherheit des Kaisers von Rußland in dem abgelegenen Palaste Talleyrands und des Königs von Preußen in der Straße Bourbon wurden Anlaß zu einem verwegenen Plane, beide Monarchen aufzuheben. Ein vom General Tettenborn mit Aufträgen nach Paris gesandter Hauptmann erzählt: die französischen Truppen bei Fontainebleau sollten auf ein verabredetes Zeichen anrücken, fünfhundert Offiziere sollten auf Leben und Tod den Hauptstreich führen und in die Wohnungen der Monarchen eindringen. Das Volk sollte zu den Waffen gerufen, an mehreren Orten Feuer angelegt werden, und wenn auch Paris darüber in Flammen unterginge, hieß es, so sei der Preis für Frankreichs Befreiung nicht zu hoch. Ein Jugendfreund Steins aber, der preußische Graf von Schlabrendorf, seit Ausbruch der Revolution in Paris wohnhaft, habe von diesem Anschlage auf die höchsten Personen gehört und noch in der Nacht eine warnende Anzeige an den König gesandt. Dieser habe die nötigen Maßregeln angeordnet, um jeden Angriffsversuch zu vereiteln. Einige bewaffnete Haufen seien wirklich in den Straßen zum Vorschein gekommen, aber sogleich auseinander gesprengt und so das tollköpfige Unternehmen beim ersten Schritte hintertrieben worden.

Eine gewisse Sorglosigkeit in den militärischen Maßregeln der Sieger wird auch von Gneisenau angedeutet, aber erst sechs Wochen nach dem Einzuge in Paris, als Napoleon schon zum Kaiser von Elba degradiert war. „Welche Anhäufung von Zündstoff,“ schreibt Gneisenau den 14. Mai 1814 aus Paris an Clausewitz. „Es befinden sich in diesem Augenblick hier über sechstausend unangestellte Offiziere, deren Insolenz täglich sichtbarer wird. Pamphlets verbreiten sich, die Napoleon zu rechtfertigen streben. Arbeiter haben sich schon zusammengerottet und um travail ou l'Empereur geschrieen. Kurz, es scheint mir viel Stoff vorhanden zu sein, wenn einige Verwegene das entzündliche und treulose Volk in Bewegung setzen. Dabei leben wir in der leichtsinnigsten Sorglosigkeit. Keine Befehle für solche Fälle, nicht einmal Sammelplätze sind gegeben. Die Truppen liegen in Kasernen zerstreut umher, Kavallerie ist nicht vorhanden, Artillerie ist nicht aufgefahren, die Offiziere sind in Vergnügungen umher zerstreut. Es kann uns wirklich einmal ein Schimpf und selbst unsrer Sache ein großes

Unglück begegnen. Drei Stunden sind hinreichend, um die Früchte dreier Feldzüge uns zu entreißen. Ich habe schon dem Fürsten Schwarzenberg und dem Staatskanzler hierüber Vorstellungen gemacht und zu militärischen Maßregeln geraten."

So sieht Gneisenaus scharfer Blick an dem scheinbar heitern Himmel jener Pariser Tage eine dunkle Wolke, unter welcher die Sieger über Napoleon und sein Kaiserreich nicht gefahrlos wandeln, mag auch erst im nächsten Frühjahre, nach Napoleons Rückkehr von Elba, das neue Schlachtgewitter zum Ausbruch kommen. „Man will nicht zugeben, daß man auf einem Vulkan schläft," schrieb Gneisenau in einem andern Maibriefe aus Paris. Zielte er damit vielleicht auf die finstern Minen, durch welche der zu Boden geschlagene Eroberer die einziehenden Sieger in die Luft zu sprengen gedachte? — Doch der gottesfürchtige König und seine Söhne wohnten sicher in der festen Burg, von der ein deutscher Kriegsgesang von 1814 sagt:

„Mit unsrer Macht ist nichts gethan,"
Erklang des Glaubens Lied.
Er, dem die Welten unterthan,
Er will, gebeut, vollzieht.

Acht Tage nach seinem Einzuge in Paris erschien der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm in der Kapelle der dortigen protestantischen Gemeinde zum Gottesdienste und ging da zum heiligen Abendmahl.

Die Monarchen wollten, nachdem Napoleon erst zu Gunsten seines Sohnes, dann unbedingt für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien Verzicht geleistet hatte, noch den Regierungsantritt Ludwigs XVIII und den Abschluß des Friedens in Paris abwarten. Der König hatte, wenn er den unvermeidlichen Festlichkeiten beiwohnte, stets seine Söhne zur Seite. Mit ihnen zusammen besichtigte er das Museum und die Sammlung französischer Nationaldenkmale im Augustinerkloster, die Bibliothek und andre wissenschaftliche Institute sowie Sehenswürdigkeiten, wobei ihnen Alexander von Humboldt als kundiger, in Paris bewanderter Führer diente. Auch Ancillon, der Lehrer des Kronprinzen, begleitete die beiden Königssöhne öfter, namentlich zu einer historischen Vorlesung des Professors Lacretelle. Wie daheim in Berlin trug der König bei seinen Ausfahrten und Ausgängen in Paris am liebsten den unscheinbaren Uniformüberrock, wo es nicht gerade galt, auch in der äußern Erscheinung die Majestät zu zeigen. Erzählt wird: gesprächige Pariser Bürger hätten manchmal neben dem König, in dem sie nur einen einfachen preußischen Offizier sahen, zutraulich Platz genommen, um in eben so neugieriger, wie artiger Weise eine politische Unterhaltung anzuspinnen.

Als die geflüchtete Kaiserin Maria Luise, auf die väterliche Einladung des Kaisers von Österreich, mit dem bisherigen König von Rom, nunmehrigen Fürsten von Parma, aus Orleans nach Rambouillet bei Paris zurückgekehrt war, empfing sie auf dem dortigen Schlosse die Besuche der verbündeten Monarchen. Der König erschien am 22. April nachmittags, nur von einem Flügel-Adjutanten begleitet, bei der unglücklichen Gemahlin Napoleons. Ungefähr eine Stunde verweilte er auf



Prinz Wilhelm im 17. Lebensjahre.
Im Jahre 1814 gemalt von K. Steuben. Original im Hohenzollernmuseum.

dem Schlosse, wo sechzehn Jahre nachher König Karl X seine Thronentsagung unterzeichnet hat. Auch die Kaiserin Josephine, Napoleons geschiedene Gattin, sah in ihrem Malmaison die Monarchen bei sich, zuerst den Kaiser Alexander, dann den König. Er kam am 23. Mai mit seinen beiden Söhnen und blieb mit ihnen zu Tische. Schloß und Park Malmaison, schon im Besitze der verwitweten Frau von Beauharnais vor ihrer Eheschließung mit dem General Bonaparte, verdiente wohl eine eingehende Besichtigung. Hier hatte vor fünfzehn Jahren, mitten unter rauschenden Festlichkeiten, Bonaparte sich insgeheim gerüstet zu dem Staatsstreich vom 18. Brumaire, der das Machwerk der Revolution in Scherben schlug und die Republik auf die Degenspitze des Glückssoldaten stellte. Hier hatte dann Josephine mit Napoleon, nachdem er die Bürgerkrone zur Kaiserkrone umgeschmolzen, im Glanze seines alle Throne überragenden Thrones fröhlich sich gesonnt. Hier beweinte die geschiedene Kaiserin jetzt den Sturz des Mannes, der sie herzlos verstoßen hatte. Während sie aus ihrer Verschönerung des trauten Schlosses und Parkes einen wehmütigen Trost zu schöpfen schien, ließ sie da nur eine Stätte unverändert, die Arbeitsstube Napoleons. Da stand sein Sessel noch auf dem alten Platze; da lag die Schreibfeder noch so, wie er sie aus der Hand gelegt, ein Geschichtsbuch so, wie er es zugeschlagen hatte, mit dem Lesezeichen darin.

Der König und seine Söhne sahen sich im Schlosse Malmaison die herrliche Bildergalerie an, auch den anmutigen Park mit dem Pflanzen- und dem Tiergarten, den kostbaren Treibhäusern, der Musterschäferei spanischer Merinos, der Meierei am Ufer des von australischen schwarzen Schwänen durchfurchten Sees. Zwischen Naturseltenheiten und Kunstschätzen wandelte die graziöse Dame von Malmaison. Gerade vor sieben Jahren an einem Maitage 1807, jenes Unglücksjahres Preußens, hatte Napoleon aus Finkenstein an sie geschrieben: „Ich liebe

einzig meine kleine, gute, schmollende, launische Josephine, die mit Anmut zu zanken versteht, überhaupt alles, was sie thut, ausgenommen jedoch, wenn sie eifersüchtig ist, dann wird sie ein Teufelsweib."

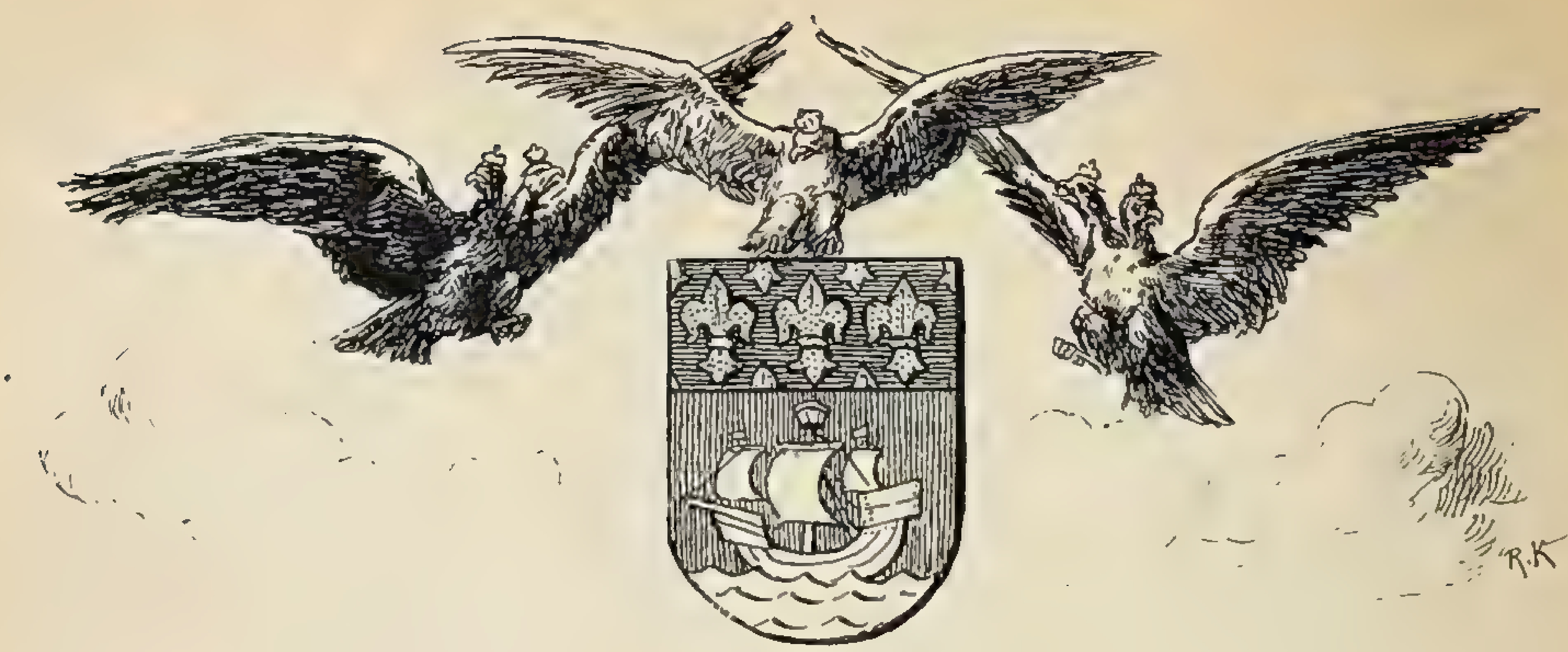
Bei dem Besuche des Königs in Malmaison sah Prinz Wilhelm auch die Königin Hortense, die Tochter Josephinens aus ihrer ersten Ehe, die Mutter Napoleons III. Sechs Tage nachher, am 29. Mai 1814, kam aus Malmaison die Trauerbotschaft nach Paris, daß die Kaiserin Josephine dort in den Armen ihrer beiden Kinder, Eugen und Hortense, verschieden war. Nur wenige Wochen überlebte sie den Sturz Napoleons, dessen Glücksstern seit seiner Scheidung von ihr zu sinken begann. Der Obi von Martiniko, hieß es damals in Paris, habe doch richtig prophezeit.

Am 30. Mai wurde der Frieden in Paris unterzeichnet. Von demselben Tage datiert die Ernennung des Prinzen Wilhelm zum Major.

Als 1849 der Prinz von Preußen aus seinem Feldzuge in Baden und in der Pfalz heimkehrt, wo er als Oberbefehlshaber der Operationsarmee beide Länder in Zeit von sechs Wochen von den Insurgentenscharen befreit und ihrer rechtmäßigen Regierung zurückgegeben hat, da schreibt ihm sein ehemaliger militärischer Begleiter Natzmer:

„Schon früher habe ich mir öfters erlaubt, Eurer Königlichen Hoheit zu sagen, Sie würden dem Könige ein andrer Prinz Heinrich werden. Sie sind es geworden. Immer war ich der Überzeugung, daß der Staat von Ihnen Großes zu erwarten habe, und daß Sie die Heldenlaufbahn Ihres großen Ahnen ruhmvoll betreten würden. So dachte ich schon in Memel im Jahre 1807, als Sie bei der Leibkompanie, die ich damals die Ehre hatte zu kommandieren, Ihre militärische Laufbahn begannen; so dachte ich, als ich im Jahre 1814 Ihnen auf den Schlachtfeldern in Frankreich zur Seite stand, und immer mehr befestigte sich bei mir diese Überzeugung, nachdem ich so oft Gelegenheit hatte, Eure Königliche Hoheit bei wichtigen und gefährlichen Ereignissen stets edel und unerschrocken handeln zu sehen. Wohl dem Vaterlande, das eine so freudige Zukunft erwarten darf!"





Neuntes Kapitel.

Mit dem König in England und in Neufchâtel.

Der König blieb mit seinen Söhnen in der von den verbündeten Siegern besetzten Hauptstadt Frankreichs, bis der Friede, der erste Pariser, förmlich abgeschlossen, dessen Urkunde unterzeichnet, und dieser Friede am 1. Juni 1814 ausgerufen war. Sein Eindruck am Berliner Hofe spiegelt sich in dem Tagebuchblatte der Gräfin Voß vom 9. Juni: „Man schickt mir den ausführlichen Friedensvertrag zur Durchsicht zu. Er ist in allem und jedem Punkte einzig zum Vorteil Frankreichs abgeschlossen und hat mich wahrhaft entrüstet.“ — Nicht weniger unzufrieden mit dem Pariser Frieden, als die von Herzen patriotische Oberhofmeisterin, äußerten sich öffentliche Stimmen. In einem der Blätter, worin die Luft jener Tage am frischesten weht, ist zu lesen: „Daß sie im Kriege unterlegen, glaubt kein Franzose: Alles hat der Verrat gethan! ... Beim Ausmarsche der Besatzung von Mainz äußerte der dortige Befehlshaber, General Morand unverhohlen: es sei eine Schande, daß man eine solche Festung ohne Schwertstreich so übergebe; aber es werde auch in keiner Weise bei diesem Frieden sein Bewenden haben. Als einige umstehende Generäle ihn fragten: wie lange er denn glaube, daß dieser Friede dauern werde, antwortete er: pas vingt mois. Was er im Mißmut seines Herzen ausgesprochen, das halten die andern mit Mühe in der Brust zurück. Nur mit Anstrengung haben sie der Notwendigkeit sich gefügt und treiben mit Gewalt all ihren Zorn, die verbissene Wut, den verletzten Stolz und die gekränkte Eitelkeit in ihre Brust zurück...... Wir hofften, nun würde man durch die Wiedervereinigung mit Elsaß und Lothringen Deutschland eine feste Grenze geben, welche die Franzosen nicht wieder übersteigen könnten.... Immer sind in alten Zeiten die deutschen Wälder den Römern ein Graus gewesen: so werde denn Deutschlands Volk ein Lanzenwald und eine Schwerteraue. Nur wenn sie also umzäunt und umhegt sich fühlen, werden sie auf sich selbst zurückgeworfen. Die Rache, die das gutmütige Ausland nicht üben mochte,

werden sie an sich selbst vollbringen und sich selbst zerfleischen: wie die Chinesen, um ihrem Zorne Luft zu machen, sich selbst den Bauch aufschneiden. — Freilich hätte man besser gethan, wenn man beim Pariser Friedensschluß Englands Beispiel sich zum Muster vorgesetzt, das mitten in der Großmut gar wohl seines Vorteils wahrgenommen!"

England, seit einundzwanzig Jahren im hartnäckigen, nur durch den Frieden von Amiens kaum vierzehn Monate lang beschwichtigten Kampfe gegen das revolutionäre Frankreich und seinen waffenglücklichen Soldaten, hatte bei Trafalgar, wo Nelson die eben erst von Napoleon geschaffene Kriegsflotte vernichtete, den ersten Triumph des Germanentums über den gallischen Imperator gefeiert. Wie es nun frohlockte über den siegreichen Waffengang seiner Verbündeten bis in die Hauptstadt des gewaltigen Gegners hinein: das äußerte das stolze England durch seine rauschenden Freudenbezeigungen, als der König und der Zar mit ihren Heerführern und Staatsmännern auf Einladung des Prinzregenten von Paris nach London kamen, während Kaiser Franz nach Wien heimkehrte, um in seiner Hauptstadt die glanzvollen Anstalten zu treffen zu dem dortigen Monarchenkongreß, dem durch die Pariser Friedensurkunde die Entwirrung des nicht von dem Schwerte der Sieger zerhauenen Knotens der verwickelten Gebietsfragen vorbehalten war.

Als nun im Jahre Vierzehn es hieß: wir haben Fried'!
Der Krieg nach allen Himmeln wie Wetterwolken schied:
Gen Süden schwamm Bonaparte an Elbas Felsenstrand,
Gen Nord schwamm Vater Blücher ins alte Nebelland.

So der Sänger jener Fahrt nach England, wohin der von seinem dankbaren König in Paris gefürstete Feldmarschall Blücher Seine Majestät begleitete. In den ersten Junitagen reiste der König mit seinen Söhnen von Paris nach Boulogne, um dort sich nach London einzuschiffen. Wie Natzmer erzählt, fuhr Friedrich Wilhelm III gewöhnlich mit dem jungen Prinzen Wilhelm und dem Freiherrn Alexander von Humboldt, seinem Cicerone bei den Sehenswürdigkeiten in Paris und seitdem besonders bevorzugten Gesellschafter. Hatte dieser doch auch in dem härtesten Drangsal Preußens nach wie vor in dem König seinen freigebigen Mäcen nicht vermißt. Alexander von Humboldt selbst bezeugt dies in seinem aus Berlin nach Memel an den König gerichteten Briefe vom 13. November 1807, worin er schreibt: „Sire! Seit meiner Rückkehr nach Europa haben Eure Majestät geruht, mich mit den glänzendsten Beweisen Ihrer hohen und freigebigen Huld zu überhäufen. Heimberufen in den Schoß meines Vaterlandes verdanke ich der Munificenz Eurer Majestät diese glückliche Muße, um ganz den Wissenschaften und der Naturforschung zu leben. Zeuge der Trübsale, die ein Land heimsuchten, in welchem so viele treue Unterthanen nach der Wiederkunft ihres Monarchen seufzen, war ich in meiner Zurückgezogenheit zugleich Bewunderer dieser Standhaftigkeit und edlen Energie, womit Eure Majestät unablässig bemüht waren, den drohenden Sturm zu beschwören." Er habe, äußerte A. v. Humboldt sich ferner, seit einem Jahre in seiner beschaulichen

Einsamkeit fest an dem Glauben gehalten: es werde, nachdem das Unheil so lange gewütet, doch endlich die Tugend zu ihrem Rechte kommen.*)

Jetzt in des Königs Gefolge hatte der berühmte, in der alten und neuen Welt bewanderte Naturforscher Sitz und Stimme im Reisewagen Seiner Majestät,



Alexander von Humboldt. Gemalt von Steuben.

während die Adjutanten vor oder hinter ihm her fuhren. Den ältern Prinzen Wilhelm hatte A. v. Humboldt vor sechs Jahren nach Paris begleitet, um ihm,

*) Aus den im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Briefen A. v. Humboldts, vgl. Paul Hassel: Geschichte der preußischen Politik 1807 bis 1815. I. (Leipzig, 1881.) Aktenstück Nr. 119.

dem an Napoleon gesandten Bruder Friedrich Wilhelms III, dort als ein in angesehenen Pariser Kreisen eingewohnter Ratgeber zur Seite zu stehen. Nun lernte auch der junge Prinz Wilhelm den berühmten Landsmann näher kennen, den Mann, der vor zwölf Jahren den Chimborasso bis zu einer Höhe erstiegen, wie sie bis dahin noch keines Menschen Fuß auf den Bergen der entdeckten Erde betreten hatte. Und was für anziehende Reisebilder wußte A. v. Humboldt im Rahmen seiner Gespräche mit dem König darzustellen: sei es aus seinen ersten Wanderungen durch die Niederlande, Frankreich und England mit Forster, der mit dem kühnen Seefahrer Cook die Welt umsegelt hatte; sei es von seinen weiten fünfjährigen Forscherfahrten durch die Äquinoktialgegenden Amerikas, deren wissenschaftliche Ausbeute er in Paris unter der Feder hatte. Zu dem Reichtum seines mannigfaltigen Wissens gesellte sich bei A. v. Humboldt eine seltene Redefertigkeit: sie wird in ihrem Gegensatze zu dem schweigsamen König auch dem still zuhörenden Prinzen Wilhelm aufgefallen sein. Humboldt, sagt ein Ohrenzeuge, pflegte mit seinem vielseitigen, teils aus eigener Erfahrung und Forschung, teils aus seiner umfassenden Belesenheit geschöpften Wissen sich hören zu lassen wie ein brillanter, seine Noten aus dem Gedächtnis wegspielender Virtuose. Varnhagen, in der Folge der unwürdige Vertraute des verstimmten Hofmannes, schreibt einmal: „Nicht den zehnten Teil von allem, was er sagte, habe ich behalten und niederschreiben können.“ —

Am 6. Juni schifften der König und seine Söhne sich zugleich mit dem Kaiser Alexander in Boulogne ein. Hier, wo Napoleon vor zehn Jahren das Lager seines zur Landung in Großbritannien gerüsteten Heeres auf den Höhen rings um die alte Seestadt aufgeschlagen hatte, und wo dann in den Hundstagen 1840 sein Neffe Louis Napoleon von England her jenen abenteuerlichen Einfall in Frankreich versucht, der ihn trotz des aufgesetzten Bonapartehutes, trotz des abgerichteten Adlers, den er auffliegen läßt, zum Gefangenen von Ham macht; hier gingen jetzt die verbündeten Sieger an Bord des Linienschiffes, das auf den Namen des Unüberwindlichen („Impregnable“) getauft war, und das der Herzog von Clarence (nachherige König Wilhelm IV) befehligte. Es war so, wie der Sänger dieser Meerfahrt es beschreibt:

> An einem schönen Morgen, im duft'gen Rosenmond
> Trat, mehr vom guten Werke, als guter Beut' belohnt,
> Europas Tafelrunde ab vom Boulogne Strand
> An Bord des Impregnable, zu Gast nach Engeland.
> Das große Steuer führte Prinz Clarence, Admiral —
> Ich würd' die Helden zählen, wär' nicht zu groß die Zahl.

Von des Kaisers Wilhelm Jugenderlebnissen hat jene Reise nach England, seine erste, sich wohl mit einem der tiefsten Eindrücke seinem Gedächtnis eingeprägt. Die Londoner Zeitungen jener Tage strotzen von Berichten über die Festlichkeiten zu Ehren der hohen Gäste. Ein Meer von Menschen wogte bei der Hafenstadt Dover, um dort die Monarchen nach ihrer Überfahrt an der englischen Küste landen zu sehen. Der König übernachtete mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm im Gasthofe zum Herzog von York. Tags darauf welche Masse Volks

wieder zu Wagen, zu Roß und zu Fuß auf der Landstraße von Dover nach London! Die ganze sechzehn Meilen lange Strecke wie eine Wallfahrt den erwarteten Monarchen entgegen. Aber der Zar war schon in aller Frühe unerkannt im Reisewagen seines Gesandten nach London aufgebrochen, desgleichen in einer unscheinbaren Postkutsche der König. Still fuhr er in London ein und unbeachtet durch die von Tausenden wimmelnden Straßen, während oben Kopf an Kopf sich drängte an den Fenstern und auf den abgedeckten Dächern der heute mit den preußischen und russischen Adlern, auch mit französischen Lilien geputzten Häuser. Abends, sechs Stunden später als der König, kamen seine Söhne nach. Der Kronprinz, sagte man, habe mit seinem Bruder erst noch den Shakespeare-Cliff besuchen wollen, jene steile Felsenwand in der Nähe von Dower, welche mit dem Namen des Dichters gekrönt ist, der sie in seinem „König Lear" schildert:

Dort ist 'ne Klippe, deren hohes Haupt
Mit Grausen sich zur Tiefe niederneigt —
Die Fischer, die am Strande gehn entlang,
Sind Mäusen gleich; das große Schiff vor Anker
Verjüngt zu seinem Boot, das dort zur Boje,
Beinah zu klein dem Blick! Die dumpfe Brandung,
Die murmelnd auf zahllosen Kieseln tobt,
Schallt nicht bis hier. — Ich will nicht mehr hinabsehn,
Daß nicht mein Hirn sich dreht, mein wirrer Blick
Mich taumelnd stürzt hinab.

In London umgab der prachtliebende Prinz von Wales, seit drei Jahren an Stelle seines blinden und geisteskranken Vaters Regent von England, seine fürstlichen Gäste mit allem Glanze seines Hofes. In prunkvollen Festlichkeiten überboten sich der Prinz-Regent und seine Lords. Mit ihnen wetteiferten darin der Lordmajor von London und die reiche Bürgerschaft. Bei all dem blendenden Pompe sah Prinz Wilhelm den Vater sein schlichtes Wesen überall wahren, wo es nicht gerade darauf ankam, im Feierschmucke der preußischen Majestät zu erscheinen. Als er im Hause des Herzogs von Clarence, seines Steuermanns auf der Fahrt nach Dover, abgestiegen war, setzte er sich auf keinen der vergoldeten seidenen Polstersessel; einen gewöhnlichen Rohrstuhl bat er sich aus. Er legte sich nicht in das im Schlafzimmer bereitstehende große Himmelbett, sondern auf die lederne Matratze seines mitgebrachten Feldbettes. Im einfachen Feldüberrock, ohne ein anderes Abzeichen, als das seiner persönlichen Würde, fuhr und ging er 'gern mit seinen Söhnen durch die Geschäftsstraßen der City und die gartenreichen Vorstädte, um den Lauf des öffentlichen Lebens in der bevölkertsten Stadt der Welt zu beobachten. Die schlichte soldatische Art des Königs gab dem Prinzen Wilhelm ein um so besseres Beispiel, wenn der dem Vater darin ähnlichste Sohn dagegen den unerhörten Aufwand des britischen Regenten und Thronfolgers sah. Sogar die Höflinge im Gefolge des Zaren, daheim an Pracht und Herrlichkeit gewöhnt, machten große Augen bei diesem Schaugepränge. Bei dem Gastmahle, das die Stadt London den beiden fremden Monarchen ausrichtete, ging es so hoch her wie bei der Feier einer englischen Krönung. Da bewegte die majestätische Auffahrt im langsamen Schritt sich herwärts von dem St. James-

Palaste, dem ältesten Residenzschlosse, nach dem Stadthause. Der Bürgermeister, im Sattel des von vier Reitknechten geführten Rosses, trug entblößten Hauptes das Reichsschwert, voran dem von acht isabellenfarbenen Pferden gezogenen Staatswagen des Regenten. Mit ihm fuhr der König; mit dem Herzog von York, dem Gemahl der Schwester Friedrich Wilhelms III, der Kronprinz und der Prinz Wilhelm in dessen Galawagen. Drinn in dem großen Saale, wo die Monarchen auf erhöhten Sitzen unter rotsamtnem Thronhimmel speisten, wurde das Festmahl mit der herkömmlichen Prozession eröffnet: sämtliche Tischgäste zogen erst um die Tafel herum, voran ein riesiger Rinderbraten auf einer Tragbahre und unter dem Gesange des Volksliedes: „Der Rinderbraten von Alt-England." — Ein anderes Stück Alt-Englands stellte sich dem Prinzen Wilhelm in Oxford vor Augen, als beide Monarchen bei ihrem Besuche dort von der Universität zu Doktoren der bürgerlichen Rechte ernannt und ihren Majestäten nach altem Brauche die Diplome unter dem Freudengeschrei der Studenten überreicht wurden. Der Prinz-Regent, früher schon mit dieser höchsten akademischen Würde bekleidet, prangte mit seinem Doktormantel und einer langen schwarzen Lockenperrücke. Der König und der Zar trugen gleichfalls die Doktormäntel von Oxford, jener ältesten und großartigsten Hochschule Englands, welche nach wie vor in der ursprünglichen Art ihrer Stiftung nicht nur ärmeren Jünglingen zum Brotstudium dient, sondern auch reichen jungen Herren, die solches nicht nötig haben, als Pflanzstätte klassischer Bildung. Zum Ehrendoktor von Oxford wurde auch Fürst Blücher ernannt, der darüber scherzte: wenn er Doktor werden sollte, so müßten sie seinen Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen. Anders lautet es in der poetischen Erzählung von C. F. Scherenberg:

„Bon," sagt Herr Doktor Blücher, „Herr Gneisenau, sei so gut
Und sei mein Apotheker, du hast's mit eingerührt,
Wonach Madame Francia so mörd'risch abgeführt."

Allein Gneisenau war nicht mit nach England gegangen. Er hatte in Paris sich von seinem König Urlaub nach Eilsen erbeten, um das dortige Schwefelbad gegen „die Entwickelung eines gichtischen Habitus" zu gebrauchen. Während nun Gneisenau ruhig an den Heilquellen jenes kleinen westfälischen Badeortes saß, wurde Blücher in England von dem stürmischen Enthusiasmus „unmenschlich fatiguiert." So hat er selber an seine Frau geschrieben: „Ich darf mich nicht sehen lassen, so machen sie ein Geschrei, und sind gleich zehntausend zusammen. In Montierung darf ich gar nicht erscheinen. Denn wo ich nicht beständig von Wachen und Begleitern umgeben bin, so werde ich zerrissen; wenn ich fahre, spannt man mich die Pferde aus und zieht mich." — Seinem guten Soldatenhumor entsprach die dem alten Feldherrn angedichtete Sage: er hätte sich einen künstlichen Arm und einen ausgestopften Handschuh angeschafft und diese dem ihm jauchzend umdrängenden John Bull hingehalten: denn seine natürlichen Knöchel und Finger würden das ungestüme Handdrücken und Schütteln nicht ausgehalten haben. „Lebendig bin ich aus Engeland gekommen, aber doch mührb und matt," schrieb Blücher nach seiner Heimkehr an Gneisenau. „Beschreiben kann ich das nicht, wie man

mit mich umgegangen, aber man kann nicht größere Beweise von Wohlwollen und Güte erhalten. Der Regent grüßt Ihnen herzlichst, er war wahrlich traurig, daß Sie nicht mitgekommen, alles was Preußen ist und heißt, ist in England angesehn und willkommen. Der König hat die größten Beweise von Verehrung empfangen; aber ich habe ihm auch niemals so heiter wie in Engeland gesehn."

Wie in London und Oxford, so sahen die hohen Gäste sich in Portsmouth gefeiert, als sie diese stärkste britische Seefeste und die dortigen Schiffswerften, die größten der Welt besuchten. Der König stieg mit seinen Söhnen im Gouvernementshause ab. Bei ihrer Ankunft am späten Abend sahen sie den mächtigen Kriegsseeplatz mit einer Flut von Licht übergossen, nicht nur die Fenster der Häuser strahlend erhellt, auch alle Kirchtürme mit Schiffslaternen behangen. Am nächsten Morgen geleitete der Prinz-Regent seine Gäste in der Königlichen Barke nach der Rhede, wo fünfzehn große Kriegsschiffe in gerader Linie vor Anker lagen, daneben rechts und links kleinere zu Halbmonden formiert. Es war eine herrliche Lustfahrt zur See, der Wind still, das Meer glatt wie ein Spiegel. Voran fuhren die Langboote der fünfzehn Linienschiffe mit ihren Kapitänen, hinter ihnen die Barken mit den Lords der Admiralität, darauf die Staatsbarke mit dem Regenten und den beiden Majestäten, rechter und linker Hand von ihnen wie schwimmende Leibwachen zwei Barken mit dem Gefolge der Monarchen, die eine unter preußischer, die andre unter russischer Flagge. Hinterher eine freiwillige Flotte schmucker Boote mit den Gentlemen des Wasser-Sports und einer Unzahl Zuschauer.

Die Monarchen und die Prinzen fuhren an der ganzen Linie des Geschwaders entlang, donnernd begrüßt von jedem der Kriegsschiffe mit 42 Ehrenschüssen; dann die Front zurück bis zu dem vom Herzog von Clarence kommandierten „Impregnable". Während sie hier an Bord steigen, bewillkommt sie wieder aus schwindelnder Höhe das Johlen der Matrosen im Tauwerk und auf den Raaen: wie flinke Katzen klettern und krummbuckeln sie da oben auf den quer am Maste hängenden Segelstangen. Zehn Minuten darauf ein neues Jauchzen von den anschwimmenden Booten her: die tausendstimmige Menge schreit nach dem Anblick der fremden Monarchen, „schreit vom Wasser her, wie einst im Ägyptenland das Volk zu Pharao um Brot geschrieen hat," sagt ein englischer Berichterstatter mit einem besser gemeinten als gewählten Gleichnisse. Als die gerufenen Monarchen auf sich warten lassen, machen etliche Wagehälse den Versuch, mit Händen und Füßen sich an dem Schiff hinauf zu arbeiten. Um Unfällen an dem frohen Tage vorzubeugen, erscheint der Zar auf dem Verdeck, mit freundlichem Verneigen dankend, danach auf das fortdauernde Rufen der König. Alsdann „aus den zudringlichen Booten wie aus brüllenden Löwenrachen" ein Geschrei: „Comme forward Blucher!" Doch der zu sehen gewünschte preußische Marschall Vorwärts ist noch nicht da, auch nicht der nunmehr begehrte Kosakenhetman Platow, der seine behenden Lanzenreiter von Moskau bis Paris geführt hat. Die beiden Helden, ruft der Herzog von York vom Deck hinunter, seien noch nicht am Bord des „Impregnable" eingetroffen. Als Antwort an den Schwager des Königs erschallt nun von unten herauf der Ruf nach den jungen preußischen Prinzen.

So müssen der Kronprinz und der Prinz Wilhelm sich ebenfalls auf dem Verdeck zeigen. Bei ihrem freundlichen Anblick und Dank hört man von unten laute Ausdrücke des Wohlgefallens an den beiden Königssöhnen und ihrem anmutigen Wesen. Nun gaben sämtliche Kriegsschiffe durch das gleichzeitige Abfeuern von je 21 Schüssen das Signal zur Besichtigung des Impregnable: der Herzog von Clarence, der späterhin von den Engländern so genannte Seekönig, führt die Monarchen und Prinzen in die verschiedenen Schiffsräume, zeigt und erklärt ihnen da die ganze Einrichtung bis ins einzelne. Wie der Zar und der König nehmen auch die jungen Prinzen einen Schluck von dem Grog des Schiffsvolkes. Auf die Frage nach der Mischung dieses seemännischen Getränkes erhalten sie von einem alten Matrosen den Bescheid: der Grog sei aus fünf Sechsteln Zuckerwasser und einem Sechstel Rum gebraut; schaden könnte es übrigens auch nicht, wenn weniger Wasser und mehr Rum dazu genommen würde. Auf des Zaren weitere Frage, warum dies Getränk Grog heiße, belehrt ihn der aufrichtige Matrose: der Name komme von jenem gestrengen Admiral her, der seinen Matrosen zuerst den Rum oder Arrak so verwässert habe; weil der immer einen Filzrock von Kamelwolle (grogam) angehabt, hätten sie ihn nur den alten Grog genannt und danach das wässrige Zeug Grog geheißen, dem alten Filz zum Ärger. — Zu Ehren des Grogerfinders aber bemerkte der Herzog von Clarence, daß der anscheinend wasserscheue Matrose mit dem alten Grog den Admiral Vernon meine, den berühmten Eroberer von Portobello.

Nach der Besichtigung des Schiffes nahmen die hohen Gäste in der Staatskajütte einen Imbiß zu sich. Dann stiegen sie wieder auf das Verdeck hinauf und genossen da die Aussicht auf die meergrüne Wasserebene, welche heute einem weiten, von tausend Fahrzeugen gepflügten Gefilde glich, und auf die weißen Gestade der gegenüberliegenden Insel Wight, dieses „Gartens von England", in dessen sanfter Luft die Myrte im Freien wächst. Wie lieblich winkte es dort mit seinen leuchtenden Kreidehügeln herüber, das durch den Meeresarm von Portsmouth getrennte Eiland, einst die letzte Zuflucht und das Gefängnis Karls I., wo er, der unglückliche Enkel der Maria Stuart, seine „Seufzer eines Königs" geschrieben hat, entschlossen: „sich nicht zu einem König herabwürdigen zu lassen, der weder seiner Vernunft noch seinem Gewissen folgen dürfe." —

Wie gebannt von dem Zauber des Meeres und der Landschaft blieben die hohen Gäste so lange auf dem Verdeck, daß sie erst in der siebenten Abendstunde hinabstiegen, um sich zur Rückfahrt einzuschiffen, unter erneutem Kanonendonner, Glockengeläute und Freudengeschrei. Der nächste Tag (24. Juni) führte sie in die Schiffs-Zeughäuser und die Seekriegs-Werkstätten von Portsmouth. Mit dem König und dem Kaiser Alexander besah Prinz Wilhelm das gewaltige Arsenal des nach Shakespeares Ausdruck ins glorreiche Meer gefaßten Englands, dessen Felsenstrand die neidische Belagerung des wässerigen Neptuns zurückschlägt. Diese großartigen, Tausende von Arbeitern beschäftigenden Anstalten zum Bau der Schiffe, deren Ausrüstung und Ausbesserung, diese ungeheuern Magazine, die Anker- und Kettenschmieden, die 1500 Fuß lange Reeperbahn, wo die Schiffsseiler, gedeckt gegen Wind und Sonne, die Taue vom Rade spinnen, dies

massenhafte Lager und Getriebe vor Augen, werden die Beschauer sich nicht mehr gewundert haben, daß England jederzeit zur Sicherung seiner Seemacht Flotten auszusenden vermochte, „ein schwimmend Heer feuerwerfender Kolosse.“

Nachmittags gab es wieder eine Lustfahrt, heute eine längere als gestern, mit einen ebenso stattlichen Gefolge von Barken und Booten. Die ganze Flotte, fünfzehn Linienschiffe und fünfzehn Fregatten, steuert die Rhede hinab in die offene See hinaus, drittehalb deutsche Meilen weit. Voran auf der schnell segelnden Staats-Yacht der Prinz-Regent mit dem König, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, während der Zar mit dem Herzog von Clarence auf dem Impregnable fährt. Draußen in See legt die Flotte auf Kommando bei; nur die Königliche Yacht rafft die Segel nicht ein und steuert nach dem Impregnable hin, in dessen Staatskajütte Erfrischungen für die Monarchen und die Prinzen aufgetischt sind. Eine halbe Stunde nachher erfolgt das Signal zur Umkehr der Flotte nach der Rhede, in die sich auf acht englische Meilen erstreckende Ankerlinie. So sieht Prinz Wilhelm nun auch eine Art Manöver zu Wasser: sämtliche Kriegsschiffe streichen eins hinter dem andern durch die Wellen; alsdann segelt jedes, immerzu feuernd, dicht neben seinem Vordermann vorbei. Ein Marine-Schauspiel, um so spannender, als die Flotte bei ihrer Fahrt nach der Rhede den Wind gegen sich hatte. Nicht so spiegelglatt wie gestern war heute die See, die Luft nicht so ruhig, auch eher herbstlich kühl als sommerwarm. In der achten Abendstunde machte der Impregnable Halt an seiner Ankerstelle; in Barken fuhren die fürstlichen Gäste ans Land zurück. Zu ihrem Empfang sahen sie etliche tausend Mann See- und Landtruppen an der Küste aufgestellt; zehnmal rollte deren Lauffeuer von dem einen Flügel bis zum andern, um die Wette mit den Salven sämtlicher Kriegsschiffe und Hafenbatterien.

Unter den Barken bei der Schiffsrevue war besonders eine, nach dem englischen Seehelden Rodney genannt, mit Wohlgefallen von dem König bemerkt worden. Getakelt wie ein Dreimaster, bildete sie im kleinen ein vollständig ausgerüstetes Schiff. Diese Barke Rodney verehrte der Prinz-Regent dem König: die Söhne hörten, wie der in England so heiter gestimmte Vater seine ernsthafte Danksagung für den ihm geschenkten Miniature-Dreimaster im Tone des Scherzes schloß, sich gegen den Regenten und den Kaiser verneigend: hoffentlich würden Großbritannien und Rußland als die beiden größten Seemächte nicht eifersüchtig werden auf diesen Grundstein seiner preußischen Marine.

Der Prinz-Regent gab seinen scheidenden Gästen das Geleite bis Brighton, jenem zuerst durch ihn Mode gewordenen Seebadeort an der Seeküste Englands zwischen Portsmouth und Dover. Dort zeigte er ihnen noch das von ihm erbaute Lustschloß, den „Pavillon“. Ein wunderliches, mit kleinen Türmen und Kuppeln überladenes Bauwerk, in seiner halb chinesischen, halb indischen Art aussehend wie ein barockes Gebilde der Großmogulslaune eines Nabobs der englisch-ostindischen Kompanie. Humoristisch äußert sich Walter Scott darüber, indem er nach Brighton an einen ihm befreundeten Badegast schreibt: „Ich beneide Sie um Ihren Aufenthalt in Brighton und um das schöne Wetter . . . . Wollen Sie mir einen Gefallen thun? Stecken Sie die chinesischen Ställe in Brand, und

wenn das Feuer dann den ganzen Pavillon ergreift, wird es meine Augen von einer sehr unangenehmen Ansicht befreien". Dieser Pavillon, angeblich im orientalischen Stile gebaut, aber behaftet mit dem Spitznamen: „der Porzellanladen", war einer jener kostspieligen Bauten, durch welche der Prinz-Regent das englische Volk zu lauten Klagen über tolle Verschwendung reizte, wogegen er in den Augen der fashionablen Gesellschaft als der „Gentleman der Gentlemen" galt: ein kühner Sportsmann, Hetzjäger, Wettrenner und Roßbändiger konnte er mit vier Pferden vom Bocke fahren, konnte wie in der Reitkunst so in der „noblen Kunst des Boxens" es mit jedem Herrn seines Hofes aufnehmen, aber auch im Zechen; doch selbst bei lustigen Gelagen keinen Verstoß gegen die Etikette duldend. Die Person des Regenten wird in dem Tagebuch des Freiherrn Ch. F. v. Stockmar beschrieben: „Sehr dick, doch hübsch gewachsen, schöner Anstand, spricht bei weitem nicht so viel als seine Brüder, ziemlich gut französisch. Er aß und trank bei Tisch ein gut Teil. Seine braune Perrücke à la Cacadou steht ihm nicht besonders." Lord Byron schrieb an Walter Scott, über dessen Dichtungen der Prinz-Regent mit ihm gesprochen hatte: „Er sprach abwechselnd von Homer und Ihnen und schien sehr vertraut mit beiden, so daß Sie in sehr guter Gesellschaft waren. Seine Königliche Hoheit äußerte sich in einem Tone und Geschmacke, welche mir einen sehr hohen Begriff von seinen Fähigkeiten und Kenntnissen gaben, während ich bisher der Ansicht war, als beschränkten sich diese bloß auf vornehme Manieren, worin er übrigens sicherlich jedem lebenden Gentleman übertrifft." Was Byron an dem Regenten, dem sonst viel getadelten Prinzen von Wales rühmt, das klingt um so glaubwürdiger, als der Dichter, zufällig auf einem Ballfeste Seiner Königlichen Hoheit vorgestellt, diese Begegnung ausdrücklich als eine nicht von ihm gesuchte bezeichnet: „Niemals machte ich meine Aufwartung beim Lever; denn da ich die Höfe muhamedanischer und katholischer Souveräne gesehen habe, so war meine Neugier vollauf abgekühlt; und da meine politischen Meinungen so verkehrt sind wie meine Reime, so hatte ich im Grunde auch gar nichts bei Hofe zu suchen." In seiner Antwort an Byron schrieb Scott: „Besonders freut mich die gute Meinung, die der Prinz-Regent von meinen litterarischen Versuchen hegt. Ich kenne ja die Höfe oder Fürsten so wenig, daß ich einen etwaigen Erfolg meiner Schilderungen der Stuarts nur auf Rechnung eines Restes alten jakobitischen Sauerteiges setzen möchte, den ich mit andern Überlieferungen und Sagen in meinen Kinderjahren eingesogen habe. Der Prinz-Regent kann es als einen Glücksfall ansehen, daß er einen litterarischen Zug hat, denn nichts hilft leichter hinweg über die Langeweile der Hoheit und die Beklemmungen der Macht."

Die Herzogin von York, die Tante des Prinzen Wilhelm, schildert Stockmar in seinem Tagebuch als eine kleine lebhafte, gescheite Frau. „Sie ist von den derangierten Verhältnissen des Herzogs (ältesten Bruders des Regenten) vollkommen unterrichtet und sein erster Minister und treuester Freund, so daß kein Schritt ohne sie unternommen wird." Erzählen hörte Stockmar die Herzogin einmal: Ihr Königlicher Herr Papa (Friedrich Wilhelm II) habe sie als Mädchen gezwungen, schießen zu lernen, weil er bemerkt hatte, daß sie eine große Abneigung



Herzogin von York. Friedericke Charlotte, Prinzessin von Preußen. Gezeichnet von C. Cunigham.

dagegen habe. Bei einem großen eingelegten Jagen habe sie nur immer mit geschlossenen Augen geschossen, weil sie das Leiden der angeschossenen Tiere nicht habe sehen wollen. Als ihr dann die Jäger bemerkten, daß sie auf diese Weise durch unsicheres Schießen nur noch mehr Gefahr laufe, den Tieren Schmerz zu bereiten, so sei sie zum König gegangen und habe gefragt: ob er sie für immer vom Schießen befreien wolle, wenn sie einen Hirsch Knall und Fall schieße. Der König versprach, ihren Wunsch zu gewähren, wenn sie zwei Hirsche nacheinander ohne zu fehlen, erlegen würde — was denn auch gelang.

In Brighton nahm der Prinz-Regent Abschied von seinen fürstlichen Gästen, um mit der Genugthuung, sie zuletzt noch in seinem berühmten Pavillon bewirtet zu haben, nach London heimzukehren. Der König fuhr mit seinen Söhnen nach

Dover zurück. Auf der Rückreise wiederholten sich die enthusiastischen Ausbrüche. Als Augenzeuge erzählt Schwerin: wie die Adjutanten, in einem Wirtshause absteigend, drin nicht weiter achten auf das schon gewohnte Rufen und Schreien des sich draußen ansammelnden Volkshaufens. Auf einmal tritt der Wirt mit einem Angstgesicht zu ihnen in die Gaststube, er beschwört sie, auf dem Balkon zu erscheinen, um sich der Menge zu zeigen, denn sein Haus sei sonst in Gefahr, gestürmt zu werden. Ein ander Mal, als sie zum Umspannen halten, fährt ihr Wagen so geschwind weiter, daß sie sich wundern, wie hurtig man hier die Pferde gewechselt hat, bis sie zu ihrer nicht angenehmen Überraschung merken, daß sie von Menschen fortgezogen werden. Vergeblich ihr Einspruch dagegen: sie seien ja nur Adjutanten des Königs. Die Antwort lautet: jeder Preuße müsse so geehrt werden!

In Dover schiffte der König am 26. Juni mittags sich mit seinen Söhnen ein. Nach sechstehalbstündiger Fahrt landeten sie in Calais, jener festen Seestadt an der Meerenge, welche — einst von den Engländern erobert und ihnen nach zweihundertjährigem Besitze wieder von den Franzosen entrissen — der Königin Luise das schmerzliche Gleichnis eingegeben hat, was Englands Königin Maria gesagt habe: in ihrem Herzen, wenn man es öffnen könnte, würde man mit blutigen Zügen den Namen Calais lesen, dasselbe könne sie von Magdeburg sagen, um dessen Rückgabe als der „Burg ihrer Kinder" sie den übermütigen Eroberer in Tilsit vergeblich bat. — Gestern vor sieben Jahren war Friedrich Wilhelm III, jetzt als gefeierter Sieger aus London nach Paris zurückreisend, zum erstenmale auf dem Niemen mit dem nun auf Elba thronenden Napoleon zusammengekommen.

Von Calais fuhr der König inkognito als Graf von Ruppin weiter. Ohne Unfall war die Hin- und Herreise zu Lande und zu Wasser vor sich gegangen; kaum drei Wegstunden hatten sie noch bis Paris: da brach des Königs Wagen in der Gegend von Ecouen, jenem von dem alten Prachtschlosse überragten Flecken, welches Napoleon zum ersten Filiale seines für die Töchter von Offizieren der Ehrenlegion bestimmten Erziehungshauses von Saint-Denis nahm. Der König stieg zunächst in einen Adjutantenwagen, weiterhin in Saint-Denis in eine Mietskutsche, in welcher er am 30. Juni in Paris bei seinem Gesandten Grafen von Goltz vorfuhr. Hier gönnte er sich und seinen Söhnen einige stille Tage nach all dem rauschenden Festgetümmel in England, das nur durch die dortige Sonntagsruhe unterbrochen worden war. Auf seiner Fahrt dort durch die schweigenden Straßen Londons zum Gottesdienste in der Westminsterabtei hatte er bei dem Anblick so vieler Kirchgänger seine Freude ausgesprochen: da könne der Mensch doch mal zu sich selber und zu Hause kommen (zum Gotteshause, meinte er im Sinne Luthers), könne auch die Seele wieder mal stille werden zu Gott. — Einfach blieb der König diesmal in Paris bei seinem Gesandten wohnen, bis er am 6. Juli mit dem Prinzen Wilhelm nach Neufchâtel aufbrach, während der Kronprinz über Brüssel nach Berlin heimkehren sollte.

Nach siebentägiger Fahrt durch die Bourgogne und Franche Comté hielt der König in Begleitung seines Sohnes Wilhelm, am 12. Juli vormittags seinen Einzug in Neufchâtel oder Neuenburg. Wie zufrieden die Neuenburger sich unter dem Zepter der Hohenzollern gefühlt hatten: — „Eh bien, on ira au roi," war

bei ihnen stehende Redensart — wie freudig sie nun ihre Wiedervereinigung mit dem preußischen Königshause begrüßten: augenscheinlich bewies das ihr herzlicher Empfang Friedrich Wilhelms III. Am Thore der am nördlichen Seeufer im Halbkreise aufsteigenden Stadt überreicht ihm der Magistrat unter dem Geläute aller Glocken die Schlüssel von Neufchâtel. Als der König mit seinem Sohne hineinfährt, da sehen sie auf einem freien Platze die Schuljugend versammelt, aufgereiht wie die Orgelpfeifen. Zwei kleine Schweizermädchen treten heran, um den still haltenden Wagen mit einem Gewinde von Laubwerk und Blumen zu behängen. Wer die Kinder sind, fragt der König erfreut von ihrem lieblichen Anblick. „Sire, unsre Kinder," antwortet ein Vater der Stadt, „und so Gott will, sollen sie die Schuld der Dankbarkeit ihrer Eltern bezahlen."

Nicht auf dem alten Schlosse oben auf dem westlichen Vorberge des Jura stieg der König ab, sondern in dem Hause des Präsidenten von Pourtales, in welchem der Staatsrat von Neufchâtel sich zum Empfange Seiner Majestät versammelt hatte. Nachmittags, nach einem Besuche des Militärhospitals, fuhr der König mit dem Prinzen Wilhelm nach dem Dorfe Colombier hinaus. Dort im Pfarrhause bei ihrem Bruder, dem Prediger der Gemeinde, verlebte die Erzieherin der Königin Luise, Demoiselle de Gélieu, ihre greisen Tage in ländlicher Stille. Welch rührende Überraschung für die Matrone, als sie in dem ältern der beiden preußischen Offiziere, die sie in dem Pfarrhause aufsuchen, den König von Preußen erkennt, und er sie dem Prinzen Wilhelm als die frühere Hofmeisterin seiner Mutter vorstellt, deren Andenken die Königin so in Ehren gehalten hat. Lange spricht Friedrich Wilhelm III mit der Greisin, unter deren Augen seine heimgegangene Gemahlin aufgewachsen ist, von ihr in der Furcht des Herrn erzogen. Reiche Gaben läßt er ihr zurück, als köstlichstes Zeichen wehmütiger Erinnerung den Shawl, den die Königin Luise noch kurz vor ihrer Sterbenskrankheit umgehabt, und den der König gleichsam wie einen Talisman im Feldzuge mit sich geführt hat.

Abends nach der Rückkehr von Colombier fuhren Vater und Sohn noch durch die festlich erleuchteten vier langen Straßen, aus denen die Stadt Neufchâtel eigentlich nur besteht. Am 14. Juli führte ein Ausflug zu dem Wasserfall des Doubsflusses (Saut de Doubs) den König und den Prinzen Wilhelm durch Berge und Thäler des Jura, jenes Grenzgebirges zwischen Frankreich und der Schweiz, in welches 1871 das deutsche Südheer die Bourbakische Armee hineindrängen und zum Übertritt auf Schweizer Gebiet zwingen wird, so daß Kaiser Wilhelm aus Versailles nach Berlin an die Kaiserin Augusta telegraphieren kann: es solle wegen dieser letzten entscheidenden Kämpfe Viktoria geschossen werden. — Jenen Wasserfall bildet der von Pontarlier herfließende Doubs gerade beim Überschreiten der Schweizer Grenze, als thue er einen Freudensprung aus Gallien nach Helvetien. Von da fuhr der König mit dem Prinzen Wilhelm in dem rauhen Thale weiter nach den großen Dörfern Le Locle und Chaux de Fonds, den beiden Hauptorten der Neuenburger Uhrmacherei und andrer Kunstgewerbe. Vom felsigen Jurathale bis in die Berge hinauf (sagt eine ältere Beschreibung Neuenburgs) herrscht ein ungemeiner Kunstfleiß: fast jeder

Bauer treibt außer dem Landbau noch ein ersprießliches Gewerbe als Uhrmacher, Gold-, Silber- und Stahlarbeiter, Weber oder Kattundrucker, während Weib und Kind Spitzen klöppeln oder bei der Bienenzucht und dem Weinbau behilflich sind. Zugleich vererbt sich hier noch die gute alte Sitte und Ehrbarkeit, zumal bei Frauen und Jungfrauen ein züchtiges, unbeflecktes Wesen, und es blüht im allgemeinen als Segensfrucht des nüchternen, arbeit- und sparsamen Lebenswandels ein Wohlstand, wie er so reichlich nicht leicht in der übrigen Schweiz anzutreffen sein möchte. Die Uhren von Locle, Chaux de Fonds und ähnlichen Ortschaften werden den Genfer Uhren gleich geschätzt, die Neuenburger Kattune sind gesuchte Artikel, dank dem Glanze und der Wärme ihrer Farben.

Zur Ansicht des Königs hatten die betriebsamen Dörfler die schönsten Erzeugnisse ihres Kunstgewerbes in einem Hause zusammengestellt. Sie überreichten Seiner Majestät etliche der von ihnen angefertigten Uhren; mit dem deutschen Liede von der Glocke hätten sie sagen können: „Ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß.“ Auch dem Prinzen Wilhelm widmeten die heute feiernden Arbeiter eine goldene Uhr, eine ihm immer wert gebliebene Repetieruhr, mit dem Wunsche, daß ihr Schlag dem Königssohne nur Stunden des Glücks wiederholen möge. Zu seiner Verwunderung wird Prinz Wilhelm gehört haben, daß der Ahn dieser jurassischen Uhrmacherkunst nicht einmal ein gelernter Uhrmacher gewesen ist. Ein Dorfschmied war es, der sich getraute, eine güldene Taschenuhr, dazumal noch ein seltenes Erbstück, aus ihrem Stillstande wieder in Gang bringen zu wollen. Achtsam zerlegt der Grobschmied die feinen Glieder des lahmen Uhrwerkes, merkt dabei auf jedes Federchen, Rädchen und Stückchen und setzt die auseinandergenommenen winzigen Bestandteile richtig wieder in Zusammenhang und gelenke Bewegung. Als ihm dies Kunststück gelungen ist, geht er herzhaft daran, selber eine neue Uhr zu machen, nimmt seine Söhne und andre Dorfjungen in die Lehre und wird so der Stammvater des blühendsten Geschäftszweiges in dem felsigen Hochthale, während auf dem wasserarmen, trockenen Boden da kaum die Halmfrüchte, geschweige Baumfrüchte zur Reife gelangen.

Von Chaux de Fonds, einem gewerbreichen Wupperthale in seiner Schweizer Art, kamen der König und Prinz Wilhelm wieder nach Neufchâtel. Dort folgten sie am nächsten Abend der Einladung zu einem Balle, dessen Saal eine Musterkarte eigenartiger Volkstrachten vor ihnen entrollte. Herr von Pourtales deutete ihnen die von der Gesellschaft als Festschmuck angelegten Zeichen und Farben der verschiedenen Kantone. Wenn Kleider Leute machen, so erschienen in den tanzenden Gruppen hier lebende Abbilder von Orten und Leuten des höchsten Gebirgslandes Europas, wo nunmehr nach dem Sturze Napoleons, der ja auch zwölftausend Schweizer mit in seinen russischen Feldzug getrieben hatte, die Mehrzahl auf Nimmerwiedersehen, die alte Eidgenossenschaft wiederhergestellt werden sollte, um ein Bollwerk gegen Frankreich zu bleiben.

Unter den Schweizer Trachten jenes kostümierten Balles sprang die der Bernerinnen als eine der schönsten in die Augen. Ihre anmutigen Urbilder erblickte Prinz Wilhelm in den nächsten Tagen, als der König mit ihm von Neufchâtel weiter reiste, über das uralte Thun und Bern in das Oberland. In

einer leichten Halbkutsche zusammen mit dem Vater, der die Majestät wieder als Graf von Ruppin verschleiert, und dem Präsidenten von Pourtales, ihrem Geleiter, fährt Prinz Wilhelm am 16. Juli durch das Grindelwaldthal. Zum erstenmal sieht er dies großartige Alpenthal mit seinen vom Berner Eismeere tief herabwallenden Gletschern. Dort steigen sie im Pfarrhause des hohen Dorfes Grindelwald ab, und nach kurzer Erfrischung besuchen sie noch am Abend ihrer Ankunft den untern der beiden Grindelwaldgletscher. Am nächsten Tage, einem Sonntage, folgen sie dem Glockenrufe in die Dorfkirche. Nach dem Gottesdienst werfen sie einen Blick auf die reichen Matten und die dort weidenden Herden; nachmittags reisen sie weiter über Interlaken nach Brienz, wo sie übernachten. Am Montag verweilen sie in dem stundenlangen Ober-Haslithale bei seinen prächtigen Wasserfällen und Gletschern. Am Dienstag sind sie wieder in Interlaken zwischen dem Brienzer und Thuner See, suchen in dem hohen Lauterbrunner Thale den bergetief herabstürzenden Staubbach auf und treten die Rückreise nach Bern an. Während ihres mehrtägigen Aufenthaltes in der alten Aarstadt besahen sie auch die mit Wehr und Waffe ruhmreicher Vorzeit gefüllte Rüstkammer, harrten aber beim Sonnenuntergang vergeblich des Anblickes des Alpenglühens auf der Terrasse hinter dem gotischen Münster hoch über dem aus dem Thuner See das Land herabströmenden Aar.

Von Bern reisten sie über Basel, Freiburg, Karlsruhe und Darmstadt nach Frankfurt am Main. Hier kam der Graf von Ruppin in Begleitung seines Sohnes am 28. Juli an; trotz des strengen Inkognito des Königs konnte Prinz Wilhelm abends sehen, wie die Stadt ihre helle Freude aus tausend Fenstern strahlen ließ. Vor acht Monaten war Friedrich Wilhelm III als Sieger unbemerkt in Frankfurt eingefahren, mit ihm der von Breslau „nur auf sechs Wochen“ abgeholte Sohn; jetzt auf der Heimkehr nach Berlin wollte der König unerkannt drei Tage hier verweilen. Mit ihm wieder der Prinz Wilhelm — hier, wo des künftigen deutschen Kaisers Mutter einst als fürstliche Jungfrau seine beiden letzten Vorgänger hatte krönen sehen.





Das Brandenburger Thor in Berlin.

Zehntes Kapitel.

Die Heimkehr und der Einzug mit der Viktoria.

Der Kronprinz war von Paris über Brüssel bereits in Berlin eingetroffen. In Amsterdam hatte ihn Niebuhr gesprochen, im Frühjahre vom König nach Holland gesandt, um dort mit englischen Beauftragten die ferneren Subsidiengeschäfte abzumachen. Aus dem Haag schreibt Niebuhr in einem Briefe vom 17. Juli 1814: „Der Kronprinz und noch zwei Prinzen von Preußen waren vorige Woche in Amsterdam, und mit ihnen zwei unsrer lieben Freunde, ihre Adjutanten Röder und Hedemann. An dem Kronprinzen habe ich wieder recht meine Freude gehabt. Sein Verstand und seine Lebendigkeit ziehen ihn zu den ausgezeichnetsten Menschen hin, aber sein wirklich edles Herz noch weit mehr zu den reinen Menschen.“ — In Ansehung der damaligen holländischen Zustände bemerkt Niebuhr: „Man fährt zwischen den großen Städten sehr schnell, und die schon vom König Louis angefangenen Chausseen von Ziegelsteinen sind von Bonaparte teils vollendet, teils neu angelegt. Auf diesem Wege gehen sie bis an die Maas, und südlich von der Maas fängt eine auch schon beinahe ganz ausgeführte Pflasterstraße an, welche sich an die Brabanter anschließt. Die Werke, welche Bonaparte angelegt hat, sind in der That erstaunlich; sie beweisen,

was der Despotismus eines rastlosen Menschen ausführen kann, welcher ohne Schonung alle Mittel aufbietet. Seine Hauptwerke in Holland sind die in anderthalb Jahren vollendeten unüberwindlichen Festungen am Helder, bei denen man aber auch nicht vergessen muß, daß nicht allein der Bauer weit und breit Spanndienste thun mußte, sondern daß auch die gefangenen Spanier bei Tausenden daran arbeiteten. Die Mauersteine der Chaussee nach Utrecht sind größtenteils von Häusern, welche die Eigentümer aufgaben, weil sie die Grundsteuer nicht mehr bezahlen konnten, und wofür der Staat zu keinem Preis einen Käufer fand." — Unter den holländischen Offizieren, mit denen Niebuhr einmal an der Wirtstafel speiste, hatten einige unter den Franzosen gedient; sie schwadronierten noch von ihren Feldzügen und Einquartierungen in Deutschland. „Diese holländische Armee ist etwas höchst Trauriges, ohne alle moralische Würde, abgesondert von der Nation (so daß man zu Amsterdam nie Offiziere in Gesellschaften sieht, und ins Militär zu treten nur für die Zuflucht eines, der sonst zu nichts tauge, angesehen wird), gering geschätzt von ihr selbst; und doch ahnet das Volk nicht, daß solch' eine Armee kein Schutz für sie ist, daß sie sich aufraffen und sich wehrhaft machen müsse. — Man hat keinen Begriff von der allgemeinen Kraftlosigkeit. Die lange Unterwürfigkeit hat den Egoismus aufs äußerste getrieben. Eine Hauptsorge bei manchen ist, daß England, entschlossen, daß der Negerhandel aufhören solle, den es für sich seit sieben Jahren abgeschafft hat, darauf dringe, daß alle Staaten sich dazu verpflichten. „Sehen Sie," sagte mir ein Pflanzer, „es ist wie mit den Zuckersiedereien, mit den Glasarbeiten u. s. w. Dabei können ja die Arbeiter nicht alt werden, ebenso ist es mit unsern Negern in Guyana. Sie können es nicht lange aushalten. Und wir halten ja nur zwei Weiber auf fünf Männer. Herr Jesus, so sollen nicht allein alle die schönen Gegenden wüste bleiben, wo so viele tausend Oxhöfte Zucker gewonnen werden könnten, sondern auch die alten Plantagen sollen in Verfall geraten! Wenn Spanien nicht mehr Neger einführen kann, wie soll es mit den Bergwerken ferner gehen, die nur mit Negern bearbeitet werden? Soll das Geld in der Erde bleiben?" — Also lieber Millionen Mitmenschen unter die Erde gebracht zum Nutzen eingefleischter Krämerseelen und Seelenverkäufer! Und wer war es, der im englischen Parlament den nachhaltigen Anstoß gab zur Abschaffung des Sklavenhandels? William Wilberforce, der Verfasser des in fast alle gebildeten Sprachen Europas übersetzten Buches vom praktischen Christentum, einer der Gründer der englischen Bibelgesellschaft zur Verbreitung des Wortes Gottes in der bonapartistischen Kriegszeit, in welcher der moderne Cäsar das ihm als die Vorkämpfer des Germanentums verhaßte England und Deutschland zu Boden zu schlagen gedachte. —

Der Kronprinz wollte nicht eher als der König nach Berlin zurückkehren. Nach seiner Ankunft in Potsdam läßt er die alte Oberhofmeisterin bitten, auf ein paar Tage hinüber zu kommen, um dort Seine Majestät mit zu empfangen. Ihr Tagebuchblatt vom 28. Juli berichtet: „Nach Potsdam gefahren, dann nach Sanssouci, wo ich die Königlichen Kinder (ausgenommen den jungen Prinzen Wilhelm) beisammen fand, den Kronprinzen sehr gewachsen, sehr liebenswürdig

und anscheinend erfreut, mich wieder zu sehen. — 26. Juli. Es kam die Nachricht, daß der König erst am 4. (August) eintreffen würde, und da ich mich schwach und krank fühlte, fuhr ich nach Berlin zurück. — 2. August. Gegen Abend fuhr ich wieder nach Sanssouci. Die guten lieben Prinzeßchen hatten große Freude mich zu sehen, was mich sehr rührte. — 3. August. Großes Dejeuner und großes Diner zu Ehren des Geburtstages des Königs. Ich sage immer, er werde heute doch noch kommen, und wirklich kam er auch am Abend noch an; doch konnte er nicht mehr hier heraus (aus dem Schlosse in Potsdam) nach Sanssouci fahren. Es war ein Ball in der Stadt, den auch die Prinzessinnen besuchten."

Ein Ball zu Königs Geburtstag und zugleich zu Ehren des heutigen Einzuges der Garden, der „Potsdamer Wachtparade"; sie hatten diesem alten französischen Witz gegen die großen blauen Kinder des „Soldatenkönigs" neuerdings den Stachel abgebrochen in der Pariser Schlacht. Und heute abend, nach dem Einmarsch der heimkehrenden Sieger, treten nicht nur die Königlichen Prinzessinnen mit den Offizieren zum Festreigen an; auch die aufgedonnerten Dienstmädchen Potsdams, die den ersehnten Garden vormittags eine Fahne dargebracht haben, wirbeln auf dem Tanzboden stolz mit den unbetreßten Soldaten. Auf einmal verlautet es in den tanzenden Hofkreisen: der König und der Prinz Wilhelm sind angekommen. Augenblicklich brechen der Kronprinz und die Prinzessin Charlotte aus dem Ballsaale nach dem Schlosse auf, um den Vater und den Bruder zu begrüßen.

Der König war vorgestern mit dem Prinzen Wilhelm von Frankfurt weiter nach Weimar gereist, hatte gestern in Leipzig übernachtet und heute in Wittenberg gespeist. Man glaubte nicht anders, als er wollte heute sein letztes Nachtquartier vor Potsdam nehmen und morgen erst dort eintreffen. Nach Tische hieß er wider Erwarten frische Pferde vorspannen, stieg in den Wagen und fuhr in Begleitung des Prinzen Wilhelm ohne weitern Aufenthalt heute noch die achtehalb Meilen von Wittenberg nach Potsdam. So trieb ihn sein Vaterherz heute doch noch zu den Kindern, die er vor drei Vierteljahren in Breslau zum letztenmale gesehen hatte. Beim Wiedersehen seiner ältesten Tochter mag auch der König empfunden haben, was einige Wochen früher die Oberhofmeisterin nach einem Besuche in Sanssouci ihrem Tagebuche anvertraut hat: „Ich fand Prinzeß Charlotte wirklich allerliebst, körperlich und geistig noch von neuem zu ihrem Vorteile verändert, was ich ihr auch sagte." So geradezu aber wird



Rückkehr des Königs und des Prinzen Wilhelm.

er es ihr nicht gesagt haben, der zarten Knospe seiner vom Sturm gebrochenen schönen Königsrose: denn weniger in Worten als in Zeichen und Werken seiner Vaterliebe ist dem schweigsamen König das volle Herz gegen die Kinder übergegangen. Dagegen lautes Erstaunen hörte Prinz Wilhelm in den freudigen Ausrufen seiner Geschwister: wie sehr er gewachsen sei, wie gesund und stark er aussehe, gar nicht mehr so schmächtig, als er in Breslau von dem Vater mit ins Feld genommen worden. Und auf der augenscheinlich breiteren Brust des jungen Majors die beiden im feindlichen Feuer verdienten Kreuze, das eine an dem schwarzweißen preußischen Bande, das andre an dem gelbgestreiften schwarzen russischen; dazu die Kriegsdenkmünze für 1814, dem Prinzen nach seiner Ankunft in Potsdam überreicht durch den Präses der Generalordens-Kommission, Generalleutnant von Diericke, jenen im Frühjahre 1809 ernannten militärischen Obergouverneur des Kronprinzen, welcher noch von Stein dazu vorgeschlagen war, um die bis dahin von Delbrück vorzugsweise ästhetisch gerichtete Erziehung des Thronerben in eine mehr militärische umzuwandeln. Beide Königssöhne hatten nun, eben in den Jahren der Entwickelung ihrer Kräfte, sich herzhaft im Feuer des Krieges erprobt, der ältere namentlich bei Groß-Görschen, der jüngere bei Bar-sur-Aube. Ranke hat den heimkehrenden Kronprinzen geschildert: „Als ein Knabe war er gegangen; als ein junger Mann, der die Welt gesehen und den großen Entscheidungen beigewohnt hatte, kam er zurück." Das kennzeichnet auch den heimkehrenden Prinzen Wilhelm und wohl in desto höherem Grade, je jünger er sich die Sporen verdient hatte.

Ihre freudige Nachhausekunft bedeutete für die fürstlichen Brüder zugleich den ernsten Fortgang ihrer durch den Feldzug und die nachherigen Reisen unterbrochenen Studien. Schon am nächsten Tage (4. August) gab der König dem Prinzen Wilhelm einen neuen Gouverneur. Es war der Oberst von Brause. Über ihn, den drei Jahre darauf zum Kommandeur der reorganisierten Kadettenanstalten ernannten, 1836 als Generalleutnant und Direktor der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin verstorbenen Gouverneur des Prinzen Wilhelm, den Nachfolger Pirchs und Minutolis, schreibt der General Ludwig Freiherr von Wolzogen in seinen Memoiren: „Mein Freund, der damalige Oberstleutnant, spätere General v. Brause, hatte mir schon in Paris die Proposition gemacht, den Königlichen Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich, Neffen des Königs, Unterricht in der Kriegskunst zu geben, worauf ich natürlich mit Freuden einging und nicht säumte, mich zu diesem Zwecke, sobald seitens des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg und des Kriegsministers von Boyen die Genehmigung des Königs hierzu eingeholt war, nach Berlin zu verfügen. Der Unterricht bei den Prinzen wurde bald begonnen und hatte guten Fortgang; wenigstens schienen mir meine Schüler sehr zugethan zu sein und waren auch eifrige Zuhörer meiner Vorträge. Mit dem Kronprinzen las ich: „L'histoire de mon temps" von Friedrich II und knüpfte an diese Lektüre die Regeln der Kriegskunst in besondern Unterrichtsstunden, an welchen in der Folge auch noch die Generale von Natzmer und von Alvensleben, sowie der Adjutant des Prinzen Friedrich, Rittmeister von Meerheimb vom Regiment Garde du Corps teilnahmen. Inzwischen erhielt ich

bald auch noch anderweitige Beschäftigung. Das Berliner Kadettenhaus befand sich damals in einem sehr desolaten Zustande, und der König ernannte deshalb unter dem Vorsitze des Generalleutnants von Diericke, eines alten braven Kriegers, eine Kommission, welche die Aufgabe hatte, einen Plan zur Reorganisation dieser Anstalt zu entwerfen. Zu Mitgliedern derselben wurden der Staatsrat Süvern aus dem Kultusministerium (bekannt durch seine von der Königin Luise so eifrig studierten Königsberger Geschichtsvorlesungen) und ich ernannt. Diericke überließ uns beiden die Ausarbeitung des Entwurfes, und Süvern übernahm nun den eigentlich wissenschaftlichen Teil davon, während mir die Organisation und Umgestaltung des Korps in militärisch-administrativer Rücksicht zufiel." — Späterhin setzte der König eine andere Kommission nieder, unter dem Vorsitze des Herzogs Karl von Mecklenburg, die (schreibt Wolzogen weiter) viele meiner Vorschläge annahm und, was das Beste war, den würdigen General von Brause zum Chef der Anstalt vorschlug, dessen Ernennung der König am 12. September 1817 vollzog."

Gleichzeitig mit der Ernennung des Obersten von Brause zum militärischen Gouverneur des Prinzen Wilhelm berief der König dessen frühern Lehrer, Ludwig von Reiche, dem Kronprinzen Unterricht in der Kriegskunst zu erteilen. Reiche, der von 1810 bis 1813 als damaliger Kadettenoffizier den Prinzen Wilhelm, namentlich in der Befestigungskunst, im Terrainaufnehmen und militärischen Zeichnen mit so gutem Erfolge unterwies, daß der dankbare König ihn, den bisherigen Stabskapitän (eine späterhin nicht mehr bei der Armee bestehende Charge) zum wirklichen Kapitän und Kompaniechef im Kadettenkorps beförderte. Reiche hatte beim Ausbruche des Befreiungskrieges um Anstellung bei der aktiven Armee gebeten. Darauf in den Generalstab versetzt, zunächst zur Dienstleistung beim General York, der eben auf dem Marsche nach Berlin war, hatte er in der Freude seines Soldatenherzens, unter dem gefeierten Heerführer zu dienen, seiner in der üblichen knappen Form abgestatteten Meldung warm hinzugefügt, daß er sich beeifern würde, sich seine (Yorks) Zufriedenheit zu verdienen, darauf aber von dem General die kalte Antwort bekommen: „Das wird sich zeigen." Und er zeigte es. Nach der Einnahme von Paris wurde Reiche, noch nicht ein volles Jahr Major, von dem mit seinen Leistungen im Kriege unter York und Bülow zufriedenen König außer der Tour zum Oberstleutnant befördert, zum Chef des Generalstabes Borstells ernannt und wenig Monate darauf nach Berlin als Lehrer des Kronprinzen befohlen. „Der Kronprinz," schreibt Reiche, „damals schon neunzehn Jahr alt, mithin über die ersten Studien des Unterrichtes hinaus, hatte in seiner Genialität und überreichen Phantasie sich ganz in das Gebiet der Kunst und Altertümer geworfen, welche Neigung von seinen frühern Lehrern und Erziehern nur zu sehr genährt wurde. Daher zu befürchten stand, daß das Kriegswesen eigentlich wenig Reiz für ihn haben würde." Diese Befürchtung sprach der General von Borstell unverhohlen gegen Reiche aus, ihn auffordernd, des Thronerben Aufmerksamkeit scharf auf die Notwendigkeit des kräftigen Wehrstandes des Landes und der Nation zu richten, ihn auch in der wahrscheinlich schon Wurzel fassenden Abneigung gegen den Krieg zwar zu bestärken, ihm doch aber auch, wenn das nötig sein

sollte, Kriegsfeuer einzuhauchen, damit, wenn der Krieg zur Ehre und Sicherheit geführt werden müsse, rücksichtslos frisch und klug darauf losgegangen werde, und das Volk bei einem künftigen Nationalkriege seinen Thronerben oder König nirgends vermisse. — Reiche ist am 16. September 1814 abends in Berlin angekommen. „Es war mir sehr angenehm, (berichtet er weiter) den König, der zwei Tage darauf nach Wien zum Kongresse abreiste, noch in Berlin anzutreffen, um seine Intention wegen des Unterrichts des Kronprinzen zu erfahren. Viel erfuhr ich allerdings nicht, wie es überhaupt nicht in der Weise des Königs lag, sich weitläufig auszulassen. Seine Worte in dieser Beziehung waren, als ich mich bei ihm meldete: „Der Kronprinz, nun schon mitgewesen, weiß schon ungefähr, wie es im Kriege hergeht, hilft immer etwas; das Detail nicht verachten!"

Prinz Wilhelm, der ja nun auch schon mitgewesen war, empfing ebenfalls den fortgesetzten Unterricht Reiches, und der vom König erprobte Militärlehrer erfreute sich von seinen Zöglingen aufs neue unverkennbarer Beweise wahrhafter Zuneigung und Anhänglichkeit. Es war bei Reiche, so hat der Kronprinz sich einmal geäußert, nichts von Dressur, kein mechanisches Abrichten, nein, ein lebendiges, durch eigene Kriegserfahrung genährtes Wissen und animierendes Mitteilen. Kein Schulfuchs in Uniform, gab er doch seine Stunden pünktlich, ohne akademisches Viertel und bis zum Schlage. Reiche ist, wie er selbst andeutet, von der Ansicht ausgegangen, daß es bei Prinzen, die wie hier, würdig ihrer hohen Ahnen, für den höchsten Standpunkt bestimmt seien, mehr auf den Geist und das Wesen des Krieges und der Kriegführung ankomme, als auf die Einzelheiten, die sie zwar kennen und verstehen müßten, deren Handhabung aber den untern Stellen obliege. Der Lehrer müsse in der Kriegsgeschichte und in der Geschichte der Schlachten bewandert und gründlich darin eingedrungen sein, um aus den Ereignissen die beständig wahren Grundsätze der Kriegskunst und deren richtige Anwendung herzuleiten, dabei auch den Einfluß würdigen zu lehren, den die Verpflegung der Truppen, die Hilfsquellen des Landes, die Beschaffenheit und Eigentümlichkeit des Kriegstheaters und des Terrains, der Charakter und Unternehmungsgeist der Heerführer, die Güte und Tüchtigkeit der Truppe, der Volksgeist und die politischen Verhältnisse auf die auszuführenden Kriegsoperationen äußern. Sei der Lehrer in der Kriegskunst sich darüber klar geworden und in dem Gebiete, auf dem er sich bewegen solle, zu Hause, so werde er am geeignetsten einen reichhaltigen Feldzug eines bewährten Feldherrn herausheben und diesen mit seinen Zöglingen nach den verschiedenen Beziehungen und Richtungen speziell durchgehen und zerlegen, womöglich auch das bezügliche Kriegstheater und die Schlachtfelder besuchen, auf denen die entscheidenden Kämpfe ausgefochten worden.

Bis ihn der König nach Berlin berief, stand der Oberstleutnant Reiche in Aachen und Krefeld, dem Hauptquartier Borstells. In seinen Aufzeichnungen preist er Aachen als die uralte, an ehrwürdigen Erinnerungen reiche Kaiserstadt, wo Karl der Große in seiner byzantinischen Kapelle ruht, beigesetzt in dem härenen Gewande unter dem kaiserlichen Ornate, das Szepter in der Hand, um die Hüfte das Schwert und die Pilgertasche, auf den Knieen das goldene Evangelienbuch,

auf dem Haupte ein Stück des heiligen Kreuzes: so der tote Kaiser, wie ihn Otto III in der eröffneten Gruft noch gesehen haben soll: sitzend auf dem weißen Marmorstuhle, dem Erzthrone, auf welchem nachher die in Aachen gekrönten deutschen Kaiser und Könige zum Gruße der Fürsten saßen.

Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt
Umstanden die Sieben den Herrscher der Welt.

Hätte die Decke, durch welche Gott die kommende Zeit der Gegenwart verbirgt, nicht auch vor dem Gesichte des Lehrers der beiden Königssöhne gehangen, welche Wonne für ihn, den dereinstigen Kaiserglanz des jüngeren seiner erlauchten Zöglinge zu schauen! Und Prinz Wilhelm selbst, als er am 7. August 1814 mit dem im Kriegsglück so bescheidenen König an der Spitze der Garden in Berlin einritt, durch das eichenbelaubte Brandenburger Thor die Linden entlang hin zum Siegesaltar, den die Stadt im Lustgarten zwischen dem Dome und dem Schlosse erbaut hatte: da ist er, der dem Vater ja auch in der edlen Schlichtheit Seiner Majestät ähnliche Sohn, damals ein siebzehnjähriger Jüngling, gewiß nicht auf die stolze Vermutung gekommen, daß er dereinst als greiser Preußenkönig und deutscher Kaiser diese große Siegesstraße ziehen werde. Ein Sonntag war jener 7. August, der Tag, der übers Jahr den von Elba entwichenen Napoleon nach St. Helena abfahren sehen wird. Heute, im Stern des Tiergartens Berlins, harren des von Charlottenburg herkommenden Königs seine „mitgewesenen Söhne“ und die andern Prinzen, der in Paris gefürstete Feldmarschall Blücher und die gegraften Heerführer, denen und der Armee allein zu Ehren Friedrich Wilhelm III gestern, als er ganz unerwartet von der Pfaueninsel nach Berlin gefahren und still auf einige Stunden in seinem Palais abgestiegen ist, die prächtigen Zurüstungen der Stadt zum festlichen Empfange gebilligt hat, für seine Person jede Ovation abwehrend: denn sein Volk und Land, sowie die Hauptstadt hätten in den letzten schweren Jahren durch ihre freudig dargebrachten Opfer ihm so viel rührende Beweise der Liebe und treuer Anhänglichkeit gegeben, daß diese seinem Herzen lieber seien, als alle andern Zeichen, zumal gar so prachtvolle, wie er sie nun einmal nicht leiden könne. Und wer könne wissen, was noch kommen könne. Sei es dabei aber nur auf Dankeszeichen des befreiten Vaterlandes für das brave Kriegsheer und dessen ruhmreiche Führer abgesehen, so werde er, der König, gern der Erste sein, dies Dankgefühl zu würdigen und zu teilen. Dies voraussetzend, wolle er auch die pompösen Zurichtungen zu morgen gutheißen. Einiges allerdings wünsche er anders, zumal an den beiden Triumphsäulen da, die man ihm zwischen seinem Palais und dem Zeughause gerade vor die Augen gesetzt. Gewiß gut gemeint. Aber jedenfalls müsse das große N an den aufgestellten hölzernen Kanonen verschwinden, die ja doch wohl Trophäen bedeuten sollten. Er finde das ganz unpassend. Man solle dies N wenigstens durch Laubgehänge verdecken. Zum Einzuge selbst werde er morgen die kommandierenden Generale, so viel ihrer sich eben in Berlin befänden, an seiner Seite versammeln, vor allen den Feldmarschall Blücher, um mit ihnen die Garden gleichsam als Repräsentanten der gesamten Armee in die Hauptstadt einzuführen.

Darauf beziehen sich jene Zeilen, welche die Oberhofmeisterin in Potsdam nach der Heimkehr Seiner Majestät in ihr Tagebuch geschrieben hat: „Der König ist wunderbarer Weise ein sehr viel schönerer Mann geworden. Leider aber war er heimlich in Berlin gewesen, hatte alle Vorbereitungen zu seinem Empfang zu ostentiös gefunden und alles zu viel — das Zeughaus, das so besonders verziert war, hat er ganz abräumen und seines Schmuckes entkleiden lassen und sehr gescholten." Zum freudigen Willkommen überreichte sie ihm „eine schöne Tasse mit dem Bild des Brandenburger Thores auf der Obertasse und der Viktoria, die uns die Franzosen genommen hatten, und dem Bild von Culm, auf der Untertasse, dazu einen Präsentierteller von Vermeil."

Zugleich mit des Königs Einzug in Berlin durch das Brandenburger Thor sollte auf dessen säulengetragenem Giebel die wiedereroberte Siegesgöttin wie aus einem Zelte hervortreten. Bald acht Jahre waren es her, seit Napoleon in Berlin die Viktoria da oben hatte wegnehmen lassen, um sie seiner alten Garde als Trophäe zu schenken. Zunächst zur Einpackung ins Zeughaus geschafft, wurde sie am 21. Dezember 1806 mit ihrem Viergespann, stückweise in zwölf Kisten, zu Wasser über Hamburg nach Paris gesandt, zusammen mit einer Schiffsladung von noch sechsundneunzig Kisten voll ausgesuchter Kunstschätze und Kostbarkeiten aus den Schlössern und Gärten in Berlin und Potsdam; eine zweite Ausfuhr aus des Königs Palais in Berlin, dem Schlosse in Charlottenburg und der Bildergalerie in Sanssouci folgte im Frühjahre 1807. Die entführte preußische Viktoria wurde von Napoleon hoch angesehen. Er sprach davon, eigens einen Triumphbogen in Paris zu bauen, auf dem sie mit ihrem Wagen und den vier Streitrossen davor prangen sollte zur „gloire" Frankreichs. Hinterher ließ er dies stolze Vorhaben fahren und wollte sie zum Hohne des Brandenburger Thores dem Pariser Thore Saint-Denis als Hauptschmuck aufsetzen. Aber noch in Bruchstücken lagen Figur, Wagen und Pferde in ihrem Gewahrsam, dem Hôtel des menus plaisirs in der Rue possonière, als die Preußen in Paris sich ihre Viktoria wiederholten. Ihre Heimfahrt mit den von der Seine nach dem Rheine wiehernden Rossen glich schon unterwegs einem Triumphzuge, sobald sie bei Düsseldorf über den deutschen Strom gesetzt war, als Symbol des befreiten Vaterlandes begrüßt mit Glockengeläute, Freudenschüssen und Jubelgeschrei. Wie auf einer Wallfahrt strömten die Leute auf dem rechten Rheinufer herbei, sie spannten die Pferde von der nach Berlin gerichteten Deichsel und zogen die Lastwagen mit den Kisten, welche das Kleinod noch unter Deckel hatten, nach Düsseldorf hinein. Vier Meilen weiter ging ihr ein Heroldsruf des Bürgermeisters von Elberfeld voraus: „Mitbürger! Wir begrüßen heut (12. Mai 1814) in unsern Mauern jenes Heiligtum, einstens die Zierde der schönen Stadt Berlin, welches ein übermütiger Feind nach der Hauptstadt Frankreichs geschleppt, von wo aus Despotie und Unglück über die Menschheit gebracht wurde. — Diese Siegestrophäe, wieder errungen von unsern Brüdern, trifft heut aus Paris ein. Laßt uns unsre Freude an den Tag legen, daß Deutsche ein Heer stolzer Fremdlinge gedemütigt haben, die auch uns jahrelang tyrannisierten."

Vom grünen Rhein ging die fröhliche Heimfahrt weiter bis zur blauen Havel und weiter durch den Grunewald nach dem Königlichen Jagdschlosse am See, dessen Bauherr Kurfürst Joachim II auf dem alten angemalten Basrelief gleich neben der Thür abgebildet ist, wie er seinem Baumeister Theiß nach Rittersitte den Becher zum Willkommen reicht. Er, der einst als Erzkämmerer des Reiches dem Kaiser die goldene Krone auf das Haupt setzte, heute hätte er der wiederkehrenden Brandenburger Viktoria einen Freudenkelch kredenzen können. Denn hier in dem Jagdschlosse Grunewald (zwei Meilen vor Berlin) wurde die Siegesgöttin vorläufig einquartiert: geschickte Hände fügten die Bruchstücke der Gruppe wieder zum Ganzen, rüsteten die Viktoria mit der Lanze, auf welcher sie nun das eiserne Kreuz tragen sollte, dies heilige Zeichen in einem Eichenkranze und überschwebt von dem gekrönten Adler, nicht mehr die vorigen antiken Attribute: Helm, Panzer und Schild. Wie ein geweihter Hain mochte der märkische Grunewald mit seinen alten Kiefern und Buchen, wie ein verzaubertes Schloß mochte das Jagdhaus dort am See vielen Berlinern vorkommen, als sie vergeblich hinauswanderten, um die lange Vermißte wieder zu sehen. Verhüllt fuhr die Viktoria in einer Riesenlade von jenem Jagdschlosse aus nach Berlin; nur mit dem Aufgebot drei- und vierfacher Vorspann vermochte man das wuchtige Gestell auf den die Sandwege furchenden Rädern vorwärts zu bringen. Es war in den Vortagen des Geburtsfestes des Königs, da wurde die Siegesgöttin wieder auf den obersten Querbau des Brandenburger Thores hinaufgehoben, von starken Armen zu ihrem alten Ehrenplatz empor, vorn unter ihrem Triumphwagen im mittlern Durchgang, dem breitesten der Kolonnade, vorn an der Stirn der Attika jenes große Basrelief, welches nach der Zeichnung von Rodes Meisterhand den Frieden als die Segensfrucht des Sieges vor Augen stellt. Aber noch an des Königs Geburtstag hielt die Siegesgöttin mit ihrem Viergespann unsichtbar in ihrer zeltförmigen Umkleidung, als hätte sie sich, weil der König nicht zu dem gefeierten 3. August gekommen war, schmollend wie Achilles in ihr Zelt zurückgezogen, während das Basrelief an dem Säulengebälke den deutschen Achilles zeigte, wie er, der Kurfürst Albrecht und zweite Stammvater der Hohenzollern in Brandenburg, eine feindliche Fahne im heißen Kampfe mit eigener Hand erbeutet, seiner Schar voran sich mit der Lanze und, als sie gesplittert, mit dem Schwerte die Siegesbahn brechend zu dem Banner.

Nicht eher als beim Einmarsch der von dem König und seinen Feldherren eingeführten Krieger sollte die Viktoria wieder vor aller Augen erscheinen. Draußen vor dem Thore, wo die Heerstraße von Charlottenburg durch den Tiergarten nach Berlin mündet, ragten heute (Sonntag 7. August) in weitem Halbkreise noch zehn dorische Säulen, unter einander und mit der Thorkolonnade zusammenhängend durch doppelte Ketten von Eichenlaub; jede dieser 42 Fuß hohen Säulen auf einem Stuhl mit erzfarbigen Adlern an den Ecken, und auf jedem Säulenknauf oben eine Viktoria, in jeder Hand einen Lorbeerkranz zum Gruße der einmarschierenden Krieger. Dazu auf jeder Säule in halber Höhe stahlblaue runde Schilde, dahinter aufgesteckte Fahnen mit dem schwarzen Adler auf dem Panierstabe und einem Lorbeerkranz im weißen Fahnentuche, und auf jedem Schilde wie

im funkelnden Sternenkreise der Name einer Schlacht des Befreiungskrieges. Welch ein Moment — unvergänglich jedem Augenzeugen, und Prinz Wilhelm war Augenzeuge — als nun der König vom Sterne herwärts reitet. Mit ihm seine Söhne und die andern Prinzen, der Feldmarschall Fürst Blücher, die Grafen Bülow, Tauentzien und die gesamte Generalität, des Kriegsherrn gewärtig, dort auf jenem von Friedrich dem Großen mit Bildsäulen besetzten Rundplatze, der vor dem Schloßgarten von Bellevue die sechs von ihm auslaufenden Alleen wie lebendige grüne Strahlen weithin von sich zu werfen scheint. Sobald die am Thore aufgestellten Truppen den König zu Gesichte bekommen, hört er sich von tausendstimmigem Hurra begrüßt. Und unter diesem Hurra wie unter rollendem Donner fällt die leinene Hülle auf dem Gipfel des Thores, und siehe, da steht sie plötzlich wieder auf ihrem Streit- und Siegeswagen, die „uns geraubte, tot uns geglaubte“ Viktoria, das eiserne Kreuz hoch haltend, das hehre Zeichen, in welchem König und Vaterland gesiegt haben. Die Feststimmung jenes Sonntags, des herrlichsten, der bis dahin dem Brandenburger Thore leuchtete, klingt in den Worten nach, welche Stägemann der von Paris nach Hause gefahrenen Siegesgöttin in den Mund legt:

So kehr' ich heut, umjauchzt von frohen Reigen,
Zur süßgewohnten Heimat kehr' ich wieder!
Und aus den Wolken tönt, es tönt von Zweigen,
Und aus dem Rasen steigt der Duft der Lieder!
Sei denn gegrüßt, Erwählte von den Städten,
In Südens Balsamstauden nicht gebadet,
Doch von des Doppelpurpurs Majestäten,
Von Glaub' und Mut in schwerer Zeit begnadet —
Denn als der Zorn des Korsen uns geschieden,
Da ließ ich meine Schwester dir, die Ehre,
Ein rächend Schwert aus jedem Arm zu schmieden,
Aus jedem kühnen Wort zehntausend Speere.
Und nie, vernimm! nie werd' ich von dir weichen,
Nie wird die Faust erobernder Barbaren
Zum zweitenmal mein strahlend Haupt erreichen,
So lange Friedrichs Banner vor den Scharen
Der Landwehr flammt, des Siegs lichtfarben Zeichen,
Der Waffenblitz in tapfrer Wacht des Aaren.
Vom Geist bewaffnet sind die Arme Geister;
Den Geist, o Volk, bewaffnet nur der Meister,
Für den sein Volk erwacht, ein starker Leue —
Sein Schwert und Schild, es ist des Volkes Treue.

Vom Thore an, auf dessen Warte nun wieder Viktoria Wache stand, gliederte sich der Einmarsch. Jener viereckige Platz, der das in den Tiergarten führende Thor schließt (damals noch das Karree geheißen, dann vom König durch Kabinettsordre vom 19. September 1814 zum Pariser Platz ernannt) erstreckte sich mit dem zum Einzuge frei gelegten Gange zu einer großen Siegesstraße. Von je sechs zu sechs Schritten standen da rechter und linker Hand altertümlich geformte Kandelaber als Träger von Feuerbecken und Bannern; weiterhin zwischen

dem Zeughause und dem Palais des Königs die Trophäensäulen, der Armee zu Ehren von ihm geduldet und heute im Waffenschmucke ihrer Gewehrläufe blinkend, als wäre jedes Rohr aus blankem Erz gegossen; endlich jenseit der Schloßbrücke zwei Reihen Mastbäume mit wehenden Wimpeln bis zu dem Sieges-Altar hin, der da angesichts des Schlosses und des Domes fünfundsiebzig Fuß hoch aufgebaut war, seine sechzehn Stufen schimmernd in den Farben des Regenbogens, jenes hehren Friedensbogens, von welchem geschrieben steht: es habe ihn Gott als verheißungsvolles Bundeszeichen seiner Gnade in die Wolken gesetzt — gleichsam, zumal mit seinem milden, wohlthuenden Grün, eine vom Himmel zur Erde führende Brücke.



Einzug der Sieger in Berlin 1814.

Auf den Sieges-Altar in der Verlängerung der Linden richtet sich der Einmarsch: vorweg die Schar der Offiziere, die jüngern zuerst, die Generale zuletzt, darauf unter dem Vorritt der Adjutanten der König mit seinen Söhnen und den andern Prinzen, dem Feldmarschall Fürsten Blücher und den Generalen Grafen Bülow von Dennewitz und Tauentzien von Wittenberg, dahinter das leichte Garde-

Kavallerie-Regiment, die beiden Garde-Infanterie-Regimenter, die Garde-Jäger, die Garde du Corps und die Garde-Artillerie. Dort am Sieges-Altar schwenkt das Fußvolk in den Lustgarten ein; die Reiterei hält seitwärts von dem Schlosse und dem Dome. Innerhalb des Lustgartens ist zum Gottesdienst unter freiem Himmel ein prunkloser Altar aufgestellt, ein einfacher, nur mit dem Kruzifix und mit Leuchtern versehener Abendmahltisch mitten auf einer terrassenförmigen Erhöhung. Vorn auf den obersten Stufen reihen sich die Geistlichen, hinter dem Altare auf zwei Emporen die Prinzessinnen mit dem Hofe, zunächst der Staatskanzler mit den Ministern und hohen Beamten. Der König, seine Söhne zur Seite, tritt dicht an den Altar: um ihn zunächst sammeln sich die Fürsten und Herren des großen Gefolges, während unten ringsum die Garden in sieben Kolonnen gleich lebendigen Säulen stehen. Bisher hat das Geläute von allen Türmen den Einzug begleitet. Nun wird es still: Posaunen erschallen, und nach ihrem feierlichen Vorklange der Weise des alten Liedes: „Es ist das Heil uns kommen her“ von Paul Speratus, dem evangelischen Mitstreiter Luthers, stimmen Chor und Gemeinde den vom König ausgewählten Kirchengesang an: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut, dem Vater aller Güte, dem Gott, der alle Wunder thut“ mit dem zu Ende jeder Strophe wiederkehrenden Verse: „Gebt unserm Gott die Ehre!“ Nach der zweiten Strophe ergreift der Feldpropst Offelsmeyer das Wort. Ein Prediger des Befreiungskrieges hat er an dessen Herde die aus Breslau ausziehenden Scharen eingesegnet unter den Augen des Königs, des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm. Heute ein Prediger des Friedens, das wohlverdiente eiserne Kreuz auf der breiten Brust, grüßt er mit Gott dem Allmächtigen, der so Großes an Preußen gethan, grüßt im Namen des siegreichen Heeres die Hauptstadt, die Kirchen und Schlösser der Residenz, den Königssitz, das Hoflager, das Volk, den gemeinen Mann wie die Herren, ihnen mit dem Psalmworte zurufend: „Höret zu, alle Völker, merket auf Alle, die in dieser Zeit leben, beide, gemeiner Mann und Herren, beide, reich und arm mit einander.“ Im lebendigen Nachgefühle der überstandenen Leidjahre, der Wehen und der Wiedergeburt der Kindschaft Gottes im Menschen, welche in der Kraft des Glaubens Wunder der Tapferkeit gethan und die eroberten Fahnen und Waffen des Feindes mit ihrem Blute besiegelt habe; im feurigen Rückblick auf die herrlichen Siegestage, die aus dem Opferblute der Schlachten aufgegangen seien, wie die liebe Sonne aus dem Morgenrot; in warmer Erinnerung an das von Land und Leuten Erlebte und mit dem Fingerzeig auf die göttliche Zuversicht, wie sie den König bei dem Waffenrufe an sein Volk durchseelt und das erweckte Preußenvolk blitzähnlich entflammt habe zum letzten entscheidenden Kampfe für seinen angeborenen König, für das Vaterland und den eigenen Herd: dabei warnend vor Hochmut und Übermut im Siege, mahnt der herzhafte Glaubensprediger zum glaubensfesten Beharren in dem Geiste, der gottlob! wieder im Volke erwacht sei und es mit dem Arme aus den Wolken aufgerüttelt habe und zum thatkräftigen Aufstehen, zur muntern, beherzten Erhebung gegen den bösen Feind, den gewaltigen Heerfürsten dieser Welt, den, wie sauer er sich auch gestellt, doch ein Wörtlein gerichtet habe, das Wort: „Mit Gott für König und Vaterland!“

Entblößten Hauptes hören der König, die Prinzen und die um ihn stehen allesamt die Rede. Als der Feldpropst das Schlußgebet anhebt, beugen Tausende, der König der Erste, die Kniee. Wie wenn der Segen vom Himmel taue, fallen strichweise Regentropfen. „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir!" erschallt nach der Fürbitte das Te Deum in deutscher Zunge, angestimmt von zwei Chören unter weithin tönenden Posaunen, auf deren Ruf gleichsam das abermalige Geläute aller Glocken und Abfeuern der Geschütze antwortet.

Nach dem Gottesdienste ritt der König mit seinen Söhnen, dem Feldmarschall und den Generalen an der Front der Kavallerie herunter und stieg dann am Schlosse ab, um da die Gesandten der fremden Höfe und die einheimischen Deputationen zu empfangen. Durchs Fenster wurde er gewahr, wie draußen Berliner Bürger mit Weib und Kind in ihrem Sonntagsstaat sich drängten, lange Hälse machend. Sonst nicht gern mit seiner Person hervortretend, fühlte er sich doch getrieben, sich seinen auf ihn wartenden Landeskindern vom Altare aus zu zeigen. Ein Freudengeschrei erhob sich auf den Flügeln herzlicher Begeisterung, tausend Arme schwenkten die Hüte und Mützen nach dem alten Hohenzollernpalaste hin, Väter und Mütter hielten ihre Knaben und Mädchen hoch, damit sie den König sähen. Es war wieder ein Sonntagsjubel wie jener am jüngsten Ostermorgen, als in Berlin Viktoria geschossen wurde, Männer einander in die Arme fielen, Knaben ihre Mützen in die Luft schleuderten und jauchzten: „Paris ist über!" — Mehr als einmal noch mußte der König oben erscheinen. Tief neigte er sich gegen die Männer und Frauen, welche die Trauringe vom Finger, die Söhne vom Vater- und Mutterherzen hingegeben hatten. Er, Friedrich Wilhelm III, hatte wohl auch in der Zeitung die Zeilen gelesen, mit denen jene Mutter den Tod dreier gefallener Söhne anzeigte: „So sind sie nun alle dem Vaterlande gefallen, dem ich sie geboren hatte." Sagt das in seiner Einfachheit nicht mehr, als des Dichters der geharnischten Sonette Lobgesang auf Preußens Frauen:

Ihr, die ihr gabt vom Busen eure Knaben
Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, der eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

Mittags saß der König mit seinen Prinzen, dem Feldmarschall Fürsten Blücher und den andern Heerführern beim festlichen Mahle, zu welchem die Bürgerdeputierten gleichfalls geladen waren. Dreihundert Gäste verzeichnet die greise Oberhofmeisterin, die sich zu dieser Tafelrunde aufs Schloß tragen ließ. Zu seinen Tischnachbarinnen hatte der König seine beiden Schwägerinnen, die Prinzessin Wilhelm, die Gemahlin seines Bruders, und die Prinzessin Friederike, Witwe des Prinzen von Solms-Braunfels, die jüngste Schwester der heimgegangenen Königin Luise. — „Um drei Uhr war alles vorbei (berichtet die Oberhofmeisterin). Abends war eine ganz wundervolle Illumination der ganzen Stadt. Der König und alle Fürstlichkeiten, groß und klein, alles fuhr durch die funkelnden Straßen. Der Jubel und das fröhliche Volksgedränge dauerten bis spät."

Unerwähnt läßt sie, daß ein wenig später ein Feuerlärm durch die Straßen rasselte, ein erschreckendes Nachspiel der Illumination, welche mit ihren Freudenkerzen an allen Fenstern, ihren Leuchtbildern an der Akademie, ihren aus den Feuerbecken der Kandelaber aufwallenden Flammen besonders die Gegend vom Schlosse bis zum Brandenburger Thore mit sonnigem Glanze durchstrahlt hatte. Der nach Mitternacht in der zweiten Stunde ausbrechende Brand wurde rasch gedämpft, was abergläubische Leute nicht abhielt, ihn gleichwohl als ein Anzeichen zu deuten, daß die kaum ausgelöschte Kriegsfackel sich wieder entzünden könne. Der König selber, hörte man sagen, habe sich ja auch geäußert: „Man wisse nicht, was noch kommen könne." Der Bonaparte sitze ja nur auf Elba, und der werde dort nicht bloß Trübsal blasen.

Tags darauf sprach der König seinen lebhaften Dank durch eine Kabinettsordre aus: die Feierlichkeiten, durch welche der gestrige denkwürdige Tag zu einer erhabenen und schönen Feier geweiht worden, würden ihm in ihrer Anordnung und Ausführung unvergeßlich bleiben, da er in beiden den Sinn der Gottesfurcht, der herzlichen Anhänglichkeit an ihn und der Ordnung wiedergefunden habe, durch welche das harte Bedrängnis der Zeit besiegt worden. — Im Schlosse zu Charlottenburg feierte der König fünf Tage nachher (12. August) mit allen Prinzen und Prinzessinnen den Geburtstag des Lieblingsbruders der Königin Luise, des Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz. Am 13. fuhr der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm und ihrer ältesten Schwester, der Prinzessin Charlotte, nach Potsdam, wo die zweite russische Garde-Infanterie-Division auf ihrem Rückmarsche aus Frankreich anlangte. Er selbst führte sie mit seinen Prinzen dort in die Stadt, ebenso am 14. in Berlin durchs Brandenburger Thor und durch die Ehrengasse seiner preußischen Garden, die er rechts und links an der heute frisch geschmückten Siegesstraße bis zum Lustgarten hin aufgepflanzt hatte. Nachher erschien er mit seinen Söhnen bei dem Gastmahl, welches die Stadt den Offizieren im Saale des Schauspielhauses ausrichtete. In einem Tafelspruche gedachte er wieder der durch die That bewiesenen Vaterlandsliebe seiner Hauptstadt, ihrer treuen Anhänglichkeit an sein Haus: auf das Wohl Berlins hob und leerte er sein Glas. Am nächsten Tage (15. August) bewirtete er selbst die russischen Krieger zusammen mit seinen preußischen auf der offenen Siegesstraße, ungefähr 10 000 Mann vom Feldwebel abwärts. „Die Tafeln" (schreibt die Oberhofmeisterin), standen dicht gereiht über den ganzen Lustgarten und die Linden entlang bis an das Brandenburger Thor. Der König (mit den Prinzen zu dem Gastgebote heranreitend und absteigend) ging überall selbst umher, an jedem Tisch, die Leute zu sehen und zu begrüßen. Ich aß oben mit dem König in seinen Zimmern; dann zog ich das schöne gestickte Crêpe-de-Chine-Kleid der teuren Königin an, das er mir gegeben hatte. Es war großer Ball und Fest im Opernhause, und da der König es sehr wünschte, so ging ich mit ihm hin, blieb eine Stunde und fuhr dann wieder nach Hause. Als ich heimkam, fand ich meine Herren, wie alle Abend bei mir und machte meine gewohnte Partie noch in aller Ruhe. (Der König und die Prinzen haben erst in der zweiten Morgenstunde den Festsaal im Opernhause verlassen.) — Am 16. August war großes Galadiner

im Schlosse. Ich hatte eine schöne Schleppe von Silberstoff und ließ mich bei guter Zeit aufs Schloß tragen. Es waren 600 Personen eingeladen, sämtliche russische Offiziere. Die russischen Sänger sangen draußen unter den Fenstern des Saales, weil der König sie so gern hört. Die Prinzessinen saßen in bunter Reihe. Jede hatte einen russischen und einen preußischen General neben sich. Das Diner dauerte lange, weil man Toaste und Gesundheiten ohne Ende ausbrachte. Fürst Blücher hielt eine kleine Anrede an den König und erwähnte auch Hardenberg darin auf ehrenvolle Weise, und dieser antwortete ihm im Namen des Königs. Dann war große Festoper mit freiem Eintritt für die Truppen. Nach der Oper kam der König zu mir und soupierte in meinem Zimmer müde und trübe gestimmt."

Was ihn so trübe stimmte, war es nicht die wehmütige Erinnerung an die Heißbeweinte, welche diese siegesfrohen Tage nicht mit ihm erleben sollte? „In seiner stillen, schlichten Erscheinung und Gebärde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit," schreibt E. M. Arndt, den König im Auge. „Er war der trauernde Ritter, der seine verlorene Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise, sei durch den Jammer der Zeit in der Blüte ihrer Schönheit hingerafft, sie sei durch den Gram über das Unglück getötet worden. Er hat sich selbst des Glückes und der Siege kaum mit seinem Volke freuen können." Dabei schildert Arndt ihn, den Vater des Kaisers Wilhelm, als einen von Gottes Gnaden schön gestalteten stattlichen Mann. „Friedrich Wilhelm III. hatte ein gerades, mutiges, festes, echt hohenzollersches Herz und war ein frommer Christ ohne Alfanz und Heuchelei. Er hatte noch ein Großes: er hatte nicht bloß das Paradespiel als Schauspiel spielen gelernt: nein, er hatte einen wirklichen Kriegsblick, einen Feldherrnblick gewonnen. Bei Kulm in Böhmen sah sein Blick, diesmal ein rechter preußischer Adlerblick, dem Heere des französischen Marschalls Vandamme gegenüber den Punkt, wovon der Sieg abhing."

Ein „rechter preußischer Adlerblick" spricht auch aus jenem neuen Wehrgesetze, welches der König bald nach den verklungenen Einzugsfestlichkeiten am 3. September 1814 gibt, kraft dessen jeder Eingeborene nach vollendetem zwanzigstem Lebensjahre zur Verteidigung des Vaterlandes verpflichtet ist, das streitbare Volk sich gliedern soll aus dem stehenden Heere, der Landwehr des ersten und zweiten Aufgebotes und dem Landsturm. Wie Friedrich Wilhelm III. durch seinen Aufruf den Befreiungskrieg zu einem Volkskriege geweiht hat, den preußischen Krieg zugleich zu einem deutschen, so verkündigt er dies neue Gesetz über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste mit den aus der Vergangenheit in die Zukunft sich erstreckenden Worten: nur auf solchem Wege, auf welchem die allgemeine Anstrengung seines treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied die Befreiung des Vaterlandes bewirkt habe, sei die Behauptung dieser Freiheit und der ehrenvolle Standpunkt, den sich Preußen erworben, fortwährend zu sichern. „Die Einrichtungen also (die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht haben) und deren Beibehaltung von der ganzen Nation gewünscht wird, sollen die Grundgesetze der Kriegsverfassung des Staates bilden und als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen dienen: denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der

Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden." — Und auf diesen Grund, den von dem Vater mit siegreicher Hand gelegten verheißungsvollen Grund, wird Prinz Wilhelm künftig seine Armeereorganisation bauen, sobald er als Prinz-Regent an die Aufgabe geht, die im Drange einer schweren Zeit geschaffene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Denn in seiner die Armeereorganisation befürwortenden Thronrede wird er ausdrücklich erklären: „Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtnis einer großen Zeit zu brechen. Die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein." — Auf dieses Wort hat dann das vereinte deutsche Volk in Waffen das rote Reichssiegel gedrückt:

Kein Zaubermärchen hat heraufbeschworen
Des deutschen Reiches neue Herrlichkeit,
In Blut und Thränen ward es uns geboren
Als Siegesfrucht der deutschen Tapferkeit.
Nicht Raben — Adler flogen vor dem Kaiser,
Nicht um die Berggruft, nein, ums Kriegsgezelt.
Das Volk in Waffen — das war der Kyffhäuser,
Und König Wilhelm sein erkorner Held.

Als im Spätherbste 1814 Niebuhr wieder nach Berlin kam, um nach des Königs Willen dem Kronprinzen Lehrstunden in der Staatswirtschaft zu geben, wie ganz anders als im vorigen Winter sah es da in der Hauptstadt aus. „Auf Plätzen und Gassen (schreibt Niebuhr) sind jetzt Männer bei weitem die Mehrzahl und alles ist voll Militär, und die Menge der Orden und Ehrenzeichen sind ein ganz eigenes Schauspiel. Alle, die den Krieg mitgemacht, tragen Medaillen, und mit dieser Kriegsmedaille geht jetzt mancher geziert, dessen Rock zeigt, daß er zu einem kümmerlichen Tagelöhnerwerk zurückgekehrt ist." — Aber auch der Tagelöhner, der von der Hand in den Mund lebende Arbeiter trug mit patriotischem Stolze die aus dem gelben Metall eroberter Kanonen geschlagene Denkmünze: darauf vorn das heilige Kreuz in Form des Landwehrkreuzes unter einem Kranze von Lorbeer- und Eichenblättern, inmitten dieses Siegerkranzes die Jahreszahl der mitgemachten Feldzüge und zwischen den Kreuzesarmen Strahlenbüschel, auf der Rückseite des Königs Namenszug F. W., darüber die Krone, darunter die Weihworte: „Preußens tapfern Kriegern", ringsum am Rande der Inschrift: „Gott war mit uns. Ihm sei die Ehre!" und oben auf dem Rande selbst eingeprägt: „Aus erobertem Geschütz." Das Band zu dieser Kriegsdenkmünze mit seinen schwarz-weißen, schwarz-gelben und schwarz-weiß-gelben Farbenstreifen ein Merkmal der Bundesgenossenschaft zwischen Preußen, Österreich und Rußland. Und wie herzerhebend für den Inhaber, gleichviel ob er ein noch so geringer Mann, wenn er die ihn zierende Medaille auch auf der Brust des Königs und seiner streitbaren Söhne erblickte, dies eherne Wahrzeichen getreuer Waffenbrüderschaft in dem guten Kampfe gegen den großen Feind, unter dessen eisernem Druck das Vaterland sieben Jahre lang geseufzt hatte, geseufzt in Hütte und Palast, wie unter einem bösen Alp, von welchem es nun frisch aufatmend sich befreit sieht. Denn That geworden, heroische That durch das mit Gott für König und Vater-

land sieghaft fechtende Volk ist das Wort des preußischen Waffenschmiedes deutscher Freiheit, Scharnhorsts Wort an Friedrich Wilhelm III., dem König aus der Seele gesprochen und seine Armeereorganisation gegen die innern Widersacher rechtfertigend: „Die Armee und Nation inniger zu vereinigen und ihr die Richtung zu ihrer wesentlichen und großen Bestimmung zu geben: dies ist das System, welches bei den neuen Einrichtungen zu Grunde liegt — und dieses mögen diejenigen erst studieren, welche sie beurteilen wollen."



Elftes Kapitel.

Zur Konfirmationszeit des Prinzen.

Als die Festtage des Einzuges in Berlin zu Ende waren, ging der König auf seine benachbarten stillen Sommerschlösser. Dahin folgten ihm seine fünf ältesten Kinder, der Kronprinz, die Prinzen Wilhelm und Karl, die Prinzessinnen Charlotte und Alexandrine. Seine beiden jüngsten, die sechsjährige Prinzessin Luise und den fünfjährigen Prinzen Albrecht, ließ der Vater in der Hauptstadt zurück, in der Obhut der Oberhofmeisterin. Bald auf der Pfaueninsel, bald in dem dörflichen Paretz, bald in Charlottenburg, diesen immer wieder von ihm aufgesuchten Lieblingsorten seiner verewigten Gemahlin, erquickte der König sich an dem ländlichen Zusammenleben mit seinen Söhnen und Töchtern, bis er am 18. September früh um fünf Uhr nach Wien zum Friedenskongreß abreiste, von Charlottenburg aus über Breslau. Es war vor Sonnenaufgang des Tages, an welchem zweiundfünfzig Jahre nachher König Wilhelm als Sieger in dem ihm „sehr schwer gewordenen Kriege mit einem alten Bundesgenossen" nach Breslau kommen wird, um die rückkehrende 11. Division selbst zu empfangen und zugleich der Provinz Schlesien Dank zu sagen für das von ihr gegebene Beispiel treuer und hingebender Vaterlandsliebe während des sie zunächst gefährdenden Feldzuges.

Die Oberhofmeisterin nahm, wie sie schreibt, mit schwerem Herzen von ihrem lieben König Abschied. Vielleicht in dem dunklen Vorgefühl, daß sie, die in ihr sechsundachtzigstes Lebensjahr gehende Greisin, ihn nicht wiedersehen sollte. Am vorletzten Tage vor seiner Abreise nach Wien hat sie aufgezeichnet: „Ich hatte auch heute mit Prinzeß Charlotte über den Wunsch des Königs gesprochen, sie mit dem Großfürsten Nikolaus zu vermählen. Sie sagte nicht nein, nur daß es ihr schwer werde, sich so weit von ihrem Vater zu trennen; sie weinte dann sehr! Ich wiederholte dies alles dem König später, der mir sehr dankte."

Weder der Kronprinz noch Prinz Wilhelm durfte den Vater auf der Reise nach Wien begleiten. Nicht vertagt wissen wollte der König die neuen Lehrstunden zu ihrer wissenschaftlichen Fortbildung. Sollte doch neben Niebuhr auch Savigny dem Kronprinzen Unterricht geben und ihm wöchentlich zweimal einen allgemeinen Vortrag über das Recht halten. Sein volles Vertrauen zu Savigny spricht schon aus der Kabinettsordre vom 16. April 1812, durch welche Friedrich Wilhelm III die von dem Professor Fichte nachgesuchte Entlassung aus dem Rektorate der Berliner Universität genehmigt: „Aus einem besonderen, unmittelbaren Vertrauen ernenne Ich dagegen den Professor von Savigny für das nächste Jahr zum Rektor der hiesigen Universität, und zweifle Ich nicht daran, daß derselbe dies ehrenvolle und für die Universität vorzüglich wichtige Amt um so mehr gern übernehmen wird,

da Ich von dem umsichtsvollen und zweckmäßigen Benehmen des Professors von Savigny, besonders in den gegenwärtigen Verhältnissen (Fichte war mit Professoren und Studenten in Zwiespalt geraten) die besten Wirkungen auf die Jurisdiktion und das Disziplinarwesen Mir verspreche." — Der Meister geschichtlicher Rechtswissenschaft, nach welcher jeder einzelne Mensch notwendig zugleich zu denken ist als Glied einer Familie, eines Volkes, eines Staates, sowie jedes Zeitalter als die Fortsetzung und Entwickelung der Vergangenheit, mit der in unauflöslicher Gemeinschaft es nicht willkürlich seine Welt hervorbringt: Savigny hat über jene große Zeit der Befreiung, die jedem, der sie mit vollem Bewußtsein erlebt habe, unvergeßlich sein müsse, geschrieben: „Jahre hindurch waren die Bande, welche unser deutsches Vaterland an fremde Willkür knüpften, immer fester angezogen worden, und es war deutlich einzusehen, daß unser Schicksal, wenn die Absichten des Unterdrückers zur vollen Ausführung kämen, mit der Vernichtung unserer Nationalität enden mußte. Die großen Schicksale, durch welche die fremde Herrschaft zertrümmert wurde, wendeten dieses herbe Los von unserem Vaterlande ab, und das Gefühl dankbarer Freude, welches damals durch die Befreiung von der größten aller Gefahren allgemein erregt wurde, sollte wohl bei allen als eine heilige Erinnerung bewahrt werden."

Wie tief aber gerade der junge Prinz Wilhelm sich von dem Geiste jener großen Zeit ergriffen gefühlt, wie innig und unauslöschlich er die dankbare Freude an des Vaterlandes Befreiung empfunden hat: als Gewährsmann dafür gilt jeder der mehr als 2400 Veteranen, die der König Wilhelm 1863 zur fünfzigjährigen Gedächtnisfeier der Errichtung der Landwehr in ihrem Schmucke des eisernen Kreuzes und der Kriegsdenkmünze nach Berlin entbietet, um die alten Kameraden als seine Ehrengäste auf dem Schlosse zu bewirten.

Das Leben im Königshause nach Friedrich Wilhelms III Abreise zum Kongreß spiegelt sich in den vertrauten Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin. Die beiden ältesten Prinzessinnen Charlotte und Alexandrine blieben bei dem schönen Herbstwetter vorläufig noch im Gartenschlosse zu Charlottenburg; erst am 1. Oktober zogen sie in die Stadt hinein, wo der Kronprinz und Prinz Wilhelm bereits ihre neuen Studien begonnen hatten. Als Niebuhr in Berlin ankam, erfuhr er von Ancillon: es könnte nur von zwei Stunden wöchentlich für die Finanzkunde die Rede sein, weil Mathematik, Militärwissenschaften und andre Lehrzweige die übrigen Vormittagsstunden wegnähmen. Nicht weniger freie Zeit hatte Prinz Wilhelm: denn neben seinen fortgesetzten militärischen Studien bereitete er sich zugleich zu seiner Konfirmation vor. Ein Grund mehr, der den Vater abgehalten hatte, ihn mit nach Wien zu nehmen. Von dort erhielt die Oberhofmeisterin am 29. September einen sie und die Kinder des Königs erfreuenden Brief: „Man schreibt mir, daß der Kaiser Franz als Ehrenpforte zum Empfang unsres Königs das Brandenburger Thor ganz genau hat in Holz nachmachen lassen, was ein hübscher Gedanke war." Zum Geburtstage des kleinen Prinzen Albrecht (4. Oktober) gab sie ein großes Diner für seine Geschwister und den ganzen Hof: „es war sehr hübsch und heiter, nur die Kindereien der Prinzen, die sich bei Tische noch immer wie die Kinder mit Brodkügelchen warfen, kann ich nicht gutheißen."

Die Oberhofmeisterin betrachtete es als ihre Amtspflicht, nicht nur die Hofdamen, sondern auch die Kinder des Königs in den von ihr streng abgemessenen Schranken des Anstandes und der „guten Manieren“ zu halten. Was die jugendlichen Prinzen und Prinzessinnen nur als harmloses Vergnügen ansehen mochten, das war der wachsamen Hüterin der Etikette nicht selten ein Dorn im Auge. Davon wußte auch des Prinzen Wilhelm älteste Schwester eine Geschichte zu erzählen. Eines schönen Wintertages kommt die bereits heranwachsende Prinzessin Charlotte frohlockend in das Zimmer der Oberhofmeisterin: der König habe nichts dawider, daß sie allein mit ihrer Hofdame Schlittenfahren dürfe. „Bedaure sehr, Königliche Hoheit,“ entgegnet die alte Gräfin in dem an ihr gewohnten glatten Tone, „das darf nicht sein.“ Sogleich schickt Ihre Excellenz einen Lakaien in den Marstall und läßt sagen: der Schlitten solle nicht vorfahren. Geht dann stracks hinauf zum König, um Seiner Majestät in aller Ehrfurcht pflichtschuldigst vorzustellen: so ein Schlitten mit einem einzigen Sitz für den Kutscher sei doch für die Prinzessin nur dann passend, wenn, wie es sich gezieme, einer der Prinzen oder wenigstens der Oberstallmeister in eigner Person Ihre Königliche Hoheit fahre.“ Der König hat ihre zarte Aufmerksamkeit mit Dank anerkannt: der Kutscher sei ihm im Augenblick gar nicht in den Sinn gekommen. Vom Kronprinzen ging dann die Rede: er habe der gestrengen Oberhofmeisterin einen Necknamen angehängt, weil sie wie ein plötzliches Tauwetter die Schlittenfahrt seiner Schwester zu Wasser gemacht. Eine leise Verstimmung gegen den Kronprinzen scheint auch in ihrer Bemerkung vorzuklingen: „Dieser reichbegabte Prinz ist in der ersten Kindheit durch seine Kinderfrau und seine Bonne verzogen worden und hat zu früh erfahren und begriffen, wer er sei. Dann hat sein Erzieher (Delbrück) geglaubt, indem er ihm von klein auf die größte Freiheit ließ, Entschlossenheit und Willenskraft in ihm zu entwickeln, und hat auf diesem irrigen Wege nur seinen Eigenwillen geweckt, indem er ihm jede Laune gestattete. Das ist eine kurzsichtige Verwechselung dessen, was man bekämpfen sollte, mit dem, was man hervorrufen und stärken muß.“ Die Hofdamen werden ebenfalls in den Aufzeichnungen der Gräfin gehofmeistert: „Der geliebte König bleibt sich immer gleich in seiner herzlichen Weise; auch alle andern sind rührend gut für mich, nur nicht die Damen der hochseligen Königin. Meine Stellung ihnen gegenüber ist schwer; sie wollen keine Autorität über sich dulden, und dennoch muß ich meine Pflicht thun. Bei meinem Alter und meiner langjährigen Kenntnis aller Verhältnisse muß ich doch imstande sein zu ermessen, was für die Erziehung der jungen Prinzessinnen geschehen muß, was in betreff auf gute Sitten und Manieren das Richtige ist und auf was man mit besonderer Sorgfalt zu achten hat; sie könnten hierin mir wohl folgen und vertrauen. Es ist ohnehin schwierig genug, bei dem Unterricht der Königlichen Kinder einen guten Erfolg zu gewinnen, wegen der vielen Unruhe und der immerwährenden Unterbrechungen.“

Aber wieviel auch die Oberhofmeisterin in ihren stillen Aufzeichnungen zu rügen und mäkeln findet, auf den „lieben jungen Prinzen Wilhelm“ ist und bleibt sie immer gut zu sprechen. Wo sie seiner erwähnt, sei es in noch so kurzen Worten, berührt es wie ein Nachhall jenes Gefühls, in dem sie bei seiner Geburt

schrieb: „Ein prächtiger kleiner Prinz," und als er so schwer krank war: „Dies geliebte gute Kind, das Gott uns erhalten wolle!"

Eine treue Preußin, war sie über den langsamen Gang des Wiener Kongresses ebenso ergrimmt wie über den Pariser Friedensvertrag. Was in Wien geschehe, schreibt sie am 20. Oktober 1814, mache ihr nur Ärger und Kummer, mehr als sie sagen könne und möge. Einen Monat später: „Keine guten Nachrichten. Frankreich will nicht, daß wir unsre Grenzen jenseit des Rheines haben sollen. Dabei nehmen die Quadrillen und Bälle in Wien kein Ende. Das ist mehr als traurig, es ist zu arg. — Immer dieselben betrübenden, verzweifelnden Briefe aus Wien. Es scheint, dieser unselige Kongreß nimmt kein Ende."

Am heiligen Christabend ging sie noch zur Bescherung der Königlichen Kinder, für welche im großen Saale des väterlichen Palais aufgebaut war; sie schenkte den Prinzen Uhrbänder, den Prinzessinnen Medaillons und kleine Schmucksachen. Nach Wien schickte sie dem König als Weihnachtsgabe eine kleine niedliche Brieftasche. Am 28. Dezember, abends, als sie bei ihrem gewöhnlichen Whistspiele saß, rührte sie der Schlag, der Vorbote ihres Todes. Am Sylvestermorgen schlug ihr letztes Stündlein; in der Neujahrsnacht wurde die sanft Entschlafene aus ihren Zimmern im Königlichen Palais still nach der Wohnung ihres Enkels, des Grafen August von Voß gebracht und von da aus am 5. Januar 1815 zu ihrer letzten Ruhestätte geleitet. Der Glanz ihres Leichenzuges nach dem Dreifaltigkeitskirchhofe mit den Königlichen Galawagen, Hof- und Staatskutschen entsprach dem besondern Range der mit dem Bande des schwarzen Adlerordens geschmückten Oberhofmeisterin, für welche die Wachen unter Trommelschlag gleichwie für die Königlichen Prinzessinnen ins Gewehr treten mußten. Als ihr Sarg aus dem Trauerhause Unter den Linden herausgetragen und auf den schwarzen Wagen gehoben wurde, da stand gegenüber an den Fenstern des damaligen Oberjägermeisters Grafen von Moltke der junge Prinz Wilhelm nebst seinen Geschwistern. Mit trüben Blicken haben die Königssöhne, ihre älteste Schwester Charlotte unter Thränen, der letzten Fahrt der treuen Dienerin ihrer Mutter nachgesehen, während der jüngste Bruder der Königin Luise, Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz dem Sarge folgte.

Der König hatte bei seiner Abreise nach Wien geäußert: in drei bis vier Wochen werde er wohl wieder in Berlin sein. Nun war er schon länger als ein Vierteljahr dort, und noch länger als vier Monate harrten seine Kinder daheim der Ankunft des Vaters. Dazu die beunruhigenden Nachrichten aus Wien, wo Talleyrand — jetzt der Minister Ludwigs XVIII, wie vorher der Napoleons und nachher der Ludwig Philipps — in dem diplomatischen Nebel sein arglistiges Ränkespiel trieb, um den durch den Krieg verfinsterten Stern Frankreichs von neuem leuchten zu lassen. Als ein Hauptfehler wird es von Gneisenau gerügt, daß man dem überwundenen Frankreich vergönnte, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. „Unser Staatskanzler (schreibt Gneisenau am 30. Dezember 1814 an den alten Scheffner in Königsberg) widersprach diesem bereits in Paris, als Talleyrand äußerte, Frankreich würde einen Gesandten zu diesem Ende schicken, und sagte ihm, daß die verbündeten Mächte nicht in die

innern Angelegenheiten Frankreichs sich gemischt hätten, folglich dieses kein Recht habe, in den deutschen Angelegenheiten mitsprechen zu wollen. Damals fielen die Gesandten der übrigen Mächte dieser verständigen Hardenbergischen Meinung bei; seitdem ist man wieder vermutlich durch Metternichs, Talleyrands Geistesverwandten, Ränke davon abgewichen.“ Zwar in einem besondern Artikel des Pariser Friedensvertrages hatte Frankreich sich verpflichtet, jede Einmischung in die Regelung der Gebietsfragen zu unterlassen. Aber aus einem Vertragsbruche machte Talleyrand sich kein Gewissen. Er, der schlaue, trotz seines Klumpfußes sich in alle Sättel schickende Diplomat erst des Direktoriums der französischen Republik, dann des bonapartistischen Kaiserreichs, jetzt der Berater des legitimen Lilienkönigtums, wie nachher wieder des trikoloren der Julimonarchie — auf dem Wiener Kongreß spielte er seine Glanzrolle als Intrigant. Im verstohlenen Einvernehmen mit Metternich brachte er es so weit, daß Österreich und England sich auf ein geheimes Bündnis mit Frankreich einließen, um Preußen und Rußland, wenn sie anders in der polnischen und sächsischen Frage nicht nachgeben wollten, mit Waffengewalt dazu zu zwingen. Blücher mit seinem scharfen Soldatenblick sah das Unheil kommen. „Ob uns noch eine Fehde bevorsteht,“ schrieb er aus Berlin an Bülow, „weiß der Himmel. Trauen will ich der Sache nicht. Man hat zu Paris die Umstände nicht benutzt. Frankreich wird schon wieder zu laut; man hätte selbiges die Flügel besser beschneiden sollen.“ In Berlin erhoben sich zornige Stimmen: nicht Hardenberg, der sich in Wien doch gar so schlaff und schwach zeige, sondern Blücher solle die Sache Preußens führen, er mit dem Schwerte die Forderungen des Rechts und der Ehre durchsetzen. Niebuhr, der Lehrer des Kronprinzen, schrieb zur Verteidigung und Wahrung des guten Rechtes Preußens jene berühmte Flugschrift, welche Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte“ als die vornehmste Leistung der deutschen Publizistik in dem damals entbrannten Federkrieg hervorhebt: „Wie frei und kühn entwickelt der große Historiker zwei Kernpunkte unsrer nationalen Politik, welche, noch niemals früher mit solcher Klarheit ausgesprochen, seitdem allen edleren Deutschen in Fleisch und Blut gedrungen sind. Er zeigt, daß ein großes seiner Einheit bewußtes Volk den Abfall von der Sache der Nation auch dann als Felonie bestrafen darf, wenn der Verräter kein geschriebenes Recht verletzt hat. Er sagt mit der Sicherheit des Sehers voraus, daß die Tage der deutschen Kleinstaaterei gezählt sind. Zu solchem Urteile gelangte der konservative Denker, da er ein Jahr nach der Schlacht von Leipzig das deutsche Kleinfürstentum wieder den Fahnen Frankreichs folgen sah.“ Noch dazu einer Wetterfahne wie Talleyrand. Zu Gneisenau hat Niebuhr sich brieflich geäußert: Bonaparte sei ihm gar nicht so widerlich, wie Talleyrand, Münster und Metternich! Und in einem andern seiner damaligen Briefe: „Zu Wien redet man, wie die Sage geht, davon, im Fall eines Krieges ihn von seiner Insel (Elba) zu holen und sich seines Verstandes zu bedienen. Nun wird man ohne Zweifel sich daran erinnern, wie übel es den ursprünglichen Philistern bekam, als sie Simson aus seinem Kerker losließen, um vor ihnen zu spielen; und man wird sich wohl auch nicht zutrauen, den olympischen Göttern gleich handeln zu können, die den Briareus aus dem Tartarus hinaufriefen, um

ihnen gegen die Riesen beizustehen. Ein neuer Krieg ist freilich sehr ernsthaft, und ich wünsche, daß der Kelch vorübergehe. Wir bedürfen Erholung. Frankreich hat sich ganz gewiß weit mehr gerüstet, als man glauben will. Unsre Lage gefällt mir nicht; indessen wenn man sieht, wie gutes Mutes unsre Beschützer und Helden sind, so schämt man sich, trübe zu sehen. Die Armee ist und bleibt mein Trost und meine Freude: wo ich sie berühre, kommen sie mir auch mit dem Herzen entgegen."

Einen der ersten Abdrücke seiner Schrift trug Niebuhr zu dem Feldmarschall Blücher. Was diese Zeit, sagt er selbst, ihm aus dem Herzen hervorgerufen, das habe eine herzliche Aufnahme gefunden und ihn noch fester an die Nation und die Armee geknüpft. In der Nation wirke es gewiß sehr gut; freilich auf den Gang der Ereignisse werde es keinen Einfluß üben. Nicht einmal vor Zensurstrichen war er sicher: auch ihm, dem Staatsrat und Lehrer des Kronprinzen gegenüber, steifte der Zensor Renfner sich auf Hardenbergs Weisung, nichts über den Kongreß in die Zeitungen kommen zu lassen, so daß Niebuhr den General Gneisenau um dessen Fürsprache anging. Des Zensors Kanonenfieber in jenem Federkriege ist leicht begreiflich, wenn man bei Varnhagen liest, wie dieser eitle Gerngroß sich damit brüstet, daß gerade er in Wien mit der Abfassung einer preußischen Streitschrift betraut worden sei, weil Hardenberg von der Niebuhrschen „manches Schiefe und zu Scharfe erwartete!" — Niebuhrs Schrift machte großes Aufsehen; wenige Wochen nach ihrem Erscheinen mußte sie in verdoppelter Auflage gedruckt werden. Der gesunde nationale Kern ihres Inhalts fiel als gutes Samenkorn wie bei dem Kronprinzen so bei dem Prinzen Wilhelm auf ein ersprießliches Land. Keimte doch in dem ritterlichen Jüngling der Mann, der sieghafte Held, der in der spätern Zeit der Reife die deutschen Schnitter in das ährenreichste Erntefeld führen sollte.

Gegen Preußen vornehmlich wühlte Talleyrand, der listige Maulwurf der französischen Politik, ein trefflicher Minierer in den verdeckten Gängen des Wiener Kongresses. Er wußte ja, wie dieses Preußen, welches Napoleon für immer niedergeworfen zu haben meinte, zuerst unter den deutschen Staaten die Fahne der Befreiung hoch gehoben hatte, wie wunderbar es von Frischem erstarkt, und wie opfermutig es als Vorkämpfer gegen den gewaltigen Eroberer losgegangen war. Durch die preußischen Waffen, sagte Hardenberg zu Metternich, sei den meisten andern Fürsten eine sichere Stellung zu teil geworden: sollte Preußen allein leer ausgehen? Talleyrand aber hetzte sogar gegen die Wiederherstellung Preußens im Umfange seiner f r ü h e r n Macht: denn die zehn Millionen Unterthanen, die es zurückbekäme, würde es bald auf zwanzig vermehren, und am Ende würde ganz Deutschland von Preußen abhängen. „Und Talleyrand," schreibt E. M. Arndt, „wußte was er wollte, als er nach den herrlichen Siegen von 1813 und 1814 Polen und Sachsen als große Zankäpfel unter die diplomatische Genossenschaft auswarf. Talleyrand hatte einen Blitz in Norddeutschland aufblitzen sehen, der ihm Furcht für die Zukunft einjagte: die Schlachten von der Wahlstadt, Dennewitz und Leipzig, waren den Franzosen tief in die Knochen gedrungen. Talleyrand, der für das Glück und die Ehre Frankreichs durch die

Schwächung und Zersplitterung Deutschlands immer am besten zu sorgen meinte, hatte entdeckt, daß in Deutschland allein Preußen die zu zerreißende Größe war, daß in Preußen der Kern sich gezeigt hatte, um welchen der schwimmende Sonnensamen des werdenden deutschen Gestirns sich zusammenballen mußte. Der Pariser Friede hatte keine Gerechtigkeit gepflogen noch die Weltverhältnisse befestigt und das Vaterland gesichert. Der Wiener Kongreß konnte dies noch weniger: durch ihn wurden die ungeheuern und klaffenden Wunden Europas aller Welt nur noch sichtbarer, als vorher. Darum ward Napoleons Flucht von der Insel Elba von den meisten Menschen mit Freuden vernommen. Sie hofften, jetzt könne geschwind gebessert werden, was durch eine unbegreifliche Verblendung über die Lage Frankreichs und Europas im Jahre 1814 versäumt war."

Fröhlich in dieser Hoffnung war auch Blücher, als der von Wien aus gut unterrichtete General Gneisenau dem Feldmarschall in Berlin am 9. März zuerst die Kunde brachte: Napoleon Bonaparte sei unversehens von seiner Insel aufgebrochen und mit sechs Schiffen nordwärts gesteuert. Blücher sieht darin das größte Glück, welches Preußen begegnen könne: denn nun werde der Krieg von neuem anfangen, und die Armee werde alle in Wien begangenen politischen Fehler wieder gut machen. Des Morgens in aller Frühe sucht der greise Held den englischen Gesandten auf. Der Diplomat schläft noch, und nicht im Traume ist ihm eingefallen, was Walter Scott sagt: dem Bonaparte zu trauen, er werde sich auf Elba beschränken, das sei ebenso klug als einem schlachtgewohnten Elefanten, der bisher einen Turm voll Streiter auf seinem Rücken getragen habe, zumuten, er solle seinen Rüssel fortan nur zum Auflesen von Stecknadeln gebrauchen. Als der geweckte englische Gesandte die Augen aufschlägt, sieht er hart an seinem Bette den Feldmarschall stehen und hört aus dessen Munde die soldatisch knappe Frage: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem Mittelländischen Meer?" — „Warum?" — „Um bei Elba auf dem Posten zu sein. Desertiert ist er von der Insel. Nun heißt es wieder von vorn anfangen mit dem Bonaparte, und daran sind die Herren Eng-



Blücher am Bette des englischen Gesandten. (Nachricht von der Rückkehr Napoleons.)

länder schuld." Mit einem Ruck schnellt der langschläferige Diplomat aus den Federn, als fürchte er, im Bette zu versteinern. — Ein Gegenbild zu diesem Auftritte in Berlin malt der Graf Lagarde in seinen Erinnerungen an den Wiener Kongreß. Dort tanzten sie eben wieder, als unversehens die Kunde in den glänzenden Ballsaal kam: Napoleon sei von Elba her in Frankreich gelandet. „Diese Nachricht," schreibt Lagarde als Augenzeuge, „wirkte wie ein elektrischer Schlag: auf einmal stockt der Walzer, verstummt die Tanzmusik, man starrt einander an. Die vier Worte: „Er ist in Frankreich" wirkten wie der Schild des Ubaldo, der (in Tassos befreitem Jerusalem) die Zauberkünste der Armida im Nu zu nichte macht."

Nur einer vom Wiener Kongreß zeigte sich nicht so bestürzt. „In Wien," schreibt Gneisenau am 16. März 1815, „ist die Konsternation fast allgemein; nur Talleyrand behält sein kaltes Gesicht. Den Preußen hat man nun wieder sich genähert und sagt ihnen jetzt viel Schönes über das, was sie zur Bezwingung des Tyrannen gethan hätten, und wie sehr man hoffe und darauf rechne, daß sie abermals kräftig beistehen würden. So unverschämt niederträchtig sind diese Diplomaten."

In Berlin fiel die Kunde von Napoleons Wiederkunft mitten in die Vorbereitungen eines vom Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz ersonnenen Hoffestes, eines „Friedensfestes" wie Gneisenau es bezeichnet. Zur Begrüßung des Königs bei seiner von Woche zu Woche gehofften Heimkehr und des Kaisers Alexander, der ihn von Wien her bis Berlin zu begleiten gedachte, wurde jenes Festspiel im Palais des kunstsinnigen Fürsten Anton von Radziwill eingeübt. Es enthielt pantomimische Gruppen lebender Bilder, Abbilder fürstlicher Helden aus der alten deutschen Geschichte: Hermann, der Cheruskerfürst, Germanias Befreier vom Römerjoch, eröffnete die Reihe, die der Besieger Wallensteins in der Lützener Schlacht, Herzog Bernhard von Weimar schloß. Gleichsam wie Statuen von Erz, in der Tracht ihrer Zeit, standen die Heldenbilder im Halbzirkel an der Wand des altertümlich gerüsteten Festsaales, während unten an den Stufen der Piedestale allegorische Gestalten ruhten, bis ein Zauberer mit seinem magischen Zepter die Gruppen lebendig machte. Der Kronprinz stellte den Kaiser Friedrich II dar, das Bild jenes so geist- und gemütvollen wie schicksalreichen Enkels des Barbarossa, dessen prächtiger Hof zu Palermo einst als Musenhof goldene Strahlen über Dichter, Künstler und Gelehrte ergoß, und den Dante preist als einen majestätischen, hochherzigen, mit allen Grazien begabten Herrscher. Zu dieser Kaiserstatue gesellte sich, nach dem Plane des Mecklenburgischen Prinzen, die symbolische Gestalt der deutschen Poesie. Die italienische wäre richtiger, bemerkte der geschichtskundige Kronprinz, denn nur in welscher Mundart dichtete dieser zweite hohenstaufische Friedrich, und nicht die deutsche Sprache, nur die italienische förderte der Hof zu Palermo mit seinem blonden Kaiser und seinen schwarzen Sarazenen. Für ein andres Kaiserbild war des Kronprinzen Bruder, Prinz Wilhelm ausersehen. Er stellte Konrad III vor, den ersten deutschen Kaiser vom Stamme der Hohenstaufen. Begeistert von der Kreuzpredigt des Kirchenhelden Bernhard von Clairvaux im Dome zu Speier hat Konrad III einst aus dessen Händen das

Kreuz und die Fahne zur Heerfahrt genommen, ausrufend: „Inne geworden des Willens und der Gnade Gottes bin ich bereit, ihm zu dienen.“ Konrads Statue hatte daher die symbolische Gestalt der „religiösen Begeisterung“ zur Gefährtin, und gleichwie diese Gruppe die Wahrzeichen frommen Thatendranges trug, so hob auch die sie begleitende Musik (komponiert vom Hofkapellmeister L. Romberg) mit feierlichen Tönen an, um sich dann zu kriegerischen Klängen zu steigern. Eine geistige Anschauung davon geben die Andeutungen des Prinzen Karl von Mecklenburg in der von ihm vorgeschriebenen Festordnung. „Der Magier (als welcher er selbst auftrat) breitet verlangend und ehrerbietig seine Arme gegen die Figur des religiösen Enthusiasmus aus. Diese (dargestellt von der Gräfin Alopeus, der Gemahlin des russischen Gesandten am Berliner Hofe) bewegt sich erst langsam, dann stärker, und wie sie aufsteht und festen Schrittes in die Mitte des Saales tritt, tanzen zehn geflügelte Gestalten (Genien) teils mit Palmenkronen, teils mit Kreuzesfahnen in der Hand um sie her. So wie die Musik den kriegerischen Ausdruck annimmt, steigt Konrad III, indem die Genien sich um ihn gruppieren, herab: die Begeisterung ergreift seine Hand und weiht ihn. Die Genien schwingen die Fahnen und Palmen und erheben zuletzt die Paniere über sarazenische Trophäen, welche andre Figuren gleich Überwundenen zu Füßen legen.“

Neben dem Kronprinzen und seinem Bruder Wilhelm sollten auch die beiden ältesten Töchter des Königs als lebende Bilder in dem Festspiele erscheinen: die bald siebzehnjährige Prinzessin Charlotte als Konstantia und die zwölfjährige Prinzessin Alexandrine als kindliches Sinnbild des Friedens an der Hand der Freundschaft in Gestalt der lieblichen elfjährigen Prinzessin Elisabeth Radziwill. Das letzte dieser lebenden Bilder stellte Adrasteia vor, jene unentrinnbare Göttin der Vergeltung, welche den menschlichen Übermut straft und den Vermessenen auf das rechte Maß zurückzwingt. Aber ebenso, wie die der Oberhofmeisterin Voß ärgerlichen „unendlichen Quadrillen und Bälle“ in Wien, wurde diese von dem Stiefbruder der Königin Luise geplante „Friedens-Quadrille“ in Berlin von dem neu aufblitzenden Schwerte Napoleons durchschnitten. Nur die Proben davon kamen zu stande. Gneisenau, Augenzeuge einer solchen in dem ihm befreundeten Hause Radziwill, äußert sich darüber brieflich zu Clausewitz: „Von den Vorbereitungen zu dem Friedensfeste will ich Ihnen nichts sagen, da Ihre Gemahlin von andern Seiten her bereits davon unterrichtet sein muß. Der historische Tanz, den man im Radziwillschen Hause einübt, ist sinnvoll und thut gute Wirkung: die Schönheiten des Hofes sind da gesammelt, ein tanzendes Blumenbeet.“ Unversehens von Elba her kam es nun wie ein Hagelschlag über dies Blumenbeet. Da, wo man jene „Friedens-Quadrille“ einübte, in dem nämlichen Saale wird dreiundsechzig Jahre nachher der europäische Kongreß sich gruppieren, der unter dem Vorsitze des Fürsten Bismarck den Berliner Friedensvertrag in den orientalischen Händeln unterzeichnet. Das historische Haus, das jetzige Reichskanzler-Palais in der Wilhelmsstraße, dieser alten Palaststraße, ursprünglich unter König Friedrich Wilhelm I von dem General Grafen von Schulenburg erbaut, ist unter Kaiser Wilhelm aus dem Besitz des Fürsten Anton von Radziwill in den des neuen deutschen Reichs übergegangen.

Drei Tage vor dem Eintreffen der Kunde in Berlin, daß Napoleon von Elba entwichen war, hat Schleiermacher an den Grafen Alexander zu Dohna geschrieben: „Meine Empfindungen über die letzten politischen Ereignisse drücke ich Ihnen nicht aus, zumal man neuerdings sagt, es sei alles in Wien wieder umgeworfen worden. Dann müßten die Leute sich doch schämen über die fünf Monate, die sie in Wien zugebracht. Früher oder später wird es Gott schon bessern."

Jetzt kam eine Besserung wie auf den Flügeln des Adlers, von welchem Napoleon in seinem Aufrufe an das französische Heer verkündete: sein großer Raubvogel mit der dreifarbigen Fahne werde von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis zu den Türmen von Notre-Dame, jenem alten Gotteshause in Paris, das zur Schreckenszeit der Revolution „die Göttin der Vernunft" in Gestalt einer leichtfertigen Opernsängerin, den himmelblauen Mantel um, die rotwollene Jakobinermütze auf dem Kopf und den Speer in der Hand, auf dem geschändeten Hochaltar hatte thronen sehen, aber auch zehn Jahre nachher ihn, den in derselben Pariser Liebfrauenkirche gekrönten Bonaparte in seinem Bienenmantel, das über die Trümmer der Republik ausgestreckte monarchische Zepter in der Hand. — Jetzt treibt sein kühner Marsch von Elba nach Paris den Kongreß in Wien ebenfalls zu rascherem Gange: die vier siegreichen Großmächte, auf deren Entzweiung Napoleon rechnet, einigen sich über die Verteilung der herrenlosen Gebiete und reichen einander die Waffenhand zum neuen Bündnis gegen den alten bösen Feind, wie friedfertig er sich auch stellt. Nach seinem Einzuge in den Tuilerienpalast findet Napoleon im Schreibtische des entthronten Königs Ludwig XVIII eine Menge wichtiger Papiere, die dessen Hausminister Blacas bei der Flucht des Hofes aus Paris mit einzupacken oder zu verbrennen vergessen hat, darunter die am 3. Januar 1815 in Wien unterzeichnete Urkunde des geheimen, gegen Preußen und Rußland gerichteten Vertrages zwischen Österreich, England und Frankreich. Napoleon schickt das verräterische Papier nach Wien an den Kaiser Alexander, um die Sieger gegen einander aufzubringen. Vergeblich. Der Zar hält den Zwiespalt, aus dem jenes Sonderbündnis hervorgegangen ist, für abgethan. Im Beisein Steins, der schon früher hinter jene diplomatische Schliche gekommen ist, überführt er den doppelzüngigen Metternich durch diesen unleugbaren Beweis der mit Talleyrand geschmiedeten Ränke und wirft dann das widerwärtige Papier ins Kaminfeuer: es solle vergessen sein, wenn er (Metternich) nicht selber daran erinnere.

In Berlin übte die hohe Spannung auf den Ausgang des Wiener Kongresses ihren Einfluß auch auf den Unterricht des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm. Ihr militärischer Lehrer, der Oberstleutnant von Reiche schreibt: „Täglich kamen Kouriere vom König aus Wien und berichteten wie die Sachen ständen. Natürlich war der Kronprinz sogleich von allem unterrichtet, er erzählte mir davon, und so geschah es wohl, daß in den Stunden oft mehr Politik als Kriegskunst getrieben wurde." Nicht viel anders wird es in den Lehrstunden des Prinzen Wilhelm hergegangen sein, mag er gleich in seiner ruhigern Art sich nicht so lebhaft geäußert haben wie der Kronprinz, der schon im Februar 1815 zu Niebuhr sagte:

„sein allerliebstes Luftschloß wäre, wenn das rheinische Land einen Repräsentanten des Königlichen Hauses erhalten sollte, dorthin nach seinem geliebten Köln gehen zu können.“ Niebuhr wollte darüber mit Gneisenau sprechen, der als künftiger Militärgouverneur des für Preußen zur Entschädigung ausersehenen Rheinlandes genannt wurde; er traf den General nicht zu Hause und teilte ihm dann brieflich mit, was dem Kronprinzen am Herzen lag. „Dies war mir unerwartet,“ schrieb Niebuhr an Gneisenau, „da er (der Kronprinz) sonst, wenn ich ihm leise zur Erwägung vorgeführt, daß der Thronerbe durch Bekleidung von Verwaltungs- und Militärstellen sich bilden müßte, sich immer etwas scheu gezeigt hat. Was hier den Wunsch in ihm erregt, sind seine Phantasie und altdeutsche schöne Träume; indessen sind Ew. Exzellenz gewiß mit mir einig, daß ein so schönes und seltenes Gemüt, wie das dieses vortrefflichen Jünglings auf seinen eigenen Wegen zum Ziel geleitet werden muß, wohin reife Klugheit wünscht, daß er gelange. — Ich nehme an, daß es ein Hauptzweck sei, von den Einwohnern jener (rheinischen) Landschaften das Gefühl eines Provinzialverhältnisses zu entfernen und ihnen die wohlthätige Illusion des Schutzes persönlicher Majestät zu gewähren, zu bewirken, daß sie allmählich gewohnt werden, sich als ein unter sich zusammengehörendes Ganzes zu betrachten und zugleich als einen Teil unsrer Monarchie. Dazu würde wohl augenscheinlich der Aufenthalt eines Königlichen Prinzen unbeschreiblich mächtig wirken. Der Thronfolger würde nun gewiß der willkommenste sein. Ich weiß nicht, ob Ew. Exzellenz den Kronprinzen genau genug kennen, um ein völlig entsprechendes Bild von der unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit zu haben, mit der er, sobald er erscheinen will, sich zeigen kann. Aber ich wage es zu verbürgen, daß er alle Herzen gewinnen würde. Ich setze voraus, daß Ew. Exzellenz dorthin als Militärgouverneur bestimmt sind. Sie würden den Kronprinzen ohne Schwierigkeit, sowie ohne geflissentliche Absicht zu enthüllen, zur Erkenntnis und Liebe für seinen militärischen Beruf stimmen — und Sie werden mir einräumen, daß es sehr zu besorgen ist, hier werde sich der viel zu weit gehende Einfluß seiner Antipathie gegen die Kleinlichkeitsneigungen seines Vaters schwerlich überwinden lassen. Ferner würde die Gewöhnung, Geschäfte verhandeln zu sehen und teil an ihnen zu nehmen, die Anstrengungsfähigkeit in ihm entwickeln, von der ich, zum Trotz gegen alle die, welche über ihn urteilen, ohne ihn genau zu kennen, behaupte, daß sie allerdings in ihm ist, daß man sie aber nicht von andern Gewohnheiten ersticken und verdunkeln lassen darf. Er würde den liebenswürdigen, aber einer männlichen Ausbildung nicht ganz günstigen häuslichen Verhältnissen mit seinen Geschwistern entzogen und unter Männern ein ernster Mann werden. Wäre seine frühere Erziehung so geleitet worden, wie man es wünschen möchte, so besäße er jetzt vielfache bestimmte Kenntnisse, und es könnte die Rede davon sein, ihn eine Universität besuchen zu lassen. Das wäre jetzt ganz zweckwidrig. Er hat eine große Sehnsucht zu reisen — die Erfüllung dieses Wunsches möchte ich aber gerne verschoben sehen, bis er fremde Länder auch mit den Augen des Staatsmannes und Militärs, nicht allein mit denen des Dichters und Künstlers betrachten kann. Und das würde nicht fehlen, wenn er in seinem jetzigen Alter Anschauungen von der Verwaltung erhielte, die er hier nie bekommen wird. —

Das Heil unsrer Monarchie hat immer mehr, als das eines andern Staates, auf der Persönlichkeit unserer Fürsten beruht und wird es fortwährend, da der Augenblick versäumt ist, uns eine solide Existenz zu gewähren, und unsre Thore und Schlüssel treulosen Feinden und Nachbarn übergeben sind. Ew. Exzellenz allein können durch Ihre Vermittelungen und Verbindungen dem Kronprinzen den Zutritt zu einer Bahn und Bildung verschaffen, auf der er an Ihrer Hand fortgehen könnte; uns, dem kommenden Geschlecht und ganz Deutschland zum Heil."

Das Luftschloß, in welchem der Kronprinz sich als Vizekönig der Rheinlande sah, blieb für ihn ein Traum. Ein Menschenalter nachher wird König Friedrich Wilhelm IV seinen Bruder Wilhelm zum Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen ernennen.

Die wechselnde Stimmung in Berlin und bei Hofe gibt sich in Niebuhrs damaligen Briefen kund. Mitte März 1815 schreibt er: „Die erste Erscheinung Napoleons hat hier bei vielen einen heftigen freudigen Eindruck hervorgebracht." Vierzehn Tage später: „Wenn wir geglaubt hätten, daß Bonaparte so gar keinen Widerstand antreffen würde, so hätte sich freilich kein Mensch bei uns gefreut, als wir seine Landung vernahmen. Ich sehe diesem neuen Krieg mit schwerem Herzen entgegen. Indes muß man sich das Herz leicht machen, so gut es gehen will. Die Jugend und der Landmann gehen sehr wohlgemut daran. Ein Teil der Hauptstädter, welcher stark in Papieren spekuliert, ist unbeschreiblich niedergeschlagen. — Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man wieder auf Paris vordringen wollen: ob man und wenn man nur nicht zu früh etwas wagt." Wilhelm von Humboldt zweifelte an einem abermaligen Vordringen auf die feindliche Hauptstadt: denn nicht leicht wiederhole sich in der Geschichte dieselbe Wendung kurz hintereinander. Ähnliche schwere Bedenken hörte man von den Ministern Beyme und Altenstein aussprechen. Und doch sollte durch Gottes wunderbare Fügung das Gethane nochmals geschehen, so daß Gneisenau auf dem Vormarsche von dem Schlachtfelde Belle-Alliance her gen Paris an Stein schreiben konnte: „Die französische Armee aufgelöst, zerstreut, vernichtet, Bonaparte geflohen, sein Hut, Degen, Diamanten in unsern Händen. Die Armee hat große Dinge gethan, in drei Tagen zwei Schlachten gefochten, wovon die erstere unglücklich. Dies hat die Geschichte noch nicht gesehen. Es ist dies eine herrliche Armee."

Noch von Wien aus hatte der König am 7. April wieder zu den Waffen gerufen: „wir müssen von neuem in den Kampf. Den Mann, der zehn Jahre hindurch unsägliches Elend über die Völker verbreitet, hat eine verräterische Verschwörung nach Frankreich zurückgeführt. — Er steht an der Spitze eidbrüchig gewordener Soldaten, die den Krieg verewigen wollen. - Mit euren alten Siegesgefährten, durch neue Waffenbrüder verstärkt, geht ihr, brave Preußen, mit mir, mit den Prinzen meines Hauses, mit den Feldherren, die mich zu Siegen geführt, in einen notwendigen gerechten Krieg." Diesmal brauchte Prinz Wilhelm nicht, wie vorm Jahre, in Sorge darum zu sein, daß der Vater ihn, den jetzigen Major, nicht alsbald mit ins Feld nehmen würde, wohin ihn auch das bereits vor dem Feinde erworbene eiserne Kreuz wies. Nur erst eingesegnet wollte der König

seinen zweiten Sohn sehen, ebenso wie er seinen Erstgeborenen zuvor hatte konfirmieren lassen und mit ihm zum heiligen Abendmahl gegangen war, bevor er von Potsdam nach Breslau, dem Waffenplatze des Befreiungskrieges, aufbrach. Zum pfarramtlichen Lehrer des Prinzen im Christentume hatte der König den Hofprediger und Ober-Konsistorialrat Friedrich Ehrenberg ausersehen, den nämlichen Geistlichen, der am 15. August 1810 die Gedächtnispredigt auf die heimgegangene Königin Luise in der Hof- und Domkirche zu Berlin gehalten hatte, im Beisein des trauernden Witwers und seiner nun mutterlosen Kinder. Der Sarg mit der irdischen Hülle der verewigten Königin stand noch in der Sakristei, der einstweiligen Ruhestätte bis zur Beisetzung im Mausoleum zu Charlottenburg, als Ehrenberg in seiner Rede daran erinnerte: „Jauchzend sahen wir sie vor wenigen Monaten, nach drei unglücksvollen Jahren der Trennung einziehen in diese Stadt und in diesen Tempel, wo ihr frommer Dank, vereint mit unsern Lobgesängen gen Himmel stieg. Im festlichen Schmucke eilten wir ihr da entgegen; mit ganz andern Empfindungen und in einem ganz andern Aufzuge empfingen wir in diesen Tagen — nicht sie, nein sie ist eingezogen in die himmlische Stadt Gottes — ihre entseelte Hülle unter Gesängen des Grabes in unsern Mauern, und dieser Tempel verwahrt jetzt ihre kostbaren Überreste. — Daß unser Auge sie im Lande der Lebendigen vergebens sucht, daß wir sie nicht mehr sehen sollen in ihrer edeln Hoheit, in ihrer milden Größe, in ihrer Freundlichkeit und Herablassung: darüber kann das Herz sich nicht zufrieden geben. Wir wußten den König so glücklich an der Seite der holden Gefährtin seines Lebens; die Leiden der letzten Zeit wurden so willig erduldet; bei unsern Verlusten glaubten wir noch alles zu besitzen, wenn wir zum Throne hinauf blickten. — Sie wird fortleben im Herzen ihres Königlichen Gemahls, ihr Bild wird ihn freundlich umschweben und ihn stärken zu den Pflichten seines erhabenen Berufes. Sie wird fortleben im Herzen aller Königlichen Kinder. Ihr Geist wird auf ihnen ruhen. So lebe sie denn auch fort in unsern Herzen und begeistere uns zu allem, was recht und gut ist. Ihr Name sei uns stets ein Aufruf zur edeln That; ihr Name reiche hin, uns zu jedem Opfer willig zu machen. Ihre Tugenden lasset uns zum Muster nehmen und als Muster aufstellen unsern Kindern; unsre spätesten Nachkommen müssen noch gerührt erkennen, was Luise ihrem Volke gewesen ist. Dann wird sie, ein freundlicher Schutzgeist, über dem Vaterlande walten, ihm Rettung bringen in der Not.“

Die Rede Ehrenbergs mochte dem König tief zu Herzen gegangen sein: in Gedanken an die Unvergeßliche übergab er den zweiten der vier Söhne, die sie ihm geboren hatte, diesem Domgeistlichen als Konfirmanden. Es war am preußischen Hofe Sitte, daß die Prinzen des Königlichen Hauses erst in dem Alter reiferer Überlegung das öffentliche Bekenntnis ihres christlichen Glaubens ablegten und als Glieder der mündigen Gemeinde eingesegnet wurden. Prinz Wilhelm hatte, als er das erste Mal zum heiligen Abendmahl ging, sein neunzehntes Lebensjahr bereits seit mehreren Monaten angetreten. Am 30. Mai, neun Tage vor seiner Konfirmation, sah er das Marmorbild seiner Mutter im Mausoleum des Charlottenburger Schloßgartens aufgestellt. Rauch, der preußische Phidias, musterte



Rauchs Marmorbild der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg.

hier in der Abendstunde das von ihm geschaffene Denkmal der Königin Luise nochmals mit künstlerischem Blicke. Da überraschte ihn der junge Prinz Karl, vom Schlosse her die große Allee hinuntereilend, mit der Nachricht: der König sei soeben von Wien heimgekehrt und ganz verwundert darüber, daß das Monument bereits aufgestellt; er werde gleich da sein mit seinen Kindern, um es sich anzusehen. Der Meister ging: nicht im Wege stehen mochte er dem König bei diesem ersten Anblicke des schlummernden Abbildes der Königin. Nur seine Kinder hatte Friedrich Wilhelm III um sich, als er hier, nach seiner Heimkehr von Wien die weiße in karrarischem Marmor nachgebildete Gestalt der unten im Grabgewölbe ruhenden Königin vor Augen hatte. Vier Jahre waren es her, seit Rauch das Modell zu dem Monument geformt hatte. Schon damals fand der König das stille Angesicht der Königin-Statue so ähnlich, daß er beim Erblicken des Kopfes sich der Thränen nicht erwehren konnte und der Bildhauer ihm versprechen mußte, mit keinem Finger mehr daran zu rühren. Als dann Rauch sich von Seiner Majestät beurlaubte, um nach Karrara und Rom zu reisen, da sprach Friedrich Wilhelm III in seinem Arbeitszimmer im Schlosse zu Charlottenburg noch lange mit dem Künstler über das dort in reinstem Marmor herzustellende Grabdenkmal der verewigten Königin. „Alles werde ich Ihnen mündlich erzählen," hat Rauch nach Rom an Frau von Humboldt geschrieben, „und noch mehr wünschte ich, daß Sie den König ganz so kennten, wie er ist. Es ist immer etwas ganz Außerordentliches, diese beharrliche Liebe und sein Schmerz über den Verlust der Unersetzlichen." Draußen im Vorsaale sagten die Königssöhne dem Bildhauer, der ja ihrer Mutter die Ausbildung seines herrlichen Talentes verdankte, Lebewohl, angesichts der neuerdings von ihm angefertigten Büste ihres Vaters. Auch Rauch wußte von der schwärmerischen Kunstliebe des Kronprinzen zu erzählen, wogegen in dessen Bruder Wilhelm schon das preußische Heerwesen Gestalt zu gewinnen schien. Eines Abends vor seiner Abreise nach Rom zur Theestunde

beim Kronprinzen, hörte Rauch den Thronerben sagen: „Wenn mich mein Vater dorthin läßt, komm ich gewiß nicht wieder." Dabei zeigte er sich so bewandert in der Hauptstadt des alten römischen Weltreiches, als hätte er Goethes italienische Reise mitgemacht.

Am nächsten Vormittag nach seiner abendlichen Heimkehr aus Wien ritt der König mit seinen Söhnen von Charlottenburg nach dem alten Exerzierplatze, zu dessen länglichem Viereck vorm Brandenburger Thore, gleich rechter Hand, Friedrich Wilhelm I den Tiergarten hatte aushauen lassen. Die weite öde Sandfläche im Umfange von mehr als 3000 Schritten bot Raum zur Heerschau von 30000 Mann. Wie oft hatte hier Friedrich der Große seine Berliner Frühjahrs-Revuen abgehalten und dabei von seinem Schimmel herab manchen hohen Offizier vor seinen fehlerhaft manövrierenden Truppen abgekanzelt, ihn vom Fleck weg hinter die Front verweisend. Hier auf dem alten Marsfelde Friedrichs, wie Pariser Zeitungen sich ausdrückten, hatte auch der frühere französische Marschall Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, als Kronprinz von Schweden und Oberbefehlshaber der Nordarmee während des Waffenstillstandes 1813 die preußische Reiterei besichtigt, wovon die Aufzeichnung einer Augenzeugin in den hinterlassenen Papieren der Gräfin Sophie Schwerin-Wolfshagen, geb. Gräfin Dönhoff, der Witwe des bei Belle-Alliance gefallenen Obersten Grafen Wilhelm Schwerin, aus Berlin Ende Juli 1813 berichtet: „Montag nachmittag von 4 bis 9 Uhr war große Revue. Wir fuhren zum Exerzierplatz, wo wir den Kronprinzen von Schweden mit glänzendem Gefolge zum Thor hinaussprengen sahen und nun die Linien herunter, wo immer mit Musik salutiert ward. Dann ließ er alles vor sich vorbei defilieren, und wir sahen einen Teil der herrlichsten Truppen. Ins Unendliche dehnten sich die Linien aus, und es wäre ein recht freudiges Gefühl gewesen, müßte nicht die Wehmut immer die Oberhand behalten bei dem Anblick dieser Scharen, die in wenig Tagen dem Feinde gegenüberstehen. — Sprechend gleicht er (Bernadotte) Napoleon, ebenso klein, ebenso gelb, eben solche krumme Rückenlinie, eben solche hohe Schultern und Epaulettes, und derselbe kleine dreieckige Hut. Sogar die große Nase, die in der Schule des Kantors Leist als unumgängliches Erfordernis zu einem Helden galt, fehlt ihm nicht und ist sogar vielleicht über die Angabe lang. — Bis um 9 Uhr dauerte die Revue, wo mehrere Regimenter vorbeikamen und die preußischen Jäger in vollem Singen des Liedes aus Wallensteins Lager. Wie schön es klang, wie rührend und erhebend kann ich gar nicht ausdrücken, wie denn schon der bloße Anblick dieser ganz jungen Leute rührend ist. Der Kronprinz von Schweden hatte alle möglichen Manövers und Evolutionen machen lassen, nachdem er um Erlaubnis bat, sie selbst bestimmen zu dürfen: ‚car je vois bien que rien n'est impossible à de pareilles troupes.' Und bei der Ausführung lachte und strahlte die Freude ihm aus den Augen; selbst laut soll er gelacht haben, und als ob er den Augenblick nicht erwarten könnte, mit solchen Truppen vor dem Feinde zu sein. Besonders bewunderte er die schnelle Schwenkung einer langen Frontlinie, um in einer andern Richtung wieder Front zu machen. Ihr werdet es auch bewundern, denn nach meiner Art, es zu beschreiben, mag es vielleicht ein ganz neues Manöver sein. — Er hat

hier (in Berlin) noch die Schanzen besehen und gesagt: so gut sie auch gemacht wären, so würden die Franzosen sie dennoch erobern, da ihnen Menschenverlust nichts sei und sie alles daran setzen würden; er riete indes dazu, sie noch höher aufzuwerfen, da die Höhe der Schanzen allein sie abschrecke und sie dann den Angriff vielleicht nicht einmal wagen würden. Dann, meinte er, sei noch ein tiefer Graben nötig, mit Kanonen bepflanzt. Als man unsre Armut vorschützte, sagte er: «Vous en aurez certainement, vous en aurez autant qu'il en faudra pour votre défense. Demandez, dites combien il en manque»; und sogleich versprach er die genannte Anzahl. Mich dünkt, diese Billigung und Verbesserung unsrer Schanzen ist doch viel wert, da man sie bis jetzt für bloßes Kinderspiel hielt." — Ferner aus Berlin vom 1. August 1813: „Moreau (der kriegsberühmte, von Napoleon verbannte Feldherr der französischen Republik) ist wirklich in Gothenburg angekommen und kann, wie der Kronprinz, in zehn bis vierzehn Tagen hier sein." Und am 12. August: Moreau ist hier gewesen und reist jetzt zur großen Armee. Dort wird er dem Kaiser Alexander zur Seite gestellt, welcher das Oberkommando übernimmt. — General Bülow, der, wie man sich im Vertrauen sagt, sehr aufgebracht über diese neuen Einrichtungen ist, soll gesagt haben: „Sollte man nicht denken, daß in ganz Deutschland kein großer General mehr zu finden wäre? — Diesen Ruhm wollen wir gern fahren lassen, nur Freiheit, Freiheit! und eine durch die Tapferkeit unsrer Truppen erkaufte Freiheit! Dann mag der Befehlshaber sein, wer er will. — Werden wir noch goldene Zeiten erleben? — Wenn nun von diesem Waffenstillstand an die Sache eine ganz andre Wendung nähme? — Darf man nicht mehr an Wunder glauben? Das Jahr 1813 ist ja einmal das Jahr des Wunderbaren. Ja, wir wollen einmal wieder hoffen; es ist doch immer besser als vor der Zeit zu verzagen. Den 10. August kam Moreau hier an, machte einen Besuch bei Bülow, fuhr im offenen Wagen hier vorbei, und wir sahen ihn nicht. Wir wissen nichts, als daß viele russische Offiziere ihm entgegengeschickt wurden, er hier in der Sonne wohnte, man ihm abends ein Ständchen brachte, und viel Volk unter den Linden und vor dem Hause versammelt war. Als die ungestümen Akklamationen der Berliner ihn zwangen, sich am Fenster zu zeigen, sagte er: «Le peuple romain aussi applaudissait les gladiateurs avant le combat.»

Auf dem Exerzierplatze vorm Brandenburger Thore, dem jetzigen grünen Königsplatze, wo Kaiser Wilhelm am zweiten Jahrestage des großen Schlages bei Sedan die Siegessäule hat enthüllen lassen — hier im Freien stand an jenem letzten Maitage 1815 ein Altar zum Gottesdienst und zur Weihe der Fahnen für die neu formierten Truppen, während die alten Regimenter die Spitzen ihrer Fahnen mit dem ihnen verliehenen eisernen Kreuz geschmückt sahen. Den ersten Nagel in jede Fahne schlug der König ein, den zweiten Hammerschlag that der Kronprinz, den dritten Prinz Wilhelm und so, der Reihe nach, jeder zur Feier anwesende Prinz, die Generalität und die Abordnung der Regimenter vom Obersten abwärts bis zum Gemeinen. Nach der Einsegnung der Fahnen durch den Feldprediger und ihrer feierlichen Übergabe an die Truppen entfalteten sich die bis dahin geschlossenen Heerhaufen in langer Linie. Mit seinen Prinzen ritt der König



Fahnenweihe zu Berlin am 31. Mai 1815.

die Front ab. Die Fahnen, die neuen und die mit dem eisernen Kreuz in den Spitzen senkten sich zum ersten Mal vor dem Kriegsherrn, während das Volk ihm und seinen Söhnen zujauchzte. Drei Tage nachher erfolgte (3. Juni) der Ausmarsch der Garden aus Berlin, unter den Augen des Königs und der Prinzen. Am 4. Juni brachen dann die Garden aus Potsdam auf. Hier führte Prinz Wilhelm das Füsilier-Bataillon des 1. Garde-Regiments bei dem König vorbei. Wieder zu Felde mit dem Vater sollte der junge Major aber nicht eher, als bis er konfirmiert worden war. Es geschah dies am 8. Juni in Charlottenburg, dem lieben Sommersitze seiner Mutter, dort in der Kapelle des Schlosses, von dessen einem Seitenflügel der schöne Gartenweg unter den tief herabhängenden Zweigen dunkelgrüner Fichten nach dem Mausoleum hinführt. Schon am Ausgange dieser Allee erblickt man es von fern, wie es in seiner einfachen Erhabenheit, einem altertümlichen Tempel gleich, dort in dem stillen Haine steht.

Die Kapelle in dem von Schlüter erbauten, dann von Eosander erweiterten Schlosse zu Charlottenburg läßt das Licht von oben hereinfallen in die heilige Stätte, wo Kaiser Wilhelm als achtzehnjähriger Prinz sein Glaubensbekenntnis abgelegt hat. Die Decke der Schloßkapelle schmücken die von der Künstlerhand Cocxins mit Ölfarben auf Kalk gemalten Sinnbilder der drei Grundkräfte des christlichen Erdenlebens: Glaube, Liebe, Hoffnung, von welchen St. Paulus zum Schlusse seines ersten Briefes an die Korinther schreibt: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen." — Hier vollzog Hofprediger Ehrenberg die Konfirmation des Prinzen im Beisein des Königs, der Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, sowie der als Zeugen der feierlichen Handlung geladenen hohen Staatsbeamten. In der Rede, mit welcher der Geistliche anhob, lautete es:

„Die feierlichste Stunde unsres Lebens ist es, wenn wir, das Herz voll froher und heiliger Gefühle, vor Gott stehen, uns zum erstenmale für Jesum und sein Evangelium öffentlich zu bekennen, sich für dieses Evangelim bekennen,

für welches so viele hochherzige Zeugen der Wahrheit, die Ehrwürdigsten unsres Geschlechts ihr Leben gelassen haben, aus dessen Schule so viele Helden und so viele heilige Streiter, Überwinder des Lebens und des Todes hervorgegangen sind. Eine solche Stunde ist für den Prinzen die gegenwärtige. Seine Königliche Hoheit sind erschienen: den heiligen Bund der Seele ihrem Gott und ihrem Erlöser zu erneuern und für immer zu bestätigen. Sie kennen die Lehre des Christentums und besitzen von ihrer Wahrheit und Göttlichkeit die feste Überzeugung. Sie haben dieser Lehre stets eine ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit geschenkt. Sie haben das Wort, das Ihnen diese Lehre verkündiget, nicht selten mit großer Rührung aufgenommen und es tief in Ihr Herz geschlossen. Sie halten es für eine Ehre, ein Jünger des Gekreuzigten zu sein und haben oft Ihren unerschütterlichen Vorsatz, an dem Glauben der Christen Ihr ganzes Leben hindurch festzuhalten und sich den Sinn Jesu Christi immer mehr zu eigen zu machen, zu erkennen gegeben. Sie haben sich auf diese Stunde mit Sorgfalt vorbereitet. — So sammeln Sie sich denn, mein Prinz, reden Sie getrost und freudig von dem, was Ihrem Herzen so teuer ist. Lassen Sie nicht den Verstand reden, der die Worte wägt, sondern das volle Herz, wenn Ihnen auch zuweilen in seiner Bewegung das rechte Wort fehlen sollte."

Auf diese Ansprache des Geistlichen bekennt sich Prinz Wilhelm mit erhobener Stimme zu dem Glauben, auf den er getauft ist. „Ich thue dies," spricht er, „in dem Gefühl, daß Gott mich in diesem Augenblicke sieht, und in der Zuversicht, daß er mich stärken werde, diesen Überzeugungen treu zu bleiben. Es ist die Religion Jesu Christi, der ich so, wie ich sie in unsern heiligen Schriften finde, meine Zustimmung gebe, und in der ich allezeit Licht für meinen Verstand, Kraft zur Erfüllung aller meiner Pflichten und zum Wachstum im Guten, Trost für mein Herz in allen Unfällen des Lebens suchen will. — Durch das Evangelium (bezeugt er weiterhin) erkenne ich Gott als den weisen und gütigen Vater der Menschen, der mich väterlich liebt, der mich väterlich leitet, und der mir zur Erreichung meiner Bestimmung auf alle Weise behilflich ist — von dem ich getrost alles erwarten kann, was zu meinem zeitlichen und ewigen Wohl erforderlich ist. Für alles, auch das Kleinste sorgt Gott väterlich nach der Lehre Jesu: kein Sperling fällt vom Dache und kein Haar von unserm Haupte ohne den Willen des Vaters. Alles, was mir begegnet, begegnet mir nach seinem Willen, und mit ruhigem Herzen kann ich ihm die Leitung meiner Schicksale überlassen. Alles Gute, was ich besitze, kommt aus der väterlichen Hand meines Gottes; darum will ich es mit einem demütigen und dankbaren Herzen annehmen und genießen. Aber auch alle Leiden, die mich treffen, sind väterliche Schickungen, die nichts als mein Bestes beabsichtigen: sie sollen mich zu höhern Freuden geschickt machen; darum will ich sie geduldig und gottergeben ertragen und dafür sorgen, daß sie mir einen reichen Gewinn bringen." — Dann näher eingehend auf die göttlichen Offenbarungen, äußert er sich: „Das Evangelium lehrt mich Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit, alle sträflichen Gedanken und Begierden entfernen, alle meine Absichten läutern, in allen Menschen, mögen sie in Rücksicht ihres Standes noch so weit unter mir stehen, meine Brüder erkennen und sie

mit herzlichem Wohlwollen umfassen, gegen niemand Haß hegen, jedem, wo ich kann, Gutes erweisen, selbst meine Feinde gerecht und gütig behandeln. — Der lebendige Glaube an Jesum ist die Grundlage des wahren Christentums — diesen Glauben besitze ich; ich freue mich seiner als des köstlichsten Gutes meines Lebens. Ihm verdanke ich mein Glück in Zeit und Ewigkeit."

Danach erklärt sich der Konfirmand über die andre Hauptforderung des Evangeliums, Besserung des Herzens und Lebens, die in der Sinnesänderung beginnt und in der Heiligung fortgesetzt wird. „Es ist mein ernstlicher Vorsatz," gelobte er, „unablässig an meiner Veredelung zu arbeiten. So werde ich meiner Bestimmung immer näher kommen. O, wohl mir, dann werde ich ein gutes Gewissen haben, mit dem ich stets mich zu Gott freudig erheben kann; ich werde den Beifall Gottes besitzen und von ihm alles getrost erwarten. Andre Menschen werden meiner sich freuen und einst mein Andenken segnen. Die Übel der Zeit, durch die mich Gott vielleicht prüfen wird, werde ich mit Ergebenheit und Gelassenheit tragen, die Versuchungen zum Bösen glücklich überwinden; den Tod darf ich nicht fürchten; ja, ich kann ihm heiter und mutvoll entgegensehen." Sein Glaubensbekenntnis schloß er mit den Worten: „Ich flehe zu Gott, daß er meine Seele in der Wahrheit befestige, mich immer mehr mit ihrem Lichte erleuchte und mit ihrer Kraft erfülle und mich in den ihm wohlgefälligen Gesinnungen bis in meinen Tod erhalte. Heute fühle ich recht lebhaft und mit innigem Danke gegen Gott das erhabene Glück, ein Christ zu sein. Gott wird mir helfen, als Christ zu leben und zu sterben."

So bewies der Konfirmand seine Reife für die feierliche Weihung zur Übung einer „guten Ritterschaft" in der Bewahrung des Glaubens an die christliche Lehre und eines guten Gewissens. Denn: „Glaube und gut Gewissen sind wie der Anker des Schiffes unsrer Seele: stoßen wir ihn hinweg, dann sind wir in größter Gefahr, Schiffbruch zu leiden, abzufallen von Gott und seiner Gnade!" — Nach der Segnung des Prinzen durch Handauflegen sprach Ehrenberg zu ihm: „Was Sie mit dem Herzen schon längst waren, teuerster Prinz, das sind Sie jetzt auch vor der Welt und mit dem äußerlichen Rechte: ein Christ. So bewahren Sie denn das edle Kleinod des Glaubens. So Großes, Frohes, Wohlthätiges hat die Welt gewonnen, als das Evangelium verkündigt; höher vermag sich der Geist des Menschen nicht zu erheben, als er sich durch das Evangelium erhebt. Die Wahrheit ist Wahrheit für den Fürsten wie für den Geringsten im Volk, und auch dem Fürsten, der sie verachtet, wird sie einst furchtbar werden; denn dadurch, daß wir uns gegen sie verblenden, hört sie nicht auf, Wahrheit zu sein. Nein, mein Prinz, Sie werden das nie verleugnen, was Sie jetzt von ganzem Herzen lieben und ehren. Das wird weder der Spott derer, die sich weise dünken, noch die unglückliche Stimmung des Zeitalters, sollte sie sich auch noch weiter verbreiten und zu noch höherem Ansehen emporschwingen, noch irgend eine Kunst der Überredung, noch irgend eine Lust des Herzens, die sich gegen das Evangelium auflehnen könnte, bei Ihnen vermögen. Sie werden immer ein lebendiges Gefühl für das Heilige bewahren, Sie werden immer aufrichtig gegen sich selbst sein, immer die Wahrheit alles bei sich selbst gelten lassen, immer ein Christ bleiben.

Das ernstliche Forschen nach Wahrheit kann den Glauben an Jesum nur befestigen, nie ihn wankend machen. — Fürsten insbesondere sollen die edelsten Menschen, die leuchtenden Vorbilder der Welt sein; man soll an ihnen mehr noch, als den fürstlichen Glanz, die Größe des Geistes und den Adel des Herzens bewundern. Ihnen, mein Prinz, hat Gott für alles, was würdig, rühmlich und trefflich ist, ein lebendiges Gefühl gegeben: so streben Sie denn auch, alles, was würdig, rühmlich und trefflich ist, immer mehr mit sich zu vereinigen!"

Im Hinblick auf die Ruhestätte der Mutter unweit der Schloßkapelle rief der Geistliche dem Königssohne zu: „Bewahren Sie in Ihrem Gemüte das herrliche Bild der teuern Vollendeten, von deren christlichen Tugenden Ihre Jugend Zeuge gewesen, und der Sie noch in diesen Tagen so heiße Thränen des verehrenden und liebevollen Andenkens geweiht haben. Dieses Bild trete Ihnen vor Augen, so oft Sie der Ermunterung und Stärkung bedürfen." — Schließlich wies Ehrenberg auf den bevorstehenden neuen Feldzug gegen Napoleon hin: „Frühe ruft Sie Gott zu Ihrer fürstlichen Bestimmung. Zum zweitenmale schon sollen Sie streiten helfen wider Unrecht, Frevel und Verrat, kämpfen für den Frieden auf Erden und das Heil der Völker. Mit Wehmut sehen wir Sie und so viel Teure in kurzem uns verlassen. Auch unter dem Geräusche der Waffen bleiben Sie fromm, halten Sie sich recht: so wird es Ihnen ewig wohlergehen."

Am dritten Tage nach seiner Konfirmation, am 11. Juni, empfing Prinz Wilhelm zum erstenmale das heilige Abendmahl; nicht in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, sondern im öffentlichen Gottesdienste vor der Gemeinde der geräumigen Schloß-Oberpfarr- und Domkirche zu Berlin, die Friedrich der Große im ersten Jahrzehent seiner Regierung, nach dem Abbruche des alten Doms auf dem Schloßplatze, im Lustgarten an der Spree erbauen ließ. Dabei begab es sich, was ein altes Bild vor Augen stellt: als man im Januar 1750 die Särge aus der Fürstengruft des alten Domes nach dem neuen Gotteshause zur Beisetzung bringt, läßt Friedrich den zinnernen Sarg des großen Kurfürsten aufthun, betrachtet eine Weile schweigend das noch kenntliche Antlitz seines Ahnherrn, ergreift dann dessen Hand, wie wenn er sie dem großen Toten im Dankgefühle drücken wolle, und sagt zu seinem Gefolge: „Messieurs, der hat viel gethan!" — Neben dem Altar des am 7. September 1750 vom Hofprediger Aug. Fr. W. Sack eingeweihten neuen Domes standen auf der einen Seite die Särge des großen Kurfürsten und seiner Gemahlin Dorothea, auf der andern die des Königs Friedrich I und der Königin Sophie Charlotte. — Zwei Jahre nach dem hier gefeierten ersten Abendmahle des Prinzen Wilhelm hat Friedrich Wilhelm III zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Reformation die Domkirche umgestalten lassen. Nach Schinkels



Sarkophag des Großen Kurfürsten im Dom zu Berlin.

Plan wurden da neben dem großen Turme die beiden kleineren erbaut, die beiden Nischen am Vorderportal mit jenen erzenen Engelsgestalten geschmückt, von welchen die eine in den Augen des Volkes ein Abbild der Königin Luise vorzustellen schien. — Am fünfundzwanzigsten Jahrestage seines ersten Ganges zu Gottes Tisch schreitet der Prinz von Preußen mit seinem Sohne Friedrich in dem majestätischen Trauerzuge, der sich aus dem Schlosse nach dem Dome bewegt, wo der Oberhofprediger Ehrenberg die Gedächtnisrede auf den heimgegangenen König Friedrich Wilhelm III hält und über dessen Sarg den Segen spricht.

Das von dem Prinzen Wilhelm selbst aufgesetzte Glaubensbekenntnis ist damals von dem Hofprediger Ehrenberg im Druck herausgegeben worden. In den Zueignungsworten an den Prinzen schreibt er: „Die Welt wird sehen, mit welchem Ernste und mit welcher Teilnahme Sie die höchsten Angelegenheiten des Menschen in Erwägung gezogen haben. — Eure Königliche Hoheit haben mir erlaubt, die Grundsätze, nach welchen Sie sich vorgenommen haben, Ihr Leben zu führen, mit einigen Bemerkungen, welche das Wichtigste unsrer Unterredungen enthalten, im Druck beizufügen. Ich preise die Vorsehung, die mich gewürdigt hat, von den Rührungen und Entschließungen, welche die Religion in Ihrem Gemüte hervorgebracht, Zeuge zu sein, und es ist mein inbrünstiges Gebet zu Gott, daß er Sie in diesen Entschließungen befestigen und zur Ausführung derselben erleuchten und stärken wolle."

Hier die „Lebensgrundsätze," wie sie Prinz Wilhelm als Konfirmand aufgezeichnet hat, und wie sie damals Ehrenberg wörtlich hat drucken lassen. Nicht im willkürlichen Auszuge, wie anderweitig, sondern in ihrem ganzen Zusammenhange seiner Denkungsart und Handlungsweise mögen sie hier folgen.

Lebensgrundsätze.

1.

„Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, außer mir Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht; auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern um deswillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Ich freue mich meines Standes in Demut und bin weit entfernt zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor andern geben wollen, auch weit entfernt, mich meines höhern Standes wegen für besser zu halten. Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern.

2.

Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der

menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für andre gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die andern, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden.

3.

Mir soll alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß.

4.

Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

5.

Dem höchsten Wesen bin ich die tiefste Ehrfurcht schuldig. Ich will sie in meinem Herzen bewahren, in meinen Worten und Werken blicken lassen. Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demütig zu sein vor meinem Gott.

6.

Bei allem Guten, welches mir zu teil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Übeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige.

7.

Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm alles anheimstellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Mut zu erhalten suchen.

8.

Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag.

9.

Ich will mich vor allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde; als Fürst würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen. Vorzüglich will ich die Sünden der Unmäßigkeit und der Wollust, welche die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur sind, vermeiden. Nie aber will ich glauben, mich durch eine edle Handlung zu erniedrigen.

10.

Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unablässig arbeiten, damit ich als Mensch und als Fürst einen immer höhern Wert erlange.

11.

Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann.

12.

Vor Geiz und Verschwendung will ich mit gleicher Sorgfalt mich hüten.

13.

Die Vergnügungen des Lebens will ich in Unschuld genießen und mich durch den Genuß derselben stärken zu des Lebens Pflichten, nie aber diesen Genuß mir zu einer wichtigen Angelegenheit machen, oder als ein fürstliches Vorrecht ansehen.

14.

Ich will mich bemühen, immer heitern Geistes zu sein und alles, was die Seele verdüstern könnte, von mir zu entfernen.

15.

Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.

16.

Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben.

17.

Mein Herz soll frei bleiben von Neid, Haß und Erbitterung.

18.

Ich will keinem Menschen Unrecht thun, keinem hart sein, keinen kränken oder demütigen; und wo ich darin fehlen sollte, es eingestehen und auf alle Weise wieder gut zu machen suchen.

19.

Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen niemand überheben, niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von andern etwas fordern muß, mich dabei herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, soviel ich kann, zu erleichtern suchen.

20.

Überhaupt will ich mich bemühen, durch Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Ich achte es viel höher, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden, oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben.

21.

Nie will ich mich an denen rächen, die mich beleidigen, sondern ihnen von Herzen vergeben, auch nie meinen Einfluß benutzen, jemand zu schaden.

22.

Doch will ich, meiner Pflicht gemäß, alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde: davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten. Aber ich will wohl zusehen, daß ich nicht den Unschuldigen verurteile: es soll mir vielmehr ein teures Geschäft sein, die Unschuld zu verteidigen.

23.

Jeder, der in meine Nähe kommt, soll von mir Gutes empfangen, jedem will ich das Erfreuliche erweisen, was ich ihm zu erweisen imstande bin.

24.

Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen.

25.

Gegen die Bedürftigen will ich wohlthätig sein in dem reichen Maße, worin Gott mir gewährt hat: ich will mich darin von keinem, der weniger besitzt, übertreffen lassen.

26.

Den Unglücklichen, die meinen Beistand suchen, oder von denen ich sonst erfahre, vornehmlich Witwen, Waisen, Bejahrten, Männern, die dem Staate treu gedient und ihren in Armut Zurückgelassenen will ich Helfer und Fürsprecher sein, wie ich es vermag.

27.

Nie will ich des Guten vergessen, das mir von Menschen ist erwiesen worden. Mein ganzes Leben sollen mir die wert bleiben, die sich um mich verdient gemacht haben.

28.

Für den König, meinen Vater, hege ich eine ehrfurchtsvolle und zärtliche Liebe. Ihm zur Freude zu leben, will ich mich auf das angelegentlichste bemühen. Seinen Befehlen leiste ich den pünktlichsten Gehorsam. Den Gesetzen und der Verfassung des Staates unterwerfe ich mich in allen Stücken.

29.

Die Tugenden der Königin, meiner vollendeten Mutter, sollen mir unvergeßlich sein, und das Andenken der Verklärten soll bei mir stets in einem gerührten und dankbaren Herzen wohnen.

30.

Meinen Geschwistern gelobe ich zärtliche Liebe und allen Mitgliedern der Familie, welcher ich angehöre, eine treue Ergebenheit.

31.

Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen.

32.

Ich will unablässig an der Verbesserung meines Herzens und Lebens arbeiten.

33.

Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen.

34.

Ich will mit großer Vorsicht auf mich selbst achten, daß ich nicht fehle.

35.

Ich will mich in keine Verbindung einlassen, die ich nicht für eine unschuldige und würdige erkannt habe.

36.

Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte.

37.

Jeder Versuchung zum Bösen will ich kräftigen Widerstand leisten und Gott bitten, daß er mich stärke."

Diese Lebensgrundsätze des Prinzen Wilhelm, zur Zeit seiner Konfirmation von dem fürstlichen Jüngling gefaßt, mit wie vielen späteren Aussprüchen des Königs und Kaisers Wilhelm stimmen sie überein! Oft bis aufs Wort. Was der Prinz im 33. Satze angelobt, jeden Morgen an Gott und seine Pflichten zu denken und jeden Abend sich über sein Tagewerk sorgfältig zu prüfen, dem entspricht in noch tieferer Bedeutung des Königs Rede an die im Mai 1866 in seiner Hauptstadt zur kirchlichen Beratung versammelten Geistlichen, worin er sagt: im Bewußtsein der schweren Verantwortung, die vor Gott auf ihm laste, stehe er täglich mit seinem Gewissen vor seinem Herrn, erwäge alle Tragweiten tief und schwer; redlich habe er geprüft und gesucht, und er glaube, wer in seinem Gewissen Gottes Stimme höre und Gottes Willen thun wolle, der dürfe getrost und freudig den Weg gehen, den Gott ihn führe.

Des Prinzen damalige Unterredungen mit Ehrenberg sind in dessen Anmerkungen zu den Lebensgrundsätzen, ihrem wesentlichen Inhalte nach, aufbewahrt. Zum vierten jener siebenunddreißig Sätze sagt Ehrenberg: „Dem Glauben der Christen getreu zu bleiben, kann Eurer Königlichen Hoheit nicht schwer werden. Sie kennen den unerschütterten Grund, auf welchem er ruht: „Das Wort Gottes." — Zum siebenten: „Des Vertrauens bedarf der Mensch, der gewissen Zuversicht. Die Erde hat nichts, worauf er dieses Vertrauen gründen könnte. Nur auf den können wir es gründen, der die Erde und den Himmel geschaffen, der alle Dinge in seiner Hand hat und sich aller seiner Werke erbarmet. Darum ist es ein köstliches Wort auch für Fürsten, die nicht weniger als die andern den Wechsel menschlicher Dinge und des Menschen Unvermögen erfahren, das Wort: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen." — Zum zwanzigsten: „Die Milde des Herzens nimmt dem gebietenden Worte das Demütigende. In der fürstlichen Huld und Herablassung strahlt am herrlichsten die fürstliche Würde und das fürstliche Ansehen. Fürsten können oft durch ein freundliches Wort viel glücklicher machen, als durch die kostbarsten Geschenke." — Zum neunundzwanzigsten in Hinsicht auf die dem Prinzen unvergeßliche Mutter: „Gewiß wird das teure Andenken der Verklärten bei Ihnen allezeit in einem dankbaren Herzen wohnen, Sie vor allem Unwürdigen bewahren, Sie mit allem Schönen und Guten in inniger Befreundung erhalten. Wohl Ihnen, der holde Schutzgeist wird Ihnen immer nahe sein."

Es war gleich nach der Königin Heimgang die Rede gegangen, daß sie in der Nacht nach ihrem Todestage ihrem Sohne Wilhelm im Traume erschienen wäre. Was sich Berlin davon erzählte, dem entsprach ein Bild, welches zwei

Jahre nachher auf der Kunstausstellung der Akademie zu sehen war, unter der Bezeichnung: „Ein Traum, wie er dem Prinzen Wilhelm, zweiten Sohne Sr. Majestät des Königs, in der Nacht nach dem Tode seiner erlauchten Mutter erschienen ist. Über dem schlafenden Prinzen schwebt die entschlafene Königin, umgeben von Engeln, segnend die Hände ausbreitend.“ Dies Bild, mit schwarzer Kreide gezeichnet, war, wie damals verlautete, von der Hand der jüngsten Schwester Friedrich Wilhelms III, der Kurprinzessin Auguste von Hessen-Kassel angefertigt. Sie war mit ihrer ältern Schwester Wilhelmine, der Erbprinzessin von Oranien, auf die Trauerbotschaft sogleich dem König, ihrem Bruder, nach Hohen-Zieritz nachgereist und hörte da in der trauernden Königsfamilie von ihres Neffen Traumgesicht, dessen nachherige bildliche Darstellung als ihr Werk galt. Damit im Zusammenhange stehen vielleicht die obigen Worte Ehrenbergs aus seinen Gesprächen mit dem Prinzen Wilhelm vor dessen Konfirmation: „Der holde Schutzgeist wird Ihnen immer nahe sein.“

An dem hundertjährigen Geburtstage seiner in Gott ruhenden Mutter hat Kaiser Wilhelm sich geäußert: „In meiner Kindheit und Jugend verstand ich noch nicht, was sie ahnte, und dennoch hat Gott in seiner Gnade mich ausersehen, diese Ahnung zu erfüllen, als ich kaum noch eine Ahnung hatte, was sich ereignen sollte! Klar ist es, wie Gott sich seine Werkzeuge wählt, um seinen Willen zu erfüllen. Und das flößt die tiefste Demut mit dem tiefsten Dank ein!“

Und sechzig Jahre nach seiner Konfirmation hat Kaiser Wilhelm angesichts des Vorstandes der Generalsynode es ausgesprochen: „Ich stehe auf dem Grunde des Glaubens, auf welchen ich getauft und konfirmiert worden bin, und nichts kann mich bewegen, davon abzuweichen.“





Zwölftes Kapitel.

Zum zweitenmale nach Frankreich.

Die Nachricht, daß Napoleon von Paris aufgebrochen war, um sich an die Spitze seiner an der französisch-belgischen Grenze vereinigten Armee zu stellen, gelangte auf den weiten, noch nicht durch Blitzkraft abgekürzten Wegen erst nach Berlin, als er inzwischen schon bei Belle=Alliance auf immer zu Boden geschlagen war. Noch ohne jede Kunde von Ligny und Belle=Alliance her stieg der König, mit ihm wieder sein zweiter Sohn, am 22. Juni in den Reisewagen, um fünf Tage nachher siegesfroh mit dem Kaiser Alexander und dem Kaiser Franz am Rhein zusammen zu treffen.

Napoleon ist nicht ohne Beklemmung in den neuen Feldzug von 1815 — seinen letzten — gegangen. Am Vortage seines Aufbruches aus dem Tuilerien=Palaste weist er in seiner Antwort auf die Adresse der zweiten Kammer warnend auf die schwere Bedeutung des damaligen Wendepunktes in Frankreich hin: „Nicht nachahmen lassen Sie uns das Beispiel des griechischen Kaisertums; denn bedrängt von allen Seiten machte es sich zum Spott der Nachwelt, indem es sich mit abstrakten Haarspaltereien befaßte, während der Sturmbock gerade dabei war, die Thore der Stadt einzurennen.“ — Dagegen in Napoleons Aufruf an seine Armee (14. Juni) gellen wieder die hochtönenden Phrasen: „Soldaten! Heute ist der Jahrestag der Schlachten von Marengo und Friedland, die zweimal das Geschick Europas entschieden. Damals übten wir zuviel Großmut, wie nach der Schlacht bei Austerlitz, wie nach der Schlacht bei Wagram. — Die Fürsten, die wir auf dem Thron ließen, haben sich gegen uns verbündet und haben es auf die Unabhängigkeit und die heiligsten Rechte Frankreichs abgesehen. Sie haben den ungerechtesten Angriff begonnen.“ (Als ob er nicht selbst der erste Angreifer, noch dazu ohne Kriegserklärung!) „Auf denn, ihnen entgegen! Sind sie und wir nicht noch die nämlichen Menschen? Die Unsinnigen, verblendet von einem Augenblick des Glücks! Wenn sie in Frankreich eindringen, werden sie ihr Grab finden.“

Die nämlichen Menschen? Hatte Napoleon auf Elba sein Gedächtnis verloren? Kaum vor zwei Jahren erst, nach der Schlacht bei Bautzen, war ihm ja in seinem Ingrimm über die vermißte Siegesbeute die Äußerung entfahren: „Was? Nach solchem Blutbade keine eroberten Kanonen, so wenig Gefangene, nicht eine einzige Fahne? Diese Menschen da, nicht einen Nagel werden sie mir zum Aufheben im Stiche lassen." Und wie Österreich, Rußland, Preußen, wurde auch England von Napoleon mit einem Seitenhiebe bedacht: „Soldaten! Wer von Euch einmal in die Hände der Engländer gefallen war, der mag Euch erzählen von ihren Kerkerschiffen und von den schrecklichen Martern in dieser Gefangenschaft." — Ein andrer Aufruf, ein schon gedruckter, an die Belgier und die Bevölkerung des linken Rheinufers lautete: „Augenblickliche Erfolge meiner Feinde trennten Euch auf kurze Zeit von meinem Reiche. In meiner Verbannung, auf einem Felsen im Meere hörte ich Eure Wehklagen. Der Gott der Schlachten hat das Schicksal Eurer schönen Länder entschieden. Napoleon ist in Eurer Mitte. Ihr seid würdig, Franzosen zu sein. Erhebt Euch in Masse, vereinigt Euch mit meinen unüberwindlichen Kernscharen, um die Trümmer der Barbaren zu vernichten, die Eure und meine Feinde sind. Sie fliehen, Wut und Verzweiflung im Herzen." Dieser Aufruf, datiert vom Kaiserlichen Schlosse zu Laeken (bei Brüssel) den 17. Juni 1815 und am folgenden Tage von den Siegern bei Belle-Alliance in dem erbeuteten Wagen Napoleons aufgefunden, stimmt zu dem Bülletin über die Schlacht bei Ligny, worin Napoleon sagt: „Der Feind suchte sein Heil im schleunigen Rückzuge. Die Gefangenen versichern, daß der Feldmarschall Blücher verwundet worden ist. Aufgerieben ward in dieser Schlacht der Kern der preußischen Armee."

Gegen Blücher als den gefährlichern Gegner that Napoleon selbst den ersten Kriegsstoß, während er den Marschall Ney mit dem linken Flügel gegen Wellington bei Quatrebras vorgehen hieß, um die Engländer dort zurück zu treiben, dann den Preußen in den Rücken zu fallen und nach ihrer Vernichtung gemeinsam mit seinem Kaiser auf Wellington loszuschlagen. In der vierten Nachmittagsstunde des 16. Juni hat Soult, Berthiers Nachfolger als Generalstabs-Chef Napoleons, in Sorge um den Ausgang jenes blutigen Lignytages an Ney geschrieben: „Die Schlacht ist in diesem Augenblicke sehr heiß. Auf Befehl Sr. Majestät sollen Sie ungesäumt so manövrieren, daß Sie den rechten Flügel des Feindes umfassen und Sie ihm in den Rücken kommen. Das Schicksal Frankreichs steht in Ihrer Hand." So schwül war dem Kaiser im Brennpunkte der Schlacht zu Mute, daß er durch seinen „Bravsten der Braven" sich Luft schaffen wollte.

Der Oberstleutnant von Reiche, des Prinzen Wilhelm Militärlehrer, stand jetzt als Chef des Generalstabes beim ersten Armeekorps. In erster Linie hatte dies Corps, zum Heere Blüchers gehörig, seine Vorposten bis dicht an die französische Grenze vorgeschoben, und sein scharfes Augenmerk verhütete es, daß Napoleons plötzlicher Anmarsch ganz so überraschend kam, wie er von ihm geplant war. „Der Feind," berichtet Reiche, „hatte längs der Grenze einen Kordon gezogen und diese dadurch völlig gesperrt. Da dieser Kordon durch Gensdarmen, Douaniers, Veteranen und Detachements aus den Besatzungen der Grenzfestungen

gebildet war und ohne Ablösung stehen blieb, so war es für uns trotz aller Aufmerksamkeit sehr schwierig, von dem, was hinter diesem Vorhange sich zutrug, etwas wahrzunehmen. Wir hatten zwar Kundschafter; es waren aber meist Leute aus unsern Kantonnements, die sich nicht weit über die Grenze wagten, und deren Aussagen oft sehr unzuverlässig und widersprechend waren. Feindlicherseits wurde zwar vorgespiegelt, daß Napoleon unter keinerlei Umständen zuerst angreifen, vielmehr sich ganz defensiv verhalten würde. Um dies glauben zu machen, ließ man drüben längs der Grenze ausgedehnte Verteidigungsanstalten treffen, Wege ungangbar machen, Verschanzungen anlegen, Verhaue ausführen und dergleichen mehr. Unsrerseits ließ man, durch Erfahrungen belehrt, sich jedoch nicht völlig täuschen oder gar einschläfern."

Reiche hatte bei seinem Abgange von Berlin und Abschiede von den Prinzen frische Beweise ihrer wahrhaften Zuneigung und Anhänglichkeit empfangen. Einen üblen Dienst leistete ihm dagegen der damalige Chef der Polizei, nachherige Justiz- und Polizeiminister von Kamptz, indem er ihm, dem neuen Generalstabschef des Zietenschen Korps, als vorzüglich brauchbaren Kundschafter einen Menschen empfahl, der vielfach von Napoleons Minister des Auswärtigen, dem Herzog von Bassano (Maret) gebraucht worden, also in dem Spähergeschäfte bewandert sei. Gegen Reiches Bedenken, sich einem frühern französischen Spion anzuvertrauen, wußte Herr von Kamptz geltend zu machen: er könne für des Mannes Zuverlässigkeit einstehen, und gerade als früherer geheimer französischer Agent werde derselbe sich um so leichter den nötigen Zugang verschaffen. Bei dem Mangel an Nachrichten vom Feinde erinnerte sich nun Reiche jenes von Kamptz empfohlenen Menschen: „ich ließ diesen Agenten kommen und fertigte ihn unter Zusicherung von hundert Dukaten ab. Der Mensch kam wenige Tage vor Ausbruch der Feindseligkeiten zurück und versicherte: Napoleon werde erst in drei Monaten angreifen. Wie es zu jener Zeit hieß (berichtet Reiche weiter) stand Wellington mit dem berüchtigten Minister Fouché in Verbindung, von welchem er die Versicherung erhalten haben soll: Napoleon würde den Angriff der Verbündeten abwarten und auf keinen Fall die Offensive ergreifen. Als dessenungeachtet das Entgegengesetzte eintrat, soll Fouché, nach eigenem Geständnisse, an Wellington wirklich gemeldet haben, daß Napoleon angreifen würde, als guter Franzose aber Veranstaltung getroffen haben, daß das Schreiben auf dem Grenzpostbüreau liegen bleiben mußte, mithin nicht ankommen konnte. Dergestalt getäuscht, glaubte man die gegen Frankreich im Anzug begriffenen Heere der übrigen Verbündeten noch näher heranrücken lassen und die Zeit zur Vervollständigung unsrer Zurüstungen noch benutzen zu können. Bis zum Monat Juli hoffte man hiermit fertig zu sein, und demgemäß wurde der 1. Juli als der letzte Termin der unserseits zu eröffnenden Feindseligkeiten festgesetzt."

Daraus erklärt sich wohl auch, warum des Königs und seines zweiten Sohnes Abreise zum Heere erst am 22. Juni vor sich gegangen ist. Die rasche Fahrt, unterwegs von schlimmen Gerüchten umschwirrt, ging zunächst über Wittenberg, Düben, Schkeuditz und Merseburg nach Naumburg. Dicht vor Merseburg begegnete dem König der aus Blüchers Hauptquartier nach Berlin entsandte Oberst

von Thiele: von diesem Generalstabsoffizier empfing Friedrich Wilhelm III im Beisein des Prinzen Wilhelm die erste zuverlässige Meldung von des Feldmarschalls erschreckendem Kriegsunfall und drohender Gefangennahme bei Ligny, zugleich mit der Siegesbotschaft von Belle-Alliance, völlig übereinstimmend mit der Äußerung Blüchers zu Gneisenau, als dieser im Dorfe Mellery den von vielen schon tot oder gefangen gesagten Oberfeldherrn auf der Streu an der Diele fand. Hier auf dem Strohlager, zwischen Verwundeten übernachtend, empfing Blücher seinen Generalstabs-Chef: „Wir haben Schläge gekriegt; wir müssen es wieder ausbessern." — Siegesfroh, nicht weiter beunruhigt durch unverbürgtes Gerede, kam Prinz Wilhelm mit dem König abends nach Naumburg an der Saale, wo im Herbste 1806 Vater und Mutter zehn Tage verweilt hatten, um dann von da nach Erfurt, dem preußischen Hauptquartiere, zu reisen. Damals hat Napoleon in Bamberg seiner Armee verkündet: das preußische Heer solle erfahren, daß die Feindschaft der großen Nation schrecklicher sei, als die Stürme des Weltmeers! Heute, gerade an dem Tage, an welchem das Kriegsglück von Belle-Alliance dem König und seinem zweiten Sohne unterwegs entgegen kommt, erläßt der zum zweitenmal abdankende Kaiser, der vorgestern als Flüchtling vom Schlachtfelde ohne Heer in Paris eingetroffen ist, aus dem Palast Elysée jene Erklärung an das französische Volk, worin er sagt: „Mein politisches Leben ist zu Ende, und ich proklamiere meinen Sohn unter dem Namen Napoleon II zum Kaiser der Franzosen."

Am 26. Juni gelangten der König und Prinz Wilhelm in Hanau an. Hier, wo Napoleon auf dem eiligen Rückzuge von Leipzig her seinen letzten blutigen Schlag auf deutschem Erdboden gethan hatte, wurden dem König jetzt durch den Leutnant von Pleß die erbeuteten Juwelen Napoleons überbracht, wie sie in einem Briefe Gneisenaus vom 24. Juni 1815 beschrieben stehen: „Wir haben sein ganzes Gepäck, seine Diamanten sogar. Eine ganze Anzahl Diamanten haben wir erbeutet, von nebenbezeichneter Größe, (ungefähr so groß wie kleine Bohnen) einer darunter von dieser Größe, (etwa so groß wie ein Taubenei). Die Füsiliere haben die schönsten ausgesucht und sie dem König zum Geschenk gemacht. Die Unteroffiziere dieses Bataillons speisen jetzt auf Silber. Zum Anteil meiner Beute behielt ich nur Bonapartes Siegel, womit dieser Brief gesiegelt ist. Wir machten erst dann Halt, als der Tag angebrochen war. Es war die herrlichste Nacht meines Lebens. Der Mond beleuchtete die schöne Szene, das Wetter war mild. Es ist unerhört in der Geschichte, daß man 24 Stunden nach einer verlorenen Schlacht eine neue liefert und einen so entschiedenen Sieg erficht."

Nach der Schlacht bei Hanau hatten französische Siegesberichte frohlockt: die alte Garde habe bloß ihre Bärenmützen zu zeigen brauchen, um die erschrockenen Deutschen in die Flucht zu jagen. Jetzt, nach der Schlacht bei Belle-Alliance, konnte Gneisenau, die ganze Nacht hinter dem Feinde her, auf frischer That berichten: „Ich ließ trommeln, schreien, Trompeten blasen, mit einigen Kanonen von Zeit zu Zeit feuern. Die Franzosen wollten nach so vielen Anstrengungen von Zeit zu Zeit lagern; wir ließen ihnen aber keine Ruhe und jagten ihre Biwaks stets auf. Am Ende ließen sie in der Angst ihre Geschütze stehen. Wir trafen



Verfolgung des geschlagenen Feindes in der Nacht von Belle-Alliance.

auf die Wagen der französischen Garde, dann auf die von Bonaparte. Meine Leute haben eine große Beute gemacht. Es war eine wahre Klapperjagd." Und die gemeinen Leute nicht vergessend, schreibt der ritterliche General an Boyen, den damaligen Kriegsminister: „Wie wird der König verfahren in Ansehung der von meinen braven Füsilieren des 15. Regiments ihm zu Füßen gelegten Diamanten? Es sind aber auch andre Truppenabteilungen dabei gewesen. Die armen, ermüdeten Leute hatten schon, an der Straße liegend, ausgespannt, als ich sie bat, mir noch zu folgen, was sie auch sogleich willig thaten, und so marschierten wir fort bis zur letzten Erschöpfung." — Nur etwa ihrer fünfzig sollen die Treibjagd bis zuletzt mitgemacht haben.

Die von Gneisenau selber zur Verfolgung geführte kleine Heerschar bestand aus Teilen des 15. Linien-, des 1. und 2. schlesischen Landwehr-Infanterie-Regiments und des Füsilierbataillons des 1. pommerschen Regiments. Die Kampfgier der Leute gegen den Feind, den sie als eine so harte Plage des Landes empfunden hatten, war auch an dem Unglückstage von Ligny zu spüren. Henckel von Donnersmarck, damals Chef der vierten Brigade des Zietenschen Korps, erzählt: „Als in der Schlacht von Ligny die Brigade von Steinmetz in St.-Amand nach langem Handgemenge und großem Verluste abgelöst werden sollte, hatten die

vordersten Leute sich mit den Franzosen so verbissen, daß sie fast nur mit Gewalt dazu gebracht werden konnten, vom Kampfe abzulassen. Ein Offizier zerrte einen zähen Kämpfer mit sich fort; dieser drehte sich noch einmal gegen die ihm nahestehenden Franzosen und schrie ihnen wütend mit der Faust drohend, in seinem märkischen Dialekt zu: „Ut is det noch nich!"

Blüchers Danksagung aus Genappe (19. Juni) an das preußische Kriegsheer des Niederrheins, ganz in des Feldmarschalls Sinne von Gneisenau eigenhändig geschrieben, schließt mit den Worten: „Empfangt hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten. Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte gibt, wird sie Eurer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen."

Diese Worte, dem Kriegsvolke von seinem Feldherrn aus freier Brust zum Herzen gesprochen, wie tief werden sie dem Königssohne zu Gemüte gegangen sein. Sein Militärlehrer Reiche und sein früherer Gouverneur Pirch II standen jetzt bei dem Zietenschen Korps, der letztere als General-Major und Chef der zweiten Brigade. Pirch war es, der vor drittehalb Jahren sich so zuversichtlich zu dem jungen Prinzen Wilhelm geäußert hatte: „Die Würfel sind gefallen; jetzt gilt es, den siegreichen Kampf mit unsern Unterdrückern." — Als nun am 18. Juni nachmittags das Zietensche Korps auf Blüchers Befehl zum Schlachtfeld marschierte, um dem englischen Feldmarschall Wellington zu Hilfe zu kommen, da sieht Reiche, aus dem Walde auf das Plateau von Ohain hinaustretend, die Schlacht vor sich im lebhaftesten Gange, rechts, in der Richtung auf Mont-Saint-Jean, das Heer Wellingtons und linker Hand, über Frichmont hinaus gegen Plancenoit zu, das zweite und vierte preußische Armeekorps unter Blüchers eigener Führung. Napoleons Armee, obwohl sie ihren rechten Flügel hat zurücknehmen und sich teilen müssen, gegen Wellington im Angriffe und gegen Blücher in der Verteidigung, steht doch noch keineswegs im Nachteil. Reiche reitet zuvörderst zu dem englischen Heere, dem er am nächsten ist, um den Anmarsch des Zietenschen Corps zu melden. Er begegnet dort dem zum englischen Hauptquartiere kommandierten preußischen General von Müffling und hört von ihm: Wellington sehe mit Sehnsucht unsrer Ankunft entgegen, er habe schon wiederholt geäußert, es sei der letzte Moment, und wenn wir nicht bald kämen, würde er sich genötigt sehen, seinen Rückzug anzutreten. Müffling setzt hinzu: Wellington habe seinen linken Flügel schon sehr zur Verstärkung seines Centrums in Anspruch genommen; es sei daher dringend notwendig, daß Zieten sich diesem Flügel anschließe, und Reiche solle dem Korps die entsprechende Richtung geben.

Der anderthalb Meilen weite Marsch zum Schlachtfelde, wie Reiche ihn als Augenzeuge beschreibt, war äußerst beschwerlich für das Armeekorps, welches seit dem 15. Juni von Mitternacht an bis zum 18. in einem fort marschiert war, dabei geschlagen und gehungert, also die größten im Kriege vorkommenden Strapazen ausgehalten und dazu mehr als ein Drittel seiner Stärke bei Ligny verloren hatte. „Grundlose, durch tiefe Engwege durchschnittene Straßen mußten

passiert werden, das Terrain war zu beiden Seiten fast waldig, so daß an kein Ausweichen zu denken war, und der Marsch nur sehr langsam von Statten gehen konnte, um so mehr, als Menschen und Pferde an vielen Stellen nur höchst mühsam durchzubringen waren. Die Kolonnen kamen dadurch sehr auseinander, und wo es das Erdreich gestattete, mußten die Spitzen derselben Halt machen, damit auch die Abteilungen sich wieder sammeln könnten." Es war wirklich so, wie der deutsche Waterloosänger den Preußenmarsch zur Schlacht schildert:

Die Achse schleicht, die Räder wühlen, ächzend
Liegt Tier und Mensch vor Strang und Speichen, zieht,
Schiebt, windet, flucht und peitscht —
„Es geht nicht!" keucht es aus dem Schlamme, stöhnt
Es aus dem Hohlweg nach. — Heißer brüllt
Die Britenschlacht, mahnt Blücher an das Wort:
„Vorwärts! Ich komm' mit meinem ganzen Heer!"
Zum erstenmale schlägt sein Waffenbruder
Mit diesem Kaiser seine Schlacht — die Schlacht,
Wo alles zu gewinnen, zu verlieren.
Eilboten melden schon der Briten Not,
Des Kaisers übermächt'gen Sturmandrang,
Um Rettung schreit der nächste Augenblick.
Und schwer fällt ihm aufs alte Heldenherz
Sein Wort, schwer wie Europa. „Kinder!" spricht
Er weich mit not- und grambewegter Seele:
„Es geht nicht, heißt es wohl, und muß doch gehn!
Muß gehn! Ich, euer Vater Blücher, hab's
Versprochen meinem Bruder Wellington!
Wollt ihr, daß ich wortbrüchig werde?" — Und
Es ging.

„Die Preußen oder die Nacht. Stand halten bis auf den letzten Mann!" Dies der Kern und Stern des Schlachtplans Wellingtons. Napoleon nannte die verlorene Schlacht nach dem Dorfe Mont-Saint-Jean, Blücher die gewonnene nach dem Vorwerke Belle-Alliance, wo beide Kriegsheere und ihre Feldherren zusammen gekommen waren, Wellington sie Waterloo nach seinem Hauptquartiere in jenem Dorfe, zwei Meilen südlich von Brüssel und eine Meile hinter seiner Schlachtordnung. Nach Reiches Angabe hat das ländliche Wirtshaus La Belle-Alliance seinen Namen von einem bildschönen Ehepaare, das in früheren Zeiten dies Gehöft besaß. „Die verbündeten Heere," schreibt Reiche, „waren in ununterbrochenem Vorrücken geblieben, Finsternis bedeckte bereits die mit dem Blute von Tausenden getränkten Fluren. Der Saum der überragenden Höhen schnitt sich gegen die Luft noch einigermaßen erkennbar ab: unter diesen war eine der bemerkbarsten vor uns mit einer Häusergruppe auf ihrem höchsten Punkte besetzt; es war der Gasthof La belle alliance an der großen Straße von Brüssel nach Namur. Als der (durch sein rotes Ziegeldach) einzig noch erkennbare Punkt diente er den vorrückenden Truppen zum point de vue, und da sie sämtlich auf dies Blickziel losmarschierten, so entstand, je näher sie herankamen, ein Gedränge, welches mit jedem Augenblicke zunahm. Beide Heerführer, Blücher und Wellington, begegneten sich ganz zufällig beim Eintreten in dieses Haus. Man kann sich

denken, mit welcher Herzlichkeit sich beide Helden umarmten, einander für den geleisteten Beistand dankend und glückwünschend. Zum Andenken an dies glückliche Zusammentreffen erhielt unsrerseits die Schlacht den Namen Belle-Alliance; dagegen die Engländer, weniger poetisch aber egoistischer als wir, nannten sie Waterloo und gaben dadurch zu erkennen, daß sie die Ehre des Tages für sich in Anspruch nehmen wollten. Die Franzosen nennen sie gewöhnlich Mont-Saint-Jean nach einem Orte nebst Vorwerk im Zentrum der englichen Aufstellung. — So grausam es ist, am Kriege Gefallen zu finden, so war der Tag am 18. Juni doch für jeden Preußen, besonders für den, der den unglücklichen Oktober 1806 mit erlebt hatte, ein Tag der Wonne und der Freude. Die neun Jahre zuvor erlittene Schmach war, wie es sich gebührte, durch Blut abgewaschen."

Unweit des Vorwerkes Belle-Alliance errichtet König Friedrich Wilhelm III in der Folge ein Denkmal bei dem Dorfe Planchenoit, dem Stützpunkte des Feindes, den ihm nach dreimaligem stürmendem Angriff die Preußen entrissen. Vielleicht sei, so bemerkt der Oberstleutnant von Plotho, in der Geschichte der Kriege seit dem Verlust des Dorfes Blendheim, in der Schlacht von Hochstädt im Jahre 1704, kein Dorf so entscheidend geworden wie Planchenoit. Ein andres Denkmal, das der Engländer, steht bei dem Dorfe Waterloo. So sagt der deutsche Dichter wohl zutreffend: „Die Schlacht heißt Waterloo, der Sieg heißt Belle-Alliance. Der Tag kann mehr als einen Namen tragen." Desgleichen Walter Scott, der schottische Barde: „Die Lorbeeren der Schlacht bei Waterloo müssen geteilt werden; die Engländer gewannen die Schlacht, die Preußen vollendeten den Sieg."

In Hanau, wo Prinz Wilhelm die erbeuteten Kleinodien Napoleons in der Hand des sie noch am Spätabend weiter nach Berlin abfertigenden Königs sah, traf am andern Morgen die Nachricht ein, daß das Hoflager des Kaisers Franz sowie die Hauptquartiere des Kaisers Alexander und des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg heute von Mannheim nach Speier gingen. Dahin bricht nun auch der König rasch auf. Nachmittags (27. Juni) langte er mit dem Sohne dort an. Während des Vaters längerer Unterredung mit den beiden verbündeten Kaisern, der ersten seit den Wiener Kongreßtagen, hat der Prinz Zeit, hier in der ehemaligen freien Reichsstadt sich den herrlichen Dom anzusehen, wo Kaiser Konrad III, dessen Bild er bei jenem unterbrochenen Friedensfeste im Radziwilschen Hause darstellen sollte, sich 1146 zum Kreuzzuge entschlossen, und wo 1689 die von dem „allerchristlichsten König" Ludwig XIV zur Verheerung der Pfalz ausgeschickten Mordbrenner die Kaisergräber erbrochen und die Särge ausgeplündert haben -- gerade hundert Jahre vor dem Ausbruche der Revolution und der (nach Taines Ausdruck) Eroberung Frankreichs durch die Jakobiner.

In Speier erfuhr der König durch Schwarzenberg, den Oberbefehlshaber des Kriegsheeres am Ober-Rhein, daß die bayrischen Vorposten auf der Straße nach Nancy einen Kurier aus Paris aufgegriffen hatten: die bei diesem französischen Eilboten vorgefundenen Briefe und Zeitungen bezeugten die zweite Entthronung Napoleons, seine Ablösung durch eine provisorische Regierung, den Vormarsch Blüchers auf Paris. Am 28. Juni kam Prinz Wilhelm mit dem König nach

Rheinzabern. Von hier aus, seinem heutigen Hauptquartiere, ließ Friedrich Wilhelm III eine dankbare Kabinettsordre an Gneisenau, den Generalstabs-Chef Blüchers, ergehen: „Um Ihnen zu beweisen, wie sehr Ich die thätigen und wichtigen Dienste erkenne, welche Sie Mir und dem Vaterlande schon lange und aufs neue in den letzten für den Erfolg dieses Krieges so entscheidenden Tagen geleistet haben, mache Ich Mir die Freude, Ihnen Meinen großen schwarzen Adlerorden zu verleihen, und begleite ihn mit dem Wunsch, daß Sie denselben noch lange tragen und nach einem glorreich erkämpften Frieden der Früchte Ihrer Anstrengungen durch viele glückliche Jahre sich erfreuen mögen. Friedrich Wilhelm." — Es war der nämliche Ordensschmuck, der aus dem bei Genappe erbeuteten Wagen des fliehenden Napoleons mit dessen Kleinodien und Juwelenschatz den Preußen in die Hände gefallen war.

Von Rheinzabern marschierten die Hauptquartiere der drei Monarchen am 29. Juni nach Weißenburg und am 30. nach Hagenau im Elsaß (vier Meilen nördlich von Straßburg). Hier erschienen, ausgerüstet mit Geleitsscheinen des Feldmarschalls Blücher, fünf Bevollmächtigte der provisorischen Regierung, unter ihnen Laforest, früher Napoleons Gesandter am Berliner Hofe, und Lafayette, zu Anfang der Revolution von 1789 erwählter Kommandant der Pariser Bürgerwehr und jetzt, am Endpunkte des Kaiserreiches, ein Bote Fouchés, des von Napoleon geherzogten Jakobiners und Königsmörders, der nun als Vorsitzender der provisorischen Regierung das Ruder in der wetterwendischen Hauptstadt Frankreichs führte und glücklich auf einen Ministerposten bei dem von Gent wiederkehrenden König Ludwig XVIII zusteuerte.

Die französischen Abgesandten wurden von Ihren Majestäten nicht vorgelassen und mit einem schriftlichen Bescheid heimgeschickt, laut dessen die drei Monarchen es als die hauptsächlichste Vorbedingung aller wahrhaften Friedensstiftung hinstellten, daß Napoleon Bonaparte außer stand gesetzt würde, fortan die Ruhe Frankreichs und Europas zu stören. Nach den Vorgängen im März müßten die verbündeten Mächte fordern, daß er ihrer Hut anvertraut würde." — Schon in Hagenau, wo Friedrich Barbarossa einst in seiner Kaiserburg die Kleinodien des Reiches fest verwahrte, konnte Prinz Wilhelm das Fenster klirren hören, welches dem zum zweitenmale entthronten Napoleon die Aussicht auf St. Helena eröffnen sollte. An demselben Tage (1. Juli) macht der König mit seinem Sohne einen Abstecher nach Wendenheim, dem Hauptquartiere des Kronprinzen von Württemberg, unter dessen Befehl das dritte Korps des oberrheinischen Kriegsheeres vor Straßburg stand und seit vorgestern die noch vom Feinde besetzte Festung enger einschloß. Der General Graf Rapp, von Napoleon an die Spitze der französischen Rheinarmee gestellt, hatte nach dem Gefechte bei Straßburg (29. Juni) sich unter die Kanonen der Festung zurückgezogen, die er für Frankreich behaupten wollte, er, der im vorigen Jahre Danzig zum Unheil der Stadt so hart verteidigt hatte. Der König besichtigte die Stellung des dritten Korps vor Straßburg und fuhr dann mit dem Prinzen Wilhelm noch die vier Meilen nach Elsaß-Zabern (Savern), dem heutigen Hauptquartiere der Monarchen. Von da brachen sie am nächsten Morgen nach Saarburg auf, mit ihnen Reiterei und

Fußvolk vom vierten russischen Armeekorps zur Verstärkung der gestern begonnenen Einschließung von Pfalzburg. Die feindliche Festung auf einem Vorberge der Vogesen an der alten Straße von Straßburg nach Nancy nötigte die Hauptquartiere zu schwierigen Umwegen bergauf und bergab auf schmalen Felsenstegen. Daher am 3. Juli Ruhetag in Saarburg. Hier waren die beiden Kaiser und der König, mit ihm Prinz Wilhelm, der Gefahr eines nächtlichen Überfalles ausgesetzt. Ein bonapartistischer Parteiführer, der Rittmeister Bricce, hatte erkundet, daß die Monarchen nicht mehr als zwei Bataillone zu ihrem Schutze in Saarburg bei sich hatten, und daß die russischen Husaren bereits aus dem benachbarten Heming abgerückt waren, um zum morgenden Vormarsch die Gegend zu besetzen und zu beobachten. Darauf fußend schmiedete jener seinen Anschlag, heute in der Nacht mit 1500 Reitern das Hauptquartier der Monarchen in Saarburg zu überrumpeln, dabei auf die Bonapartisten in der Stadt zählend. Da macht ihm unversehens ein andrer kecker Handstreich einen Querstrich: ohne sein Vorwissen lauert ein bewaffneter Haufen, 400 Mann stark, in dem Walde jenseit Heming den Fourieren der Monarchen auf, sie jählings angreifend. Der bei diesem Überfall leicht verwundete Leutnant Nerowsky vom russischen Generalstabe sprengt vom Fleck weg zurück, entkommt den ihm nachknallenden Schüssen und wird noch rechtzeitig zum Warner in Saarburg. Der Alarm in der Stadt, das Zeichen, daß die Wächter drin nicht schlafen, verhütet den nun nicht mehr so leicht ausführbaren Anschlag auf die in Saarburg übernachtenden Monarchen.

Nicht ohne erneute tückische Gefahr marschierten tags darauf (4. Juli) die Hauptquartiere nach Vic auf Nancy zu. Aus dem Walde fielen häufig feindliche Schüsse, ohne daß die unsichtbaren Freischützen zu erzielen waren, die Ahnen der Franktireurs; die wegelagernd einen kleinen Rachekrieg gegen die fremden Truppen führten. Am 5. Juli mittags zog Prinz Wilhelm mit dem König und den beiden Kaisern in Nancy ein. Nach eintägigem Aufenthalt in der schönen Hauptstadt Lothringens ging es weiter nach Void, einem kleinen Flecken an der Maas. Unweit der festen Stadt Toul, die noch in des Feindes Hand war, wurde rechts abgebogen, die Mosel bei dem Dorfe Gondrille überschritten und nach langem Umwege wieder die große Straße eingeschlagen. Überall (so berichtet Plotho) schossen die Parteigänger und Landleute aus den Waldungen. Mehrere der marschierenden Russen wurden verwundet, neun der Freischützen auf frischer Tat gefangen und erschossen. Zur scharfen Vorsicht auf dem Marsche mahnte auch der Tagesbefehl des bayrischen Feldmarschalls Wrede aus seinem Hauptquartier Chalons: es sei dort die Meldung eingegangen, daß mehrere Banden bewaffneter Bauern und Partisane in der Gegend umherstreiften.

Auf dem Wege nach Void wurde der König mit seinem Sohne von einem neuen Siegesboten überrascht. Ein Adjutant des Generals Zieten kam mit der Nachricht der Übergabe von Paris und der Besetzung der Stadt. Das von Zieten befehligte erste preußische Armeekorps hatte den ersten und letzten Schuß gethan in dem neunzehntägigen Feldzuge, der zur nochmaligen Entthronung Napoleons und Einnahme seiner Hauptstadt führte. Eigenhändig schrieb Blücher am 3. Juli aus Versailles, seinem Hauptquartier, an den General Zieten: „Das erste Armee-



Der König erhält die Nachricht von der Übergabe von Paris.

korps hat unter Ew. Exzellenz tapferer und weiser Anführung sich einen unsterblichen Namen erworben; ich hoffe, der König wird es erkennen und belohnen." Auch hatte Blücher befohlen, nicht einer seiner eigenen Adjutanten, sondern einer des Generals Zieten solle mit der ersten Nachricht von der Übergabe der Hauptstadt Frankreichs an Se. Majestät geschickt werden. Zu diesem Ehrenritte erkor Zieten seinen zweiten Adjutanten, den Rittmeister von Fröhlich. Auf Grund der eigenen Mitteilung desselben berichtet Reiche als damaliger Generalstabs-Chef Zietens: „Vor dem Antreffen des Königs begegnete der genannte Offizier einer Kolonne russischer Truppen und an deren Spitze dem russischen Kaiser. Der Rittmeister verfehlte nicht, dem Kaiser die ihm übertragene Nachricht mitzuteilen, in der Erwartung, sie als eine frohe Botschaft aufgenommen zu sehen. Dies war aber keineswegs der Fall; vielmehr rief der Kaiser entrüstet: ‚Wenn Blücher mich nicht nötig hatte, wozu schrieb er, daß ich mich beeilen möchte heran zu kommen? Ihm zu willfahren, bin ich Tag und Nacht marschiert. Sehen Sie, wie meine Soldaten aussehen, die Zunge hängt ihnen aus dem Munde. Ist das recht?‘ Der Großfürst Nikolaus sprach darauf mit Fröhlich und suchte den Worten des Kaisers eine mildere Deutung zu geben."

Gleichsam eine Antwort darauf gibt Zietens Danksagung an die Soldaten des ersten Armeekorps, worin er sagt: „Ihr habt Beschwerden aller Art ertragen! Nach der gewonnenen Schlacht bei Belle-Alliance konnte der Regen ebensowenig Euern Siegerlauf in beschwerlichen Wegen hemmen, als die Hitze der letzteren Tage Euch aufhalten. Ich weiß, daß Soldaten auf den letzten Märschen vor Erschöpfung gestorben sind. Es gereicht diese Aufopferung ihnen ebensosehr zum Verdienste als der Tod im Kampfe. Sie fielen auf dem Bette der Ehre. Was die Truppen geleistet haben in den denkwürdigen neunzehn Tagen wird nicht

allein in meinem dankbaren Herzen und Gedächtnisse, es wird in den Jahrbüchern Preußens aufbewahrt bleiben."

Auch die andern Truppenkörper, die den Marschall Vorwärts zum Oberhaupte hatten, waren von den Eilmärschen nach Paris hart mitgenommen. „Unser Zug durch Frankreich ist mit unendlichen Anstrengungen der armen Soldaten geschehen," schreibt Clausewitz, seit dem Frühjahre Generalstabs-Chef des von Thielemann befehligten dritten Armeekorps, in einem Briefe vom 29. Juni aus Dammartin bei Paris. „Seit dem 20. sind wir fünfzig Meilen marschiert: das will bei einem gänzlichen Mangel an Brot, beständigem Biwakieren und unaufhörlichem Regen sehr viel sagen. Die Stimmung der Einwohner habe ich völlig dumpf gefunden. Keine Spur eines entschiedenen Hasses gegen Bonaparte und noch weniger von Anhänglichkeit für die Bourbons. Am liebsten hätten sie eine republikanische Verfassung, oder den Sohn Bonapartes, oder auch einen Orleans, der Teilnahme an der Revolution wegen. Mir ist diese Verstocktheit der Ansicht wahrhaft ekelhaft gewesen. — Die unerhörte Geschwindigkeit, mit der wir auf Paris marschiert sind, hat auch diese französischen Korps (von Vandamme und Gérard) so aufgelöst, daß sie heute (29. Juni) zwar Paris kurz vor uns erreicht haben, aber in einer sehr traurigen Verfassung. Das macht eine Verteidigung von Paris um so unwahrscheinlicher, und wir werden also wohl, anstatt den Montmartre zu stürmen, ruhig einziehen."

Mochte nun der Zar es noch so übel nehmen, daß ihm Blücher diesmal den Vorsprung nach Paris abgewonnen hatte — der König freute sich des raschen Vordringens seines alten Feldherrn auf Paris. Für Friedrich Wilhelm III und gewiß ebenso für den Prinzen Wilhelm war der Überbringer der für Alexander ärgerlichen Nachricht ein guter Bote: Moritz v. Fröhlich wurde vom Rittmeister zum Major befördert. Wie gern ist der König auch auf den inständigen Wunsch seines Erstgeborenen eingegangen, ihn in die „herrliche Armee" Blüchers zu senden. Der Kronprinz war schon am Abend des Konfirmationstages seines Bruders Wilhelm von Berlin abgereist, gleichzeitig sein Vetter Prinz Friedrich von Preußen, sowie der Prinz August von Preußen, seit dem 24. Juni Befehlshaber der Truppen zum Einschließen und Belagern der Festungen im Sambre- und Maasgebiet. Der frühere Gouverneur des Prinzen Wilhelm, nunmehrige General-Major von Brause war es, der vor der Festung Maubeuge am 27. Juni abends mit drei Bataillonen den Feind aus dem verschanzten Lager bei Rousiers warf. Aus Requignies, des Prinzen August Hauptquartier vor Maubeuge, hat der Kronprinz am 8. Juli 1815 an den Feldmarschall Fürsten Blücher geschrieben:

„Verehrtester Fürst! Der König, mein Vater, hat meinen innigsten Wunsch erfüllt und die Gnade gehabt, mir in Ihrer herrlichen, siegreichen Armee einen Platz zu geben; ich eile zum General Bülow, um von ihm nach Umständen gebraucht zu werden; ich kann nicht mit Worten die Größe meiner Dankbarkeit gegen den König ausdrücken, aber ebensowenig meinen Schmerz, erst jetzt, da doch die Hauptsache geschehen und solche Thaten vollführt worden sind, erst jetzt zu kommen! Meine ganze Seele ist unaufhörlich bei Ihnen und den Ihrigen gewesen, wie glücklich müssen Sie sein!!! teuerster Fürst, und wie glücklich sind

wir, Sie den Unsrigen zu nennen. Der König konnte mir keine größere Ehre machen als durch diese Bestimmung, aber Sie werden mit mir fühlen, daß vor einem Monat diese Ehre mir noch willkommener gewesen wäre; ich brenne vor Sehnsucht, mich bald beim Heer zu befinden und noch etwas zu thun, wenn's irgend möglich. Vielleicht habe ich das Glück Sie noch zu St. Cloud zu finden: sollten Sie aber schon im Herzen des großen Sündenpfuhls sein, so hoffe ich Sie nach gethaner Arbeit daselbst zu umarmen. — Grüßen Sie freundlichst Gneisenau, Müffling und wer sich meiner von Ihren Herren erinnern will. Leben Sie wohl, vielverehrter Feldmarschall. Mit grenzenloser Verehrung und Liebe Ihr bester Freund Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Seinem Lehrer Niebuhr in Berlin war am 20. Juni die treue Lebensgefährtin gestorben. Niedergebeugt richtete er sich an den Siegesbotschaften zuerst wieder auf. Es war ihm (so schreibt Niebuhr selbst), als könnte er noch an ihr Bett gehen und ihr erzählen, daß Paris zum zweitenmale in die Hand der Sieger gefallen war. Vor kaum zwei Monaten hatte er in einem Briefe an die Hensler sich geäußert: „Bonaparte zeigt sich fürchterlich geschickt. England ist leidenschaftlich gegen ihn; deswegen weil Millionen in Irland bereit wären, sich ihm in die Arme zu werfen. Glaube nicht, daß ich bestimmt etwas Unglückliches, wenigstens nicht, daß ich einen unglücklichen Ausgang befürchte. Und wenn man sagt: Gott habe uns so weit geholfen, er werde uns auch ferner helfen, so fühle ich mich auch zuversichtlich; nur wie es kommen soll, sehe ich nicht ein: denn das ist wohl sicher, daß wir gegen eine Armee von Verzweifelten zu kämpfen haben werden." Nun erfuhr er, wie es mit Hilfe des großen Alliierten droben gekommen war, so unvorhergesehen, so überraschend, daß es selbst die verbündeten Kriegsherren Wunder nahm. Holder, als der Zar gegen den Adjutanten Zietens, hat der Kaiser von Österreich hinterher sich gegen die Offiziere des Hauptquartiers Blüchers ausgedrückt: „Ihr Herren Preußen seid doch Teufelskerle!" — Alexanders Verstimmung gegen Blücher bekundet auch der Adjutant des Feldmarschalls, Major Graf von Nostiz. Er, der nachmalige General-Adjutant Seiner Majestät, hat in seinem Tagebuche aufgezeichnet: „Dem Kaiser Alexander war es unangenehm, Paris ohne sein Zuthun wiedererobert zu sehen; er hatte sich geschmeichelt, an der Spitze seiner Garden zum zweitenmal einen feierlichen Einzug in die Kaiserstadt halten zu können. Er fühlte sich förmlich verletzt, in diesem Feldzuge keine thätigere Rolle gespielt zu haben, und es ist unleugbar, daß in dieser Beziehung Spuren einer gewissen Empfindlichkeit darüber sichtbar waren, daß man das Einrücken in Paris nicht bis zu seiner Ankunft verschoben hatte. Er wußte wohl, welchen großen Anteil Blücher an dieser Eile gehabt, und so war es erklärbar, daß derselbe bei dem diesmaligen Wiedersehen die so wohlwollende und gnädige Anerkennung vermißte, mit welcher sich der Kaiser bei jeder sich darbietenden Gelegenheit über den großen Anteil aussprach, welcher ihm (dem Feldmarschall) an den errungenen glorreichen Resultaten gebühre. Dagegen schenkte der Kaiser dem Herzog Wellington eine große Aufmerksamkeit. Bei dem scharfen Blick des Feldmarschalls entging ihm dies nicht, und da er zugleich den großen Einfluß kannte, welchen der Kaiser Alexander auf unsern König und die preußische

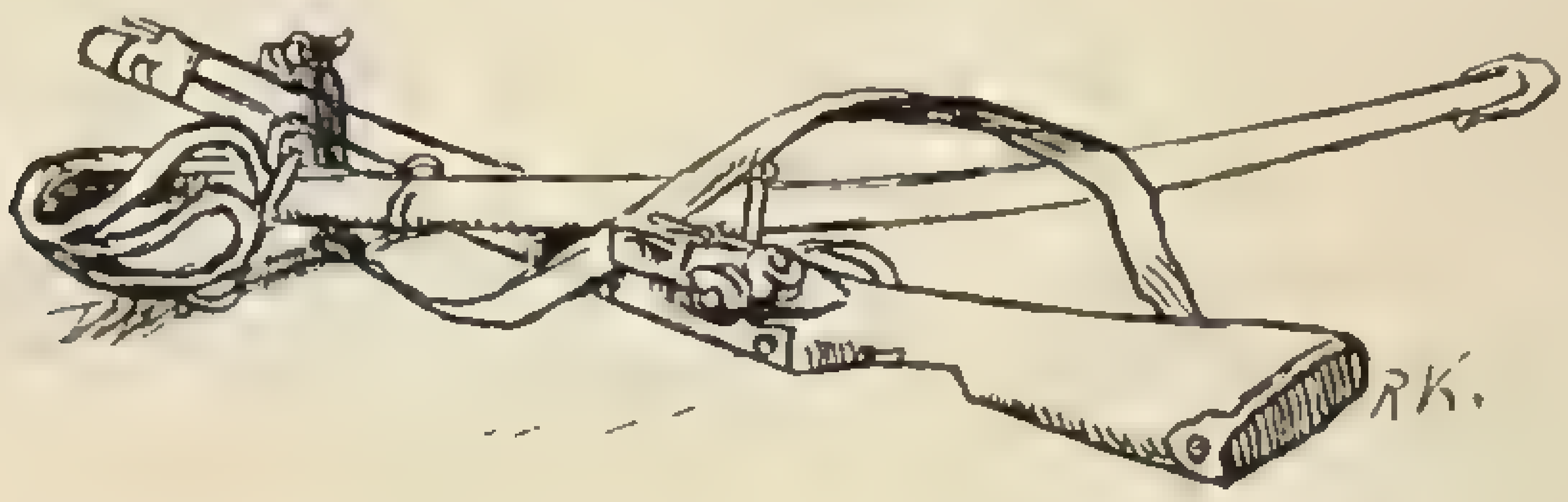
Politik ausübte, so sprach Blücher sich mit vieler Freimütigkeit über die nachteiligen Folgen dieser Einwirkung aus und machte, wo es nur irgend möglich war, geltend, daß man die Verdienste, welche sich Rußland um uns erworben, nicht zu hoch anschlagen müsse, es vielmehr ebensowohl für sein Interesse wie für das unsere gefochten und daher den Wert unsrer Leistungen im Befreiungskriege ebenso hoch für sich als wie die seinigen für uns in Anschlag bringen müsse. Der Fürst beklagte, daß diese gewiß sehr gegründete Anschauung einer gerechten Würdigung der Verhältnisse und der von den einzelnen Teilnehmern der großen Alliance für sich erfochtenen Ansprüche nicht auch die Norm bei Verteilung der errungenen Früchte dieses Riesenkampfes angeben sollte." *)

Ein heißes Ringen mit Verzweifelten, wie es Niebuhr vorausgesagt hatte, war in der That der nun ausgefochtene letzte Kampf gegen Napoleon. Der treulose Marschall Ney, zum Eidbruche und zur Fahnenflucht verlockt durch Napoleons Brief: „Kommen Sie zu mir, mein Vetter, ich werde Sie empfangen wie nach der Schlacht von Moskwa" — im Ausbruch der Verzweiflung über die verloren gehende Schlacht, spricht er bei Belle-Alliance zu dem gleichfalls fahnenflüchtigen General Grafen Drouet d'Erlon: „Du und ich, wir wissen, was uns bevorsteht, wenn die feindlichen Kartätschen uns verschonen: aufgeknüpft werden wir beide." Und einer der letzten auf dem Schlachtfelde, den Hut und die Kleider von Kugeln durchlöchert, die beim Sturz aus dem Sattel beschädigte Stirn rot von dem tröpfelnden Blut, in der Hand nur noch einen Stummel des beim Fallen unter sein erschossenes Pferd abgebrochenen Degens, die Stimme heiser von den Befehlsrufen, bringt Ney endlich noch einige hundert Mann von dem in die Flucht geschlagenen Erlonschen (ersten) Korps zum Stehen: „Kommt, Kameraden! Mir nach, ihr sollt sehen, wie ein Marschall von Frankreich in dem Blutbade aushält bis zum letzten Mann." Sie folgen ihm von frischem ins Feuer, die meisten fallen unter den preußischen und englischen Geschossen, unter den Hufschlägen der sie niederreitenden Geschwader; nur dem Marschall scheint der Schlachtentod aus dem Wege zu gehen, um ihn für französische Kugeln auf dem Richtplatze aufzusparen.

Die Siegesnachricht von Paris her beschleunigte die Weiterfahrt der drei Monarchen. Von Void aus erreichten sie am 9. Juli Chalons, auf verschiedenen Wegen den Truppen vorauseilend. Die Kaiser Franz und Alexander schlugen die Straße über St. Dizier nach Chalons ein, der König die über Bar le Duc. In dem Städtchen Ligny (16 Kilometer von Bar le Duc) trennte der König sich auf wenige Tage von seinem Sohn; Prinz Wilhelm sollte mit den Truppen von Ligny über Sommepuis, Sézanne, Coulommiers nach Paris marschieren. Gegen Abend fuhren die Monarchen in Chalons ein. Hier versahen zwei russische Kompanien die Wache bei den Majestäten; ein russisches Dragonerregiment (das Kasansche) hatte die beiden Kaiser, ein zweites (das Finnländsche) den König bis

*) Vergl. Das Tagebuch des Generals der Kavallerie, Grafen v. Nostitz, II. Teil. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abteilung für Kriegsgeschichte. Heft 6. Berlin, 1885, S. 69 u. folg.

hierher geleitet. Noch nicht sicher schien die Gegend zwischen der Marne und der Seine, wo nun die Bayern sich eng einlagern und die Spitzen ihrer Heersäulen auf das linke Ufer der Seine vorstoßen sollten. Ein Tagesbefehl ihres Feldmarschalls Wrede vom 9. Juli bestimmt ausdrücklich: es dürfe durchaus nicht weniger als eine Kompanie oder eine Eskadron in eine Ortschaft gelegt werden; in jedem Kantonnement müßten die Aus- und Eingänge besetzt und eine Hauptwache aufgestellt; auch müßten, gleich nach dem Einrücken Detachements, die nie schwächer als eine Kompanie oder eine Eskadron sein dürften, ausgeschickt werden, um die Wälder zu durchstreifen und die bewaffneten Banden aufzuheben. Alle Bewohner seien zu entwaffnen, ihre Waffen und Munition an den Reservepark abzuliefern. Eingeschärft wurde dabei die allerstrengste Mannszucht.





Dreizehntes Kapitel.

Stimmungen und Zustände in Paris 1815.

Sommepuis war am 10. Juli das Ziel der Hauptquartiere, mit denen Prinz Wilhelm weiter marschierte, während die drei Monarchen von Chalons her auf der alten Poststraße über Meaux zunächst bis Bondy fuhren, sicher geleitet erst durch Kosaken, dann durch bayrische und jenseit Meaux durch englische Reiterei. In Bondy (12 Kilometer von Paris), wo die beiden Kaiser und der König übernachten wollten, fanden sie ein englisches Garderegiment zur Ehrenwache aufgestellt. Da schlug der Zar vor, doch lieber heute noch die wenigen Wegstunden nach Paris zu fahren: es wurden frische Postpferde vorgespannt, und gegen Abend hielten die Monarchen ihren stillen Einzug in der zum zweitenmale bezwungenen Hauptstadt Frankreichs. „Die drei Majestäten," erzählt Reiche, „trafen am 10. Juli gegen Abend nach einander in Paris ein. Die Zeit ihrer Ankunft mag nicht ganz genau bekannt gewesen sein, indem Wellington an diesem Tag den preußischen Generälen und mehreren andern hohen Offizieren ein großes Diner gab. Dies Diner, woran gegen zweihundert Gäste teil nahmen, war aus des berühmten Kochkünstlers Véry, eines bekannten Restaurateurs in Paris, Küche hervorgegangen; es zeichnete sich durch seinen Glanz und seine vielleicht unübertroffene Vorzüglichkeit aus. Der Herzog von Wellington war einfach und ohne alle Anmaßung, was der Gesellschaft einen heitern und ungezwungenen Anstrich gab. Nach altenglischem Brauch wurde der Flasche tüchtig zugesprochen, und jeder trank, was ihm beliebte. Mancher fing schon mit Champagner an, was damals sehr ungewöhnlich war. — Unsre preußischen Herren gingen von Wellingtons Gastmahle aus, Sr. Majestät dem Könige die Aufwartung zu machen und dessen Befehle in Empfang zu nehmen: alle befanden sich in der heitersten Stimmung. Bei den drei hohen Monarchen gaben die verschiedenen Brigaden unsres (ersten preußischen) Armeekorps abwechselnd die Ehrenwachen, was von allen Seiten als ein besonderer Vorzug erkannt war."

Zwei Tage zuvor war König Ludwig XVIII wieder in Paris eingezogen. Als sein Vorbote erschien jene Proklamation an das französische Volk: „gegeben zu Cambray, den 28. Juni 1815, des einundzwanzigsten Jahres unsrer Regierung," worin er versprach, den verführten Franzosen alles das zu verzeihen, was von dem Tage an, als er unter so vielen Thränen Lille verlassen, und bis zu dem, als er unter so großem Jubel in Cambray wieder eingezogen, bekannt geworden sei. Er, der König, dessen Vorfahren Frankreich acht Jahrhunderte

hindurch beherrschten, kehre zurück, um den Rest seines Lebens der Verteidigung und der Beruhigung des Landes zu widmen. Nur die Anstifter des Verrates, der die Fremden in das Herz Frankreichs geführt, sollten von jenem Pardon ausgeschlossen werden und der Strenge der Gesetze verfallen. — Der Empfang Ludwigs XVIII wird von Reiche als sehr flau und frostig geschildert; die Bevölkerung von Paris machte kein Aufhebens davon; die preußischen Wachen auf den öffentlichen Plätzen, an den Straßenecken und Brücken ließen den Königlichen Zug unbeachtet vorübergehen, ebenso die auf dem Hofe der Tuilerien biwakierenden Truppen. Clausewitz, damals Generalstabs-Chef des am nämlichen Tage in Paris einmarschierenden dritten preußischen Armeekorps (Thielemann) schreibt: „Ludwig XVIII zog in Paris ein, ohne daß die Preußen es gewollt hatten, ohne daß die Engländer etwas anders dafür gethan hatten, als es ganz heimlich zu begünstigen, und ohne daß Paris selbst es eigentlich wollte. Was den Erfolg dieses Tages begünstigte, war das Einrücken des dritten Armeekorps in Paris auf eine Nacht. Wir hatten Befehl, über die Brücke von Jena und Austerlitz und über den ganzen Boulevard zu marschieren und unser Quartier auf dem linken Seineufer zu nehmen. Dieser Triumphzug dauerte von morgens 8 Uhr bis nachmittags um 3 Uhr, und hatte die Straßen schon mit Menschen gefüllt, die durch den Anblick der vielen Truppen mehr Mut bekamen, Ludwig XVIII und die Bourbonen leben zu lassen. Wir wurden einquartiert, Ludwig XVIII nahm Besitz von den Tuilerien, und abends wurde im Palais royal der Saal Montansier gestürmt, weil er den Bonapartisten zum Versammlungsorte gedient hatte — eine nicht brillante Illumination schloß diesen Tag."

Als Blücher hörte, wie die Bourbonisten ihr Mütchen gekühlt an dem Bonapartistensaal in dem ihm von seinem vorjährigen Pariser Aufenthalt her wohlbekannten Palais royal, da meinte er in seiner kernhaften Weise: „Die .....-Kerle! Ja, nun sie ihren Meerkater durch uns los sind, können sie sich wieder mausig machen." Des Feldmarschalls rechte Hand aber, Gneisenau, hat in einem für seinen König bestimmten Berichte über die damaligen französischen Zustände aus St. Cloud, den 8. und 9. Juli geschrieben: „Die Stimmung der Gemüter ist sehr verschieden von der vor fünfzehn Monaten. Vorgestern wurden uns die Barrièren von Paris eingeräumt; gestern die Stadt von uns besetzt; allein man hört weder den Ruf: es lebe der König oder die Bourbons, noch hat gestern der Major Royer auch nur eine einzige weiße Kokarde erblickt; das sagen auch die andern Berichte. Die Gemüter sind meist von dem Hause Bourbon abgewendet und selbst gegen solches sehr erbittert. — Der unter Bonapartes voriger Regierung niedergehaltene Jakobinismus hat durch dessen letzte 91tägige Regierung einen neuen Schwung erhalten, und es wird solcher nur durch die Gewalt der Waffen gebändigt werden können. Das Landvolk in der Vendee — nicht die Städte — und einige Städte und Distrikte im Süden Frankreichs mit Ausnahme der Dauphiné und des Nord-Departements größtenteils haben royalistische Gesinnungen; in den übrigen Provinzen nur alte Frauen, abgelebte Männer, Höflinge und Menschen ohne Charakter und Mut; die übrigen sind Bonapartisten oder Jakobiner. Bonaparte irrt noch in Frankreich umher: vor-

gestern noch gingen Befehle der provisorischen Regierung und des Marineministers Decres nach Rochefort, um ihn nach Amerika einzuschiffen: wo dies nicht möglich, ihn, sofern er dies wolle, an Bord englischer Kriegsschiffe gehen zu lassen. Gelingt es diesem Mann, nach Amerika zu entweichen, so sind die Nachbarmächte Frankreichs und am wenigsten Preußen sicher, daß sie nicht in kurzem aufs neue im Krieg mit diesem Lande sich befinden, denn der Zündstoff ist allerwärts verbreitet, und wir mögen dann gewärtig sein, die Tage des verflossenen Märzmonats sich erneuern zu sehen.*) Der Herzog Wellington geht mit unbedingter Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon schneller zu Werke, als es vielleicht ratsam ist, und es ist meine Meinung, daß er erst die Ankunft der hohen Souveräne hätte erwarten sollen, bevor er damit vorgeschritten wäre. Er that zwar auf eine offizielle Weise nicht viel für sie, desto mehr aber durch geheime Machinationen. Wir hier suchen uns von Einmischung in diese innere Angelegenheit Frankreichs fern zu halten und nehmen die Erklärung der hohen Mächte über diesen Gegenstand uns zur Richtschnur. Es würde auch gegen die Meinung Euer Königlichen Majestät hiesiger Armee verstoßen, wenn wir sie in die Lage brächten, Blut für die vorzeitige Wiedereinsetzung eines Hauses zu vergießen, von dem wir zu wissen glauben, daß es Euer Königlichen Majestät nicht ein Wort des Dankes für seinen wiedereroberten Thron gesagt hat, das, gegen gegebene Versprechungen, die preußischen Kunstschätze widerrechtlich zurückhielt und zuletzt, aller Gesinnungen der Ehre und Dankbarkeit vergessend, ein Bündnis gegen Euer Königliche Majestät schloß. — Alle Leiden, die uns dieses eitle Volk aufgebürdet hat, müssen ihm vergolten werden, und ein andres Verfahren würde von ihm wie vor fünfzehn Monaten als Wirkung der Schwäche, der Furcht und der Einfalt ausgelegt

*) Napoleon hat am 25. Juni, vor seiner Abreise von Malmaison nach Rochefort, durch den General Bertrand, Großmarschall des Palastes, an den kaiserlichen Bibliothekar Barbier in Paris schreiben lassen: „Der Großmarschall bittet Herrn Barbier, morgen nach La Malmaison zu bringen 1) das Verzeichnis der 10000 Bände und der Kupferstiche, z. B. die der Reisen von Denon und der Kommission von Ägypten, von welchen der Kaiser mehrere Tausende hatte; 2) Werke über Amerika; 3) ein besonderes Verzeichnis alles dessen, was über den Kaiser während seiner verschiedenen Feldzüge gedruckt worden ist. Die Reisebibliothek ist zu vervollständigen, sie muß alle Feldzugsbibliotheken enthalten, auch müssen ihr mehrere Werke über die Vereinigten Staaten beigefügt werden. In die große Bibliothek gehört eine vollständige Sammlung des Moniteur, die beste Encyclopädie, die besten Wörterbücher. Die große Bibliothek muß an ein amerikanisches Haus geschickt werden, um sie über Havre nach Amerika zu befördern." — An Gneisenau hat Niebuhr aus Berlin am 16. Juli 1815 über Napoleon geschrieben: „Daß Napoleon nicht ausgeliefert worden, ist mir sehr lieb. Er wäre doch gewiß, anstatt in unsrer Gewalt zu bleiben, in Hände gekommen, welche ihn vielleicht einmal ganz verkehrt gebraucht hätten; oder auch die Ministerialfeigheit, sich für stolzes Gefühl ausgebend, wäre fähig gewesen, sich an dem zu vergreifen, den doch Gott gezeichnet hat, daß kein Mensch seine Hand an ihn lege. In Amerika kann Napoleon nützlich werden oder dem Schicksal gemäß, sein Ende finden: sei es, daß er die Zahl und kopflosen Fäuste der spanischen Kolonisten mit seinem Talent und Namen fähig mache, die Unabhängigkeit zu gewinnen, oder daß er Nordamerika militärische Bedeutung gebe, welches wir sehr bedürfen können, wenn England fortfährt, eine unterthänige Provinz von Hannover zu sein." — Aber nicht in Amerika, sondern auf der westafrikanischen Felseninsel sollte das Schicksal Napoleons sich erfüllen.

werden. — Soweit hatte ich gestern (8. Juli) geschrieben, als eine neue Veränderung in Paris vorfiel. Man hatte der provisorischen Regierung angekündigt: «que les alliés le forçaient à se dissoudre.» und darauf ging diese auseinander; diesem Beispiel folgte die Kammer der Pairs; das gesetzgebende Korps blieb noch beisammen. Dem Herzog von Wellington, aber nicht dem Feldmarschall Fürsten Blücher ward in einem Schreiben von Talleyrand angekündigt: da die zeitherige Regierung aufgelöst sei, so werde der König seinen Einzug in Paris halten und von St. Denis um 3 Uhr nachmittags aufbrechen. Als der Feldmarschall Fürst Blücher mit einigen wenigen von uns zu einem Besuch bei dem Herzog von Wellington nach Paris ritt, wehte noch die dreifarbige Fahne von dem Dom der Invaliden und andern Gebäuden. Unter den Nationalgarden konnte man einige weiße Kokarden bemerken. Als wir nach einer Stunde Aufenthalt die Stadt wieder verließen, wehte auf dem Gebäude des Corps legislatif die weiße Fahne. Die Ausrufer waren im Gang und wahrscheinlich Fouché, der seit langem schon mit dem Bourbonschen Hofe und dem Herzog Wellington in geheimen Verbindungen stand, sehr thätig, die neue Revolution vorzubereiten. Abends spät gingen die Berichte ein, der Einzug des Königs Ludwig habe stattgefunden, man rufe, „es lebe der König," und stecke die weiße Kokarde auf. Schon wurden Versuche gemacht, die von Euer Königlichen Majestät Armee durch Blut und Anstrengungen erworbene Herrschaft über Paris zu beschränken."*)

Am 13. Juli, drei Tage später, als der König und die beiden Kaiser, kam Prinz Wilhelm nach seinem Marsche mit den verbündeten Truppen in Paris an. Er zog diesmal in das Hotel d'Avray, während die Monarchen wieder ihre vorjährigen Wohnungen inne hatten. Vater und Sohn erschienen am 16. Juli zu dem Gottesdienste, zu welchem das Zietensche Korps brigadeweise unter freiem Himmel aufmarschiert war. Sie hielten bei der zweiten, vom General-Major von Pirch, dem früheren Gouverneur des Prinzen, befehligten Brigade, um mit dem Kriegsvolke Gott für den neuen Sieg zu danken. Nach dem Gottesdienste ließ der König auf den Elysäischen Feldern zuerst die Brigade Pirch in Parade vorbeimarschieren, dann die dritte (Jago) und die vierte (Henkel von Donnersmark), endlich die Artillerie, die seit dem Einzuge des ersten Korps in Paris mit der Reiterei auf dem Champs-Elysées biwakierten, bis sie nach der Ankunft der Monarchen auf dem Marsfelde aufgefahren wurde. Welch stolze Freude für die Truppen, ihren König in der zur Übergabe gezwungenen Hauptstadt Frankreichs zu sehen und hier von ihm gesehen zu werden.

Prinz Wilhelm konnte aus Reiches Mund genauere Schilderungen der Schlachtfelder von Ligny und Belle-Alliance vernehmen. Nach Reiches scharf aufmerkender Beobachtung war an dem Unglückstage bei Ligny der sehr enge Raum zwischen den Dörfern Brye, Ligny und St. Amand mit Truppen so voll gepfropft, daß sie sich kaum ordentlich bewegen konnten. Das erste und zweite

*) Auszug aus dem Konzept im „Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau." Vierter Band, von Hans Delbrück. S. 574 bis 578. Berlin, 1880.

Armeekorps waren durcheinander geworfen: so ging die Einheit im Kommando verloren. Auch richtete man sich nicht genug nach dem altpreußischen Grundsatz, im Geiste Friedrichs des Großen sich angriffsweise zu verteidigen und nur, wo es nicht abzuwenden, sich angreifen zu lassen. So standen die streitbaren lebendigen Kräfte wie gelähmt. Der General Zieten verhielt seit Blüchers Eintreffen sich fast ganz passiv, um nicht vorzugreifen, wie er sagte, während der Feldmarschall seinerseits die Leitung der Schlacht den Unterfeldherren überließ, wenn er gleich in dem hartnäckigen Kampfe um St. Amand jedes gegen das Dorf vom Feinde vorgebrachte Geschütz zählte und an die, trotz des heftigsten feindlichen Feuers, im Sturmschritt mit dem Gewehr zur Attacke vorgehenden Bataillone heraneilte, ihnen zurufend: „So ist's recht, Kinder!“ Nach Reiches Angabe war es mittags ein Uhr, als Blücher auf dem bis nach Ligny abhängenden Wind-



Vor der Schlacht bei Ligny. Blücher und Wellington auf dem Windmühlenberge von Brye.

mühlenberg von Brye eintraf, bald darauf auch Wellington zu Pferde: der preußische Feldmarschall im einfachen Uniformrock, die gewöhnliche Dienstmütze auf, der englische ebenfalls im unscheinbaren Überrock ohne Abzeichen, aber auf dem Kopf einen dreieckigen Hut mit einem weißen, unten roten Federbusch, nach damaliger englischer Art zwischen den beiden Hutkrempen niedergebogen, und drei Kokarden nebeneinander, einer schwarzen und zwei roten, der spanischen und der portugiesischen. Hinten am Sattel seines Pferdes sah man einen kleinen Mantelsack angeschnallt: darin eingepackt waren, nach Aussage eines Offiziers in Wellingtons Gefolge, Kleidungsstücke zum Wechsel des Anzuges; keine Pistolenhalftern im Sattel, dafür auf der einen Seite eine Brieftasche, auf der andern ein

Schreibzeug. Von der Höhe aus übersah Wellington mit Blücher die Stellung der Preußen nach allen Richtungen. Da zeigte sich von weitem ein feindlicher Trupp, und deutlich war von hier aus durchs Fernglas Napoleon zu Pferde dort zu erkennen. Vielleicht, daß in diesem Moment die Blicke der drei größten Feldherren jener Zeit sich auf einander richteten. — In der dritten Nachmittagsstunde, als gegen St. Amand der erste feindliche Schuß gefallen war, schied Wellington von Blücher mit dem Versprechen kräftigen Zuzuges. Er, der englische Feldmarschall, hat beim Rückritte zu seinem Heere wohl nicht vermutet, daß er durch die vom Marschall Ney gegen ihn bei Quatrebras geführten zwei französischen Korps abgehalten werden würde, den Preußen bei Ligny auch nur mit einem Mann zur Hilfe zu kommen.

Wie seinen frühern Gouverneur Pirch und Lehrer Reiche sah Prinz Wilhelm auch seinen vorjährigen Begleiter Natzmer in Paris wieder, der am 24. Juli mit dem preußischen Garde- und Grenadierkorps einmarschierte. Das ganze Korps, mit seinen beiden Brigaden Natzmer und Alvensleben im Freien auf den Boulevards aufgestellt, erfreute sich des Anblickes der drei die Front hinunter reitenden Monarchen. Auf dem Konkordienplatze erfolgt der Vorbeimarsch: die Kaiser Franz und Alexander, beide in preußischer Uniform, setzten sich mit gezogenen Degen an die Spitze der nach ihnen, ihren Chefs, genannten Grenadier-Regimenter und führten sie vor dem Könige vorbei. Ins Feuer war die Garde diesmal nicht gekommen. „Ich habe (schrieb Natzmer am 3. Juli aus seinem Marschquartiere Kirn an des Königs Bruder, den Prinzen Wilhelm) eine Ahnung, als werde Blücher den heutigen Tag durch den Einmarsch in Paris feiern. Wir Unglücksvögel ziehen in starken Märschen den Armeen hinterher, um noch Zeuge Eures Triumphes in Paris zu sein. Es wäre schrecklich, dahin ziehen zu müssen, ohne auch nur einen Schuß gethan zu haben, und vermutlich ist das unser Los. — Nun, ich tröste mich damit, daß Preußen wiederum allein den Krieg entschieden hat.“ Bei Ligny war Natzmers Bruder Ferdinand gefallen, bei Belle-Alliance der Obrist Graf Wilhelm Schwerin, der im vorigen Jahre als Flügel-Adjutant neben Natzmer den König nach England begleitet hatte, dann auf der Reise nach Neufchâtel und auf der ganzen Heimfahrt nach Potsdam und Berlin. So war Schwerin auch dem jungen Prinzen Wilhelm näher getreten. In des Grafen Reisetagebuch steht aufgezeichnet, wie Schwerin am 31. Juli 1814 gegen Abend in Eisenach den Prinzen Wilhelm nach der Wartburg hinauf geleitet hat, um dort die Stube Luthers, die Kapelle, wo der Reformator oft gepredigt, die Rüstkammer u. s. w. anzusehen und den entzückenden Blick in die wunderschöne Natur zu genießen; und wie dann unterwegs in Wittenberg am 3. August nicht nur die Truppen der Besatzung gemustert, und die Festungswerke besichtigt, sondern auch Luthers Grabstätte in der Schloßkirche besucht wurde.

Die preußischen Garden stellten nun die Wachen bei ihrem König und dem Kaiser Alexander. Das erste Garde-Regiment zu Fuß, dessen erstes Bataillon Prinz Wilhelm nachher führte, und das Regiment Garde du Corps wurden in der Ecole militäre auf dem Marsfelde einquartiert, die andern in den nächsten Kasernen. Zu den ihnen für den Fall eines Alarmes angewiesenen sechs Sammel-

plätzen gehörte auch das Marsfeld (Champ de Mars), ein sandiger Platz, mehr als 3000 Fuß lang und halb so breit, an den Langseiten mit Bäumen bepflanzt. Hier, wo jetzt die preußischen Garden exerzierten, war am 14. Juli 1790, am Jahrestag der sogenannten Erstürmung der Bastille, der Schauplatz des großen Verbrüderungsfestes vor der Ecole militäre: auf der einen schmalen Seite des als Amphitheater eingerichteten Marsfeldes stand der Altar, an welchem Talleyrand als damaliger Bischof von Autun das Hochamt hielt, und der König, die Nationalversammlung, die Abgeordneten der Armee und der Nationalgarde sowie der Provinzen den Eid auf die Verfassung leisteten, womit sie den Krater der Revolution geschlossen zu halten wähnten. Auch damals schrieen sie Vive le Roi! als Ludwig XVI, zum Schwur die Hand hob und Marie Antoinette im Schmucke dreifarbiger Bänder den Dauphin empor hielt. Ebenso leicht, so wankelmütig, wie Paris, der Leithammel Frankreichs, damals vom Königtum zur Republik, dann von der Republik zur Säbelherrschaft Napoleons übergesprungen war, hatte es nun in Jahresfrist zweimal zwischen Kaiserreich und Königtum gewechselt. Wie Napoleon von Elba, so war Ludwig XVIII von Gent wiedergekommen, dieser die Trikolore abermals durch die weiße Fahne ablösend. Wer konnte wissen, nach welchem Windstriche der gallische Wetterhahn sich von neuem drehen würde? „Frankreichs gegenwärtiger politischer Zustand ist ganz eigener Art," schreibt Walter Scott den 12. August 1815 in einem, die Eindrücke seiner Reise von Waterloo nach Paris frisch mitteilendem Briefe an den Herzog von Buccleuch: „Das Land, das wir durchreist haben, erschien uns als weder im Kriege noch im Frieden befindlich. Valenciennes zum Beispiel ist in einem Blokadezustande." (Kommandant dieser französischen Grenzfestung war General Rey, ein früherer Adjutant Napoleons.) „Wir kamen durch die Posten des verbündeten Heeres, alle sichtlich scharf auf der Hut: Reiterei und Fußvolk streiften bis an die Thore, zwei oder drei Batterien waren aufgefahren. Die französischen Truppen zeigten sich nicht weniger wachsam; doch ließen sie uns die Stadt passieren. Die meisten von ihnen trugen die weiße Kokarde, aber auch ein mürrisches Wesen zur Schau. Sie sind noch nicht einig mit dem König, wollen auch keinen von ihm gesetzten Befehlshaber annehmen. Dabei fühlen Sie, daß sie einer verzweifelten Sache dienen: so laufen denn die Soldaten den Offizieren davon, die Offiziere den Soldaten. Ist auch gegenüber der Masse kriegerischer Gäste jeder Widerstand unthunlich, dennoch lassen diese verstockten Menschen nicht von ihrem verteufelten Trotze, selbst nicht inmitten des Elends und der Verzweiflung. Diesen Morgen begegnete uns ein Haufen von der zersprengten Garnison in Condé: es waren die fürchterlichsten Kerle, die mir je zu Gesichte gekommen, augenscheinlich zum frechen Vorgehen geneigt und nur gehemmt durch die Nähe der Alliierten in allen Dörfern und Städten ringsum. Sie fingen damit an, uns im höhnischen Tone zuzuschreien: «Vive le Roi!» Danach folgte mit gedämpfter Stimme: «Sacre B....» «Mille diables» und dergleichen Feinheiten der französischen Beredsamkeit mehr. Ich war recht froh, daß wir bewaffnet und zu vieren waren, und noch recht froher, daß es noch nicht dunkelte, denn sie kamen mir wie arge Wegelagerer vor. Was das Land betrifft, so sieht es, trotz einer schönen Ernte, sehr traurig aus. Die

Fenster der einzelnen Häuser an der Straße sind alle zu; man erblickt wenig Leute, fast nur Bauern, welche den Bedarf für die Truppen herbeischaffen. Die Männer gehen verdrossen einher; redet man ein Weib an, nach den ersten Worten verzieht es das Gesicht und fängt an zu heulen. Kurz, die sonstige höfliche Art und gute Laune dieses Volkes sind, seitdem seine Eitelkeit zu nichte geworden ist, verschwunden; die Leute sehen einander an, als dächten sie bei sich, man mache sich über sie lustig oder wäre gekommen, sich an dem Triumph unsrer Waffen über die ihrigen zu weiden. Postmeister und Gastwirte benehmen sich nicht anders; kaum daß sie zu guter letzt durch englisches Geld besser gelaunt werden, obgleich sie uns ungefähr dreimal so viel anrechnen, als sie ihren Landsleuten abzunehmen sich unterstehen würden."

Gleiche Mißstimmung in Paris. Die Hauptstadt, im vorigen Jahre, als der Zar die Oberhand hatte, von den Siegern gestreichelt, fühlte sich jetzt rauher angefaßt. Schon bei den mündlichen Unterhandlungen wegen der Übergabe von Paris hatte der Präfekt des Seinedepartements Baron Bondy als Mitbevollmächtigter seine ganze Beredsamkeit aufgeboten gegen Blüchers Entschluß, das von ihm geführte Kriegsheer in Paris einquartieren zu lassen. Mit eifrigen, wohlmeinend klingenden Worten stellte der Präfekt Sr. Durchlaucht dem Feldmarschall Fürsten von Blücher die unübersehbare Gefahr vor Augen, der die preußischen Truppen bei der großen Bevölkerung der Stadt und der Aufregung aller Gemüter ausgesetzt sein würden. Vergeblich. Blücher erklärte auf das bestimmteste: er sei das seinen braven Truppen schuldig, und eine Ehrensache sei es für sie, die nämliche Auszeichnung in Paris zu genießen, wie die französische Armee in Berlin und in Wien. Auch andere mildere Zugeständnisse, auf welche der Herzog von Wellington eingehen wollte, wies Blücher zurück: die Verantwortung für die Gefahr der Einquartierung nehme er gern auf sich, und falls man in Paris sich nicht in eine friedliche Einquartierung fügen wolle, werde er seinen festen Willen in diesem Ehrenpunkte des preußischen Kriegsheeres mit Waffengewalt durchzuführen wissen.

Wellington sprach in einem Briefe an den englischen Minister Lord Castlereagh die Besorgnis aus, daß, wenn nicht ein rücksichtsvolleres Verfahren gegen die Franzosen einträte, die Verbündeten in eine gefährliche Lage geraten könnten: falle auch nur ein einziger Schuß in Paris, so werde das erregte Volk in Masse zu den Waffen greifen. Auf den Antrieb Wellingtons und Talleyrands hat auch der Zar sich so beeilt, mit dem König von Preußen und dem Kaiser von Österreich noch am 10. Juli in Paris einzutreffen, damit das doch allzu scharfe Einschreiten Blüchers, namentlich sein Befehl, die Pariser Brücke von Jena in die Luft zu sprengen, rückgängig gemacht würde. Im Einklange damit steht Wellingtons Schreiben an Blücher vom 9. Juli, in welchem der englische Feldmarschall den preußischen bittet, die Eintreibung der von der Stadt geforderten Kriegssteuer und die Zerstörung der Brücke doch bis zu dem nahe stehenden Eintreffen der Monarchen zu vertagen. Nicht einmal eine Abschlagssumme auf die Kriegssteuer, aus welcher Blücher wenigstens den guten Willen hätte ersehen können, war nach dreitägiger Verhandlung von dem Präfekten zusammengebracht worden.



„Feldmarschall Blücher der Deutsche." (Im Hintergrunde Paris.)
Nach dem Leben gemalt und gestochen von J. C. Bock 1815.

Auf Grund dessen schrieb am 10. Juli der Oberkriegskommissar Ribbentrop einen Mahnbrief an den Präfekten, worin es lautete: „Bei dem Empfange dieses meines Schreibens sind Sie und mehrere Bewohner von Paris als Geisel unter militärische Aufsicht gestellt, und wenn nicht noch heute ein Abkommen wegen Abführung jener Kontribution getroffen wird, so erfolgt die Abführung Ihrer Person und der übrigen Geiseln (zwölf Pariser Banquiers) nach der Citadelle Graudenz in Westpreußen. Sie, mein Herr Präfekt, behaupten, die Forderung von 100 Millionen Franken Kriegssteuer sei unerschwinglich. Fragen Sie den Herrn Grafen Daru, was die vierfach kleinere Stadt Berlin unter seiner Administration geleistet hat, und Sie werden erfahren, daß diese Leistungen bei weitem diejenigen Forderungen übertreffen, welche Seine Durchlaucht der Fürst von Blücher und Wahlstadt an die Hauptstadt Frankreichs gemacht hat. Wollten wir die eroberten Gebiete Frankreichs mit demselben Maße messen, nach welchem wir von 1806 bis 1812 gemessen sind, so würden die Forderungen vielleicht das Unerschwingliche erreichen."

Blüchers strenges Regiment in Paris ging mit der Ankunft der Monarchen zu Ende und Wellingtons Absicht in Erfüllung: die Brücke von Jena durfte unter anderm Namen stehen bleiben, von der Kriegssteuer lief bis auf weiteres nichts ein, und die bei den Bürgern einquartierten Truppen des Zietenschen Korps wurden mehr und mehr in die Kasernen verlegt, die nachher das Garde-Korps bezog. Wellington, der seine Reiterei zum Verderben ihrer Pferde im Boulogner Gehölz biwakieren ließ, um sie immer beisammen zu haben, hielt die Einquartierung bei den aufgeregten Parisern für so bedenklich, daß er meinte: es könnte wieder eine Pariser Bluthochzeit geben. Gerade ihm aber maß es Blücher bei, wenn die Monarchen und die Prinzen nicht ihres Lebens in Paris sicher wären. So schreibt der preußische Feldmarschall am 8. August aus seinem Hauptquartiere Rambouillet nach Paris an den König: „Da nach den mir zugekommenen Nachrichten sich einige Unruhen in Paris zeigen, so ist dieser Punkt von Vincennes um so wichtiger, da er an den unruhigsten Teil von Paris, die Vorstadt St. Antoine, stößt, und die Franzosen im Besitze dieses Punktes, des Hauptzeughauses von Frankreich zu lassen, nichts mehr heißt, als ihnen die Mittel geben, ernsthafte Unruhen in Paris anzufangen und die Sicherheit Euer Majestät und der andern hohen Verbündeten aufs Spiel zu setzen. Überhaupt muß ich Euer Majestät beschwören, entweder mehr Kraft gegen diese schändliche Stadt zu zeigen und sie in Furcht und Zaum zu halten, oder diesen Ort zu verlassen und in einer ehrlichen deutschen Stadt diese Welthändel zu entscheiden und zu Ende zu bringen. Alle Maßregeln, die bis jetzt genommen sind, haben uns rückwärts geführt, und ich sehe mit Schmerz, daß man nicht allein das Wohl des Staates, sondern auch Euer Majestät und der Prinzen Leben aufs Spiel setzt."

Die Pariser sahen ihre Stadt nicht als erobert an, nein, als verraten. Reiche konnte als Ohrenzeuge dem Prinzen Wilhelm davon erzählen: wie schon der französische General Revest, der Generalstabschef Vandammes, die Ehre hatte, von seinen eigenen Truppen ein „Verräter" gescholten zu werden, als er am 5. Juli in Begleitung eines Trompeters zu dem General Zieten kam, mit dem

Antrage auf Waffenstillstand. Solchen anzubieten hatten Fouché und seine provisorischen Mitregenten den General Vandamme und den Marschall Davoust ermächtigt, nachdem ein großer Kriegsrat in langer nächtlicher Sitzung mit 48 Stimmen gegen 14 zu der Entscheidung gelangt war: Paris sei nicht zu halten. War doch Vandamme bei Issy vor den Thoren der Hauptstadt zurückgeschlagen und die Hochfläche von Meudon in der Hand der Preußen. Der General Revest begehrt nun, zu dem Fürsten Blücher geleitet zu werden. Nicht eher, erklärt Zieten, als bis das trotz der zugesicherten Waffenruhe fortgesetzte Schießen bei Sèvres vom jenseitigen Ufer auf die diesseitigen Vorposten aufhöre. Der General Revest entgegnet, daß die Bevollmächtigten der provisorischen Regierung ja bereits bei den Vorposten von Issy der Genehmigung des Waffenstillstandes



Parlamentärritt des Generals Revest und Majors von Reiche.

durch den Fürsten Blücher harrten, um wegen der Kapitulation von Paris mit Sr. Durchlaucht zu unterhandeln. Zieten bleibt bei dem Gesagten und dem französischen Parlamentär nichts anders übrig, als selbst nach Sèvres zu reiten, wohin ihn Zieten durch seinen Generalstabs-Chef begleiten läßt, um den preußischen Truppen gleichfalls die Waffenruhe anzukünden. Im gestreckten Galopp läßt der General durch seinen Trompeter das Signal geben zum Einstellen des Schießens; die französischen Plänkler kehren sich nicht daran, und als er ihnen gebieterisch zuruft: «Il y a armistice, cessez à tirer,» da schreien sie ihrerseits ihm, dem Generalstabs-Chef Vandammes zu: «Traître! Traître!» und dergleichen Titel mehr, hören nicht auf zu knallen. „Mit ihm gekommen," erzählt Reiche, „wollte

ich mich nicht zurückhalten, exponierte mich mehr, als es nötig gewesen wäre, und befand mich daher in der eigentümlichen Situation, möglicherweise anstandshalber totgeschossen zu werden. Endlich gelang es dem General Revest, seine Soldaten zu überreden, mit dem Schießen einzuhalten, worauf ich mit ihm zu Zieten zurückkehrte, meine Meldung abzustatten, und der französische General in Begleitung eines ihm beigegebenen Offiziers zu Blücher nach St. Cloud, wohin derselbe mittlerweile sein Hauptquartier verlegt hatte, abgehen durfte." — Als nun die Pariser im Moniteur die demütigenden Bedingungen der Übergabe der Stadt lasen, welch ein Zetergeschrei gegen Fouché und seinen Helfershelfer Davoust! Vors Kriegsgericht als „Verräter" haben sie hinterher den Marschall Davoust nicht gestellt, obgleich er als Kommandant en chef Paris räumte und das immer noch an 60000 Mann starke französische Heer hinter die Loire führte. Dagegen ein „Justizmord und ein Gewaltstreich der Bourbons" war in den Augen der durch die Revolution verschrobenen Köpfe die Hinrichtung des unzweifelhaft tapfern, doch ebenso unzweifelhaft treulosen, verräterischen Marschalls Ney, der dem Könige die geschworene Treue brach und mit dem Heere, an dessen Spitze er zur Verteidigung der Krone auszog, zu dem Thronräuber überging, den wie ein wildes Tier in einem eisernen Käfig nach Paris zu bringen er noch dazu gegen Ludwig XVIII sich vermessen hatte. —

Der Zorn, in welchem die hitzköpfigen Pariser über die Kapitulation entbrannten, loderte noch heißer auf, als Blücher gleich nach dem Einrücken seiner Truppen die öffentlichen Museen und Galerien besetzen ließ. Denn nicht, wie bei der vorjährigen Einnahme von Paris, sollten diesmal die von Bonaparte entführten fremden Kunstschätze aus Höflichkeit den Besiegten in Händen gelassen, sondern ihren Eigentümern zurückgegeben werden. Wendete doch selbst der Papst sich an Blücher und Wellington, um wieder in den Besitz der aus Rom und dem Kirchenstaate nach Paris geschleppten Bildsäulen und Gemälde zu gelangen. Die beiden protestantischen Feldmarschälle standen dem Papste in seiner gerechten Forderung nach Wunsche bei, während die Pariser über „barbarische und vandalische Beraubung ihrer Museen" schrien, und selbst das französische Königshaus darüber wehklagte. So berichtet Nostiz aus Rambouillet, dem Hauptquartiere Blüchers: „Eines Tages (es war am 8. August 1815) fuhr ganz unerwartet ein Königlich französischer Wagen, worin zwei Damen saßen, vor die Thür des Palais und hielt still. Ich sah dies zufällig und frug den Kastellan, ob er die Damen kenne; er sagte mir: es sei die Herzogin von Angoulême, und nahte sich mit einer tiefen Verbeugung dem Wagen. Ich eilte in das Zimmer des Fürsten Blücher, ihm diese Mitteilung zu machen, und in wenigen Minuten war er an der Thür, um die Herzogin zu empfangen. Wir fanden jedoch den Wagen nicht mehr, und auf unser Erstaunen, daß dieser Besuch nur so kurze Zeit gedauert, teilte uns der Kastellan mit, die Frau Herzogin habe auf sein Befragen, ob sie aussteigen wolle, erwidert: „je ne peux pas entrer dans une maison, où règne le vandalisme." Eine merkwürdige Äußerung dieser Dame (der allein der Guillotine entgangenen Tochter Ludwigs XVI) gegen den Mann, welcher vorzugsweise ihr und ihrer Familie den Weg nach Paris gebahnt. Es war natürlich, daß

sich der Fürst sehr verletzt fühlen mußte, da er sich bewußt war, dies Königliche Lustschloß mit allem, was darin war, mit der größten Sorgfalt geschützt und unbeschädigt erhalten zu haben. Blücher hat indes seinen Unmut nie laut werden lassen, weil er im allgemeinen der Herzogin von Angoulême große Achtung gewidmet." — Sie, die von ihrem Onkel Ludwig XVIII so bezeichnete „fromme Antigone Frankreichs," die einst — vom Kaiser Paul aus Rußland ausgewiesen — eine Freistatt unter preußischem Schutze in Warschau fand, hätte sich doch sagen können, daß es gar kein feiner Ruhm sei, durch den Siegeslauf eines „Vandalen" ihre und ihres Königshauses Wiederkunft aus ihrer zweiten Verbannung herbeigeführt zu sehen.

Mehr Grund zum Preußenhasse, als die Bourbons, hatten wohl die Napoleoniden. Von ihren damaligen Umtrieben in Paris wußte der General v. Müffling, den Blücher auf Wellingtons Wunsch zum Gouverneur von Paris ernannt hatte, dem König und den Prinzen zwei schöne Geschichten zu erzählen: die eine drehte sich um Napoleons Stieftochter Hortense, die noch in Paris verweilende Exkönigin von Holland, die Mutter Louis Napoleons; die andre betraf Napoleons Bruder Joseph. Müffling selbst berichtet: „Die Duchesse de St. Leu (diesen Titel führte Hortense jetzt) disponierte über große Geldmittel. Der (Pariser) Präfekt de Police klagte fortwährend, daß sie solche im Interesse Napoleons verwende und die größte polizeiliche Aufmerksamkeit nötig mache, sowohl um ihre Intriguen zu bewachen als auch dem üblen Einfluß ihrer Geldverteilungen vorzubeugen. So widerwärtig es mir war, gegen Frauen einzuschreiten, obenein gegen solche, welche zur ehemaligen Kaiserlichen Familie gehörten, so erkannte ich doch die Notwendigkeit, diese eine erfolgreiche Opposition bildende und die öffentliche Ruhe gefährdende Dame aus Paris zu entfernen. Ich trug daher einem Adjutanten auf, ihr zu eröffnen: ich hätte vernommen, daß sie in die Schweiz zu reisen beabsichtige, und da ich es mir zur besondern Pflicht mache, für ihre Sicherheit zu sorgen, indem ihre Reise durch die Quartiere der alliierten Truppen führe, so werde sie die nötigen Pässe und Sicherheitsanweisungen durch mich erhalten. Wenige Stunden darauf erschien ihr dienstthuender Kammerherr, um



General v. Müffling.


Königin Hortense von Holland.

mir anzuzeigen, daß er auf den Befehl der Duchesse sich sofort eine Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser Franz erbeten habe und von diesem beschieden sei: die Duchesse könne ruhig in Paris bleiben. Ich erwiderte, daß ich die Befehle des Kaisers erwarte, daß aber die Duchesse sehr Unrecht habe, ihr und mein Geheimnis zu verraten. Ob er denn auch dem Kaiser angezeigt habe, daß am folgenden Abend um 10 Uhr die Postpferde nebst einer Eskorte von vier preußischen Husaren und vier französischen Gensdarmen in ihrem Hotel eintreffen würden, von einem Adjutanten begleitet, der ihr die Pässe übergeben und für ihre Abreise sorgen werde? Der Kammerherr wurde hierauf ein zweites Mal von der höchst erzürnten Duchesse abgesendet, um dem Kaiser Franz anzuzeigen, daß man sie durch Gewalt von Paris entfernen wolle. Der Kaiser fragte: auf wessen Befehl? — Auf den Befehl des Militär-Gouverneurs. — Dann (so wurde der Kammerherr vom Kaiser beschieden) kann ich nichts machen. Die Duchesse mußte begriffen haben, daß ich von ihren geheimen Verbindungen Kenntnis hatte, und daß ihr viel Schlimmeres begegnen könnte, wenn der Kaiser Franz sie nicht beschützte — sie reiste pünktlich ab."


Die Exkönigin Hortense verläßt Paris.

Die Exkönigin von Holland war es auch, die im Frühjahr auf ihres Stiefvaters Antrieb nach Wien an den ihr früher holden Zaren schrieb und ihm die von Napoleon im Schreibtische Ludwigs XVIII gefundene Urschrift jenes geheimen Vertrages in die Hände spielte, laut dessen England, Österreich und Frankreich in der auf dem Wiener Kongreß brennenden polnischen und sächsischen Frage einen Sonderbund gegen Rußland und Preußen geschlossen hatten. Zum Glück waren die entzweiten Verbündeten schon wieder einig. Der gefährliche Funke aus der Ränkeschmiede der Napoleoniden zündete nicht: „keinen Frieden, keinen Waffenstillstand mit Napoleon. Alles, nur er nicht!" Dies der kurze Bescheid, den Hortense auf ihren liebenswürdigen Brief empfing. Jetzt aus Paris verbannt, sah sie in ihrem Sohne, dem damals siebenjährigen Louis Napoleon, die zukünftige „Revanche für Waterloo" heranwachsen, erlebte aber nur seine erste Gefangennahme in Straßburg und seine durch Ludwig Philipp schonend gebotene Einschiffung nach Amerika, nicht den Sturz des zweiten Kaiserreiches bei Sedan und die Abfahrt Napoleons III nach Wilhelmshöhe.

Während Napoleons angekindete Stieftochter vergeblich den Schutz des Kaisers Franz gegen den preußischen Gouverneur von Paris anrief, that dies Joseph Bonaparte mit besserem Erfolge bei dem Zaren. „Die geheime Polizei," erzählt General Müffling weiter, „hatte eine Anzeige, daß in dem Hotel des schwedischen Gesandten, welches die Kronprinzessin von Schweden bewohnte, täglich ein mit Sorgfalt serviertes Diner in verschlossene Zimmer des Hinterhauses gebracht wurde. Die Polizei brachte es bald zur Gewißheit, daß Napoleons ältester Bruder Joseph, der mit einer Schwester der Kronprinzessin verheiratet war, sich dort verborgen hatte. Die Verhaftung aller männlichen Mitglieder der Familie Napoleons lag in meinem Auftrag; ich konnte jedoch nicht in das Hotel des Gesandten eines verbündeten Monarchen eindringen, um dort Verhaftungen vorzunehmen. Auf der andern Seite war es doch sehr auffallend, daß der Gesandte einer verbündeten Macht eine Person insgeheim aufgenommen hatte, welche nach den diplomatischen Maßregeln sämtlicher alliierten Mächte verhaftet werden sollte. Ich trug den Fall dem Kaiser Alexander mündlich vor; ich fragte bei ihm an, ob ich die Umgebungen des Hotels militärisch besetzen und die Auslieferung des Exkönigs vom schwedischen Gesandten verlangen solle. Der Kaiser behauptete: hier müsse ein Irrtum zu Grunde liegen, er wolle Erkundigungen einziehen und mir Nachricht geben. Bis dahin solle ich keine Schritte thun. Ich empfahl Sr. Majestät die Bewahrung des Geheimnisses, damit der Exkönig nicht heimlich entweiche. Einige Tage darauf sandte der Kaiser früh morgens einen Adjutanten, der mir bestellte: es sei richtig, der Exkönig Joseph sei in dem Hotel des schwedischen Gesandten verborgen. Gleich darauf erfuhr ich, daß er in der verflossenen Nacht aus einer Hinterthür des Hotels entkommen und mit falschen, aber guten Pässen, welche er durch russische Vermittelung erhalten hatte, nach der Loire abgereist war. Ich ersparte dem Kaiser Alexander die Verlegenheit eines ausführlichen mündlichen Rapportes über diese Flucht nicht."

Schmähsüchtige Bonapartisten wollten wissen, die Exkönigin von Holland hätte nur darum keine Gnade bei dem Kaiser Franz gefunden, weil seine Tochter

Maria Luise als Kaiserin der Franzosen von Napoleons weiblichen Anverwandten und den Damen Josephinens nicht anders als „die Erzherzogin" geheißen worden wäre. Allerdings hatten die drei Königinnen von Holland, Neapel und Westfalen sowie die gefürsteten Schwestern Napoleons sich in ihrer Eitelkeit gekränkt gefühlt, daß sie trotz ihres Einspruches doch der jungen Kaiserin bei der pomphaften Trauung im Louvre die Schleppe nachtragen mußten. Aber gerade Hortense war es ja, die über das feste Auftreten der jungen Kaiserin frohlockt hatte: „Dank dem Himmel, diese Majestät rächt uns, meine Mutter und mich, an unsern boshaften Schwägerinnen; sie wissen nun, mit wem sie es zu thun haben bei dieser Erzherzogin, die ihnen Mißgunst mit Mißgunst vergilt und es sie fühlen läßt." Anderenteils schreibt General Müffling ausdrücklich: er habe sich das Vertrauen des Kaisers Franz gewonnen, da Se. Majestät sich überzeugt habe, daß er nicht leidenschaftlich und nicht ohne Berücksichtigung der Verhältnisse handele. Dagegen über den Zaren äußert sich Gneisenau in Briefen aus Paris an Clausewitz (im Juni 1815): „Der Kaiser Alexander hat seine alte Rolle wieder aufgenommen als Beschützer des schlechten Gesindels. Scheelsucht gegen unsre Armee tritt immer klarer hervor. Man soll Frankreich schonen, damit wir die Liebe der Einwohner gewinnen!! — Die Bourbonische Regierung ist überhaupt feindselig gegen uns gesinnt, was man nicht glauben will. Der Nationalgeist verdichtet sich immer mehr. Royalisten und Bonapartisten nähern sich wechselweis, die Armee jenseit der Loire verstärkt sich, unsre Schwäche und Schiefheit der Ansichten offenbart sich täglich mehr, und wir werden endlich die Franzosen keck genug machen, gegen uns in Aufstand zu kommen. — Das Kontributionserheben will man uns auch nicht zugeben, während die Russen ganz ungeheure Requisitionen ausschreiben. Alexander nimmt sich aller übertriebenen Klagen an. Er will als Beschützer des Rechts und der Unterdrückten angesehen sein; dabei ist Fouché thätig, um Feinde zu erregen." — Bei ihren Klagen über die preußischen Truppen und ihre Erpressungen kam es den Franzosen auf eine Handvoll unwahrer Behauptungen nicht an. In einer Sitzung der Bevollmächtigten der Monarchen beschweren die Franzosen sich, daß die Preußen 14000000 Franken Kriegssteuer erhoben hätten. Darauf überreicht Gneisenau einen Bericht, der Zeugnis davon gibt, daß gar nicht 14, sondern nur 8816300 Franken ausgeschrieben und 1260000 Franken wirklich gezahlt worden sind.*)

Wie verächtlich Fouché von Gneisenau angesehen wurde, davon erzählt Kapitän von Stosch, des Generals Adjutant: „Im Schlosse von St. Cloud, wo Blücher auch nach der Übergabe von Paris wohnte, war es, als eines Morgens Fouché, Herzog von Otranto, in mein Zimmer geführt wurde. Er wünschte Gneisenau zu sprechen, ich bat ihn, sich zu setzen; er schlug es aus, und ich eilte nach dem Kabinett des Generals, um ihn zu melden. Gneisenau sagte mir lächelnd:

---

*) Mitteilung von H. Delbrück aus den im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin vorhandenen Protokollen der großen Ministerkonferenz in Paris, zu welcher der König neben Hardenberg und W. v. Humboldt die Generäle Gneisenau und Knesebeck als Bevollmächtigte für Preußen ernannt hatte. Vgl. Leben Gneisenaus IV, S. 593.

‚Lassen Sie den Kerl nur warten, ich bin gerade sehr beschäftigt‘. Ich mußte diese Nachricht bringen, und Fouché blieb fest an der Thür stehen. — Nach einiger Zeit kam General Zieten; ich machte die Herren mit einander bekannt und meldete nun auch den General Zieten; er wurde von Gneisenau sofort vorgelassen. Der Ingrimm darüber war dem französischen Polizeiminister anzusehen: aber schweigend wartete er an der Thür stehend wohl noch zwanzig Minuten. Dann kam Gneisenau mit Zieten, bekomplimentierte Fouché und führte ihn in sein Kabinett.

Nun war Fouché unter der neuen Regierung richtig Minister neben Talleyrand, den doch selbst der Herzog von Berry, der Neffe Ludwigs XVIII, als eine „Canaille“ bezeichnet hatte. Es war bei jener Heerschau über achtzehn englische Reiterregimenter, welche Wellington zu Ehren Blüchers bei Grammont zwischen Gent und Mona abhielt, und bei welcher auch die mit ihrem König nach Gent geflüchteten französischen Prinzen zugegen waren. Da ritt der den General Zieten begleitende Oberstleutnant von Reiche eine Zeitlang neben dem Herzog von Berry. Dieser redet ihn an, und gesprächsweise kommt die Rede auf königsgetreue und falsche Anhänger der Bourbons. Reiche äußert seine Verwunderung darüber, einen Talleyrand als Oberkammerherrn in der vornehmsten Hofcharge zu sehen. „Vous avez raison“, antwortet der Brudersohn Ludwigs XVIII, „c'est une canaille; mais que faire, il est trop dangereux; il faut le tenir en main.“

Um die Wette mit den Bonapartisten rührten sich die Orleanisten als Parteiführer der Liberalen. Schon damals war, wie ein scharfblickender englischer Beobachter bemerkt, das Kennzeichen der französischen Liberalen der Widerwille gegen die neue Regierung der Bourbons. Ohne Hehl äußerten sie sich gegen die fremden Eroberer, daß sie dem Gebote Europas zwar das Opfer bringen wollten, einem König des alten Herrscherstammes unterthan zu sein; es müsse aber ein König ihrer eignen Wahl sein, und als solchen nannten sie vorzugsweise den Herzog von Orleans, den Sohn jenes „Bürgers Egalité“, welcher der Köpfmaschine der Schreckensherrschaft dadurch doch nicht entronnen war, daß er in dem königsmörderischen Konvent für den Tod Ludwigs XVI gestimmt, seinem Thronfolgerecht entsagt und erklärt hatte: den Tod verdiene jeder, welcher die geheiligte Souveränität des Volkes antaste. Nach der vorjährigen Wiederkunft der Bourbons war auch Ludwig Philipp nach Paris heimgekehrt, wo er beim Eingang in das Schloß seiner Ahnen an der Thür der großen Treppe, übermannt von seinen Gefühlen, auf die Kniee sank, die Stufen mit den Thränen des Wiedersehens benetzend. Dann abermals landesflüchtig vor dem Flüchtling von Elba erschien er nach dem zweiten Sturze des Kaiserreichs wieder in Paris. Ludwig XVIII empfing ihn jetzt mit weniger Mißtrauen als vorm Jahre, wo der unter dem Schutze fremder Bajonette auf den Thron gesetzte Bourbon dem Orleans den Titel „Königliche Hoheit“ abgeschlagen hatte, hinter dessen Rücken äußernd: „Er ist dem Throne von Frankreich schon nahe genug, ich werde mich hüten, ihn meinem Stuhle noch näher zu bringen.“ — Fünfzehn Jahre nachher rückt der Orleans als „Bürgerkönig“ mit dem Regenschirm als Zepter an die Stelle Karls X, zuletzt

ebenso, wie dieser von der Juli-Revolution, durch die Februar-Revolution vertrieben, während die französische Monarchie wieder einmal der Republik weicht, um diese dann als zweites bonapartistisches Kaiserreich nieder zu schlagen. — Erzählt wird: die oft von der Kaiserin Josephine befragte Kartenschlägerin Lenormand habe einmal prophezeit: der einstige Thronfolger Napoleon werde nicht sein Sohn, der König von Rom sein, sondern ein Enkel der verstoßenen Josephine, ein Sohn der Königin Hortense, der Tochter der verstoßenen Kaiserin. Der zweite Kaiser der Franzosen werde länger regieren, als der erste, aber auch sein lichter Stern werde sich endlich zu einem Unstern verfinstern durch eine schwarze Wolke, die über dem Wasser und der hohen Burg einer Stadt gen Mitternacht (septentrionale) dunkele, wo als Koloß ein Marschall von Frankreich stehe. Deuten ließ dieser angeblich von der Lenormand vorhergesehene Unstern des Enkels der Kaiserin Josephine sich wohl auf Sedan, die von der Maaß bespülte, seit 1875 zur Schleifung verdammte Festung an der Nordgrenze Frankreichs und die Vaterstadt des Marschalls Turenne mit seinem Ahnenschlosse und seiner übergroßen ehernen Bildsäule auf dem Platze vor dem Stadthause. Auch hat die 1809 aus Frankreich verbannte Kartenschlägerin in ihren „Souvenirs prophétiques d'une Sibylle" den Sturz Napoleons in Sicht gestellt, nicht aber gewahrsagt, daß Josephinens Enkel den Kaiserthron als Napoleon III besteigen würde, obgleich kein Napoleon II darauf gesessen hatte. Ebenso wenig hatte die viel Geld aus ihren sibyllinischen Karten schlagende Lenormand eine Ahnung davon, daß nach dem nochmaligen Sturze Napoleons der Sohn der von ihm herzlos gekränkten Königin Luise und der Sohn der bonapartistischen Exkönigin Hortense eine Weile gleichzeitig in Paris zugegen waren, beide ohne Vorherverkündigung ihrer späteren weltgeschichtlichen Begegnung bei Sedan. —

Die französischen Parteien, mochten sie einander noch so heftig anfeinden, im Hasse gegen die fremden Sieger schienen sie einig zu sein. Um bei etwaigen Unruhen in Paris Herr der Stadt zu bleiben, hatte der General v. Müffling, noch ehe Blücher von Rambouillet aus jenes warnende Schreiben an seinen König richtete, als Gouverneur für den Fall eines Alarms den Befehlshabern der verbündeten Truppen geheime Weisungen zugehen lassen, welche Plätze, Brücken und Straßen von ihnen besetzt werden sollten. Drei Kanonenschüsse auf dem Platz Demi-Lune oder den elysäischen Feldern, wiederholt durch ein Geschütz an der Brücke des Jardin des Plantes, waren für die Truppen bei Tage oder bei Nacht das Signal, auf ihre Sammelplätze zu rücken. Da es möglich wäre, daß Wind und Wetter es verhinderten, diese Kanonenschüsse zu hören, so hätten die Befehlshaber der Brigaden derartige Maßregeln zu treffen, daß sie von den Kanonenschüssen auf dem Platz Demi-Lune sogleich Kunde erhielten, um das Fehlen einzelner Truppen zu verhüten. Ins Auge gefaßt war auch ein etwaiger Abmarsch der Besatzung aus Paris. Das preußische Garde- und Grenadierkorps sollte dann, laut einer besondern Anordnung des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, die Linie von der Brücke Louis XV über den Boulevard des Invalides bis nach der Barrière de Sèvre so lange halten, „bis alle Bagagen Sr. Majestät des Königs, des Hauptquartiers und des Korps, welche augenblicklich bei jedem Alarm auf das Marsfeld unter

Bedeckung gefahren werden, von hier durch die Barrière d'Ecole militaire gelangt sind, wenn die eintretenden Umstände den Befehl zu dieser weiteren Entfernung notwendig machen sollten." Beweis genug, daß man bei der Aufregung in Paris nicht ohne Sorge um die Sicherheit der verbündeten Monarchen und der Prinzen war.



Preußisches Pikett in Paris.

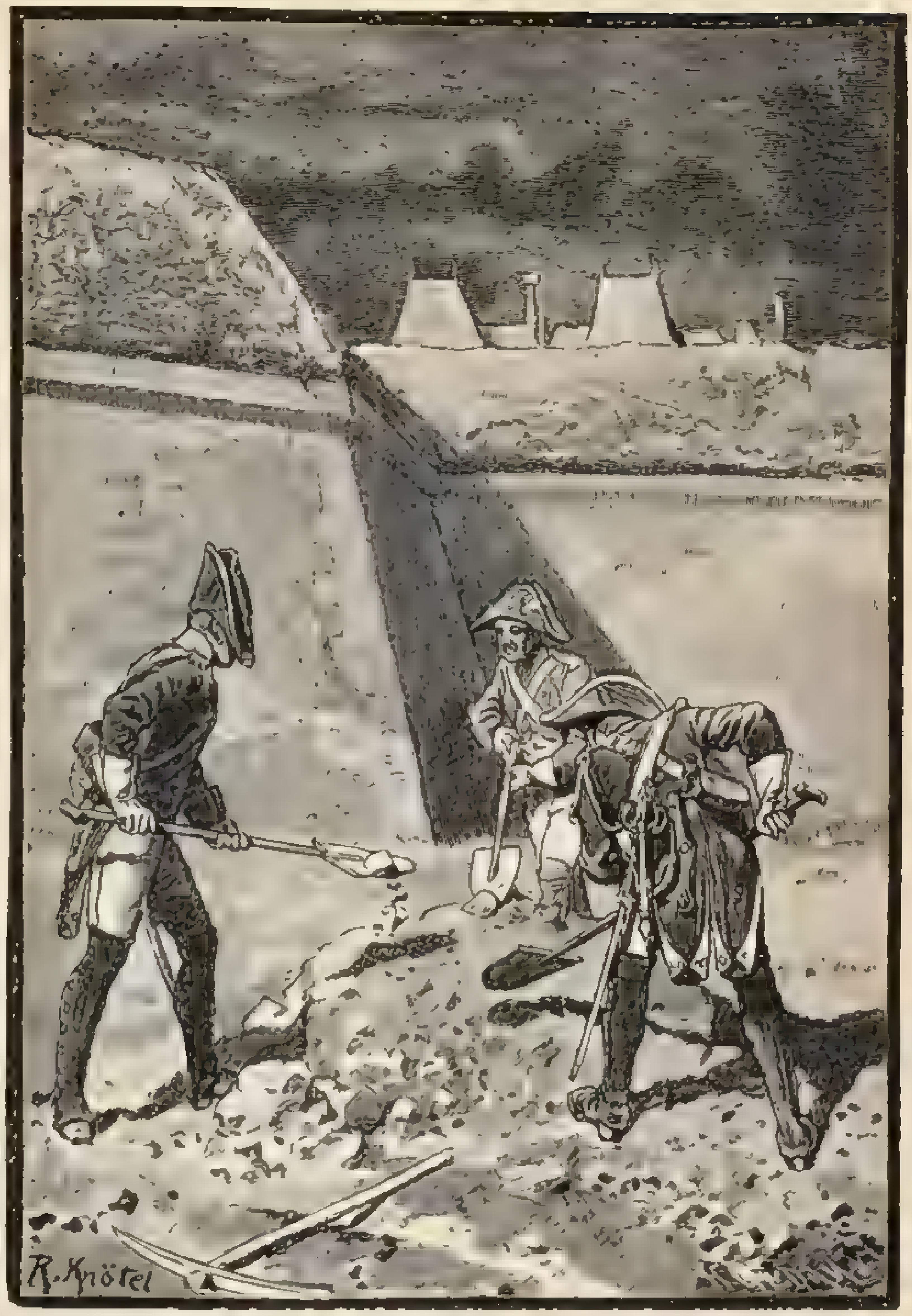
Wie Blücher erkannte auch Müffling die große Gefahr, welche von Vincennes und den angrenzenden Vorstädten her drohten, anfänglich jeden Tag. „Die Vorstädte von Paris," schreibt Müffling, „waren nämlich auf die Nachricht der Schlacht von Belle-Alliance mit Waffen und Munition versehen worden, um Paris zu verteidigen. Mit der Kapitulation hatte nun zwar dieser Zweck aufgehört; aber diese gefährliche Klasse von Arbeitern war noch bewaffnet, und die Vorstädte stießen an das Fort von Vincennes, in welchem Napoleon ganz ergebene Offiziere kommandierten. Der damalige Polizei-Präfekt Decazes, in den hundert Tagen von Napoleon aus Paris verbannt, weil er treu seinem dem König geschworenen Eid sich von dem Kaiser weder hatte anstellen noch brauchen lassen, hielt die Entwaffnung der Vorstädte für eine unerläßliche Maßregel, besorgte jedoch, daß wenn es durch die Alliierten und, was davon unzertrennlich war, durch Gewalt geschähe, ein Teil dieser verwegenen Leute sich wehren würde, und daß aus dem einzelnen Widerstand leicht ein allgemeiner entstehen und unnötig viel Blut kosten könnte. Er schlug vor, daß ich ihm eine allmähliche Entwaffnung überlassen möge: solche könne vorzüglich an den Sonntagen, wo die Arbeitsleute der Vorstädte zur Besprechung ihrer Geschäfte für die nächste Woche zusammenkämen, am schicklichsten geschehen, da sie gegen ihn, ihren Präfekten, kein Mißtrauen hätten. Nach reiflicher Überlegung ging ich auf diesen Vorschlag ein. Der vollständigste Erfolg rechtfertigte diesen Beschluß. — Gegen die Neigung der drei Souveräne, auch in der eroberten Hauptstadt väterlich zu regieren, hatte ich oft ehrerbietige Vorstellungen zu machen."

Auch dem König Ludwig XVIII hat der preußische Gouverneur von Paris zuletzt in einer Abschiedsaudienz auf Grund fünfmonatiger eigner Erfahrungen zu bedenken gegeben: wie sehr die Franzosen durch die gemütlose Willkürherrschaft

Napoleons verwildert seien, und wie alle Versuche, sie durch moralische und religiöse Mittel für sich zu gewinnen, fruchtlos sein würden, wenn er damit nicht eine kalte gemessene Strenge verbände, an welche sie durch Napoleons scharfes Regiment gewöhnt worden. Wer nachgebe, gelinde Saiten aufziehe, erscheine ihnen schwach und mache sie nur desto widerspenstiger. „Der König (erzählt Müffling) hörte meine Vorstellung mit gespannter Aufmerksamkeit, geriet später in eine große Bewegung und brach in Thränen aus; ich hielt inne und stand ihm mehrere Minuten lang schweigend gegenüber. Er vermochte sich nicht zu fassen, und ehrerbietig zog ich mich in das Vorzimmer zurück. Ich hatte ihn nicht verletzt und muß vermuten, daß die Wahrheit und Unabhängigkeit, mit der ich seine schwierige Lage darstellte, ihn so schmerzlich betroffen habe.“ — Müffling hatte die Gelegenheit benutzt, Ludwig XVIII vor einigen Achselträgern zu warnen und ihm dagegen andre zuverlässige Männer anzuraten. Zu solchen gehörte der Polizei-Präfekt Decazes, nach dessen Eigenschaften der König sich ganz besonders erkundigte. Kurz darauf wurde Decazes an Fouchés Stelle zum Polizei-Minister und Staatsrat ernannt, auch gegraft. Hätte er, der treue Anhänger des Königtums, jene Entwaffnung der unruhigen Vorstädter nicht auf gütlichem Wege durchgeführt, es wäre vielleicht dem eifrigen bonapartistischen Kommandanten von Vincennes, General Dusmenil geglückt, die benachbarte Arbeitermasse gegen die Eroberer von Paris zu entflammen und das Lauffeuer des Aufruhrs bis in die nur eine Viertelmeile von Vincennes entfernte Hauptstadt zu treiben. Galt doch der General Dusmenil, wie Reiche ihm nachrühmt, für einen der tapfersten und fähigsten Offiziere der französischen Armee. Schon in Ägypten, besonders vor den Mauern von Akka lenkte er den Feldherrnblick Bonapartes auf sich: durch den Kaiser in noch jungen Jahren zum General befördert, blieb er mit seinem Stelzfuße (ein Bein war ihm auf dem Schlachtfelde abgeschossen) ein fester Anhänger Napoleons. Als Blücher ihn zur Übergabe des Schlosses auffordern ließ, erwiderte der zähe Stelzfuß: „Ich werde Vincennes übergeben, wenn Sie mir mein Bein wiedergegeben haben.“ Auf Befehl Ludwigs XVIII wurden endlich die Kriegsvorräte im Schlosse den Truppen der Verbündeten ausgeliefert: vorhanden waren 87 eiserne Kanonen, darunter 27 Stück Vierundzwanzigpfünder, 15000 Stück Gewehre und 15000 Pfund Pulver.

Das Schloß selbst blieb in der Hand des Generals Dusmenil. Er sollte die ihm untergebene Besatzung entlassen. Beide weigerten sich dessen, und noch fühlte die neue Regierung sich nicht stark genug, strafend gegen die Bonapartisten einzuschreiten. Eine Schwäche, um so auffälliger in Ansehung dieses Schlosses, in dessen Wallgraben elf Jahre zuvor der durch Bonapartes Schergen aus Ettenheim entführte Herzog von Enghien erschossen worden war. Erst 1816, am Jahrestage des Prinzen, werden seine Gebeine dort auf Befehl Ludwigs XVIII ausgegraben und feierlich in der Schloßkapelle von Vincennes beigesetzt, an der Blutstätte eine auf schwarzem Marmor fußende Säule von rotem Granit aufgerichtet. „Hic cecidit!“ sagt die einfache Inschrift am Säulenschaft, während einige Schritte davon ein kleines steinernes Kreuz, beschattet von einer Trauerweide, die Grube andeutet, in welcher der Leichnam des Urenkels des großen Condé

zwölf Jahre lang lag. Capefigue beschreibt eine in der Königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrte Zeichnung, die ein Offizier zu Vincennes in der Todesnacht des Prinzen aufs Papier geworfen hat: man sieht auf dem Blatte das Schloß nur in dunklen Umrissen, dagegen in einem mondhellen Wallgraben drei Gendarmen, die mit Hacken und Schaufeln ein frisches Grab herrichten. Ein in seiner Einfachheit ergreifendes Nachtstück, rührender durch das, was es nur ahnen läßt, als durch das, was es abbildet. —



Im Wallgraben von Vincennes.
(Enghiens Grab.)

Unter den Augen der fremden Monarchen und Prinzen spielten sie in Paris leichtsinnig mit dem Zunder des schon im südlichen Frankreich brennenden Aufruhrs. Junge Damen in weißen Kleidern, mit Lilienschärpen umgürtet, drehten sich im Garten der Tuilerien wie auf einem grünen Tanzboden im Ringelreigen, dabei Spottlieder singend auf den „Corporal Violet." So hieß Napoleon, seitdem seine geheimen Anhänger Violen, namentlich Märzveilchen, als Parteizeichen im Knopfloche trugen, als Sinnbild ihrer Hoffnung auf des Kaisers Wiederkunft im Frühling, die dann wirklich mit seinem Einzuge in Paris am 20. März, am Geburtstage des Königs von Rom, in Erfüllung ging. Ein grelles Widerspiel gegen jenes frohlockende Springen und Singen zum Hohne des „Corporal Violet" oder des auch so genannten „Jean d'Épée" bildete es, wenn ein Volkshaufen, der draußen vorm Gitter dem Ringeltanze im Schloßparke harmlos zuzuschauen schien, unvermutet sein „Vive l'Empereur!" dazwischen schrie, und dann das weiße Ballet vor Schreck davonlief. Stürmische Auftritte, in denen der in der wetterwendischen Hauptstadt wehende Wind und Gegenwind erbrauste, gab es auch in den Pariser Theatern. Eine der berühmtesten Schauspielerinnen des nun wieder Königlichen Théâtre français, Mlle Mars, wurde am 2. August (am Vorabend des diesmal vom König in Paris gefeierten Geburtstages Friedrich Wilhelms III) durch das stumme Farbenspiel ihres Kostüms zur Unruhstifterin. Keckerweise war sie noch nach Napoleons Entthronung mit einem Veilchenstrauß aufgetreten und dafür von bonapartistischen Zuschauern ebenso heftig beklatscht wie von bour-

bonistischen ausgezischt worden. Am lautesten hatte eine Anzahl Offiziere der Leibwachen Ludwigs XVIII ihr Mißfallen im Theater geäußert; noch zorniger machte sie ein anzügliches Wortspiel der Mars: „Qu'est-ce que messieurs les gardes du corps ont commun avec Mars?“ Dafür sollte die „Veilchendame“, drohten sie, beim nächsten Auftreten büßen. Ohne Veilchenstrauß erscheint nun Mlle Mars auf der Bühne: statt dessen trägt sie im ersten Akte des gespielten Stückes einen breiten Kleiderbesatz von roten Blumen, dann im zweiten Akte einen ebenso breiten von weißen und im dritten Akte einen von blauen Blumen. Es sind die Farben der Trikolore; neben einander dürfen sie nicht mehr am Theaterkostüm vorkommen: so stellt die findige Schauspielerin sie nach einander den Zuschauern vor Augen. Die einen, die Bonapartisten, jauchzen der dreifarbigen Darstellerin zu, klatschen wie toll in die Hände, die andern, die Bourbonisten, trommeln mit den Füßen, etliche springen auf die Sitze, drohen mit der Faust nach der Bühne hin und schreien der sich vor den Beifallsspendern verneigenden Mars zu: „A genoux! — Des excuses! — Criez: Vive le roi!“ Damit dies Spektakelstück im vornehmsten Komödienhaus Frankreichs, im Saal Molières aufhöre, holt man Nationalgardisten aus dem dicht anstoßenden Palais Royal. Einer dieser bewaffneten Bürger, der mehr für die Kunst als für die Politik zu schwärmen scheint, stellt sich martialisch auf einen Sitz, ersucht die Tobenden um einen Augenblick Ruhe und spricht zu der bedrohten Schauspielerin: „Mademoiselle Mars, wir bitten Sie, schreien Sie doch: Vive le Roi!“ — „Ei, ich schrie es ja mitten in dem Lärm,“ antwortet sie ganz in dem berückenden Tone ihrer naiven Mädchengestalten. Der Zauber ihrer Verstellungskunst thut auch hier seine gewohnte Wirkung. Mit verstärkten Beifallsäußerungen überstimmt der enthusiastische Anhang der beliebten Schauspielerin den Widerspruch gegen die Bonapartistin. Als die Nationalgardisten sehen, daß die Klatscher die Oberhand behalten, schlagen sie sich gleichfalls zur Partei der Mars, bitten sie, ruhig weiter zu spielen und drohen jeden fernern Ruhestörer festzunehmen.

Während die dreifarbige Schauspielerin im Théâtre français das Feld behauptete, wurde dagegen der Herzog von Wellington im Théâtre Favart genötigt, aus der Königlichen Loge zu weichen. „Er hatte darin (erzählt ein deutscher Augenzeuge) in bürgerlicher Tracht Platz genommen. Die Pariser Zuschauer hielten die bürgerliche Kleidung für jene Loge nicht schicklich und wollten darin eine Verletzung der Ehrfurcht sehen, die dem Könige gebühre; und wiewohl man annehmen kann, daß unter den Anwesenden genug Leute waren, die selber den König wenig ehrten, so war doch die Bewegung gegen den fremden Feldherrn so einstimmig und gewaltsam, der Ruf: „Milord à la porte! A bas l'étranger!“ und selbst „A bas le voleur!“ so brausend und andauernd, daß Wellington wirklich gezwungen wurde, weg zu gehen. Wir konnten nicht leugnen, daß die Franzosen in ihrer damaligen Demütigung und Zerrissenheit bei solchen Anlässen immer noch eine Stärke und Einheit des Nationalgefühls erkennen ließen, die wir auf unsrer Seite gar sehr vermissen.“ — Über dies damals viel be-

*) Emile Colombey: „L'esprit au Théâtre.“ S. 201.

sprochene Begegnis hat König Friedrich Wilhelm III sich geäußert: es sei doch merkwürdig, daß dem Herzog von Wellington so etwas just in einer Hofloge Ludwigs XVIII habe passieren müssen, dem er ja den ersten solennen Einzug in Frankreich bereitet habe, dabei einen preußischen General zur Staffage nehmend. Mit dem General war Müffling, der nunmehrige Gouverneur von Paris gemeint.



Herzog von Wellington.
Nach einem Stiche von J. Minasy.

„Wellington (so berichtet Müffling selber) mußte von seiner Regierung eine Instruktion haben, den König Ludwig XVIII überall wieder als den verdrängten Souverän einzuführen, denn er bewog den König, ihm von Gent zu folgen und, als der Herzog in Chateau-Cambresis sein Hauptquartier hatte, in dieser (französisch-flandrischen) Stadt unter seinem (Wellingtons) Schutz einen feierlichen Einzug zu halten. Fürst Blücher vermied jede Berührung mit Ludwig XVIII und instruierte mich demgemäß; dem Herzog von Wellington war es nicht entgangen, daß ich mich zurückhielt. Er ließ mich in Chateau am Morgen zu sich einladen, um mir allerhand wichtige Depeschen mitzuteilen, und als ich sie gelesen hatte,

sagte er mir: ‚Wir müssen noch weiter darüber sprechen, jetzt aber dem König Ludwig XVIII entgegen reiten, und wir wollen unterwegs davon reden.‘ Ich entschuldigte mich, daß ich kein Pferd habe; indes erwiderte er mir, daß bereits eines seiner Pferde für mich gesattelt stehe. So wurde ich gegen meinen Willen zu dem Ritt gezogen, an dessen Schluß ich es denn nicht vermeiden konnte, daß der König mir viel Verbindliches über die Dienste sagte, welche die preußische Armee seiner Sache in der Schlacht geleistet habe. Wellington hatte seinen Zweck erreicht, als in den Zeitungen gesagt wurde, daß der Herzog den König in der Mitte eines russischen und eines preußischen Generals eingeholt habe. Ich tröstete mich damit, daß mein russischer Kollege, Pozzo di Borgo, wie ich als Schauspieler wider Willen auftreten mußte.“ — Neben den Preußen, die viel zu vergelten hatten und die geraubten Kunstschätze zurücknahmen, waren die Engländer den Franzosen am meisten verhaßt. Gegen Wellington wurden Mordversuche unternommen: bei einem Ballfeste, das der Herzog gab, trachtete man sogar, wie Reiche erzählt, durch Brandstiftung die ganze Gesellschaft zu vernichten. Zum Glück wurde dies Vorhaben noch rechtzeitig entdeckt.

Wie wenig Blücher nach der zweiten Einnahme von Paris sich um den französischen Hof kümmerte, auch das Tagebuch seines Lieblingsadjutanten Grafen Nostitz bezeugt es: „Der Feldmarschall hatte im vorigen Jahre sowohl Sr. Majestät dem König Ludwig XVIII als den Mitgliedern Höchstdessen Familie gleich nach deren Eintreffen in Paris die Aufwartung gemacht und war von allen auf das gnädigste und freundlichste empfangen worden. Es gewährte ihm damals eine aufrichtige Freude, und er äußerte sich oft darüber, welche Genugthuung ihm die Überzeugung bereite, wesentlich mitgewirkt zu haben, dies erlauchte Fürstenhaus in seine legitimen Rechte wieder eingesetzt zu sehen. Bei dieser zweiten Restauration war jedoch der Feldmarschall nicht zu bewegen, einen Schritt zu thun, um von Ludwig XVIII empfangen zu werden. Er schlug vielmehr eine Einladung von Höchstdemselben unter dem Vorwande des Unwohlseins aus und vermied sorgfältig jede Gelegenheit, welche ihn in irgend eine Berührung mit der Königlichen Familie hätte bringen können. Die Veranlassung zu einem so ganz entgegengesetzten Verfahren war die vom Fürsten Blücher aufgefaßte Ansicht, daß der Mangel an jeder Befähigung, Frankreich regieren zu können, verbunden mit der rücksichtslosen Begünstigung eines Heeres von nicht geachteten Günstlingen und Schmeichlern, sowie im Gegensatz die stolze abstoßende Haltung gegen Personen, die man hätte gewinnen müssen, die alleinige Veranlassung all der Opfer und des Blutvergießens gewesen, durch welche vorzugsweise Preußen die abermalige Rückkehr dieser Dynastie erzwungen habe. Bei dieser Art der Anschauung und dem festen unbeugsamen Charakter des Fürsten Blücher war es sehr erklärbar, daß die tief empfundene Teilnahme, mit welcher derselbe im vorigen Jahre den Einzug Ludwigs XVIII begrüßt, sich bei dessen Wiederholung in das Gefühl einer völligen Gleichgültigkeit umgewandelt hatte. — Während des Aufenthaltes Blüchers in St. Cloud fand ein großes Picknickdiner in Paris statt, an welchem auch der Feldmarschall teilnahm, ich begleitete denselben. Sämtliche in Paris anwesenden höheren Generäle sowie die Minister und Bevollmächtigten aller verbündeten

Staaten, Fürst Metternich, Fürst Hardenberg, Graf Nesselrode u. s. w. hatten sich dabei eingefunden. Es war eine höchst zahlreiche Gesellschaft. Nachdem die, von langen Reden begleiteten Toaste auf das Wohl der Monarchen, der Länder und Armeen beendigt waren, erhob sich der Feldmarschall und bat um die Erlaubnis, ebenfalls einen Toast ausbringen zu dürfen. Hierauf nahm er sein Glas und sagte: „Ich leere dies Glas auf die Erfüllung des frommen Wunsches, daß die Diplomaten nicht zum zweitenmal verderben mögen, was die Armeen mit ihrem Blute siegreich erkämpft haben.“ Man kann sich denken (bemerkt Nostitz als Augen- und Ohrenzeuge), welche große Sensation diese Worte aus dem Munde des alten Helden auf die ganze Versammlung hervorbringen mußte; die Diplomaten schwiegen, keine Worte der Erwiderung wurden gehört, aber eine große Verstimmung war auf ihren Gesichtern wahrzunehmen. Schon den Tag darauf ward dieser Toast in den Blättern besprochen und, da sich dieselben in französischem Interesse aussprachen, aufs höchste getadelt; dagegen ward in allen militärischen Kreisen der verbündeten Armeen der Charakterstärke, mit welcher sich der Patriotismus des Feldmarschalls so freimütig ausgesprochen, der größte Beifall gezollt.“

Aus Blücher sprach 1815 noch der Geist von 1813, jener Geist des von tiefem Falle wieder erstandenen Preußens, der aus Friedrich Wilhelms III Aufruf an sein Volk redete: für die heiligen Güter zu streiten, „wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.“ Nach der Überwindung des Mannes von Elba schrieb Graf Christian von Stolberg nach Berlin an Nicolovius: „Ist's nicht sichtbar, wie Allvater auf dem hohen Richterthrone Gericht hält? Ihre Preußen sind sein auserkorenes Rüstzeug. Möchten sie nur überall die entscheidende Stimme haben, so würde nicht auf so mannigfaltige winzige Hin- und Rücksichten geachtet werden. Wären alle unsre Fürsten und alle unsre Herren so gesinnt, wie unsre Preußen, so würden mich die an der Hydra emporsprossenden Köpfe nicht kümmern.“ — Und in einem spätern Briefe sagt Graf Stolberg: „Mir kocht mein Blut, und ich kann darüber nicht hinweg, daß Russen und Irländer so säuberlich verfahren haben mit unserm Erbfeinde, dem ja durchaus wenigstens Elsaß, Lothringen und die Bistümer hätten abgenommen werden müssen. Diese widrige Schonung wird offenbar zu einem dritten Punischen Kriege führen. — O teurer Freund, hätten wir nicht die Zuversicht, daß eine höhere Hand die Zügel der irdischen Begebenheiten halte, und daß kein unbesonnener Phaëton sich an seine Stelle setzen, kein korsisches Ungeheuer ohne höhere Zulassung aus seinem Käfig hervorbrechen könnte, wer vermöchte einen einzigen Tag auf dieser Erde zu verweilen?“ — Edle Deutsche wußten den Geist zu würdigen, der in dem preußischen Kriegsvolke und seinen Führern lebte, und den man in den höchsten russischen Kreisen arg mißdeuten hörte. So berichtet Nostitz eine Äußerung des Großfürsten Konstantin: die russische Armee werde den König von Preußen noch gegen die ihm von seinem Heere bereiteten Gefahren schützen müssen. Selbst Kaiser Alexander, nicht sein Bruder allein, hat Worte dieser Art fallen lassen. Gneisenau gedenkt solcher in einem Briefe aus Paris an den Kriegsminister von Boyen: „Gestern habe ich erfahren, daß der Kaiser A. an mehrere seiner Generäle gesagt hat:

‚Meine Herren! Es ist möglich, daß wir dereinst dem König von Preußen gegen seine Armee zu Hilfe kommen müssen.‘ — Welche schändliche Verleumdung! Eine Armee und eine Nation, bei welcher nie etwas dergleichen stattgefunden hat, von denen die Geschichte sagen muß, daß sie nie von den Grundsätzen strengster Loyalität abgewichen sind, und die in den neuesten Zeiten die rührendsten Beweise von Anhänglichkeit an ihren König gegeben haben, wo keine solche Thronrevolutionen wie in Rußland stattgefunden haben, wo nie eine Armee so an ihren Feldherrn gekettet war, wie die von Wallenstein; wo nie die Soldatesque zur Unterdrückung des Landes diente wie unter Cromwell. Der Kaiser mag dies, was er sagte, nun glauben oder es zu glauben scheinen wollen, es ist gleich empörend. Die Folgerungen hieraus zu ziehen, überlasse ich Ihnen, mein teurer Freund. Gneisenau.“ *)

Es ging die Rede, vornehmlich der Großfürst Konstantin habe dem gegen Blücher verstimmten Zaren diesen russischen Floh ins Ohr gesetzt. Dabei erinnerte man sich gewisser dunkler Vorgänge im Feldzuge von 1807, welche den Waffenstillstand mit Napoleon und den Friedensschluß zu Tilsit herbeigeführt hatten. Ans Licht gekommen sind jene späterhin durch die Memoiren des Generals L. von Wolzogen: in dem damals von Bennigsen befehligten russischen Kriegsheere, und besonders in den unter dem Großfürsten Konstantin stehenden Garden wurde die mißmutige Frage laut und immer lauter: „Warum sollen wir uns für die persönliche Freundschaft unsers Kaisers mit dem Könige von Preußen noch ferner schlagen?“ Unter des Großfürsten Konstantin Firma (nach Wolzogens Ausdruck) schloß Bennigsen am 17. Juni 1807 den Waffenstillstand ab. Schon zwei Tage vor der Schlacht bei Friedland war der Großfürst nach Tilsit gekommen und bestürmte nun den Kaiser, der sich mittlerweile auch dorthin begeben hatte, den Waffenstillstand zu verwirklichen. „Zwar kam es dabei zu einer harten Szene, worin von nach Sibirien schicken, vom Throne stoßen u. s. w. die Rede war, so daß der mit gegenwärtige Generaladjutant Graf von Lieven, um öffentlichen Skandal zu vermeiden, die Schildwachen vor den Kaiserlichen Gemächern zurückziehen mußte. Endlich aber entschied die Furcht vor einer Insurrektion des russischen Polens und der von Bennigsen geltend gemachte, aber keineswegs vollkommen wahrheitsgemäße Grund, daß sich die russische Armee gegenwärtig im Zustande völliger Desorganisation befinde, das Schicksal des Krieges. Alexander willigte am 21. Juni in den Waffenstillstand ein.“ — Freilich hatte Blücher gleich nichts Gutes für Preußen von Bennigsen vermutet. „Hier ist Alles verloren, wir sind verraten und verkoft,“ sagte er in Bartenstein zu den preußischen Offizieren nach seiner ersten Unterredung mit dem russischen Heerführer. Jetzt

---

*) Reiche schreibt in seinen Memoiren (II, S. 396) aus den Tagen des Abmarsches der nach dem Friedensschlusse in Frankreich zurückgelassenen Okkupationsarmee: „Für die russischen Truppen, deren Los im Vaterlande nicht beneidenswert ist, und die durch ihre Einstellung als Soldaten fast für ihre ganze übrige Lebensdauer vom heimatlichen Herd getrennt werden, war die Rückkehr in das Vaterland weniger erfreulich. Ich war zugegen, als General Woronzow sagte: ‚Wenn in Rußland einmal eine Militärrevolution ausbricht, so geht sie von Truppen meines Armeekorps aus: denn hier haben sie gelernt, was eigentlich ein Mensch ist.‘“

sprach der greise Feldmarschall mit soldatischem Freimut gegen die russische und englische „Schönthuerei“ mit den Franzosen, die doch Bonapartes Mitschuldige wären, die Welt nicht zur Ruhe kommen ließen und diesmal dafür büßen sollten. Denn die vorm Jahre übel angebrachte Großmut der Sieger hätte die eitle Nation ja nur noch in ihrer hohen Meinung von sich bestärkt. Stein dachte ganz wie Blücher, dem er schrieb: nun bleibe nichts übrig, als das großprahlerische Volk für seinen Verrat und seinen Dünkel zu strafen: „es bezahle den Siegern Kriegssteuern und räume ihnen Elsaß und die niederländischen Festungen ein.“ Im Gegensatze zu Blücher und Stein stellte Wellington es als das einzige Ziel dieses Krieges hin, der Revolution in Frankreich ein Ende zu machen. Die schlagendste Antwort darauf im Sinne Blüchers gab nachher die Juli-Revolution.

Der Aufenthalt in dem eroberten Paris wurde dem preußischen Feldmarschall in der Seele zuwider. Sein König selbst war, Gneisenau bezeugt es, unzufrieden mit dem Gang der diplomatischen Verhandlungen. Aber Preußen stand mit den gerechten Forderungen seines Siegespreises den versagenden andern Großmächten allein gegenüber, und ihm hier bei dem Pariser Friedenskongresse nicht einmal, wie dort bei dem Wiener, Rußland zur Seite. Als der Feldmarschall darum bat, des Armeekommandos enthoben zu sein, antwortete ihm der König in einem abschlägigen, doch anerkennungsvollen Schreiben: „Wenn, wie ich Ihnen zu glauben gern geneigt bin, der Gang der politischen Verhandlungen Ihren persönlichen Ansichten nicht genugsam entspricht, so darf ich eben von der Ergebenheit und Vaterlandsliebe, welche Ihr Leben ruhmvoll bezeichnen, erwarten, daß Sie Mir und dem Staat auch da Ihre Dienste erhalten werden, wo das alleinige Verfolgen Meines Staatsinteresses Schwierigkeiten in dem vielfach kombinierten Interesse der übrigen Staaten findet. Die Unterdrückung jedes bloß persönlichen Gefühles darf Ich unter solchen Umständen von dem treuen und erprobten Feldherrn als ein Opfer fordern, das er dem Wohl des Ganzen willig bringen will, und Ich weiß, daß Ich dasselbe von Ihnen sicherlich nicht vergebens begehre.“

Schmerzlich sah der König durch diesen Zwiespalt nicht zu ändernder Verhältnisse den Glanz des Sieges getrübt. Der Kronprinz und Prinz Wilhelm werden, mag der schweigsame Vater sich auch nur mit knappen Worten über die vielen Ärgernisse geäußert, doch gemerkt und mit darunter gelitten haben, daß in Paris nicht alles so ging, wie es der König im Einverständnis mit seinen Heerführern und den Räten seiner Krone wünschte. Am 3. August, am Geburtstage des Königs, kam Blücher aus seinem Hauptquartiere Rambouillet nach Paris, um Seine Majestät zu beglückwünschen. Hier wurde ihm eine in ihrer besondern Art einzige Auszeichnung verliehen, jener Stern des eisernen Kreuzes mit goldenen Strahlen, den Friedrich Wilhelm III eigens für Blücher gestiftet hatte, und den der Feldmarschall zum Andenken an seine zuletzt erfochtenen Siege an Stelle der ersten Klasse des eisernen Kreuzes tragen sollte. „Ich weiß,“ schrieb der König in dem Begleitbriefe dieses Ordenssternes, „daß keine goldenen Strahlen den Glanz Ihrer Verdienste erhöhen können; es ist Mir aber ein freudiges Geschäft, die volle Anerkennung derselben auch durch eine äußere entsprechende Auszeichnung zu beurkunden, indem Ich Mir für ruhigere Verhältnisse das Vergnügen vor-

behalte, Ihnen noch fernere Beweise Meiner stets dauernden Erkenntlichkeit zu geben." — Am Abend dieses in Paris gefeierten preußischen Festtages sahen der Kronprinz und Prinz Wilhelm an des Vaters erhelltem Hause in der Bourbonstraße die Inschrift leuchten: Parcere subjectis et debellare superbos. (Die Unterworfenen schonen, und die Übermütigen besiegen.) Vor vier Jahren, am 3. August 1811, hatte Stägemann in Berlin gesungen:

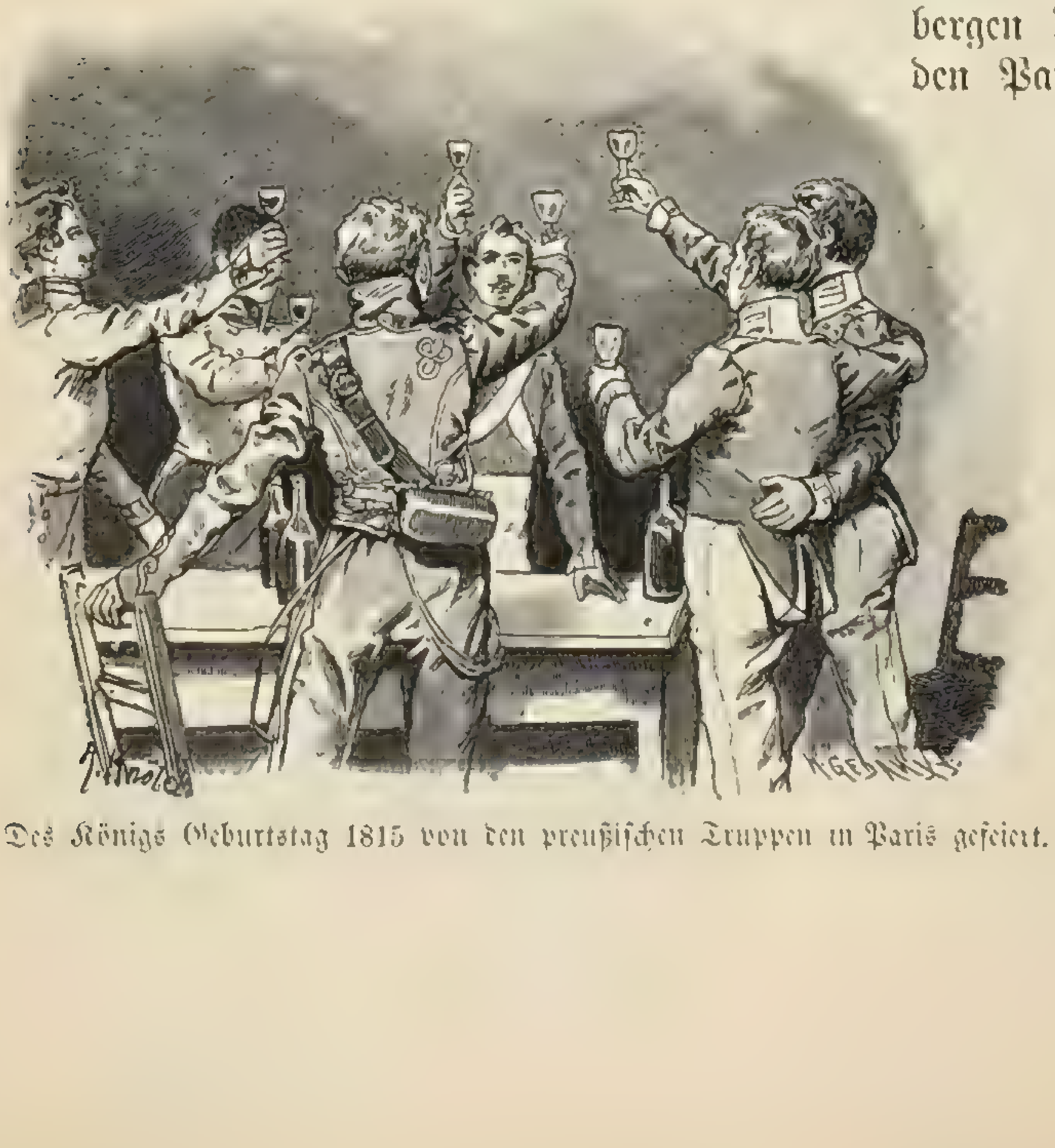
Noch im Eisenschimpf des Frones
Könnt ihr nicht das Fest des Thrones
Bei dem Klang der Becher froh begehn.
Schallen muß der Klang der Klingen!
Kriegsgesänge müßt ihr singen,
Und die Fahnen müssen mutig wehn!

Heute lautete Stägemanns Festlied:

Und wir trinken nun verbündet,
Wie das Lied es vorverkündet,
Bei dem Klang des deutschen Jägerhorns,
Trinken, nach der Jagd des Tigers,
Unsers Königs Heil, des Siegers
In dem Traubenschaum des Marneborns.

Und der Seinestrand, bezwungen,
Widerhallt von deutschen Zungen:
Heil dir, Vaterland, vor allem Heil!
Heil auch euch, ihr Frankreichs Fluren!
Blühet und verwachst die Spuren
Von der Missethat zerbrochnem Beil!

Ebenso wie das Hôtel du Vice-Roi d'Italie, des Quartiers Friedrich Wilhelms III mit der weithin sichtbaren Inschrift, waren die zu Königs Geburtstag erleuchteten Herbergen der preußischen Garden den Parisern ein Greuel. Auf dem Marsfelde erglänzten an diesem Festabend taghell das Haus der Kriegsschule, zur Zeit dem ersten Garderegiment und der Garde du Corps eingeräumt, und die Baracke Champ de Mars, die große Lagerhütte des Füsilier-Bataillons des Alexander-Regiments, ferner am Platze Dupleix die Kaserne Grenelle, wo die reitende Batterie Nr. 4



Des Königs Geburtstag 1815 von den preußischen Truppen in Paris gefeiert.

einlagerte, und in der Straße Petit Muse die Arsenal- und Ave Maria-Kaserne sowie die dortige Baracke, besetzt von den beiden Alexander-Grenadier-Bataillonen. Außer sich waren die Pariser über diese Illumination ihrer Kasernen zur Feier des Preußenkönigs. Wurde ihnen dagegen vorgehalten, daß die Franzosen ja noch nach dem Tilsiter Friedensschlusse ihren Napoleonstag in Berlin begangen, so antworteten sie, sich als eine Ausnahme-Nation betrachtend, im Sinne des deutschen Fabelspruches: „Ja, Bauer! Das ist ganz was anders.“ Und nicht in der Hefe der Bevölkerung allein gischte der gärende Preußenhaß, sondern auch in der eleganten Pariser Welt bis zu den Spitzen der Gesellschaft hinauf; nicht bloß in kindischen Neckereien der Schildwachen, wörtlichen Ausfällen oder pöbelhaften Gebärden äußerte sich die feindselige Stimmung, vielmehr noch in heimtückischen nächtlichen Angriffen auf Posten, Runden und einzeln gehende Offiziere, was erst nachließ, als die versuchten Gewaltthaten blutig abgewiesen wurden. Pariser Zeitungen machten ebenfalls sich so unnütz, vorzugsweise gegen die Preußen, indem sie ihren Lesern jeden kleinen Vorfall durch ein Vergrößerungsglas zeigten, daß man endlich dem Polizeiminister Fouché zu verstehen gab: wenn die französische Regierung zu ohnmächtig sei, diesem fortwährenden Anschwärzen und Hetzen Einhalt zu thun, werde man dies selbst übernehmen und jene wetterwendischen, bald nach Veilchen, bald nach Lilien duftenden Tagesblätter wie Unkraut vertilgen. Die Einwände Fouchés, der als alter Jakobiner seinen Schlaukopf gelegentlich mit der Freiheitsmütze bedeckte, seine Redensarten von der Unabhängigkeit der Presse und ihrer „patriotischen Selbständigkeit“ wurde mit der Frage abgefertigt: ob es etwa unter Napoleon, dem Fouché ja auch als Polizeiminister gedient, eine unabhängige Presse gegeben, und ob denn die „patriotische Selbständigkeit“ des Moniteur und andrer namentlich angeführter Pariser Zeitungen darin bestanden, daß sie den Flüchtling von Elba zuerst als Auswurf der Menschheit, korsisches Ungeheuer, Wüterich und wahnsinnigen Abenteurer an ihren druckpapierenen Pranger stellten, um dann nach seinem Einzuge in den Tuilerien sich abermals zum Sprachrohre des Vive l'Empereur! zu machen, und nach seiner Niederlage wieder zum Organ des Vive le Roi! — Eine Frage, für Fouché, den Überläufer und seine Leibblätter, gewiß nicht weniger peinlich als Blüchers Schreiben an Davoust vor der Übergabe von Paris: „Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben! Denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderungen, die ihnen von seiten des Pöbels drohen. In den gewöhnlichen Formen konventioneller Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marschall, Ihren dienstwilligen Blücher.“ Die preußische Abfertigung Fouchés, des früher republikanischen, dann kaiserlichen und jetzt königlichen Polizeiministers, enthielt für seine „patriotisch“ lästernden Zeitungsschreiber noch zwei unangenehme Erinnerungen: die eine an Palm, jenen wegen einer gar nicht von ihm verfaßten patriotischen Schrift auf Napoleons Befehl vors Kriegsgericht gestellten und

erschossenen Nürnberger Buchhändler, die andre an Becker, den Redakteur der „National-Zeitung der Deutschen," der einen patriotischen Aufsatz in seinem Blatte mit siebzehnmonatiger französischer Gefangenschaft büßen mußte. Mit Rücksicht auf diese französischen Beispiele in Deutschland scheint Fouché abgewinkt zu haben: denn merklich unterließen es die Pariser Federhelden von nun an, den Preußen, den „Barbaren" und „Vandalen" in der bisherigen Ungebühr die Honneurs zu machen; sie bewegten sich wenigstens „in den gewöhnlichen Formen konventioneller Höflichkeit." Fouché suchte sich zu rächen. In seiner Eigenschaft als Minister erstattete er an Ludwig XVIII Berichte über die Notlage Frankreichs halb in wehklagendem, halb in drohendem Tone und ließ sie gleichzeitig drucken. Unter den Blumen französischer Schönrednerei züngelte die Schlange giftiger Lüge gegen die Fremden, vornehmlich gegen die Preußen, als seien die Übel, die das revolutionäre Frankreich in fünfundzwanzig Jahren der Welt angethan, nicht zu vergleichen mit den Plagen, unter deren hartem Drucke Paris und das Land in den sieben Wochen kaum noch atmen könnten. Wenn, hieß es in Fouchés amtlichen Berichten, die Dinge so weiter gingen, so würden die Franzosen bald in der Verzweiflung zum Äußersten greifen, jedes Werkzeug würde zur Waffe werden, und falls man es für möglich halten wollte, ein Volk von dreißig Millionen Menschen auf dem eignen Boden zu zertreten, so würde sicherlich eine Legion der Unterdrücker mit zu Grunde gehen. So wurde, nach dem Ausdruck Görres im Rheinischen Merkur, eine Art sizilianischer Vesper geschickt eingeläutet und gefragt: ob denn keine Gefahr dabei geahnt werde, daß die Truppen also zerstreut umherlägen; fünfhundert Kanonen habe die Armee der Loire noch gerettet, und Sensen und Dreschflegel wären furchtbare Waffen, wenn furiose Menschen sie führten. — Das sei wohl wahr, fügt Görres hinzu, wenn es gelinge, zu den Sensen und Dreschflegeln Begeisterung, Tugend, Selbstentsagung und Treue beizubringen; da die aber im Welschen gar rar geworden, so werde auch das wohl auf ein bloßes Spektakelstück hinauslaufen sollen, worin Gallia auftrete mit gezücktem Dolche, um sich selber zu ermorden. Verhüllte Trauergestalten brächten den ungeheuern Sarg herbeigeschleppt, der die dreißig Millionen Menschen fasse, unter denen die Rheinländer wahrscheinlich wieder mitzählen müßten. Der entsetzliche Katafalk werde aufgeschlagen. Ein Donnerschlag, und der Vorhang falle und bedecke die schauerliche Szene; das Publikum aber fange im Sarge an zu klatschen, und einige sentimentale Zuschauer, denen die Thränen in die Augen getreten, würden ausgelacht.

Dabei verkannte der Rheinische Merkur, das damals bedeutendste deutsche Blatt, durchaus nicht, daß es in der Masse des französischen Volkes einen Mittelstand gebe, dem die Nichtswürdigkeiten der Häupter aller Parteien von Anfang her fremd geblieben, und der in den großen Ereignissen der Zeit seine Einsicht und die Klarheit seiner Weltanschauung wohl vermehrt, aber seine bürgerlich sittliche Gesinnung darum nicht aufgegeben habe. Um diese Masse, wie sie in der Mitte ruhe, trieben nun die entgegengesetzten Parteien ihr loses Spiel; das verruchte Gesindel aller Farben, das die Welt mit Geschrei erfülle, halte sie umstellt: sie aber dulde schweigend und habe, am wenigsten strafbar, gerade am härtesten

gebüßt, weil die Sieger dem Unheil nicht auf den Kopf getreten. Hätten sie alle die wohlbekannten Diebe und Blutsauger, die sich an der Revolution und der Tyrannei Napoleons bereichert, ebenso mit einem Schlag geächtet, wie es mit ihrem Meister geschehen, hätten sie all deren Besitz, deren rechtmäßiger Besitz nicht nachzuweisen war, als der europäischen Gesellschaft verfallen erklärt, dann hätten alle Entschädigungen reichlich aus der unermeßlichen Masse dieses Besitzes bestritten werden können, und was noch gefehlt, hätte Paris mit den großen Städten bezahlen sollen, die doch allein beim allgemeinen Verlust immerfort im Gewinn gewesen wären. — Fouché, das politische Chamäleon, der abgefeimte Farbenwechsler, hat es bis zum vierzehnfachen Millionär gebracht. Wenn er, der frühere Schreckensmann, den im nächsten Jahre das Verbannungsdekret gegen die Königsmörder aus Frankreich verjagte, jetzt als Minister Ludwigs XVIII hinter dessen Schild die fremden Sieger aufs Korn nahm, um sie durch seine Schreckschüsse einzuschüchtern, so verfehlte er dies Ziel. Nach wie vor konnten die Pariser sehen, wie der König von Preußen und seine Prinzen täglich durch ihre Straßen gingen, ritten oder fuhren, nur von einem Adjutanten begleitet, als wären sie in Berlin oder Charlottenburg. Dagegen fuhr König Ludwig XVIII nicht anders als unter starker Bedeckung aus; durch welche Straßen er kommen würde, das wußte keiner vorher außer dem dienstthuenden Marschall, der die Vorkehrungen zu des Königs Sicherheit zu treffen und die Eskorte aufzustellen hatte. Der Wagen, durch dessen Glasthür man Ludwigs XVIII ansichtig wurde, hatte eine andre leere Kutsche dicht hinter sich, damit, wenn an dem erstern etwas entzwei ging, der König sofort den Wagen wechseln konnte, was er — ausnehmend beleibt und schwach auf den immer mit schwarzen Samtstiefeln bekleideten Füßen — nicht ohne zwei Höflinge als Stützen zu Wege zu bringen vermochte. Er wäre, wie Henckel bemerkt, über einen Strohhalm gestolpert. Sein Schloß glich, sobald der Abend dunkelte, einer in Belagerungszustand versetzten Festung. In der Rue Rivoli und auf den Quais, die zu den Tuilerien führten, standen Posten, die keinen Menschen durchließen.

Die Wachen bei dem König von Preußen und seinen Prinzen, von seiner Garde gestellt, zählten 3 Offiziere, 12 Unteroffiziere, 2 Spielleute und 130 Gemeine. Ritt Friedrich Wilhelm III nach den Übungs- und Paradeplätzen seiner Garderegimenter, dem Marsfelde oder der Ebene von Grenelle, so hatte er gewöhnlich den Prinzen Wilhelm bei sich, zumal in der ersten Zeit nach dessen Herstellung von einer Brustentzündung. Die Ärzte fanden die Ursache dieser Krankheit, von welcher der Prinz in Paris befallen wurde, in körperlicher Überhitzung auf dem Marsche bei übermäßig hohem Wärmegrade des Sommers. Der Vater war einige Tage recht in Unruhe um den fiebernden Sohn, bis das Übel ebenso rasch wich, wie es gekommen war. Der Prinz genas in kurzer Zeit. Und gerade von da an festete seine früher oft schwankende Gesundheit sich dergestalt, daß das starke Wachstum des ritterlichen Jüngling, über das schon bei seiner vorjährigen Heimkehr aus dem Felde seine jüngeren Geschwister erstaunt waren, sich immer stattlicher entwickelte. Keine Spur mehr von jener Anlage zum Kränkeln, welche der Mutter oft das Herz mit banger Sorge um das „Angstkind“ beschwert

hatte. Wie ein junger Adler nach der Mauserung ein neues Gefieder bekommt, scheint der Königssohn nach diesem heftig auftretenden, aber leicht und schnell verlaufenden Krankheitsanfall die frische, dauerhafte Lebenskraft gewonnen zu haben, die dann bis in das höchste Alter hinauf rüstig aushält.



Der König und die Prinzen in Paris zum Exerzierplatz reitend.

Wo es preußische Truppen zu besichtigen gab, oder eine Heerschau der verbündeten Krieger, da erschien der König in der Regel nicht ohne seine Söhne. So war Prinz Wilhelm mit dem Vater und dem Bruder wohl auch bei der Musterung zugegen, welche Walter Scott in einem seiner Briefe aus Paris beschreibt: „Diesen Morgen sah ich ein großes militärisches Schauspiel. Ungefähr 20000 Russen passierten die Revue vor den zur Zeit in Paris anwesenden Monarchen. Der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, der Herzog von Wellington mit ihrem zahlreichen Gefolge von Generälen, Stabsoffizieren u. s. w. hielten zu Pferde im Mittelpunkte des Platzes Ludwig XV, fast auf derselben Stelle, wo Ludwig XVI enthauptet worden war. Gerade gegenüber dem Raume, den die Truppen füllten, war eine sehr lange Allee (Scott meint wohl die Avenue von Neuilly). Dieser Baumgang glich einem glühenden Ofen, so feurig wurden die Sonnenstrahlen von den Waffen der Truppenmassen zurückgeworfen. Eine Schar von Kosaken mit ihrem Walde von Lanzen bildete den Hintergrund; ihr fremdartiges Aussehen verstärkte die Eigenheit des kriegerischen Bildes. Auf der einen Seite die ausgedehnten Flügel der Tuilerien, die man durch die Gärten und die aufgestellten Reihe Orangenbäume hindurch erblickte; auf der andern Seite die fast unabsehbare Heersäule, unter klingendem Spiel heranrückend. Hinten eine weithin gestreckte Kolonnade, die Front des Palastes, wo die Deputiertenkammer ihre Sitzungen halten soll; vorn, angesichts der Monarchen, ein Prachtgebäude neben dem andern und die in die Augen fallende eherne Säule, von Napoleon errichtet zur Verewigung seiner Siege über Österreich, Rußland und Preußen, während jetzt die Beherrscher dieser Reiche in der Stadt, die noch kürzlich seine Hauptstadt war, ihre siegreichen Heere die Revue passieren lassen. Denken Sie sich die tausend Eindrücke auf mein Gemüt bei diesem Schauspiel an einem Orte, woran so entgegengesetzte Erinnerungen haften. In welcher Stimmung die Franzosen sein müssen, können Sie sich vorstellen, wenn

ich Ihnen sage, daß von dieser sonst so leidenschaftlich auf „spectacles“ erpichten Nation ihrer kaum hundert bei diesem Schauspiel zugegen waren. Und doch kann dies Land von seinem empfindlichen Verluste sich bald erholen, denn dieser Boden Erde ist der von der Natur gesegnetste, reich an Korn, Wein und Öl, sowie an kunst- und gewerbfleißiger Bevölkerung. Frankreich ist zur Zeit der fabelhafte Riese, sich sträubend und windend unter der Last übereinander gewälzter Berge. Ist es nur erst die es jetzt niederhaltenden 600 000 oder 700 000 Fremden los, dann wird es sich bald aufrichten und — glücklich sein, wenn es anders durch Schaden so klug geworden ist, seine natürlichen Kräfte nur als Schutzmittel seiner selbst anzuwenden, nicht aber zur Beunruhigung der Nachbarn.“ — Ja, wenn!

Eine weit größere Heerschau, als die von Scott geschilderte in Paris, hielt der Zar am 10. und 11. September auf der Ebene in der Nähe der kleinen und alten Stadt Vertus an der Straße von Paris nach Chalons. Alle in Frankreich stehenden russischen Truppen, ausgenommen das Metz und andre Grenzfestungen einschließende sechste (Langeronsche) Korps, waren hier zusammen gezogen, 120 000 Mann gegliedert in 132 Bataillone und 168 Eskadrons, mit 528 Stück Geschützen. Auf Alexanders Einladung waren der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, die Prinzen und viele Feldherren der verbündeten Monarchen in das russische Hof- und Feldlager gekommen. Eine Heerschau, an Zahl und Pracht bisher ohnegleichen in den Jahrbüchern der stehenden Heere. In Paris hatte, wie Reiche berichtet, der Zar die preußischen Heerführer, als sie ihm nach seiner Ankunft die Aufwartung machten, mit der gewohnten Freundlichkeit empfangen und zu ihnen gesagt: „Ich bin recht böse auf Sie, daß Sie mir nichts mehr zu thun übrig gelassen haben.“ Ein Vorwurf, der im Grunde die höchste Anerkennung aussprach. Auch seine Haltung und Sprache war merklich anders, als im vorigen Jahre, wo der Zar sich als den Befreier der bedrückten Staaten betrachtet hatte. Jetzt führte er die, fast volle acht Tage bei Vertus lagernde Masse seiner Krieger den verbündeten Monarchen und ihren Feldherren in glanzreichster Parade vor Augen, um sie dann den Rückmarsch aus Frankreich durch Deutschland nach Rußland antreten zu lassen.

Nur ein Stern war nicht sichtbar in dem Strahlenkreise, den Alexander hier um sich zog, der Leitstern des preußischen Vorwärts von Belle-Alliance bis Paris — Blücher hatte die Einladung des Zaren abgelehnt, „teils aus Gesundheits-Rücksichten (schreibt Nostitz), teils aber auch aus Empfindlichkeit darüber, daß der Kaiser ihn seit dem zweiten Einzuge in Paris nicht mit derselben Aufmerksamkeit und dem Wohlwollen behandelt hatte, als es im Jahre 1814 der Fall gewesen war. Die Veranlassung dazu war keine andre als die, daß die preußischen Truppen allein und ohne die Monarchen und die russischen Garden abzuwarten in Paris eingezogen waren. Dieser russische Egoismus hatte den Fürsten Blücher so verletzt, daß er, um ferneren unangenehmen Eindrücken in dieser Beziehung aus dem Wege zu gehen, sein Hauptquartier nicht in Paris genommen, vielmehr vorgezogen hatte, dasselbe in entfernte Departements zu verlegen.“

Bei jener Heerschau reichten Kaiser Alexander, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III einander zum erstenmale die Hand zur Stiftung eines

neuen großen Fürstenbundes, der sich nicht auf die engherzige Politik des zeitlichen Vorteils gründen sollte, sondern auf die ewige Wahrheit des Christentums. Die Urkunde der heiligen Allianz, unterzeichnet am 26. September 1815 von den beiden Kaisern und dem Könige, spricht es aus: die drei Monarchen seien durch die Ereignisse der jüngst vergangenen Jahre zu der Überzeugung gelangt, daß die göttliche Vorsehung allein den glücklichen Ausgang derselben herbeigeführt habe. Sie seien daher zu dem Beschlusse gekommen, von nun an in der Verwaltung ihrer eignen Staaten, sowie in den wechselseitigen Verhältnissen allein die Vorschriften der christlichen Religion zur Richtschnur zu nehmen, die Gebote der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens — Gebote, welche, weit entfernt bloß für das Familienleben zu gelten, im Gegenteil unmittelbar auf die Entschlüsse der Fürsten einwirken und alle ihre Schritte leiten müßten. Denn in den heiligen Vorschriften des Christentums seien die einzigen Mittel enthalten, die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und das Unvollkommene derselben zu verbessern. Indem die drei Monarchen die christliche Offenbarung auch als oberstes Gesetz des Völkerlebens anerkennen, geloben sie, gegen ihre Unterthanen und Heere sich als Familienväter zu erweisen und sie nach dem Geiste der Bruderliebe zu leiten, ermahnen ihre Völker, sich in Zukunft als drei Zweige einer und derselben Familie anzusehen und sich täglich mehr im christlichen Glauben zu bestärken, um den rechten Frieden zu genießen. Diesem Fürstenbunde traten nach und nach alle europäischen Mächte bei, mit Ausnahme Englands, das die Einladung zum Anschlusse ablehnte, Roms und der Türkei, an welche keine Aufforderung erging. Man hat den beiden Kaisern und dem König, die in dem Bunde gegen Napoleon voranstanden, bei der Stiftung der heiligen Allianz die Absicht zugeschrieben: den Gedanken des christlichen Weltreiches von dem ehemaligen deutschen Kaisertume auf die drei großen Ostmächte zu übertragen und so einen idealen Gegensatz zu schaffen gegen den Rheinbund, dessen Gründer jetzt auf der Fahrt nach St. Helena war. Ein englischer Minister meinte schalkhaft: die Grundsätze der heiligen Allianz in ihrer Vermischung von Religion und Politik könnten über das Inselreich eine neue Herrschaft Cromwells und der Rundköpfe heraufbeschwören. Dagegen die Völker des Festlandes, zumal Deutschlands, die unter der Gewaltherrschaft Napoleons am härtesten gelitten hatten, begrüßten das neue Bündnis der drei Monarchen mit weit, zu weit gehenden Hoffnungen. „Wären (schreibt Th. G. von Hippel) die Werkzeuge zur Ausführung so unsterblich gewesen, wie der Gedanke des Bundes, und die übrigen Fürsten von gleich reinem Willen beseelt, so würde die Welt dadurch ein einiges Reich christlicher Gesittung, wie die Schrift es uns verheißt. Alle frommen Wünsche für die Erhaltung des ewigen Friedens könnten dann erfüllt, die Heere bis auf das Bedürfnis der innern Sicherheit vermindert, die Abgaben herabgesetzt, kurz ein Zustand des Glückes bereitet werden, dessen die Erde als eines Eldorado der Phantasie kaum fähig ist. Der kräftigste Einfluß war von den drei Stiftern des heiligen Bundes schon darum zu erwarten, weil sie zugleich als die mächtigsten Repräsentanten der drei christlichen Haupt-Konfessionen zu betrachten waren. Die frömmsten waren sie überdies.“ Auch sei bemerkt Hippel weiter, von dem Geiste des Bundes doch soviel in die Politik der

Großmächte übergegangen, daß — abgerechnet die Juli-Revolution und ihre Epigonen — in allen der Vorsatz lebendig geblieben sei, den Völkern Frieden zu erhalten und sie nach Gottes Geboten zu regieren. Kein aus jenen Volksunruhen entstandener Krieg sei seitdem mehr ein europäischer geworden.

Nach einem Feldgottesdienste, mit dem die große Heerschau bei Vertus feierlich zu Ende ging, soll der Zar seinen hohen Verbündeten die erste Mitteilung von dem geplanten neuen Fürstenbunde gemacht haben. Er brachte ein Blatt Papier zum Vorschein: es enthielt die eigenhändig von ihm aufgesetzten Hauptpunkte des zu stiftenden Bundes, dessen Urkunde vierzehn Tage nachher in Paris von den drei Monarchen unterzeichnet wurde. Dabei erinnerte Kaiser Alexander den König Friedrich Wilhelm III daran, wie sie im Frühjahr 1813 mit dem Wahlspruche: „Hoffen auf Gott, und alles wird gut gehen“ in den Kampf gegen Napoleon gezogen waren, und wie der König auf dem Rückzuge nach der Bautzener Schlacht zu ihm unter vier Augen gesagt: „Jetzt kann nur Gott allein noch retten. Ihm, wenn er uns den Sieg verleiht, wollen wir die Ehre geben vor aller Welt.“ Nun, zum erstenmale in der Weltgeschichte, sprachen zwei Kaiser und ein König es in feierlichem Vertrage aus, daß sie verbrüdert sich nur als Bevollmächtigte der göttlichen Vorsehung betrachteten, bestimmt, die ihnen unterthanen christlichen Völker im Geiste des lebendigen Christentums zu regieren, des einzigen sichern Haltes gegen den Umsturz. Aber um „das Himmelreich auf Erden“ zu verwirklichen, welches religiös gestimmte Gemüter sich von dem heiligen Bunde versprachen, dazu hätten Bürger einer andern, höhern Welt gehört. Ernst war es ohne Zweifel den Stiftern mit dem Bekenntnis ihres festen persönlichen Willens, die göttliche Weltordnung des Christentums als Vorschrift nicht für die Völker allein, vielmehr auch für die Fürsten zu achten. Sieben Jahre nachher, beim Kongreß in Verona, hat Kaiser Alexander sich geäußert: nicht mehr eine englische, französische, russische, preußische, österreichische Politik dürfe es fortan geben, sondern eine allgemeine, die zum Heil aller Völker und Fürsten zur Richtschnur dienen müsse. Friedrich Wilhelm III hat noch in seinem letzten Willen seinen Thronfolger ermahnt, die Eintracht unter den europäischen Mächten zu fördern, und in Wahrheit konnte König Friedrich Wilhelm IV seinem in Gott ruhenden Vater nachrufen: den segensreichen Frieden, das teure Kleinod habe er uns im Schweiße seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt. Und König Wilhelm, als sieggekrönter deutscher Kaiser heimkehrend, hat es gleich in der Thronrede an den Reichstag, den er zum erstenmal um sich versammelt sah, verheißen: „Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Kriegs hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein.“

Die Urkunde des heiligen Bundes ist ohne irgend eine diplomatische Förmlichkeit von den beiden Kaisern und dem König allein unterschrieben, von keinem Minister gegengezeichnet. Kein Staatsvertrag sollte sie sein, sondern eben nur ein gegen die Revolution und die Napoleonsche Gewaltherrschaft gerichtetes Bekenntnis der Fürsten zu der über alle Willkür erhabenen heiligen Ordnung des Christentums als der festen Grundlage des Staatslebens. Sogar in dem revolutionären Frank-

reich war nach der Abschaffung des Christentums und der Verwüstung der Gotteshäuser das Haupt der Schreckensherrschaft dahinter gekommen, daß es mit dem Tempel der Freiheit und der Göttin der Vernunft doch nicht gethan sei: Robespierre dekretierte wieder einen jenseitigen Gott, sein Être suprême, und den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, seinen principe consolateur, für diese Erfindung als neuer Religionsstifter und Vernichter der Gottesleugner von den Jakobinern beglückwünscht. Aber wie vermöchte irgend ein selbstgemachtes Idol an die Stelle des ewig lebendigen, durch Thaten geoffenbarten Gottes zu treten? Der fromme Gedanke des heiligen Bundes war eine Frucht des durch die Befreiungskriege wiedererweckten religiösen Lebens. Schon am 3. Oktober 1813 hat Schelling, der deutsche Plato, an seinen Freund Georgii geschrieben: „Alle Geister und Herzen sind jetzt voll von der großen wunderähnlichen Umwandlung der Dinge, die sich in den letzten Monaten ereignet. Es ist ein Gefühl, an das man sich gar nicht recht gewöhnen kann. Seit dem Unglück Deutschlands habe ich erst die Propheten recht verstehen lernen; jetzt lerne ich fühlen, was es heißt, aus der Gefangenschaft und mehr als babylonischen Knechtschaft erlöst zu werden. Die eingetretene Zerstörung der feindlichen Macht, die Auflösung, deren vollständige Resultate wir noch nicht einmal kennen, scheint in gar keinem Verhältnis mit den Niederlagen: diese Zerstörung kommt von innen durch einen eigentlichen Verwesungs- und Verfaulungsprozeß. Verstehe ich etwas von dem wunderbaren Gang der Entwickelung, so wird er noch aufgespart, wenn alle seine Helfershelfer abgegangen sind, wird er noch leben, um den Kelch der Demütigung bis auf die Hefen auszuleeren. Ein guter Geist scheint bis jetzt auch über den politischen Verhandlungen zu walten; möge er bleiben! Deutschland hat es hoch nötig; ja, ein Gesetzgeber, der vom Himmel käme, wäre zu wünschen, um den Deutschen (da das Alte einmal nicht wohl wiederkommen kann) die Verfassung zu geben, die zu ihrem dauernden Glücke notwendig ist." —



Prinz Wilhelm als Bataillons-Kommandeur im 1. Garderegiment 1815 in Paris.

Aus dem Lager bei Vertus, wo die drei Monarchen als friedfertige Waffenbrüder die Stiftung des heiligen Bundes verabredeten, brach das russische Kriegsheer am 12. September in vier Kolonnen zum Rückmarsch auf, während die beiden Kaiser und der König wieder nach Paris gingen. Hier thaten die Prinzen nach wie vor ihren Dienst bei dem regelmäßigen Exerzieren, der Kronprinz als

Führer des ersten Garde-Regiments, Prinz Wilhelm an der Spitze des zweiten Bataillons oft unter den Augen des Vaters, den die Söhne unerwartet auf dem Marsfelde oder der Ebene von Grenelle heranreiten sahen, um sich von ihrem Fleiße in der Schule der Waffen zu überzeugen. Je weniger genau es die Franzosen mit dem Exerzieren zu nehmen pflegten, desto auffälliger erschien ihnen dies tägliche Einüben der preußischen Garden und dabei das eifrige persönliche Eingreifen der Prinzen, sogar des Königs, der auch hier „das Detail nicht verachtet wissen wollte." Er wußte wohl, daß die Fertigkeit der Glieder auf dem Übungsplatze die Vorbedingung kriegstüchtiger Truppenkörper auf dem Gefechtsfelde war. Auch konnten die Pariser an dem rührigen Treiben auf den Waffenplätzen der fremden Krieger wohl merken, daß die Sieger nicht auf ihren Lorbeeren schnarchten, die „Barbaren" nicht auf der faulen Bärenhaut lagen, sondern pünktlich an ihre militärische Arbeit gingen. War diese gethan, so ertönten oft auf den Kasernenhöfen und in Biwaks die fremdartigen, mit Schellentrommeln und Triangel be-



Die russischen Sänger des 1. Garderegiments zu Fuß 1815.

gleiteten Melodien jener russischen Heersänger, welche — 1812 in preußische Gefangenschaft geraten und vom Zaren dem König überlassen — 1815 wieder wie 1814 mit dem ersten Garderegiment bis nach Paris marschiert waren, die Ahnen der russischen Kolonie bei Potsdam. In Paris aber, eben da, wo der erste Napoleon seine letzte Heerschau gehalten und eigenhändig seine Adler und dreifarbigen Fahnen an die Truppen und Nationalgarden verteilt hatte, auf dem Marsfelde übte der junge Major, Prinz Wilhelm, sich im Dienst und Befehl als Bataillonsführer bis zum Abmarsch von Paris am 2. Oktober. Der König blieb noch eine Woche in der französischen Hauptstadt, während seine Söhne von

Paris über Brüssel, Köln und Magdeburg dem Vater voraus nach Berlin reisten. Der Oberst von Natzmer wurde vom König beauftragt, das Garde- und Grenadierkorps heimwärts zu führen und zum Generalmajor ernannt. Darauf beziehen sich zwei Briefe des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm, in welchen sie bald nach ihrer Ankunft in Berlin den neu ernannten General beglückwünschen, und in deren Scherz und Ernst zugleich die verschiedene Natur der Königlichen Brüder sich abprägt. Der Kronprinz antwortet auf Natzmers schriftliche Meldung aus Soissons, wo am 7. Oktober die Garden auf dem Rückmarsche einen Ruhetag hatten:

„Wohlgeborener Herr Generalmajor! Es ist mir sehr angenehm gewesen, aus Ihrem Schreiben vom 7. Ihr Avancement erfahren zu haben. Mit Vergnügen bezeige ich Ihnen meine ganze Teilnahme zu diesem angenehmen Ereignisse, und indem ich Ihnen solche recht bald zu wiederholen hoffe, bleibe ich mit der Versicherung vorzüglicher Hochschätzung Ihr sich des Herrn Generalmajor Protektion empfehlender Butt Friedrich Wilhelm." — Butt hieß der Kronprinz im trauten Kreise der Königlichen Familie mit heiterer Anspielung auf seinen untersetzten Wuchs.*)

Des Prinzen Wilhelm Antwort an Natzmer lautet: „Ihr gütiges Schreiben, in welchem Sie mir Ihre Beförderung zum Generalmajor anzeigen, habe ich erhalten. Empfangen Sie meinen Dank für Ihre mir gemachte Anzeige und meinen herzlichen Glückwunsch zu diesem Beweise des Wohlwollens des Königs. Mit großer Freude sehe ich dem Augenblick entgegen, wo wir Sie wieder unter uns sehen werden. Bis dahin vergessen Sie nicht ganz Ihren ehemaligen Korrespondenten Wilhelm, Prz. v. Pr."

Ganz andere Eindrücke und Erfahrungen hatte der junge Prinz diesmal von Paris mitgenommen. Vorm Jahre, welch Freudengeschrei der Volksmenge beim Einzuge der als Befreier bejauchzten Monarchen und ihrer Krieger, welch Hüteschwenken, Wehen und Winken weißer Tücher aus allen Fenstern und von allen Dächern, als er mit seinem Bruder hinter dem Vater und dem Kaiser Alexander herritt. Diesmal eine stille Einfahrt in Paris, der schon vor der Monarchen Ankunft besetzten Hauptstadt. Diesmal kein Frohlocken über die Wiederkunft der Bourbons, keiner jener überschwenglichen Jubel- und Hochrufe auf die Überwinder Napoleons, keines jener „Vivent les Alliés", die der französische Volksdichter Béranger verewigt hat in seinem Spottliede mit dem Ringelreim: „Vivent nos amis les ennemis!" Diesmal wurden die vorm Jahre gefeierten Freunde scheel angesehen als Feinde, als verhaßte Fremdlinge, und hätten sie nicht die Gewalt in Händen gehabt: nicht sicher ihres Lebens wären sie gewesen in dieser treulosen Stadt der Deserteurs, der Fahnenflüchtigen von ihrem Cäsar zum König, und dann wieder von dem Mann von Elba zu dem von Gent. Ihrer viele dachten jetzt schon wie nachher Béranger zur Zeit der Juli-Revolution: sie wollten die konstitutionelle Monarchie nur als Brett benutzen, um auf diesem Steg über das Wasser zur Republik fortzuschreiten. Angesichts dieser Zustände konnte Prinz Wilhelm frühzeitig den Wankelmut der Menge erkennen, wie ihn Shakespeare schil-

*) Vgl. Natzmers Leben von G. E. v. Natzmer. I. S. 197.

dert: „Wer sich verläßt auf eure Gunst, der schwimmt mit bleiernen Flossen und fällt mit schwanken Binsen Eichen. Euch trauen? Ein Augenblick, so ändert ihr den Sinn und nennt den edel, den ihr eben haßtet, den schlecht, der euer Abgott war.“

Zum zweitenmal erlebte Prinz Wilhelm den Sturz des ersten Napoleon, von dessen Kriegsglück sich nur zu viele auch in dem erniedrigten Deutschland hatten blenden lassen. That doch der Schweizer Geschichtschreiber Johannes Müller, von König Friedrich Wilhelm III als Historiograph des Hauses Brandenburg in Berlin angestellt, nach einer Unterredung mit dem Kaiser der Franzosen die abgöttische Äußerung: „Gott, ich sehe es, hat ihm das Reich, die Welt gegeben. Nie wurde dieses offenbarer, als durch diesen Krieg, der, mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit geführt, ihm einen Sieg aufgedrungen hat, welcher nur jenen alten bei Arbela (des großen Alexanders Sieg über Darius) und Zama (Scipios Sieg über Hannibal) verglichen werden kann. Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete einmal untergehen sollte, so ist es das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben wurde, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften mehr, als andre Empfänglichkeit und Schätzung hat. Seit der Audienz bei Friedrich dem Großen (1782) hatte ich nie mehr eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten; wenn ich nach der Erinnerung richtig urteile, so muß ich dem Kaiser (Napoleon) in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben. Friedrich war etwas voltairisch. Im übrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Mund etwas eben so Einnehmendes, Fesselndes wie bei Friedrich. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert.“ — Erobert ja, abspenstig gemacht durch berechnete glatte Rede und gnädige Gönnermiene, dann als Minister des neuen bonapartistischen Königreichs Westfalen vor den Triumphwagen des „Welttyrannen“ gespannt, als welchen er Napoleon früher mit der Feder bekriegt hatte, und welchen er nun feierlich pries als einen jener „bessern, die unterjochten Völker vorteilhaft umgestaltenden Eroberer, die durch verehrendes Andenken ihrer Wohlthaten im Altertum aus Königen Götter geworden!“ Eine arge Urkunde des Abfalles, während das preußische Königshaus und seine Getreuen den Glauben an die Wiedergeburt des Vaterlandes festhielten, ist Müllers Rede beim Schluß der ersten Versammlung der Reichsstände des Königreichs Westfalen, gehalten zu Kassel am 22. August 1808. Darin sagt er in seinem Götzendienste Napoleons: „Der, vor dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hände gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Brustwehr von Süd und West, von den ersten Hauptsitzen der Kultur Europens. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch (den Code Napoléon), das Muster seiner Waffen, die größten Lehren und, statt gedemütigter Soldaten, achtvolle, geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich. Konnte er mehr thun? Er setzte darüber seinen Bruder.“ Ein andermal pries er Napoleon als den zur Weltherrschaft geborenen Helden, den Vollstrecker der Verhängnisse der Vorsehung! Gott habe entschieden; er (Müller) gebe seine bisherige Ansicht von Napoleon auf, bereit bei der großen Weltumschaffung wo nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben — von den Trümmern des gefallenen Europa den

Blick auf den ganzen Zusammenhang der Weltgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen und kühn den Schleier ein wenig zu lüften, der die wahrscheinliche Zukunft decke. Ihm, dem von seinem Wissen aufgeblähten Gelehrten, ersparte der Tod die Enttäuschung, seinen Abgott zerschmettert zu sehen. Müllers französischer Grabredner, der westfälische Justizminister Simeon, hat dem treulosen Historiographen des Hauses Brandenburg nachgerühmt: „Friedrich hatte ihn geschätzt: sein Nachfolger berief ihn nach Berlin als Historiographen, und der Kaiser hat ihn unter dem Schätzbarsten, was er von Preußen erobert, auserlesen.“ — Stägemann dagegen in seinem Leichengedicht auf den von Teut zu Bonaparte abgefallenen Herold helvetischer und germanischer Freiheit sagt:

Alter Teut! Nach bitterm Kummer
Nimm ihn auf in deinen Schlummer.
Aber laß ihn auferwecken
An dem Rachetag der Schrecken.

Und dieser damals hochangesehene Schweizer Geschichtschreiber, der Landsmann des von ihm verherrlichten Winkelried und Tell, war nicht der einzige Abtrünnige. Dies urkundlich vor Augen, ersieht man, daß die Befreiungskriege zugleich Geisterschlachten waren gegen entdeutschte innere Widersacher. Mußte Johannes von Müller doch in dem Scheidebriefe seines bisherigen Freundes Gentz sich schwarz auf weiß vorwerfen lassen: „Die Parallele zwischen Friedrich und Bonaparte hätte ich Ihnen, so anstößig sie auch sein mochte, zuletzt doch wohl noch verziehen; ich weiß, wie sehr die Gegenwart Ihnen imponiert; und am Ende war ja Ihr Friedrich von jeher ein ebenso wesenloses Schattenbild, als heute Ihr Bonaparte. — Empfindlicher war es mir, zu vernehmen: ‚Sie wären über das Schicksal der preußischen Monarchie zur Tagesordnung übergegangen,‘ eine Äußerung voll unwürdigen Leichtsinns, barbarischer Selbstsucht und sträflicher Undankbarkeit gegen einen Staat, dem Sie, wenn nicht mehr, doch wenigstens einige der angenehmsten Jahre Ihres Lebens schuldig sind. Die wahre Quelle Ihrer jetzigen Verirrung ist bloß, daß sie von allen Guten getrennt, von Schwachköpfen oder Schurken umringt, nichts mehr sahen, noch hörten als das Böse. Wenn Sie sich entschließen konnten, Berlin aufzugeben, so wären Sie wahrscheinlich gerettet. Warum folgten Sie dem Könige nicht? — Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurteil aus. — Wenn Gott unsre Wünsche erfüllt und meine und andrer Gleichgesinnten Bemühungen krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe: aber diese ist von allmächtigem Gewicht. Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren: die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt unter weisen Regenten emporblühen.“

Prinz Wilhelm, der nun den angeblich die Welt umschaffenden „zweiten Karl den Großen“ zum zweitenmale dem Gericht verfallen sah, war als zarter Knabe mit der Königlichen Familie auf dem Wrack des gescheiterten Staatsschiffes bis an die äußerste Nordgrenze Preußens verschlagen worden. Über der frühen Gruft der heißbeweinten Mutter, die mit dem Vater gottergeben das harte Leid um Land und Volk getragen hatte, sah der Prinz als ritterlicher Jüngling den

Siegeskranz der Befreiungskämpfe voll und voller lauben. Hätte Napoleon das Feld behalten, was wäre aus Deutschland geworden? Waren das linke Ufer des deutschen Rheins und die deutsche Nordseeküste bis Hamburg hinaus nicht schon französische Departements? Thronte in Hessen und Westfalen nicht schon ein Bonaparte, während das übrige rheinbündlerische Deutschland dem Heerbann des übermächtigen Franzosenkaisers folgen mußte? Die deutschen Stämme, die einst in ihren Wäldern dem römischen Weltreiche widerstanden, waren sie nicht schon gespalten, nicht nahe daran, den letzten Halt aufrechten Volkstums unter den Streichen des fremden Oberherrn gefällt zu sehen? Da erfüllte sich in den Heldenthaten der Befreiungskriege die prophetische Mahnung des Sängers der „Germania an ihre Kinder“:

Wer in unzählbaren Stunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
Schließe diesem Kampf sich an.

Frei auf deutschem Grunde walten
Laßt uns nach dem Brauch der Alten,
Seines Segens selbst uns freun,
Oder unser Grab ihn sein!

Jene großen Jahrgänge der Weltgeschichte mit durchlebend stand Prinz Wilhelm wie ein junger Baum, gepflanzt an der flutenden und ebbenden Strömung der Zeit, um nach und nach unter dem Zuflusse des ewigen Gnadenquells sein stilles Wachstum zu vollenden und seine Frucht zu bringen. Eine Frucht, welche nach dem zweiten Pariser Frieden ebenso wie nach dem ersten, noch nicht reif zur Ernte war und erst in ferner Zukunft unter der Siegessonne des Königs Wilhelm so herrlich gedeihen sollte. Guten Grund hat Kaiser Wilhelm, das Andenken an die Befreiungskriege als die köstlichste Erinnerung seiner Jünglingsjahre wert zu halten. Grünten doch damals gleichsam die ersten, frühesten Blätter an dem heranwachsenden Baume, unter dessen mächtig entfalteten Zweigen und gipfelnder Krone dann das deutsche Volk in Eintracht so friedfertig wie schlagfertig wohnen sollte.





Burg Hohenzollern in ihrem jetzigen Zustande.
Nach einer Originalphotographie.

Vierzehntes Kapitel.

Vierhundertjähriges Hohenzollern-Jubiläum und Jahresfest der Völkerschlacht.

Am 21. Oktober 1815 traf der König, nach seiner Wiederkunft aus Frankreich, von Potsdam in Charlottenburg ein, von wo er vor vier Monaten mit seinem hier eingesegneten zweiten Sohne, dem Prinzen Wilhelm, zum Heere abgereist war. In der Abendstunde erschollen von allen Kirchtürmen Berlins die Glocken zum Einläuten des zwiefachen Festes, das er morgen in seiner Hauptstadt zu feiern gedachte. Die eine Feier war — so sprach Schleiermacher am 22. Oktober in der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin — „ein allgemeines Fest unsres gesamten deutschen Vaterlandes, das frische Andenken an die blutigen und verhängnisschweren, aber auch entscheidenden und ruhmvollen Tage von Leipzig, an jene Kette von Schlachten, welche zuerst dem Kampf, wo alles, was dem Menschen teuer ist, wie es schien, auf dem Spiele stand, die entscheidende Wendung gab, durch welche nicht nur diejenigen Staaten Deutschlands sich gesichert fühlten, welche so glücklich gewesen waren, kühn vorangehen zu dürfen, sondern auch die andern entledigt wurden und ihrer Kräfte mächtig, so daß nicht länger zweifelhaft bleiben konnte, ob Deutschland ein Land der Dienstbarkeit sein werde oder der Selbständigkeit. Die andre Feier dieses Tages ist eine besondere, schon altertümliche für das ganze Reich unsres Königs. Denn wie sollten nicht auch alle dem Zepter seines Hauses später unterworfenen Provinzen den herzlichsten Anteil nehmen an dem

zum viertenmal sich wiederholenden hundertjährigen Gedächtnis des Tages, an welchem der erste Hohenzoller als Beherrscher dieser brandenburgischen Mark die Gelübde der Treue von den Eingesessenen empfing. Willkommen vereinigen sich uns heute diese hochwichtigen Begebenheiten zu einem Feste. Denn fragen wir uns, was uns am tiefsten und heftigsten bewegte in den traurigen Zeiten, die diesem blutigen Kriege vorangingen? Es war die Besorgnis, daß die freie Herrschermacht unsres Königs noch mehr möchte gebeugt werden unter fremde Gewalt, oder daß diese frevelnde Gewalt, welche schon so vieles gewagt hatte, zuletzt auch noch ihre zerstörende Hand legen möchte an das geheiligte Band zwischen diesen Ländern und ihren angestammten Beherrschern. Und fragen wir uns weiter, was hat wohl jetzt möglich gemacht, daß unser preußischer Staat, ungünstig gelegen, aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt, durch lange Leiden entkräftet, dennoch so vieles hat beitragen können zur Befreiung Deutschlands, zur Sicherung Europas? Wir werden alle zuerst darauf zurückkommen: es war der mächtige Einfluß jener das innerste Leben durchdringenden Liebe und Ergebenheit, womit alle Provinzen des Staates und alle Stände aller Provinzen dem Könige und seinem erhabenen Hause zugethan sind, das geistigste Werk der Jahrhunderte, das sich still für diese großen entscheidenden Wirkungen gesammelt hielt. Und auch in einem frommen Feste vereinigt sich beiderlei Angedenken. Denn frommer, sich hingebender Mut war es, der an jenen blutigen Tagen das Vaterland rettete, und fromme Treue hat Jahrhunderte hindurch das Band zwischen unsern Fürsten und ihren Völkern fester geknüpft und geheiliget. Beides also will auch fromm gefeiert sein."

Diese Worte Schleiermachers zum Jubelfeste der vierhundertjährigen Hohenzollern-Herrschaft in der Mark und zur Nachfeier des zweiten Jahrestages der Leipziger Schlacht: welch ein Gegensatz zu jener Ansprache des abtrünnigen Schweizer Geschichtschreibers an die westfälischen Stände! Als nach dem Tilsiter Frieden das Kirchengebet für den König und die Königin von Westfalen in Halle verordnet war, hatte Schleiermacher dort die Kanzel nicht mehr bestiegen. Ihm, dem patriotischen schlesischen Feldpredigerssohne, war die neue bonapartistische Regierung in der Seele zuwider. Ihre Maßregeln, äußerte er sich brieflich, gingen geradezu auf die Vernichtung deutschen Sinnes und Geistes aus: er könne sie nicht, auch nur durch sein Dasein unterstützen. Freudigkeit zu lehren könne er dort nicht haben, und darum sei er nun ganz gegangen; in Berlin könne er auch noch predigen ohne gepreßtes Herz. War der treulose Historiograph des Hauses Brandenburg eine Schande für das gelehrte Berlin, in Schleiermacher fand es einen der Ehrenretter. Von der Kanzel seiner Kirche, wie von seinem Lehrstuhl an der neuen Friedrich-Wilhelms-Universität herab stritt er tapfer gegen die auf die Vernichtung des deutschen Wesens gerichtete Fremdherrschaft, festhaltend an der von ihm verkündeten Wahrheit: nach Gottes Weltordnung sei jedes Volk in seiner geheimnisvollen Eigenart dazu bestimmt, eine besondere Seite des göttlichen Ebenbildes darzustellen, und alle, die der Herr zu etwas Großen berufen habe, seien solche gewesen, die von ganzem Herzen ihrem Vaterlande und ihrem Volke anhingen.

Ein Gleichgesinnter Schleiermachers war auch Gneisenau, der Ende August 1815 aus Paris an ihn schrieb: „Preußen allein fordert, was recht ist, steht aber allein und nur durch gute Wünsche von den Kleineren unterstützt. So soll demnach das unglückliche Deutschland stets die Gefahren neuer Kriege bestehen, die Niederlagen durch Verluste von Provinzen büßen, von Siegen aber keinen Vorteil ziehen. So haben wir zwar die alten Gefahren abgewendet, neue aber uns erfochten."

In seiner Festpredigt nun zur Hohenzollern-Feier betrachtet es Schleiermacher als den ersten Grundpfeiler und die sicherste Bürgschaft des gemeinen Wohls und Gedeihens eines Volkes, daß ihm ein in ungestörter Folge gesetzmäßig regierendes Herrscherhaus an die Spitze gegeben sei. Denn welche Verwirrungen seien gefährlicher und auflösender, als die mit dem Wechsel der Herrschaft verbundenen, schon wenn er natürlich herbeigeführt werde durch das Aussterben eines Stammes, noch weit mehr aber, wenn bürgerliche Unruhen, wenn im Innern des Volkes wütende Zwietracht die Veranlassung gebe. Wohl keiner von den größeren Staaten Europas, die mit dem unsrigen könnten verglichen werden, keiner dürfe sich rühmen der Wohlthat, welche der Herr uns erzeigt habe, durch vier Jahrhunderte schon beherrscht worden zu sein in ununterbrochener männlicher Erbfolge von demselben Geschlecht.

Mit klarem historischem Rückblicke auf die Schöpfung des preußischen Staates durch die Hohenzollern predigt Schleiermacher weiter: „Zur glücklichen, von Gott gesegneten Stunde ward diesem deutschen Grenzlande, das durch Kriege und durch die Unordnungen wechselnder Befehlshaber im Innersten zerrüttet war und erschöpft, Friedrich von Hohenzollern, von einem der edelsten Geschlechter aus dem Herzen Deutschlands entsprossen, ein tapferer Kriegsmann, ein weises und mildes Oberhaupt zum Herrscher gegeben, um die tiefen Wunden des Landes zu heilen und es inniger und fester dem Mutterlande zu verbinden. Das war der Anfang des preußischen Staates, und alle Größe, zu der er sich erhoben hat, ist ihm durch dasselbe Herrscherhaus geworden. Gott der Herr hat nicht aufgehört, die Abkömmlinge dieses trefflichen Ahnherrn, in verschiedenem Maße freilich, wie das Los der Menschen es mit sich bringt, auszurüsten mit männlicher Tugend und kräftigem Geist. Und zwar so, daß, je größer die Not geworden war, sei es durch Fahrlässigkeit und Schwäche eines einzelnen entarteten, sei es durch Schuld der Zeiten, oder durch fremden Neid, um desto größer war der Geist, welcher zur Rettung von Gott gesendet wurde. Und so haben wir öfter gesehen aus ähnlichem Elend, worin der Ahnherr des Hauses diese Länder fand, seine Nachkommen sie zu schönerer Blüte wieder erheben. So daß der Ruhm und Glanz des Hauses, die Ausdehnung und der Reichtum des Landes, der innere Wert und die geistige Entwickelung des Volkes fortgeschritten ist, nicht zwar in ununterbrochenem gleichförmigem Wachsen, denn das wäre mehr als menschlich, aber zwischen bedrängenden Prüfungen bald in stiller Vorbereitung, bald in bedeutenden und glänzenden Erscheinungen, indem die Herrscher jetzt dem im Volke waltenden guten Geist liebevoll nachgingen, jetzt ihn weise und schirmend begleiteten, jetzt ihm, wie es auserwählten Rüstzeugen Gottes geziemt, in kraftvollem heldenmäßigem Schritte voraneilten. Und in so immer inniger sich verwebendem gemeinsamem Leben ist auch Huld und Wohlgeneigtheit der Herrscher, Treue und

Anhänglichkeit der Unterthanen immer gewachsen, bis nun in den ewig denkwürdigen Zeiten, die jetzt König und Volk mit einander durchlebt haben, die gegenseitige Liebe aus Not und Tod zu den hellsten und reinsten Flammen aufgeschlagen ist. — Haben wir nicht in diesem Gefühl wachsender sich verklärender Liebe wohl gewußt, daß mit unserm Königlichen Herrn vereint Gott uns zwar züchtigen könne, aber nicht verderben, weil dies Volk und dies Königshaus, an dem sich Gottes Gnade schon so recht verherrlicht, auch noch müsse zu Großem aufgespart sein!"

Wie eine Weissagung erscheinen jetzt diese Worte, damals zur Jubelfeier der ihr fünftes Jahrhundert antretenden Hohenzollern-Herrschaft gesprochen von Schleiermacher, den seiner Zuhörer einer als außerordentliche Erscheinung auch auf der Kanzel schildert: man könne diese erhabene Stirn und den hellen, ruhigen Blick nicht sehen, ohne wahrzunehmen, daß man einen ungewöhnlich begabten Mann vor sich habe. Dazu war seine Stimme ohne allen Schein der Anstrengung so klar, so durchdringend, daß dem Hörer kein Wort verloren ging. Merkwürdig war die ganz unerschütterliche Ruhe, mit der er auf der Kanzel stand; er machte nicht die leiseste Bewegung.

Nicht zu viel gesagt hat der freimütige Prediger zum Ruhme des ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Zollern. Denn jene denkwürdige Urkunde vom 30. April 1415, kraft welcher der Kaiser und König Sigismund während der Kirchenversammlung zu Konstanz den Burggrafen Friedrich zum Markgrafen von Brandenburg und zum Kurfürsten des Reiches erhob, erklärt ausdrücklich: damit dies Land wohl regiert und nach jahrelangem Zwiespalt der Wohlthaten des Friedens und rechtlicher Ordnung wieder teilhaftig werde, habe Sigismund schon früher den Burggrafen Friedrich dazu berufen, die Bürde der Regierung der Mark (als Landesverweser und oberster Hauptmann) auf sich zu nehmen und zwar „in Erwägung der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Einsicht, Macht, Festigkeit und der sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott dessen Person reichlich begabt habe. Landkundig sei es ferner, wie mit Gottes Hilfe Friedrich mit seiner Macht, Arbeit und Wagnis sowie auch mit großen Aufwendungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht, insonderheit die Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, Raub- und andre Unthaten dermaßen niedergehalten und ausgerottet habe, daß der Kaiser sowie auch die Bevölkerung der Mark dadurch höchlich zufrieden gestellt seien." — Friedrich selbst, der große Burggraf, bezeichnet es urkundlich als den eigentlichen Beruf der Fürsten, daß das Recht gestärkt und das Unrecht gekränkt werde. Wo es galt, gebeugtes Recht aufzurichten, kannte er kein Ansehen der Person. Als einmal die Abgeordneten der Stadt Zerbst, erzählt ein Zeitgenosse, beim Kaiser Beschwerde über ihre Fürsten führen wollten und nicht zu ihm gelangen konnten, da gab ihnen Friedrich den Rat, sich an seinem Rocke festzuhalten, um mit ihm durch das Gedränge und vor das Angesicht der Majestät zu kommen.

In des Wiener Domherrn Sundheim Aufzeichnungen zu des nachmaligen Kaisers Maximilian I Lektionen in der Geschichte steht über den ersten Hohenzollernschen Kurfürsten zu Brandenburg geschrieben: „Dieser Fürst war ein Spiegel sittigen Wandels und rechtschaffenen Handelns, wie es unter den Hohen selten ist. Entbrannt im Eifer um Gesetz und Gerechtigkeit bethätigte er sich als einen wahr-

haften Kurfürsten und machte seinem Hause einen großen Namen in der Welt. Denn gleichwie der Morgenstern unter dem um ihn her nebelnden Dunst, so leuchtete er unter den Fürsten seiner Zeit hervor, die Strahlen seines gottesfürchtigen Thuns und Waltens im weiten Umkreise ausgießend." Dabei ein herzhafter Kriegsmann, von den deutschen Fürsten in der Regel zum Reichsfeldherrn erwählt, hat er dreißig Heerzüge mitgemacht. So wird er, der 1418 von Sigismund zum Statthatter und Verweser des deutschen Reiches erhobene Ahnherr des Kaisers Wilhelm, von glaubwürdigen alten Geschichtschreibern geschildert.

Kurfürst Friedrich I und seine Gemahlin Elisabeth, die schöne Else genannt, sind beide abgemalt auf den Flügelthüren eines Altarschreines in der Kirche zu Kadolzburg in Franken. Beide knieen nebeneinander in den durch ihre Wappen kenntlichen Betstühlen, die Hände zum Gebet erhoben. Friedrich erscheint auf diesem gleichzeitigen Bilde von kräftiger Mannesgestalt mit mildem, freundlichem Angesicht, großen offenen, scharf blickenden Augen und vollem dunklem Haar, das vom Scheitel bis in den Nacken niederfällt. Elisabeth, die reiche fürstliche Mutter von vier, die Eltern überlebenden Söhnen und sechs Töchtern, ist abgebildet als



Friedrich I, Kurfürst von Brandenburg und seine Gemahlin, Elisabeth von Bayern.
Von den Flügelthüren des Kadolzburger Altarschreins.

eine schlanke, liebliche Gestalt mit großen blauen Augen und hellblonden Haaren. Friedrichs Wahlspruch war: „Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht.“ Seine grunddeutsche Art und Gesinnung bekundet er auch darin, daß er, obgleich er mit lateinischer, italienischer und französischer Zunge reden konnte, doch auf den Gebrauch der Muttersprache in amtlichen Schriftstücken drang. Als in einer Streitsache der Herzöge Ludwig und Heinrich von Bayern ein Fürstengericht (1417) unter des Kaisers Vorsitz Recht sprechen soll, da heischt er von vorn herein, daß in diesem Rechtshandel die Beweisschriften in deutscher Sprache beigebracht werden müßten: denn Richter und Parteien seien ja Deutsche, und deutsches Gut und deutsches Lehn sei es, worüber gestritten werde. Mochte dies Ansinnen, die gewohnte lateinische Amtssprache durch die deutsche zu ersetzen, das Fürstengericht zuerst befremden, die guten Gründe, worauf Kurfürst Friedrich sein Begehren stützte, halfen der verstoßenen deutschen Sprache zu ihrem geborenen Rechte gegen die welsche. Schlagfertig mit Worten wie mit Waffen suchte er doch nicht den Streit, liebte den Frieden mehr als den Krieg. Die Stimmen seiner Mitlebenden preisen ihn als Friedensfürsten lobesam:

„Hy ist ein Furste von hoger Art —
Na Striden jagete hy gar sachte —
Na Frede stund all syn Beger.“

Dem Festgottesdienst zum Andenken der Aufrichtung des Hohenzollernthrones in der Mark und der Leipziger Schlacht ging am frühen Morgen ein Aufmarsch des Kriegsvolkes in Berlin voran. Unter den Linden entwickelten sämtliche Truppen sich zu einer langen Linie, von des Königs Palais gegenüber dem Zeughause an bis weit hinaus vor das Brandenburger Thor, von dessen Zinne die Siegesgöttin nun im Schmucke neu erstrittener Lorbeeren den Einzug des Königs schauen konnte. Mit seinen Prinzen, an der Spitze eines großen Gefolges, ritt Friedrich Wilhelm III, der Sechzehnte der herrschenden Hohenzollern, von Charlottenburg her in seine Hauptstadt ein, die Linie hinauf bis zum Schlosse, der alten vom Kurfürsten Friedrich II nach dem niedergeworfenen Aufstand in Berlin (1447) erbauten Hohenzollernburg. Hier ließ der König die unter präsentiertem Gewehr stehenden Truppen vor sich vorbeimarschieren und danach im Lustgarten sich wieder aufstellen, angesichts des Altars, der da zum Gottesdienst für die Menge Kriegsvolks unter freiem Himmel errichtet war. Der König erschien mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm in der Domkirche, wo die Prinzessin Charlotte mit ihren jüngern Geschwistern, dem Hofe und der Gemeinde der Dankfeier beiwohnte. Nach der Predigt wurde: „Herr Gott, dich loben wir!“ gesungen, und während dies Tedeum erscholl, betonte es die im Lustgarten aufgestellte Infanterie mit einem Lauffeuer von sechzigtausend Schüssen, die Artillerie mit hundert und einem Kanonenkrach. Es donnerte wie ein eiserner Nachhall jenes Schlachtgewitters, von welchem ein deutscher Sänger der Befreiungskriege sagt:

„Drei Tag und drei Nacht,
Ohn Unterlaß
Und nicht zum Spaß,
Hat die Schlacht gekracht.

Drei Tag und drei Nacht
Hat man gehalten Leipziger Messen,
Hat auch mit eisernen Ellen gemessen,
Die Rechnung mit euch ins Gleiche gebracht.“

Nachmittags sah der König die Seinen zur Familientafel bei sich. Sie waren noch beisammen, als sie hörten, daß die russischen Großfürsten Nikolaus und Michael, die beiden jüngsten Brüder Alexanders, auf der Heimreise von Paris in Berlin angekommen und im Schlosse abgestiegen seien. Alsbald fuhr der König mit den Prinzen zu den russischen Gästen, speiste mit ihnen zu Abend und überraschte sie am andern Morgen abermals im Schlosse, eben als sie sich anschickten, ihm ihren Besuch abzustatten. Nicht zum erstenmale kamen die Großfürsten nach Berlin. Schon im vorjährigen Februar hatten sie zwei Tage hier verweilt auf ihrer Durchreise nach Frankreich, wohin sie der Befehl Alexanders zu dem russischen Kriegsheere rief. Von jenem ersten kurzen Aufenthalt des Großfürsten (nachherigen Kaisers) Nikolaus bemerkt eine Aufzeichnung der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß: „5. Februar (1814). Die Großfürsten Nikolaus und Michael kamen heute an. Alopäus (der russische Gesandte in Berlin) fuhr ihnen bis Müncheberg entgegen, sie wohnen auch bei ihm. — 6. Februar. Obgleich ich so lange krank war und noch elend bin, stand ich doch heute auf, um die beiden Großfürsten zu sehen und ließ mich auf meine Chaiselongue legen. Sie kamen um 1 Uhr und sind beide sehr große und sehr schöne Leute geworden und sehr leutselig und artig. Ich hatte die kleinsten der königlichen Kinder bei mir, um sie ihnen zu zeigen; dann war für sie ein Diner von sechzig Personen bei Radziwills. Sie reisen unter dem Namen Romanoff, kamen abends nach der Oper noch einmal, um von den Prinzen und Prinzessinnen Abschied zu nehmen, und reisten nachts um 1 Uhr weiter. Sie hatten mir einen Brief der Kaiserin-Mutter gebracht, und ich gab ihnen einen Brief an den König mit, um ihm zu sagen, daß mir der ältere (Nikolaus) besonders sehr gefallen habe, in Gedanken an unsre Pläne."

Eine genauere Schilderung des jugendschönen Großfürsten Nikolaus findet sich in dem Tagebuche des Freiherrn Ch. F. von Stockmar, der ihn im November 1816 in Clermont am Hofe des mit der englischen Prinzessin Charlotte vermählten Prinzen Leopold von Koburg sah. „Der damals erst zwanzigjährige Großfürst Nikolaus (schreibt Stockmar) war begleitet vom General Kutusoff und einem Staatsrat. Nachdem er sich mit der Herzogin von York (Schwester Friedrich Wilhelms III) und der Prinzessin (Tochter des Prinzen von Wales und Regenten) bekomplimentiert hatte, stellte ihm der Prinz Gardiner als russischen Ordensritter vor, den er fragte, wo er das Kreuz bekommen habe, dann Addenbrooke und zuletzt mich. Nun ging's zu Tisch, und der Großfürst saß zwischen der Prinzessin und der Herzogin von York, mir gerade gegenüber, so daß ich ihn recht beobachten konnte. Er ist ein außerordentlich schöner, verführerischer Jüngling; größer als Leopold, ohne mager zu sein, gewachsen wie eine Tanne. Das Gesicht jugendlich wie er, äußerst regelmäßig, eine schöne freie Stirn, schön gebogene Augenbrauen, eine äußerst schöne Nase, schöner kleiner Mund und fein gezeichnetes Kinn. Er trägt einen jungen Schnurr- und Knebelbart, die Uniform der Jäger zu Pferde, ganz einfachen grünen Rock mit Rot, silberne Oberstenepaulettes, einen kleinen verblichenen Stern, eine weiße Kuppel und einen stählernen Säbel mit ledernem Portepee. Sein Betragen ist lebhaft, ohne alle Verlegenheit und Steifheit und doch sehr anständig. Er spricht sehr viel und vortrefflich französisch,

dabei begleitet er seine Worte mit nicht üblen Gesten. Wenn auch nicht alles was er sagte, durchaus gescheit war, so war doch wenigstens alles höchst angenehm, und er scheint entschiedenes Talent für das Kourmachen zu haben. Wenn er im Gespräch etwas herausheben will, so zieht er die Achseln in die Höhe und wirft die Augen etwas affektiert gen Himmel. In allem zeigt er viel Zutrauen zu sich selbst, doch scheinbar ohne Prätension. Er machte nicht viel Wesens mit der (englischen) Prinzeß, die sich mehr an ihn wendete, als er sich an sie. Er aß für sein Alter höchst mäßig und trank dabei nichts als Wasser. Als nach Tisch Gräfin Lieven (nachherige Fürstin, Gemahlin des russischen Gesandten) Klavier spielte, küßte er ihr die Hand, was den englischen Damen höchst sonderbar, aber entschieden wünschenswert vorkam. Mistreß Campbell konnte seines Lobes nicht enden: ‚What an amiable creature! he is devilish handsome; he will be the handsomest man in Europe.‘ Am folgenden Morgen verließen die Russen das Haus. Es wurde mir erzählt, daß, als es ans Niederlegen gegangen, für den Großfürsten von seinen Leuten im Stall ein lederner Sack mit Heu gefüllt worden sei, worauf er immer schlafe. Unsre Engländer erklärten dies für affektiert.“

So mögen es diese Engländer auch für „affektiert“ angesehen haben, daß der Großfürst und nachmalige Kaiser von Rußland kein Fresser und Zecher war, im Gegenteil höchst mäßig aß und nichts als Wasser trank, wie Stockmar selber bezeugt. Nikolaus und sein jüngerer Bruder Michael, in dem einsamen, düstern Schlosse von Gatschina, fern von dem Petersburger Hof- und Residenzleben erzogen, waren abgehärtete Naturen. Eine glaubwürdige Aufzeichnung berichtet: als die Kaiserin-Mutter einmal am frühen Wintermorgen das Schlafgemach ihrer beiden jüngsten Söhne betreten habe, um nach ihnen zu sehen, seien Zimmer und Betten leer gewesen, die letzteren noch unberührt, so daß augenscheinlich die Prinzen sich gar nicht schlafen gelegt. Sie seien, sagten die Diener, gestern abend, nachdem ihnen die Gouverneure gute Nacht gesagt, noch in später Stunde in den Schloßgarten gegangen, um frische Luft zu schöpfen, und erst gegen Morgen habe man sie vermißt, gleich Schloß und Garten nach ihnen durchsucht, aber bisher vergeblich. Boten über Boten schickt die bestürzte Kaiserin-Mutter aus, den ganzen Park zu durchforschen. Endlich werden die beiden Großfürsten inwendig in einem Schilderhause aufgespürt: im Stehen, die Soldatenflinte in der Hand, eingeschlafen in dem kleinen Hause, worin die Wachposten vor scharfem Wind und Wetter Schutz zu suchen pflegen. —

Nach Berlin kam im Herbste 1815 auch Kaiser Alexander zum Besuche des Königs, zwei Tage später als seine jüngsten Brüder. Der Zar, auf seiner Heimkehr von Paris, hatte in Dijon mit dem Kaiser Franz einer zweitägigen Musterung des österreichischen Kriegsheeres beigewohnt. Er war von da über Vesoul, Basel, Karlsruhe, Ulm nach Worlik in Böhmen gereist, wo er bei dem Fürsten Schwarzenberg in dessen Bergschlosse einsprach und dann über Prag und Peterswalde den Weg nach Berlin nahm. Eine Meile vor Berlin, in dem Dorfe Friedrichsfelde, sah der am 24. Oktober gegen Mittag von Frankfurt an der Oder anlangende Zar sich von dem König und dessen Prinzen, sowie den beiden Großfürsten begrüßt. Zur feierlichen Einholung des hohen Bundesgenossen war ihm der König entgegen-

gefahren, den Großfürsten Nikolaus neben sich im Wagen. Hinter Friedrichsfelde stand eine Ehrenpforte zum ersten Willkommen Alexanders, eine zweite beim Neuen Kruge vorm Frankfurter Thore, wo die Monarchen zu Pferde stiegen und die Front der Truppen hinauf ritten, die hier in der von dem „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I schnurgerade angepflanzten Pappelallee aufmarschiert waren. Das Thor hinter sich, hielten der Kaiser und der König unter den Frankfurter Linden, um die Truppen vorbei ziehen zu lassen; beim Anschreiten des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments zog der Zar den Degen, um es beim König vorbeizuführen. Unter Kanonenknall, Glockenklang, Hurra- und Vivatgeschrei ritten die beiden Monarchen weiter, durch die Frankfurter- und Kaiserstraße über den Alexanderplatz und die Königsbrücke, die Königsstraße entlang nach dem Schlosse. Helle Freude über Alexanders Besuch, seinen zweiten in Berlin, spiegelte sich abends in den Fenstern der erleuchteten Häuser.



Besuch des Kaisers Alexander in Berlin: Die Ankunft.

Gerade vor neun Jahren war Napoleon von Jena über Weimar, Naumburg, Merseburg, Halle, Dessau und Wittenberg nach Potsdam gekommen, sich dort im Schlosse einlagernd in den nämlichen Zimmern, die Kaiser Alexander im Oktober 1805 bewohnt hatte. Mit welchem Hohne hat damals der übermütige Sieger in seinem Bülletin aus Potsdam vom 25. Oktober 1806 darüber gespottet, daß Kaiser Alexander am Sarge Friedrichs des Großen dem König im Beisein der Königin Luise die Hand zu dem großen europäischen Kriegsbunde gereicht habe. Als ein auffallender Umstand wurde es in jenem Bülletin ausdrücklich hervorgehoben: „daß der Kaiser (Napoleon) am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde in Potsdam eingezogen und in den nämlichen Zimmern abgestiegen sei, wie der Kaiser von Rußland auf seiner vorjährigen für Preußen so verhängnis-

vollen Reise." — Jetzt, seit acht Tagen, bewohnt der am 16. Oktober 1815 ausgeschiffte General Bonaparte als Gefangener auf St. Helena bis zu seinem letzten Umzuge nach Longwood das kleine Landhaus bei Briars, wo er die englischen Schildwachen vom Fenster aus sehen kann, nicht die Wachparade seiner Garden, die er im Schlosse zu Potsdam gerade so wollte aufziehen sehen wie der König von Preußen.

Der Kaiser Alexander sah bei seinem diesmaligen Besuch des Königs auch seine Schwestern um sich: am 25. Oktober kam die Großfürstin Katharina, verwitwete Herzogin von Holstein-Oldenburg, nach Berlin und am 29. die Großfürstin Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar mit ihrem Gemahl, die künftigen Schwiegereltern des Prinzen Wilhelm.

Mit den Festlichkeiten in Berlin wechselten stillere Ausflüge nach Potsdam, Paretz und der Pfaueninsel. Am ersten Novembertage, an welchem vor zwei Jahren der Feind seinen Rückzug über den Rhein angetreten hatte, stand der König mit seinen Kindern und der Kaiser mit seinen Geschwistern im Mausoleum zu Charlottenburg an dem Grabmale der Königin Luise. Eine ernste Stunde in diesen frohen Tagen, ein wehmütiges Zurückleben in die trübe Vergangenheit, welche die erhabene Dulderin so tief gebeugt hatte, und deren Aufhellen zur lichten Gegenwart sie nicht mehr schauen sollte. Vor zwei Jahren hatte der König bei seiner ersten Heimkehr als Sieger von Leipzig her den Lorbeer einsam auf den Sarg der Heimgegangenen gelegt; heute, das hehre über ihrer Gruft ruhende Marmorbild im Auge, wird er still den Muttersegen herabgefleht haben zu dem beschlossenen Herzensbündnis der Tochter, von welcher die Königin Luise, eine Seherin ihrer Kinder, geschrieben hat: „Unsre Tochter Charlotte verbirgt wie ihr Vater hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz. Scheinbar verschlossen und in sich gekehrt geht sie einher, hat aber viel Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft."



Fünfzehntes Kapitel.

Der Prinzessin Charlotte Verlobung mit dem Großfürsten Nikolaus.

Am 4. November erfolgte die feierliche Verlobung des Großfürsten Nikolaus mit der ältesten, damals siebzehnjährigen Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III und der Königin Luise, darauf in den nächsten Berliner Zeitungen die Verkündung, daß die beiden Monarchen, mit Einwilligung der Kaiserin-Mutter von Rußland, des Großfürsten Nikolaus Paulowitsch Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von Preußen festgesetzt hätten.



Großfürst Nikolaus von Rußland.
Nach dem Gemälde von Krüger, gestochen von Fr. Bolt.

Der Großfürst Nikolaus hatte die Prinzessin Charlotte zum erstenmale gesehen, als er im vorjährigen Februar mit seinem jüngsten Bruder Michael Berlin berührte. „Auf jener Durchreise nach Frankreich zum russischen Kriegsheere befanden die Großfürsten (so erzählt Th. v. Grimm, der Biograph der Kaiserin Alexandra Feodorowna, zuvor Prinzessin Charlotte) sich zum erstenmale jenseit der Grenzen des russischen Reiches und des beengenden Hoflebens: Geist und Gemüt wurden angesprochen nicht allein durch das Neue, sondern auch durch die Selbständigkeit. Ihr (kaum zweitägiger) Aufenthalt in Berlin war kurz, aber für das ganze Leben Nikolaus' entscheidend. Er sah und liebte die Prinzessin und verließ Berlin mit anderm Herzen, als er gekommen war. Das Kriegslager in Frankreich war nicht im stande, die Eindrücke wieder zu verwischen, die der Anblick der Prinzessin Charlotte in ihm erweckt hatte. Er entdeckte sich endlich dem Kaiser Alexander, seinem Bruder, und dem König Friedrich Wilhelm, Charlottens Vater, die aber beide ohne ein Geständnis der Prinzessin die Hoffnung weder unterdrücken noch beleben konnten. Aber des Großfürsten Bild stand auch der Prinzessin unabwendbar zur Seite, seit er Berlin verlassen, und sie wagte es schüchtern, ihren Bruder Wilhelm in einem Briefe davon zu unterrichten. Die beiden Monarchen wurden von Charlottens Wunsche in Kenntnis gesetzt und kamen überein, sich nicht einer Verbindung zu widersetzen,

die von dem Himmel selbst bestimmt schien. Der Kaiser Alexander, der Selbstherrscher aller Reußen, nach Napoleons Sturze unbezweifelt der mächtigste Herr seiner Zeit, wagte jedoch ein solches Familienverhältnis nicht auf eigene Hand zu unterschreiben und erwartete erst die Einwilligung der Kaiserin-Mutter. Unterdessen war Europa anders gestaltet, ein König von Frankreich saß auf dem Throne zu Paris, und Kaiser Alexander zog durch Berlin seiner nordischen Hauptstadt entgegen. — Zeuge der Freundschaft, die beide Monarchen sich einst über dem Sarge Friedrichs des Großen geschworen, die Napoleon zerrissen hatte, war Königin Luise gewesen; Zeuge des neuen (in Breslau geschlossenen) Bundes war die Prinzessin Charlotte. Aus den Thränen ihrer Mutter sollten Kränze für Fürsten und Völker erwachsen, und ihre jungfräuliche Hand sollte sie winden und verteilen. Ehe sie ihren sechzehnten Geburtstag feierte, war das große Werk vollbracht, der durch vulkanische Kräfte emporgehobene Kaiserthron Napoleons gestürzt, Deutschland und Europa frei. Die Erziehung der Prinzessin Charlotte, von Stürmen und Schrecken des Krieges bedroht, durch die schwersten Verluste unterbrochen, war mit dem glücklichen Ausgange der Begebenheiten glücklich beendigt: die Jungfrau stand in schönster Blüte da. Als sie ihren siebzehnten Geburtstag feierte, war Napoleons Thron zum zweitenmal gestürzt. Erst als der König zum zweitenmale im Siegeskranze in seine Hauptstadt einzog, da erschien auch der Großfürst Nikolaus an einem für das Haus Hohenzollern sehr gewichtigen Tage (22. Oktober). Am 4. November rückte das russische Regiment „König von Preußen“ in Berlin ein. Im Königlichen Schlosse wurde an demselben Tage ein Gastmahl gegeben, an welchem die beiden Monarchen, die Mitglieder der Königlichen und Kaiserlichen Familie an einer Tafel saßen, zu welcher außerdem nur der greise Blücher und Barclai de Tolly (der russische Feldmarschall) gezogen waren; die übrigen geladenen Hofgäste befanden sich in großer Zahl im Vorzimmer. Plötzlich erhoben sich die beiden Monarchen und tranken auf das künftige Wohl der Verlobten des Großfürsten Nikolaus und der Prinzessin Charlotte. Die Helden Blücher und Barclai de Tolly hatten diese Verlobung der übrigen Gesellschaft noch vor der Tafel im geheimen angezeigt, die nun den Saal betrat, um dem künftigen Paare ihre Glückwünsche darzubringen. Diese Nachricht durchflog die



Friederike Luise Charlotte, Prinzessin von Preußen.
Nach dem Gemälde von L. Wolf, gestochen von F. W. Bollinger.

ganze Stadt, und der junge Großfürst wurde jetzt ebenso Gegenstand der Berliner Neugier wie sein erhabener Bruder, der Kaiser Alexander."

So A. Th. Grimm in seinem dem König Wilhelm von Preußen gewidmeten Buche von dessen ältester Schwester. Grimm, von bürgerlicher Herkunft aus Thüringen, erwarb sich das lebenslängliche Vertrauen der Kaiserin von Rußland zuerst als Studiendirektor und Leiter des Unterrichts ihres zweiten Sohnes, des Großfürsten Konstantin. Als dieser seine Schwester, die Großfürstin Olga, nach ihrer Vermählung mit dem Kronprinzen, nachherigen König von Württemberg, nach Stuttgart begleitete und auf der Rückreise die schöne Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg, eine Großnichte der Königin Luise, kennen gelernt hatte, schrieb er seinen Herzenswunsch, sie zu besitzen, nach Petersburg, rund heraus erklärend: „Diese oder keine." Überrascht gingen der Kaiser und die Kaiserin lange miteinander zu Rate. Endlich sagte Nikolaus: „Als ich Dich kennen lernte, war es auch mein fester Entschluß, Dich oder keine zu heiraten, und ich war auch erst achtzehn Jahre alt. Schreibe ihm also, daß ich meinen Segen dazu gebe. Vier verschiedene Personen, welche die Prinzessin gesehen haben, loben sie wie aus einem Munde. Es sei also; aber er soll noch zwei Jahre warten." Hatte doch Nikolaus ebenfalls anderthalb Jahre auf die Heimführung seiner Braut warten müssen, die dann ihr Bruder, der Prinz Wilhelm, nach Petersburg geleitete.



Russischer Grenadier vom Regiment König von Preußen auf Posten in Berlin.

Das am Verlobungstage der Prinzessin Charlotte in Berlin auf seinem Heimmarsche einrückende russische Grenadierregiment „König Friedrich Wilhelm III." wurde von den Monarchen nebst den Prinzen begrüßt. Alle in Berlin stehenden Truppen waren zum Empfang ihrer russischen Waffenbrüder in Parade aufmarschiert, und gleichwie Alexander bei seiner Ankunft sein preußisches Regiment an dem König vorbeiführte, so heute der König Friedrich Wilhelm III sein russisches Regiment beim Kaiser vorbei. Auch bevorzugte er es dadurch, daß er am nächsten Tage sämtliche preußische Wachen seiner Hauptstadt, Sicherheits- und Ehrenposten von russischen ablösen ließ. War vor neun Jahren der Feind in Berlin auf Wache gezogen, so that es nun auf des Königs Wunsch diese befreundete, seinen Namen tragende Heerschar. Am 6. November, an welchem die Zeitungen das feierliche Eheversprechen des Großfürsten Nikolaus und der Prinzessin Charlotte veröffentlichten, bewirtete der König

sein russisches Regiment zusammen mit dem preußischen Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment in dem zur schmucken Speisehalle gestalteten Zeughause. Zum Nachtische erschien der König mit dem Zaren und den Prinzen, um seinen fröhlichen Gästen gesegnete Mahlzeit zu wünschen. Mancher gemeine Mann wurde freundlich von den obersten Kriegsherren angeredet und befragt: bei welchem Gefecht er sich sein Ehrenzeichen verdient oder die Wunde geholt habe, deren Narbe nun angesichts der leutseligen Majestäten und Hoheiten um so röter anschwoll, wie im Widerschein des vor Freude und Stolz erglühenden Soldatenherzens. Abends war die Stadt zu Ehren der fürstlichen Verlobten erleuchtet: wieder trugen die Kandelaber flammende Feuerbecken zu beiden Seiten der neu aufgebauten Siegesstraße unter den Linden, durch welche der König nach seiner vorjährigen Heimkehr in Berlin eingezogen war; wieder schaute die Viktoria von ihrem Siegeswagen herab auf einen Strom von Licht, in welchem die vom Herbste vergoldeten Linden blitzten.

Mit seinen Gästen fuhr der König abends durch die erhellten Straßen. Dann besuchten sie zusammen das Ballfest, welches die Stadt Berlin zu Ehren der fürstlichen Verlobten im Konzertsaale des Schauspielhauses gab. Tags darauf machte der Kaiser die Abschiedsbesuche. Wie er es sich ausgebeten hatte, ohne Gepränge reiste er am 8. November von Berlin weiter nach Warschau, einige Stunden später seine Schwester, die verwitwete Herzogin von Oldenburg weiter nach Petersburg. Seine zweite Schwester, die Erbgroßherzogin von Weimar, verweilte mit ihrem Gemahl noch zwei Tage in Preußens Hauptstadt, um am 10. November ihre Fahrt nach Petersburg fortzusetzen. Eben dahin reiste dann in der Nacht der Großfürst Nikolaus mit seinem Bruder Michael ab: er geizte mit jeder Stunde, die er noch in der Nähe der ihm verlobten holden Königstochter zubringen durfte.

Über die beiden Schwestern Alexanders äußert sich Karl von Nostiz, früher Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, in der Folge russischer Generalleutnant, in seinem Tagebuche während des Wiener Kongresses: „Der Kaiser von Rußland ist (in Wien) öfters mit seinen Schwestern zusammen, den Prinzessinnen Marie und Katharina, zweien sehr interessanten Frauen, von denen jene das Gemüt, diese den Geist des Bruders anzieht. Die Großfürstin Marie sieht zart und sanft aus, doch immer wie hinter einem Trauerflor. Sie muß sehr empfänglich sein für trübe Eindrücke von außen; freilich war ihre Seele lang beunruhigt um das Schicksal ihres Bruders und ihres Vaterlandes. Katharina (zwei Jahre jünger als die damals neunundzwanzigjährige Großfürstin Marie) tritt dreister ins Leben und eignet sich gern dessen Glanz zu mit wahrhaft herrischem Sinn. Besonders schön ist ihr Mund, die Gestalt, das brennende Auge. Ihr Geist ist sehr gebildet, aufgeweckt und scharf. Ich sehe in dieser Prinzessin Peter den Großen, Katharina II und Alexander, nach den Eindrücken ihrer folgenden Zeiten, bald greller, bald sanfter gemischt. Durch ihre Verbindung mit dem Kronprinzen von Württemberg (mit dem sie sich in Wien verlobte) kommen zwei strebende gebietende Geister zusammen. Das Projekt der Oberbefehlshaberschaft der tief im Hintergrunde schlummernden Reichsarmee soll dem Kronprinzen die erste Stufe



Großfürstin Katharina von Rußland.
Nach einem Gemälde von Benner, gestochen von Mécou.

seiner öffentlichen Gewalt werden, die er vielleicht gern mit der Kaiserkrone einmal krönen möchte."

Wie der Prinz Wilhelm der Vertraute war seiner Schwester Charlotte in dem Zuge ihres Herzens zu dem Großfürsten Nikolaus, so der Kaiser Alexander der Vertraute seiner Schwester Katharina in ihrer Neigung zu dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg. Die Verlobung beider verkündete der Zar bei einem Ballfeste, zu welchem er den Kaiser Franz und die österreichischen Erzherzöge, den König Friedrich Wilhelm III und die preußischen Prinzen, sowie sämtliche zum Kongreß in Wien anwesenden Fürsten geladen hatte. Die hohe Gesellschaft versammelte sich in den Prachtsälen des russischen Bevollmächtigten, nachherigen Staatskanzlers, Fürsten Rasunowski, dessen Name durch die ihm von Beethoven gewidmeten drei Quartette einen guten Nachklang in der Kunstwelt hat. Auf dem Balle reihte sich an die Polonaise ein russischer Nationaltanz und daran eine Mazurka, dazu ein Glücksspiel: jeder Herr hatte den ihm zufallenden Gewinn seiner Dame zu verehren. Der Kronprinz von Württemberg gewinnt einen Halskragen vom schönsten sibirischen Zobel und bringt ihn der Großfürstin Katharina dar. Als Gegengeschenk reicht sie ihm den Ballstrauß, den sie von Band und Schleife ihres Gewandes löst — ihr wiederholtes Jawort durch die Blumen. Jetzt auf seiner Brautfahrt nach Petersburg kommt auch der Kronprinz von Württemberg nach Berlin, am 12. November, vier Tage nach der Abreise der Großfürstin Katharina. Erst in der russischen Hauptstadt sieht er sie wieder. Dort feiert er seine Vermählung mit ihr am 24. Januar 1816. Kaum neun Monate nachher besteigt er mit ihr den ererbten Thron, und noch nicht volle drei Jahre nachher sieht er sie ins Grab sinken. Innige Klagelieder hat Justinus Kerner, der schwäbische Dichter, der früh verstorbenen Königin Katharina nachgesungen; in dem ersten lautet es:

O sel'ge Herrin! Stern aus Norden,
Der sich einst mild zu uns gewandt,
Du, die zum Liebesstern geworden
Dem hoffenden, dem armen Land.

Bist schon verschwunden, kaum gekommen,
Ein Morgen über Thal und Höhn,
Und deine Saat, des Lichts benommen,
Muß nun im Keime trauernd stehn.

Ihr Glocken, mit geweihtem Schalle
Ruft durch die trauernd stille Luft:
Ihr Armen kniet und betet alle!
Hört's, eure Mutter deckt die Gruft.

Auch Ludwig Uhland, einer der für „das alte gute Recht“ streitenden Württemberger Landstände, läßt seine freie Muse bedeutsam auf den Sarg der Königin Katharina einen vollen Kranz von Ähren zur Krone hinlegen:

Nimm hin, Verklärte, die du früh entschwunden!
Nicht Gold noch Kleinod ist dazu verwendet,
Auch nicht aus Blumen ist der Kranz gebunden,
In rauher Zeit hast du die Bahn vollendet:
Aus Feldesfrüchten hab' ich ihn gewunden,
Wie du in Hungertagen sie gespendet;
Ja, gleich der Ceres Kranze flocht ich diesen,
Volksmutter, Nährerin, sei mir gepriesen!

Die andre der beiden Großfürstinnen, die zur Verlobung ihres Bruders Nikolaus mit der Prinzessin Charlotte in Berlin waren, die Erbgroßherzogin Marie sah auf jener poetischen Ehrenpforte, welche Schillers Dichtkunst zu ihrem Einzuge in Weimar baute, auch den Namen Alexanders leuchten. In dem lyrischen Spiele: „Die Huldigung der Künste,“ läßt Schiller die Skulptur auftreten, indem sie, eine von ihr erschaffene Viktoria zeigend, von diesem Siegesbilde sagt:

Dein hoher Bruder schwingt's in mächt'ger Hand;
Es fliegt einher vor Alexanders Waffen,
Er hat's auf ewig an sein Heer gebannt.
Ich kann aus Thon nur Lebenloses bilden,
Er schafft sich ein gesittet Volk aus Wilden.

Das russische Grenadierregiment Friedrich Wilhelm III setzte am 14. November, nach zehntägigem Aufenthalt in Berlin seinen Heimmarsch fort. Der König selbst führte es zur nordöstlichen Stadt hinaus, durch das Königsthor und geleitete es eine Stunde Weges bis nach Weißensee. Hier im Dorfe ließ er die Mannschaften mit einem Frühstück bewirten, während er mit seinen Söhnen, dem Kronprinzen von Württemberg und den Offizieren einen Imbiß im Gutshause zu sich nahm, dort erwartet von den Prinzessinnen Charlotte und Friederike, welche dem Regimente voraus gefahren waren. Als dieses dann zum Weitermarsche beim König vorbeizog, erschollen aus den Reihen der Russen rührende Äußerungen ihres Dankgefühles und Segenswünsche für das preußische „Väterchen“ und seine Tochter, in der sie wohl die Großfürstinbraut vor Augen hatten, aber nicht die künftige Landesmutter voraussehen konnten.

Noch einen hohen Besuch empfing der König. Zwei Tage später, am 16. November abends, langte von Leipzig her die Kaiserin von Rußland in Potsdam an, die Gemahlin Alexanders, Schwester des Großherzogs von Baden. Unter acht Prinzessinnen kleiner deutscher Höfe, welche der Kaiserin Katharina II zur Auswahl für Alexander, ihren ersten Enkel standen, hatte die große Selbstherrscherin die badische Prinzessin Luise erkoren. Sie habe, schreibt Grimm, Alexander schon in einem Alter verheiratet, das man in Deutschland noch nicht reif für Universitätsstudien

findet, geschweige für einen selbständigen Haushalt. Ihre bescheidene Natur und die Verhältnisse hätten in Alexanders Gemahlin eine Ängstlichkeit und Schüchternheit ausgebildet, die außer dem russischen Geschichtschreiber Karamsin nur wenigen erlaubte, sich dieser geistig bedeutenden Frau zu nähern. Als Prinzessin eines deutschen Kleinstaates geboren, von jeher an beschränkte Ansprüche gewöhnt, sei sie in Rußland so geblieben. Ihr Gemüt habe sich gesträubt gegen den Glanz, den sie als Kaiserin verbreiten sollte, und zuletzt sei sie in dem sonderbaren Vorurteil befangen gewesen, als ob ihrer Liebe und Neigung, wohin sie dieselben auch tragen möge, ein Mißgeschick sicherlich nachfolge. Der Gedanke, daß ihr der Kindersegen versagt geblieben, habe besonders an ihr genagt und so sie sich fremd gefunden im fremden Lande wie eine welkende Blume. Wenige hätten das Glück gehabt, sich ihr zu nahen und in stiller eingehender Unterhaltung den Schatz hoher Bildung und eines tiefen Gemütes zu ahnen, den die zur Schwermut neigende Kaiserin in sich barg. „Erst in den letzten Jahren seines Lebens fühlte Kaiser Alexander sich plötzlich zu seiner einsamen, engelgleichen Gemahlin Elisabeth hingezogen, die nie aufgehört hatte, ihn zu lieben und, wie sie ihn selbst nannte, wie einen Engel zu verehren. Er begann jeden freien Augenblick mit ihr zu teilen und mit der Zärtlichkeit eines Bräutigams ihr entgegen zu kommen. Er fand plötzlich den Frieden, die Ruhe und das Glück wieder, die er so lange ersehnt hatte." —

Die Königin Luise (so berichtet Frau von Berg) hatte seit der Rückkehr von ihrer und des Königs Reise nach Petersburg, wo sie vom 7. bis 31. Januar 1809 als liebe und großartig gefeierte Gäste verweilten, vornehmlich mit der größten Anhänglichkeit von der Kaiserin Elisabeth gesprochen. Mit Rührung erwähnte sie, wie ihr diese Reise eine Freundin zugeführt habe, deren edle und schöne Eigenschaften sie für immer an sie fesseln würden. Die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, mit der Königin in Petersburg, bemerkt in ihrem Tagebuche: „Die junge Kaiserin (Elisabeth) hat etwas rührend Sanftes, aber leider hat sie eine ganz verdorbene Haut- und Gesichtsfarbe. Die alte Kaiserin (Alexanders Mutter) ist sehr gut konserviert; der Kaiser stellte der Königin die drei Großfürstinnen vor, die in Wahrheit reizend sind. Am 13. Januar um 11 Uhr fand in der Schloßkirche die große Zeremonie der Verlobung der Großfürstin Katharina (mit dem Herzog von Holstein-Oldenburg) statt. Die Verlobten standen auf einer mit rotem Samt beschlagenen Estrade, mit den brennenden Kerzen in der Hand. Der Groß-Almosenier in seinem bischöflichen Ornat vollzog die Zeremonie, natürlich alles in russischer Sprache. Er segnete die Kerzen der Brautleute, und beide küßten das Kruzifix und die Hand des Priesters. Dann wechselte die Kaiserin-Mutter die Ringe. Es war schön und feierlich, und alle Menschen in der Kirche wohnten die ganze Zeit über stehend der Handlung bei. Dann kam die heilige Messe: alle Herrschaften schienen mir sehr fromm und andächtig zu sein. Wir trugen alle die russische Hoftracht, welche der Kaiser uns gegeben hatte. Nachher großes Diner, Dienst der Hofchargen, Kanonendonner. Abends großer Ball." — Jetzt sah die Kaiserin von Rußland bei ihrer Ankunft in Potsdam die älteste Tochter der Königin Luise, ihre zukünftige Schwägerin. In ihrer, der Prinzessin Charlotte Begleitung fuhr die Kaiserin am nächsten Vormittage von Potsdam

nach Charlottenburg, besuchte hier im stillen das Mausoleum zum Andenken an ihre verewigte Freundin. Feierlich zog sie nachmittags in Berlin ein: wieder wie vor drei Wochen zum Empfang des Kaisers Alexander hallten die Glocken von den Kirchtürmen, rollte der Donner der Kanonen, standen die Truppen in Parade. Beisammen fand diesmal die Kaiserin Elisabeth die Königliche Familie. Bei ihrem vorjährigen Besuch, als sie auf der Durchreise nach ihrer badischen Heimat vom 22. bis 25. Januar in Berlin verweilte, stand der König mit seinen ältesten Söhnen und den andern Prinzen noch vor Paris. Der Eindruck ihres von Herzen sanftmütigen, gelinden Wesens spiegelt sich auch in einer gleichzeitigen Aufzeichnung der Prinzessin Wilhelm, der Schwägerin des Königs. In ihrem Tagebuch schreibt sie nach der Abreise der Kaiserin Elisabeth: „Wie anders ist es mir nun, wenn ich den geliebten Namen nenne: sie war mir immer teuer, schon in der Idee und jetzt ist sie mir eine Herzensfreundin geworden. Sonnabend den 22. kam sie, nachdem wir sie vom 12. an erwartet hatten — der Jubel des Volks verkündete ihre Annäherung. Mir war wohl ein wenig bange wegen meiner ersten Rolle (als Herrin am Königlichen Hofe, die russische Majestät zu empfangen); aber gleich als ich sie auf der Treppe (des Schlosses, auf der ihr die Prinzessin entgegenging) sah, da wurde mir schon wohler. Karlchen (der um vier Jahre jüngere Bruder des Prinzen Wilhelm) führte sie auf der einen Seite, sie mich auf der andern; am 23. kam sie zu mir, gab sich viel mit dem Kleinen ab, der so zutraulich gleich mit ihr war. Bei mir war sie im Hauskleide, zu den andern fuhr sie im Staat, auch zu dem König von Sachsen, der (damals im Schlosse wohnend) gleich abends bei ihr war nebst Familie. Am 24., an ihrem eigentlichen Geburtstag, fuhren wir mit Amalie allein nach Charlottenburg, besahen der Königin Zimmer und dann ihr Monument — wie tief mich das erschüttert hat, läßt sich denken — noch dazu war ich nicht im Monument gewesen, seit sie selbst darin liegt — so feierlich war es uns allen. Daß sie wirklich da lag, war mir so unbegreiflich." In einem Briefe an ihre Mutter, die Landgräfin von Hessen-Homburg, schreibt die Prinzessin Wilhelm über die Kaiserin Elisabeth: „Welche entzückende Frau. Nie habe ich eine so liebenswürdige Person gesehn, wie sie ist, und dabei ist sie so gut und sanft und bescheiden; sie ist ein Engel, ich liebe sie wie eine Freundin!"



Prinzessin Wilhelm von Preußen, geb. Prinzessin Marianna von Hessen-Homburg.
Gestochen von Fleischmann 1820.

Seit dem Tode der Königin Luise, deren treue Leidensgenossin sie in Königsberg und Memel war, hatte die Prinzessin Wilhelm sich der halb verwaisten Königskinder mit mütterlichem Herzen angenommen. An sie schrieb die Prinzessin Charlotte im September 1813 aus Breslau nach Berlin, wo

sie während des Schlachtgewitters von Groß-Beeren und Dennewitz getrost ausgeharrt hatte: „Himmlische Tante, welche neue Angst und welch neue Gefahren müssen Sie ausgestanden haben, oder bauten Sie mit solcher Zuversicht auf den gütigen Gott, daß es Ihnen als eine Unmöglichkeit vorkam, die Feinde noch einmal in Berlin einfallen zu sehen? Wie ich Sie kenne, so glaube ich ohne Erstaunen an Ihren Mut.“ Als die Prinzessin Wilhelm am 13. Oktober des ersten Befreiungskrieges ihren achtundzwanzigjährigen Geburtstag in Berlin beging, wurde sie von der noch fernen Königstochter schriftlich beglückwünscht: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank! Doch heute ist es mir unmöglich, auch dieses Gefühl zu haben, denn ich bin recht traurig, so weit von Berlin, nicht bei Ihnen zu sein.“ Dann in den zutraulichen Zeilen, welche die Prinzessin Charlotte als Verlobte des Großfürsten Nikolaus an die Prinzessin geschrieben hat, lautet es: „Ach, liebe Herzenstante, was ist mir das Herz so schwer! Wie werde ich es tragen, die harte Trennung! Ich soll alle die treuen Herzen missen und den Rat meiner Minnetrost (mit diesem poetischen Beinamen schmückte sie ihre Herzenstante nach der dem milden Mondlicht ähnlichen Muhme Minnetrost in Fouqués damals berühmtem „Zauberring“) und die himmlisch süßen Worte nicht mehr hören. — Ach, in Ihrer Nähe da ging mir jedesmal das Herz auf und es floß über in Vertrauen und Besprechen, ich fand ja so schöne Teilnahme, so warmes Mitempfinden, daß alle Scheu, alles Mißtrauen davon flog.“ Auch der Prinzessin Wilhelm ist die Trennung von ihrer Nichte nahe gegangen: „Ich liebte sie so sehr, sie war mir so anhänglich, und die Art ihres Charakters war ganz zum „Beleben“ gemacht — und das haben wir hier nötig. Obwohl wir von einander verschieden waren, so waren wir doch sehr miteinander verbunden, und sie wird mir überall fehlen, diese teure Charlotte. Gott geleite sie in dieser neuen und größern Welt; sie hat so viel Reinheit und Unschuld in ihrem Charakter bewahrt, daß sie sich oft wundern wird, wenn sie eine so verkehrte Welt kennen lernt, wie die von St. Petersburg ist.“ *)

Um so erfreulicher das herzliche Benehmen der Kaiserin Elisabeth gegen die anmutige Königstochter. „Die Preußen,“ sagte der ihr verlobte Großfürst Nikolaus zu dem Obersten von Reiche, „werden sehr böse auf mich sein; denn ich hole ihnen ihr köstlichstes Kleinod weg.“ Die Kaiserin reiste am 20. November von Berlin weiter. Mit ihr in einem Wagen fuhren die Prinzessinnen Wilhelm und Charlotte bis Friedrichsfelde, wohin der König und seine Söhne im Gefolge des gesamten Hofes Ihre Majestät geleiteten.

*) Vgl. Wilhelm Baur: Prinzeß Wilhelm von Preußen, geborne Prinzeß Marianna von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzeß. Hamburg 1886, S. 219 und 220.

Sechzehntes Kapitel.

Nach dem zweiten Pariser Frieden.

An demselben Novembertage kam endlich der zweite Pariser Friede dort zum Abschlusse, dessen Grundlage die Monarchen noch während ihrer Anwesenheit in der Hauptstadt angenommen hatten. Elsaß und Lothringen blieben nach wie vor französisch, wie feuereifrig auch Blücher und Gneisenau dagegen gestritten hatten. Reiche berichtet, daß der Feldmarschall Blücher schon am 18. Januar 1814 in Nancy die Äußerung gethan hat: „Mit Flauheit und sich den Franzosen liebes Kind machen, richtet man nichts aus. Die Zeit der Repressalien ist gekommen; sie müssen haarklein herausgeben, was sie den Deutschen auf meist verräterische Weise geraubt haben. Elsaß und Lothringen gehören zu Deutschland, und der Rhein ist ein deutscher Strom, der mit seinen Gauen uns gehört; nichts davon darf hinfüro in den Händen des deutschen Erbfeindes bleiben." — Leider (setzt Reiche hinzu) ist von allen diesen schönen Dingen nichts zur Wirklichkeit geworden.

Was Preußen weder im ersten noch im zweiten Pariser Frieden durchgesetzt hat, daß Elsaß und Lothringen an Deutschland zurückgegeben werde: das wird ein halbes Jahrhundert nachher der blutig errungene Preis in dem neuen Waffengange sein, zu welchem Napoleon III den König Wilhelm herausfordert und dieser die deutschen Völker auf französische Schlachtfelder führt. Aber nur was gegenwärtig ist, wird erkannt, mehr oder minder klar; was da kommt — und „zögernd kommt die Zukunft hergezogen" — steht wie ein verschleiert Bild vor den Augen der Lebenden. Hinter diesem Schleier verbarg sich auch einem Niebuhr die Herrlichkeit der kommenden Zeit. „Es ist (schreibt er am 12. Dez. 1815 aus Berlin) hier, wie wohl überall in Deutschland, eine sehr unbehagliche Stimmung. Das wissenschaftliche Interesse hat ebenso sehr und mehr gelitten wie während und nach dem Fieber der französischen Revolution, und die schönen Träume verfliegen einer nach dem andern, so daß man sich gestehen muß, die herrlichsten Gelegenheiten, einen bleibend höheren Zustand zu gründen, seien verscherzt und verdorben; es sei eine sehr gemeine Zukunft zu befürchten. Die edle Bahn des Lebens ist gewaltig schmal." Was die älteren Männer so unbehaglich stimmte, auf Abwege trieb es bald die jüngeren, die den „verfliegenden schönen Träumen" nachjagten. Es entspannen sich geheime Verbindungen: schon im neuen Jahre 1816 erging eine Warnung vor solchen mit dem Fingerzeige auf die im preußischen Landrecht gegen dergleichen Gesellschaften vorgesehenen Verbote und gesetzlichen Strafen. Schärfere Maßregeln veranlaßten die 1817 begangene Wartburgsfeier, bei welcher, wie eine der Festbeschreibungen sich ausdrückt, „das blutgoldene Morgenrot in der Winternacht der Knechtschaft heraufzog," und über welche dann Niebuhr sich äußert: „Die rohen Vorfälle auf der Wartburg, gemischt mit religiöser Komödie, haben mich tief bekümmert. Unsre Jugend zeigt sich, wie sie hier



Wartburgfest.

aufkommt, aufgeblasen, hohl und pöbelhaft. Freiheit ist ganz unmöglich, wenn die Jugend ohne Ehrerbietung und Bescheidenheit ist. Schriebe ich, wie es mir ums Herz ist, würden sie mich auch verbrennen (wie das studentische Ketzergericht dort die zuvor auf eine Mistgabel gespießten Bücher von Ancillon, Haller, Kotzebue, Kamptz, Schmalz, Immermann und andern zum geistigen Feuertod verdammten Verfassern, dazu einen „hessischen Zopf,“ einen „preußischen Gardisten-Schnürleib und einen österreichischen Korporalstock“). Und doch weiß ich (Niebuhr), daß selbst alle echte Republikaner aller Zeiten es unterschreiben würden. Nach der Ermordung des alten Bühnendichters und russischen Staatsrats Kotzebue durch Sand, einen Studenten der Theologie aus Wunsiedel im Fichtelgebirge, hat Niebuhr, damals preußischer Gesandter in Rom, geschrieben: „Mir graut bei dem, was man von Deutschland her sieht und hört. Kotzebues Ermordung, welche unsinnige Verrücktheit! Ist denn die Ansicht von dem, was Recht und Unrecht, erlaubt und abscheulich ist, so verdreht in Deutschland, daß sich für eine solche That Stimmen erheben können? Und übersieht man denn, auch abgesehen davon, die Folgen dieser unglückschwangeren That? Sieht man nichts voraus von dem Eindruck, den sie auf die Regierungen hervorbringen wird? Man darf dergleichen kaum vor den Verblendeten aussprechen, ohne für einen Pinsel gehalten und proskribiert zu werden.“

Die Proskriptionsliste der zur Nachfeier des Wartburgfestes verbrannten Bücher war aus Berliner Kreisen gekommen. Ein Berliner Student, Maßmann, trug zu dem Oktoberfeuer, um welches ringsum geturnt, gesungen und gezecht wurde, die Pakete heran, worin die Schriften stecken sollten, „die, weil sie eine undeutsche, dem Zeitgeiste widerstrebende Gesinnung bekundeten, den Flammen überliefert wurden.“ Aber (so erzählt Heinrich Leo als Augenzeuge) nicht die Bücher selbst verbrannte man, sondern lediglich Makulatur, in Pakete von etwa entsprechender Größe geschlagen — bis auf die damals erst fertigen Probebogen von Reinhardts Schrift: „die Bundesakte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landstände,“ die man zufällig bekommen hatte, und die nun auch eifrigst, um den Glauben zu erregen, das andre seien auch die wirklichen Bücher, herumgezeigt

wurden vor dem Verbrennen: denn die nachherigen Verbrenner hatten fast keines der Bücher, die verbrannt wurden, gelesen?" — Die durch das sogenannte Feuergericht über ihre Schriften aufgebrachten Gelehrten und Schriftsteller, darunter einige hohe preußische Staatsbeamte beeiferten sich, das als eine Verschwörung gegen die Staatsgewalt auszuschreien, worin andre nur die allerdings rohen Ausbrüche kecken jugendlichen Übermutes sehen wollten. Ein Vorgefühl der schlimmen Folgen verrät sich schon in des Jenaer Professors Oken Bericht über das Wartburgfest: „Sollten irgendwo Studenten deshalb, weil sie auf der Wartburg gewesen, belangt werden, so berichte man es uns. Wir halten es, des ordentlichen Betragens aller ohne Ausnahme wegen, für Pflicht, sie zu verteidigen, und werden es thun nach dem Maße der Kraft, welche uns Gott gegeben hat." Goethe schreibt: die Feier deutscher Studierender auf der Wartburg habe eine ahnungsvolle Gegenwirkung verkündigt gegen das „Symbol der Souveränetät", welches er in einer Feierlichkeit zu Weimar fand, als der Großherzog vom Thron dem Fürsten von Thurn und Taxis in seinem Abgeordneten mit dem Postregel belieh, „worin wir sämtliche Diener in geziemendem Schmuck nach Rangesgebühr erschienen und also auch unsrerseits die Oberherrschaft des Fürsten anerkannten. Das Reformations-Jubiläum verschwand vor diesen frischen jüngeren Bemühungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet, und man mochte sich ganz andres von den neuesten öffentlich-geheimen Bestrebungen erwarten." — Kotzebues meuchlerische Ermordung durch Sand berührt Goethe nur nebenbei in seinen Tag- und Jahresheften von 1819: „Staatsminister von Voigt verläßt uns den 22. März. Er fühlte sich in der letzten Zeit sehr angegriffen von den unaufhaltsam wirkenden revolutionären Potenzen, und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Ermordung Kotzebues, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde. In dem übrigens ganz ruhigen Gang und Zug der Welt trafen Ihro Majestät die regierende Kaiserin von Rußland (Elisabeth) in Weimar ein."

In Berlin schienen gleichfalls, nach Goethes Ausdruck, „öffentlich-geheime Bestrebungen" durchzusickern. Der junge Prinz Wilhelm lebte und webte zunächst in seinem militärischen Berufe. Die politischen Bewegungen mochten ihn nur in sofern kümmern, als sie die neuen Heereseinrichtungen antasteten. Dies geschah durch die Opposition der Berliner Stadtverordneten gegen die allgemeine Wehrpflicht. Zuerst baten sie (1816) den König um die Gnade, daß die Einwohner der Residenz auf Grund der ihnen früher erteilten Vergünstigung der Kantonfreiheit fortan vom Kriegsdienste befreit bleiben möchten. Darauf kraft des bestehenden Staatsgesetzes abschlägig beschieden, richteten die Stadtverordneten ein zweites Gesuch an den König, verstärkt durch ein juristisches Gutachten, welches das erst als Gnade Gewünschte nunmehr als ein gutes altes Recht erweisen sollte. Schärfer ab- und zurechtgewiesen wurde diesmal die Opposition gegen die Wehrpflicht durch des Königs Kabinettsordre vom 2. Januar 1817, die den Berliner Stadtverordneten vom Staatsministerium zugefertigt wurde, und die dahin lautete:

„Mit gerechtem Unwillen habe Ich einen wiederholten Antrag der Stadtverordneten von Berlin auf die Befreiung von der Verpflichtung zum Kriegsdienst erhalten. Es kann Mich nur schmerzlich befremden, in der durch so viele Verhältnisse vor allen andern begünstigten Hauptstadt Meines Landes Einwohner zu finden, die sich von einem für alle Staatsbürger gleichen Gesetz lossagen und die Erfüllung einer heiligen Pflicht mit egoistischem Sinne auf ihre würdigen Mitbürger wälzen wollen. Nur in einer gleichen und willigen Erfüllung der zur Erhaltung des Reichs nötigen Gesetze, nicht in ihrer eigenmächtigen Deutung, oder in beliebten Ansichten kann Ich wahrhafte Beweise treuer Anhänglichkeit finden. Ich gebe daher Meinem Staatsministerium den Auftrag, allen denen, die den gedachten Antrag wiederholten, Meine höchste Ungnade zu erkennen zu geben, und halte Ich die wohlverdiente ernstere Ahndung dieser sträflich erneuerten Vorstellung bloß deshalb zurück, weil Ich Mich nicht von der Hoffnung trennen mag, daß nur in einem kleinen, vielleicht noch dazu irre geleiteten Kreise, nicht aber unter allen Einwohnern solche egoistische und unbesonnene Vorstellungen sich bilden könnten. Sämtlichen Behörden mache Ich es zur Pflicht, alle nötigen Maßregeln zu ergreifen, damit nicht solche unwürdige Gesinnungen sich weiter verbreiten, und sind Mir nötigenfalls die Urheber derartiger Veranlassungen anzuzeigen, damit diese außer ihrer Bestrafung auch noch als traurige Ausnahmen von den guten Gesinnungen Meines Volkes öffentlich bekannt gemacht werden können, da Ich es nie zugeben werde, daß die von Mir wohlwollend verliehenen Verfassungen zur Zersplitterung der Kräfte des Staates und zur Befriedigung unpatriotischer Gesinnungen gemißbraucht würden. Friedrich Wilhelm."

Bei den „Verfassungen" hatte der König hier besonders die auf Steins Rat gegebene Städteordnung im Auge, durch welche die Städter die Selbstverwaltung erhielten, ebenso wie die Bauern durch die Ackergesetze freie Verfügung über ihr Grundeigentum und Entlastung von allem Fron- und Dienstzwang. Jene Steinschen Reformen, auf die innere Erstarkung und Erhebung Preußens gerichtet, waren von Friedrich Wilhelm III durchgeführt, wie sehr auch selbst königstreue Männer, unter ihnen der General York, dagegen eiferten. Hat doch York geäußert: „Der Mann ist zu unserm Unglück in England gewesen und hat von dort seine Staatsweisheit hergeholt; und nun sollen die in Jahrhunderten begründeten Institutionen des auf Seemacht, Handel und Fabrikwesen beruhenden reichen Großbritannien unsern armen ackerbautreibenden Preußen angewöhnt werden." Wie damals der König trotz vielfachen Widerspruches Steins Reformen des Staatswesens, Scharnhorsts Reformen des Heerwesens ins Werk setzte, wie er dann die Stimmführer der märkischen Ritterschaft, die gegen die gleichmäßige Besteuerung aller Stände sich auf ihre alten „Exemtionen und Freiheiten" steifte, nach Spandau auf die Festung bringen ließ: ebenso entschieden wies er jetzt die Vertreter der Hauptstadt, die gegen die allgemeine Wehrpflicht ein altes Privilegium geltend zu machen versuchten, in die Schranken des Gehorsams zurück. Und noch hatte des Königs bestimmt ausgesprochener Wille Gewalt über die Väter und die Söhne. „Nach der Mordthat Sands (so berichtet H. Leo) forderte der König von Preußen sehr kategorisch seine Landeskinder von Jena ab und setzte einen Termin von nur

wenigen Tagen zur Ausführung des Befehls. Als die Anordnung (in Jena) eintraf, riefen wir den Preußen entgegen: „Ihr dürft nicht fort! Ihr müßt dem tyrannischen Befehle trotzen. Was? Ihr wollt freie deutsche Burschen sein? Ihr werdet euch doch nicht ins Bockshorn jagen lassen!“ Aber als die bestimmte Frist verstrichen war, da war kein einziger Preuße mehr in Jena — waren auch die fort, auf deren Trotz wir am sichersten gerechnet hatten. Das war eine heilsame Ernüchterung und eine Erinnerung daran, daß wir seither im Nebel einhergeschritten waren und Wolkengebilde für Alpenketten gehalten hatten.“



Abzug der preußischen Studenten aus Jena.

Wie die Sperre von Jena, wurde auch die Schließung der Turnplätze in Berlin viel besprochen, während die Jugend gar nicht so viel Aufhebens davon machte. Ein Brief Schleiermachers gibt Zeugnis davon: „mit welcher Leichtigkeit die Knaben den Verlust des Turnplatzes ertragen. Anfangs zwar wollte Göschens Otto und Ehrenfried den König zur Rede stellen und waren wirklich schon bis auf die Rampe (des Palais) gekommen, wo die Schildwache sie zurückwies; nun aber haben sie sich darein gefunden als wäre nichts.“ — Kennzeichen damaliger Stimmungen in Berlin sind andre briefliche Äußerungen Schleiermachers. „Bei uns ist alles erstaunlich ruhig, bis auf den toten Kotzebue; der spukt und tobt ganz gewaltig herum, und wenn sich ein paar Leute zanken, hat er sie gehetzt. Gewiß, was der alte Sünder auch verbrochen hat, es kann keine Hölle für ihn geben, wenn er weiß, welchen Lärm sein Tod auf seiner armen Erde mache; denn seligeres Futter gibt es nicht für seine Eitelkeit. Noch hat ja die Furcht nicht ganz aufgehört, daß er noch alle Universitäten mit sich in die Grube ziehen werde. Selbst ganz honette Leute lassen sich thörichtes Zeug vorschwatzen und einreden. Gneisenau zum Beispiel hat mich seit dieser Zeit gar nicht gesehen und zu Hüser gesagt: das sei doch nun die Folge von dem, wie die Jugend gelehrt werde, und ein ordentlicher Mann dürfe damit keine Gemeinschaft haben.“

Und dabei ist Gneisenau selbst arg verdächtigt, ja als „Demagogen-General“ angeschwärzt worden. Ausgesprochen darüber hat er sich in einem Briefe aus Berlin vom 22. Oktober 1819 an die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill: „Uns beiden (Gneisenau und dem General von Clausewitz) wenigstens nur erzeigt man hin und wieder die unverdiente Ehre, uns für Freunde der französischen Revolutionsgrundsätze zu halten, und niemals ist irgend jemand größeres Unrecht geschehen als uns. Stets haben wir beide die französische Revolution mit Abscheu betrachtet, sowie alles hierländische Treiben, das etwa solchen Grundsätzen ähnlich sah. Daß ich namentlich diejenigen verachte, die die preußische Ehre und, wäre es von ihnen gefordert worden, auch Preußens König Frankreichs Thron geopfert hätten um ihres Vorteils willen, und daß diesen Männern es gelungen ist, sich als Verteidiger der Königlichen Rechte geltend zu machen, ist freilich ein mir ungünstiger Umstand. Aber diese Männer würden ebenso eifrig die Rechte eines Hieronymus Napoleon verfochten haben, wenn es ihm gelungen wäre, auf den Thron der Hohenzollern sich zu setzen. Freilich wäre ich dann noch schlimmer daran, als jetzt, denn ich lebte dann als Flüchtling im Ausland. Ich will daher die mir widerfahrene Verunglimpfung ruhig ertragen; vielleicht wird doch noch die Zeit kommen, wo man mir hierin Gerechtigkeit widerfahren läßt.“ Ferner aus Berlin den 20. November an die Prinzessin Luise: „Ob man noch Verdacht gegen mich hege, wie ich manchmal aus den Blicken, die auf mich fallen, schließen könnte, ist mir nicht ganz klar. Wenn Herr von Kamptz und seine Geistesverwandten in ihrem Wahn oder Haß gegen mich als einen Verdächtigen mich darstellen, so mag dies in der Natur der Dinge und der Ereignisse liegen, und ich kann mich in der Ruhe meines Gewissens darüber beruhigen; schmerzlich aber würde es mir sein, wenn da, wohin Pflicht, Neigung und Dankbarkeit mich fesseln, noch Verdacht gegen mich obwalten sollte. Da mag denn die Zeit mich rechtfertigen.“ *)

Es gab Tage in Berlin, an denen die tollsten Gerüchte über Gneisenau sich herum sprachen. Varnhagens Tagebücher (dieser heimliche Sammelkasten jedes Stadt- und Hofklatsches, der Wasser war auf der Sägemühle des mißvergnügten, in seinen Augen großen, aber leider auf Wartegeld gesetzten Diplomaten) schwatzen einmal nach: Prinz Karl habe gesagt, es gebe vier Hauptumtrieber, Gneisenau und Grolmann (also zwei der ruhmreichsten Heerführer der Befreiungskriege), Schleiermacher (ja schon gegenüber den französischen Bajonetten als „unruhiger Kopf“ ernstlich verwarnt) und Savigny (Rechtslehrer des Kronprinzen, Mitglied des Staatsrats). Ein andermal plaudert Varnhagen an die Nachwelt aus: Gneisenau solle zur Untersuchung gezogen werden, sei auch wirklich schon vernommen worden. Zum dritten: er, der damalige Gouverneur von Berlin, sei unter polizeiliche Aufsicht gestellt! — Wie der Prinz (gemeint ist der Herzog) Karl ein Gegner Gneisenaus, so sollte der Kronprinz im Bunde mit dem General sein. Gneisenau selber deutet darauf hin in einem Neujahrsbrief (1818) an seinen Freund Clausewitz: „Das Verhältnis des Kronprinzen zum König soll anfangen sich zu

---

*) Bei Pertz und Delbrück: Gneisenau, V, S. 380 und 384.

trüben, gewiß ohne des ersteren Schuld, der kein Arg dabei hat; aber es regt sich eine kleine Eifersucht bei letzterem, und Leute, die sich wichtig und unentbehrlich machen wollen, mögen Argwohn einflößen. Man hat darüber bereits in Schlesien einfältige Geschichten erzählt von verräterischen Entwürfen und auch mich dabei genannt. Obgleich der König mich freundlich empfangen hat, so bin ich doch bis heute (den zweiten Neujahrstag), wo man mich nicht füglich weglassen konnte, noch nicht bei Hof eingeladen worden, woraus ich ebenfalls den Schluß ziehen könnte, daß man ganz glücklich in Verleumdung meiner gewesen ist, doch bin ich weiter nicht unruhig darüber."

Clausewitz hatte im Sommer zuvor den Kronprinzen nach den Rheinlanden begleitet und Gneisenau ihm vor dieser Reise geschrieben: „Den Kronprinzen werden Sie höchst liebenswürdig finden. Er ist sehr reich ausgestattet an Gemüt, Geist und Edelsinn, mutwillig und manchmal ausgelassen, wie es bei seinem regen Blut nicht anders sein kann, doch immer herzlich und gut, und von einer Reinheit, wovon ich, aus einem verderbten Zeitalter herstammend, das Rätsel noch nicht zu lösen vermag." Nach der Reise äußerte Clausewitz sich brieflich zu Gneisenau über den Kronprinzen: „Zu meiner großen Freude und Beruhigung meines Staatsgewissens habe ich bemerkt, daß zwischen allem Scherz und jugendlicher Ausgelassenheit, neben allem Durst nach Kunst- und Naturgenüssen, und trotz der anscheinenden Kälte für die Gegenstände schwerer Pflichten und trockener Mühen doch in ihm ein ernster Geist waltet und mit leisem Tritt wandelt, so daß man die Fortschritte desselben nur von Zeit zu Zeit gewahr wurde. Es gibt Menschen, die immer laut denken, und deren Lernen dem Getöse einer klappernden Mühle gleicht. Des Kronprinzen Geist aber wächst still wie eine Pflanze heran, und man wird von der kernigen Frucht überrascht, die sich noch bescheiden zwischen den Blättern verbirgt. Einzelne Momente haben mich überzeugt, daß still in ihm viel Grundsätze und Ansichten fertig liegen, die das Höchste und Wichtigste seines künftigen Berufs betreffen, und daß man also erwarten darf, er werde mit jedem Jahre mehr diese edlen Früchte still zeitigen. Was ich davon gesehen habe, hatte immer den Charakter der höchsten Reinheit, Menschenfreundlichkeit und hohen Adels der Gesinnung. Wenn ich also von diesen Blüten auf seine



Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, im 25. Lebensjahre.
Gemalt von Tangermann.

Herrschaft schließen soll, so wird sie ernst, gerecht und liebevoll sein; alles was wir in ruhigen Zeiten brauchen und wünschen. Ob für die Zeiten großer Stürme und Gefahren die Muskelkraft seines Armes sich kräftig genug ausbilden werde, um Steuer und Schwert mit gleicher Kraft zu führen, scheint mir noch unentschieden. Denke ich an die großen Kaiser des Mittelalters, die Sachsen und Schwaben, so möchte ich es bezweifeln, weil ich mir jene nicht anders als höchst vertraut mit der praktischen Welt denken kann; will ich mir aber auch diese Hoffnung neu aufbauen, so erinnere ich mich an die Jugendjahre Friedrich des Großen. Der Kronprinz hat die Rheinländer überall entzückt. Sein graziöser Anstand, seine herzliche Freundlichkeit, die Natürlichkeit aller seiner Äußerungen, die ungeheuchelte Liebe für Kunst und Natur haben nicht selten den höchsten Enthusiasmus erregt. Er ist allen erschienen wie ein freundlicher Genius, der den Ernst seines Vaters mildert. Die rührendste Einfalt ländlicher Huldigungen wechselte mit den prächtigsten Festen städtischen Reichtums ab. Zu denen zähle ich es, wenn an der Mosel jedes Dorf seine Gesandtschaft junger Burschen und Dirnen absandte, die in ihrer ehrlichen Einfalt mit dem Gesangbuch in der Hand sich uns näherten, Blumen, Früchte und den Ehrenwein mit zitternder Stimme überreichten und dann mit frommem Gesang wieder abzogen." *)

Einige Zeit nachher (so erzählt Stosch nach Gneisenaus eigner Mitteilung) habe der König bei einer Festlichkeit in Berlin sich Gneisenau genähert, ihn in eine Fensternische gezogen, ihm die Hand gedrückt und gesagt: „Es macht mir große Freude, Sie näher kennen gelernt zu haben und erkannt zu haben. Sie sind mir früher arg verleumdet worden." — Und als der zehnte Jahrestag der Schlacht von Belle-Alliance gekommen ist (18. Juni 1825), ernennt der König den bestverleumdeten General zum General-Feldmarschall der Armee: er, der König, glaube die Ihm und dem Vaterlande teure Erinnerung an diese Großthat nicht besser feiern zu können.

Prinz Wilhelm wird ebenso wie der Kronprinz 1815 in Paris an gewissen Merkmalen erkannt haben, daß man schon dort versucht hat, den König gegen Gneisenau einzunehmen, weil der General im Einklange mit dem Feldmarschall standhaft die Vergrößerung Preußens als das gute Recht des Siegers verfocht. Aber wie wenig der König sich durch die Einflüsterungen der Widersacher Gneisenaus bestimmen ließ, ging das nicht daraus hervor, daß er nach dem Frieden gerade ihm das Generalkommando am Rhein anvertraute, und ihn nachher zum Gouverneur der Haupt- und Residenzstadt ernannte? So werden auch die beiden ältesten Königssöhne sich die großartige Erscheinung des ritterlichen Kriegsmannes

*) Der Eindruck dieser Rheinreise auf den Kronprinzen ließ in ihm den von Clausewitz bemerkten heimlichen lebhaften Wunsch zurück, hier zu wohnen. Sein Schreiben an Gneisenau schließt Clausewitz mit den Zeilen: er übergebe diesen Brief Scharnhorst (dem Sohne des verewigten Generals und Schwiegersohne Gneisenaus); diese Gelegenheit sei ihm erwünscht, das Schreiben sicher in Sr. Exzellenz Hände zu liefern. Schon im Frühjahre 1817 hat Gneisenau sich bei Hardenberg beklagt: „Man erbricht meine Briefe auf der Post! Wie kann man dies rechtfertigen. Mich, nach allem was ich geleistet, behandelt man als einen Verdächtigen!"

nicht haben verdunkeln lassen, an welchen die hochgesinnte Prinzessin Luise, Fürstin Radziwil damals geschrieben hat: „So lange Sie, mein verehrter Freund, mit Ihrem treuen Herzen und Ihrem besonnenen Kopf in diesem Sturm dastehn als der Fels, gegen den sich die wogenden Leidenschaften brechen, da werde ich mit Ruhe der Zukunft entgegen sehen und mir nicht bange sein für unsern teuern König und alles, was uns teuer ist."

Clausewitz sagt in einem Aufsatze, den er „Umtriebe" überschreibt: „Der größere Staat, die freisinnige Verwaltung, die Leichtigkeit für Fremde, hier ein Unterkommen zu finden, die Anwesenheit vieler Gelehrten und Philosophen hatten Preußen in Deutschland vorzugsweise zum Tummelplatze dieser Umtriebe gemacht. Aber was gab es denn außer den entfernteren illusorischen Ideen von politischer Einheit Deutschlands und einer deutschen Republik, was gab es denn in den deutschen Staaten selbst so Verdammliches und so Beschwerliches, wogegen zunächst diese deutschen Reformatoren sich aufzulehnen und zu verbinden gedrungen waren? Gab es irgend einen deutschen Staat, der sich gerade in dieser Zeit durch Mißbräuche in der Verwaltung ausgezeichnet hätte? Schwelgen die Fürsten in Luxus und zertreten ihre Jagden die Felder der Unterthanen? Bekriegen sie sich aus übermütigem Ehrgeize? Wird Kunst und Gelehrsamkeit überall zurückgestoßen und brotlos gelassen? Werden irgendwo die Leute tyrannisiert, guillotiniert, füsiliert, exportiert oder bastilliert? — Man bedenke, was in Preußen und den süddeutschen Staaten seit 1805 für Veränderungen eingetreten. Der großen Masse des Volkes, dem Bauernstande ward der Weg zum freien Besitztum geöffnet; dem Adel waren seine Befreiungen von Steuer- und persönlichen Dienstpflichten genommen, Monopole und Gewerbebeschränkungen waren aufgehoben; dem Bürgerlichen war der Zutritt zu allen Stellen bewilligt, Naturalleistungen, die auf die Schulter einzelner Klassen drückten, waren aufgehoben und die Last aufs Ganze verteilt worden. Alle diese Dinge waren Gegenstände der französischen Revolution gewesen, alle waren jetzt in Deutschland ohne krampfhafte Stöße erreicht. Die zweite Hauptursache der französischen Revolution, die ungeheuern Mißbräuche der Verwaltung fanden in keinem einzigen der deutschen Staaten statt; überall waren wirtschaftliche Fürsten auf dem Throne; nirgends floß der Reichtum des Volkes in unlautere Kanäle ab. Vor allem war dies in Preußen der Fall. Dieses Land hat unter allen seinen Hohenzollernschen Regenten nur zwei Verschwender gehabt, König Friedrich I und Friedrich Wilhelm II; alle übrigen waren nicht allein gute Wirte, viele darunter zeichneten sich als die ersten Staatswirte aus. — Aber in der letzten Zeit, wo sich die Bewegung der Gemüter in Thatkraft und Handeln äußern konnte, hatten sich in einem Teile des gebildeten Volkes zwei andre Gegenstände des Strebens entwickelt; das eine war die Einheit des deutschen Volkes, das andre die ständischen Verfassungen. — Wir finden also die deutsche akademische Jugend auf- und angeregt zu einer politischen Wiedergeburt. Sie weiß es selbst nicht, was das sein und heißen soll; die es ihnen gelehrt haben, die Gelehrten, die sich in Deutschland zwischen ein paar griechischen und lateinischen Autoren umhertreiben und den Kopf voll von einer antiken Freiheit haben und von antiken Verfassungen, die sie nicht verstehen und die überhaupt nach zwei

bis 3000 Jahren niemand mehr versteht, wissen es nicht, oder der eine weiß es so, der andre weiß es anders. Aber vor allem ist gelehrt und ausgemacht worden, daß die deutschen Regierungen — unbeschadet der Schlechtigkeit der andern europäischen — verdorbene Rotten sind, daß unsre Zeit — die letzten Kriegsjahre und in diesen vorzugsweise die Thaten der Lützowschen wilden Jagd etwa ausgenommen — ein stehender fauler Sumpf, ein Pfuhl des Verderbens ist — ferner daß Deutschland im Mittelalter ein ganz herrliches Ganzes gebildet habe, voll Glanz, Ruhm, Kraft und Jugend. Es muß also wieder anders werden in der Welt. Die Jugend muß für die Idee des Staates erzogen werden: ein derber Augsburger oder Nürnberger des Mittelalters soll der Typus sein. Einstweilen kann man immer mit einigen Nüancen der (altdeutschen) Tracht, des Haarschnitts, oder Mienen, Gebärden und Sprache den Anfang machen. Deutschland muß erst seine Einheit wiedergewinnen; geht es nicht mit einem Kaiser, so als Republik."*)

Clausewitz, dieser Schüler Scharnhorsts, welchen er den Vater seines Geistes nannte, und welcher selbst oft geäußert: Niemand außer seiner (Scharnhorsts) Familie habe ihm so nahe gestanden — Clausewitz thut in der gleichzeitigen Betrachtung jener Umtriebe den prophetischen Ausspruch: „Deutschland kann nur auf einem Wege zur politischen Einheit gelangen: dieser ist das Schwert" — aber das ehrliche deutsche Schwert, nicht etwa der lange Dolch, den Kotzebues Mörder sich aus einem französischen Hirschfänger nach einem eigenhändig in Wachs vorgeformten Modell fertigen ließ, um dies von ihm so genannte „kurze Schwert" dem alten Mann meuchlings in die Brust zu stoßen. Als die Folgen dieser Unthat, die ein großer Historiker und zugleich Staatsmann wie Niebuhr vorausgesehen hatte, in den Karlsbader Beschlüssen zu Tage traten, da äußerte Gneisenau sich brieflich zu Gröben: „Es war hohe Zeit, daß etwas geschah, um der neuen Lehre der Assassinen entgegen zu wirken." Und in der Lebensgeschichte Gneisenaus wird dabei von Delbrück angemerkt: „Durch das Geständnis eines Teilnehmers ist jetzt der Beweis erbracht, daß die „Assassinenlehre," die Gneisenau der revolutionären Partei imputiert, nicht, wie man lange geglaubt hat, eine bloße Phantasie der Untersuchungskommission war. In den 1873 erschienenen „Erinnerungen aus Deutschlands trüber Zeit," von Friedrich Münch, der selbst dem Gießen-Jenaschen Bunde der „Schwarzen" oder „Unbedingten" angehörte, an dessen Spitze der Privatdozent Dr. Follenius (Follen) stand, ist es zugestanden: „Mag man auch die Stimmung und Ansicht, aus welcher jene That hervorging, schwärmerisch nennen, so dürfen die Leser es doch mir (Münch) glauben, daß die That eben so kühl ausgedacht war, wie sie mit entschiedenem Willen vollführt wurde und daß alle Folgen, die sich daran knüpfen sollten, überlegt und berechnet waren, und zwar nicht in Sands Innerm allein. Nachgerade, wenn der Worte genug gewechselt worden, sollte es niemals zu Thaten nach Follenius Grundsätzen kommen?

*) Leben des Generals Karl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz. Mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und andern Schriftstücken. Von Karl Schwartz. Berlin, 1778. II. S. 200 u. f.

Was war das zunächst Thunliche? Eine Revolution direkt zu machen, ging nicht an. Aber einen als Verräter an der deutschen Ehre und Freiheit gebrandmarkten Menschen in der möglichst auffallenden Weise zu strafen und aus dem Wege zu schaffen, dadurch die ganze Nation zum Gefühl ihrer Schmach mächtig aufzuregen, Tausende anzufeuern, daß sie ihre Dolche blitzen ließen, wonach denn das Volk zu den Waffen greifen und alle seine Plager totschlagen würde — das war erreichbar und thunlich." Ebenso erzählt Münch genau mit allen Einzelheiten, Ort und Personen die Beratung und Beschlußfassung über die Ermordung des Nassauschen Ministers von Ibell, warum man ihn und nicht Metternich oder einen der Souveräne wählte.

Schon bei dem Wartburgfeste hat der Trinkspruch vorgespukt: „Den schwarzen Brüdern Herz und Hand, ein schwarzes Herz dem Vaterland!" Clausewitz findet es begreiflich, wie in der deutschen Jugend in dem Augenblicke, wo sie sich für Deutschland schlug, der Gedanke einer wirklichen Einheit Deutschlands entstehen konnte. (Standen ja doch noch bei Leipzig Deutsche gegen Deutsche, so daß Friedrich Wilhelm III danach bei dem Ausdrucke: „Deutsche Völkerschlacht" kopfschüttelnd fragte: „Deutsche Völkerschlacht? Waren denn nicht mehr Deutsche wider uns, als für uns?" Nur hätte jener begreifliche Wunsch und Gedanke freilich bei dieser akademischen Jugend bleiben oder vielmehr von ihr im Mannesalter abgelegt werden sollen. Aber das sei nicht geschehen. Der gelehrte Stand habe diese unter den Wehen der Befreiungsschlachten geborene Idee mit Lebhaftigkeit aufgefaßt, habe den Wiener Kongreß, welcher statt eines deutschen Reiches nur einen deutschen Bund geschaffen, in die Acht erklärt, die Anstrengung, welche das Volk gegen Frankreich gemacht hatte, stark hervorgehoben, das Betragen seiner Fürsten vor entscheidender Wendung mit Verachtung angesehen, und so aus Wahrem und Falschen einen Sauerteig zusammen gebraut, der irgendwo seinen Ausgang habe suchen müssen. „Zwar habe es in Preußen nicht an Gegenständen der Unzufriedenheit gefehlt, und die einen reelleren Grund gehabt, als die Umtriebe der Studenten, welchen zu jenen teils keine, teils nur eine rückwirkende Beziehung hatten."

Diese gleichzeitigen Aufzeichnungen des Generals von Clausewitz, dessen Name schon auf der 1803 von seinem Lehrer Scharnhorst eingereichten Liste der jungen „durch Fähigkeit und Kenntnisse ausgezeichneten Offiziere" obenan steht, und dem Scharnhorst eine „seltene richtige Beurteilung des Ganzen" zuerkennt, fallen schwer in die Wagschale gegen jene Lehrer der Jugend, welche ihre Hörer und Schüler mit dem Feuer revolutionärer Ideen spielen ließen. Hätte doch anstatt jenes wühlenden Privatdozenten Dr. Follenius noch ein Professor Schelling in Jena gelehrt, um der verirrten akademischen Jugend so zum Herzen und ins Gewissen zu reden, wie der Plato der deutschen Philosophen es 1830 that bei einem mehrere Tage andauernden Studententumulte in München nach bereits blutigen Auftritten zwischen Studenten und dem Militär: „Hören Sie auch heute den, dem Sie als Anführer auf dem Wege der Wissenschaft mit Vertrauen und Mut gefolgt sind, und lassen Sie ein gutes Wort bei Ihnen eine gute Statt finden, denn: heilbar sind die Herzen der Edeln, wie Homer sagt. Zeigen Sie sich als Edle, als Höherdenkende, die über das Zufällige hinwegsehen und

nur das Wesentliche im Auge behalten. Die Erbitterung ist groß, dennoch halte ich sie nicht für unheilbar. — An Ihnen ist es, umzukehren; oder sollten Sie den Abgrund nicht sehen, der sich zu Ihren Füßen bereits geöffnet hat, der Sie, der uns alle, der unsre teuersten und schönsten Hoffnungen zu verschlingen droht." Ausdrücklich warnte Schelling in seiner herzhaften Rede vor jener Gattung von Menschen, die durch eine Verkettung von Umständen und unglücklichen Maßregeln sich gerade in Deutschland erzeugt habe, die, gleich heimatlos im Reiche des Geistes wie im Gebiete des Staates, unfähig durch einen wahrhaft großen Gedanken, durch eine ruhmwürdige That die Aufmerksamkeit ihrer Mitbürger zu erregen, den Umsturz suchen, der ihre unbedeutende, aber von einem sinnlosen Ehrgeiz verzehrte Persönlichkeit an die Stelle setze, wo sie bemerklich werde. Eben deshalb habe jeder, dem das Vaterland lieb, dem die Ehre der Nation ein unschätzbares Gut sei, aufs Gewissenhafteste zu verhüten, daß durch keine Art von Verletzung der öffentlichen Verordnung irgend eine Lücke, eine offene Stelle entstehe, durch welche jene den Staat umschleichenden Wölfe einzubrechen vermöchten — jene Wölfe, die durch treulose und verräterische Einflüsterungen eine Sache, die nur jugendliche Unbesonnenheit angefangen, groß zu ziehen und bis zum Äußersten, bis zum Wahnsinn zu bringen suchen könnten. Aufgereiztem Pöbel könne man nicht zumuten, daß er sich selbst überwinde. Jünglingen aber, welche die Sonnenhöhen der Wissenschaft kennten, tief unter sich gemeine Denkart und gemeines Vorurteil sähen und ihren Geist an dem Höchsten zu üben gewohnt und zu üben aufgefordert seien — ihnen könne man zutrauen, daß sie den Wert der Selbstüberwindung fühlten, und daß sie in sich selbst die Kraft fänden, sie wirklich zu üben, um ein allgemeines Zeugnis für den Geist deutscher Universitäten abzulegen. „Was will die bloß physische Unerschrockenheit, mit der auch der Barbar, der Sklave selbst, vom Stecken des Treibers getrieben, blitzenden und totverbreitenden Waffen oder festen und unbezwingbar scheinenden Mauern sich entgegenstürzt, was will diese Unerschrockenheit, der auch die tiefste Roheit fähig ist, gegen die Tapferkeit sagen, mit der ein edles Gemüt sich selbst bezwingt. Den bloßen Naturmenschen kann man auch an dem Widerstand erkennen, den er der physischen Gewalt entgegensetzt: den gebildeten und wahrhaft menschlichen Menschen, unter den Gebildeten den Mann, der Mann ist im vollen Sinne des Wortes, erkennt man an der Gewalt, die er über sein Inneres ausübt. O lassen Sie diesen höchsten Sinn nicht sich entgehen. — Ich war auch einst Student; ich mute Ihnen nichts zu, was der Ehre wahrer akademischer Bürger nachteilig sein kann. Sie dürfen sich nicht schämen, meiner Stimme zu folgen; auch mein Herz hat für alles Rechte, was Sie empfinden geglüht und glüht noch dafür. Nun also, ich fordere Sie auf, wagen Sie es, sich selbst zu überwinden. Zeigen Sie, daß zwar nicht Kolbenstöße, nicht Bajonettstiche, noch Säbelhiebe, aber daß das Wort eines einzigen Lehrers, der nichts bei Ihnen voraus hat, als die Meinung von seiner herzlichen Zuneigung und Liebe, das daß Wort eines einzigen Lehrers im stande war, Sie zur Stille, zur Ruhe zurück zu rufen. Jetzt gleich, indem Sie nach Hause gehen, bitte ich Sie, alles Aufsehen zu vermeiden. Wie schmerzlich müßte ich es empfinden, wenn dem guten Willen, die Sonne nicht untergehen zu lassen, ohne noch alles auf-

geboten zu haben, was zu Ihrem Besten geschehen konnte, wenn diesem nur die kleinste durch ihn veranlaßte Unordnung vorgeworfen werden können. Nein! Die Ehre Ihres Lehrers ist eins mit Ihrer eignen, und welche auch Ihre Empfindungen sein mögen, Sie werden den Lehrer, der sich an Ihr Vertrauen gewendet, nicht bloßstellen, Sie werden das Vertrauen, das er in Sie gesetzt hat, nicht beschämen lassen! Gott mit Ihnen."*)



Schelling.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Cäcilie Brandt.

Kaum war Schellings Ansprache an die Studierenden der Ludwig-Maximilians-Universität zu Ende; beisammen waren noch hier in der Aula academica die bei der Rede gegenwärtigen Mitglieder des akademischen Senats, da erschien auch schon eine Abordnung der Hörer: sie versprachen für sich, wie für die nicht anwesenden Kommilitonen, gaben ihr Ehrenwort, daß in der auf diesen Abend folgenden Nacht die Studierenden sich ruhig zu Hause halten würden. Sie haben ihr Ehrenwort gelöst. Die Unruhen der vorigen Nächte wiederholten sich nicht. Stille herrschte auf den Straßen, nur unterbrochen von den Tritten der die Stadt durchstreifenden Scharwachen der Münchener Besatzung. Kein Studierender war auf der Straße zu sehen. Da zeigte sich recht, was ein geistvoller Lehrer, der guten Willens ist, über die Gemüter deutscher Jünglinge vermag, selbst wenn der klare Fluß seiner Beredsamkeit der aufgewühlten trüben Strömung des Tages zuwiderläuft. Mit welchen Geistern er, der tiefe deutsche Denker, verwandt war, erkennt man aus den Zeilen Schellings an seine Frau bei dem raschen Hinscheiden des als Demagogen-General verlästerten Feldmarschalls: „Gneisenaus Tod ist schrecklich. Es ist ein Unglück für ganz Deutschland; er war der einzige, auf den man im Fall eines Krieges ein Vertrauen setzen konnte. Gneisenau und Niebuhr. Zwei Männer in einem Jahr! Ihr Tod weissagt dem Staat, dem sie angehörten, nichts Gutes."**)

Clausewitz, der nächste Freund Gneisenaus, wie er der Scharnhorsts war, blieb gleichfalls nicht unangetastet von bösem Leumund. Aus „Wallensteins Lager in Koblenz" (so hießen Berliner Spötter das Hauptquartier Gneisenaus, dem

---

*) Auszug aus dem vollständigen Abdruck der Rede in: Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings sämtliche Werke. Stuttgart, 1861. Neunter Band, Seite 367—376.

**) Vgl.: Aus Schellings Leben. In Briefen. Leipzig, 1870. III. Seite 59.

Clausewitz als Generalstabschef angehörte) nach Berlin als Militärdirektor der allgemeinen Kriegsschule berufen, wurde er, der nüchternste Mann und größte militärische Denker, in das Gerede gebracht: er säße schon des Morgens bei der Weinflasche; daher käme auch seine kupferne Gesichtsfarbe und seine rote Nase. Die unnützen Schwätzer wußten nicht, daß dies Rot ein bleibendes Andenken des Frostes in dem erstarrenden Winter 1812 war, als Clausewitz im Feldzuge gegen Napoleon mit auf den Eisfeldern Rußlands stand. So einen Ohrenbläser hat der Kronprinz einmal treffend abgefertigt, indem er ihm zum Dank für die zugetragene Tagesneuigkeit das alte Geschichtchen erzählt: wie Friedrich der Große einen bei ihm als Trunkenbold verlästerten Major bei der nächsten Revue scharf mustert, aber denselben mit seinem Bataillon so vorzüglich manövrieren sieht, daß der König danach den Verleumder anfährt: „Weiß Er? Sauf Er auch, damit Er in Zukunft ebenso gut manövriert, und laß Er sich von dem weisen Sirach gesagt sein: viele sind gefallen durch die Schärfe des Schwertes, aber noch mehr durch böse Mäuler.“ — Ganz heiter erzählte das der Kronprinz dem beschämten Zuträger von Clausewitz Flasche, im ernsten Tone hinzusetzend: „Das die Moral Ihrer Fabel.“



General Karl v. Clausewitz.
Nach einem Porträt aus „Schwartz: Clausewitz' Leben“.

In einem Trauerbriefe an die Witwe des bald nach Gneisenaus Tod verstorbenen Generals von Clausewitz sagt der Kronprinz, „daß er mit ihr tiefes Leid trage, daß durch ihren Verlust auch sein Herz zerrissen sei, weil er seinen treuen, lieben Freund betrauern müsse.“ Und in einer Nachschrift: „Meine liebe, gute Elise (die nachherige Königin Elisabeth) gehört auch zu denen, die mit Ihnen Leid tragen. Sie weiß wohl, daß Sie es nicht anders erwarten, aber sie wünscht, daß ich es Ihnen sage, das thut ihr wohl.“ — Bald nach dem Tode ihres Gemahls ist Frau Marie von Clausewitz, geborene Gräfin von Brühl, als Oberhofmeisterin der Prinzessin Wilhelm (der nachherigen Königin und Kaiserin Augusta) von Breslau nach Berlin berufen worden. Im Marmorpalais zu Potsdam, wo vor der Erbauung seines Schlosses Babelsberg der Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin und seinem Erstgeborenen (dem nachherigen Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen) zur Sommerzeit wohnte, hat Frau von Clausewitz die Vorrede zum ersten Teile der hinterlassenen Werke ihres verewigten Gemahls geschrieben und zum Schlusse die Worte, die prophetischen, als welche sie des Generals von Clausewitz Biograph hervorhebt: „Das Vertrauen, mit welchem

ein edles Fürstenpaar mich zu sich rief, ist eine neue Wohlthat, für die ich Gott zu danken habe, da es mir einen ehrenvollen Beruf eröffnet, dem ich mich freudig widme. Möchte dieser Beruf gesegnet sein, und möchte der teure kleine Prinz, der in diesem Augenblick meiner Obhut anvertraut ist, einst dieses Buch lesen und durch dasselbe zu Thaten begeistert werden, ähnlich denen seiner glorreichen Ahnen."

Dieses Buch von Clausewitz ist das „Vom Kriege", dem eine kundige militärische Feder nachrühmt: in jedem Satze atme die Freiheit und ideale Erhebung des Geistes, die Stärke und Zucht des Willens im Dienste der Pflicht.

Je froher die Jugend des Kaisers Wilhelm im ritterlichen Dienste der Pflicht sich sonnte an jener Begeisterung für König und Vaterland, in deren Glut alle treuen Herzen entbrannten und in ein großes Nationalgefühl zusammenschmolzen, so daß das streitbare Volk nur eine Richtung, einen Gedanken hatte, die Franzosen besiegt und Deutschland wieder unabhängig zu sehen; desto mehr trübte sich die Siegesfreude nach den Befreiungskriegen durch die innern, auf Umsturz sinnenden Umtriebe, unter deren gewiß auch vom Prinzen Wilhelm empfundenen Eindruck Clausewitz schreibt: „Wer nach dem allen diese Erscheinung noch leugnet, alles für ein Hirngespinst erklärt, spricht nicht redlich, oder hat sich von solchen, die nicht redlich sind, die Meinung aufdrängen lassen." — Ja, wer die warnenden Zeichen der erregten Zeit nicht sah, dem konnten sie in der Folge einleuchten aus dem Brande der Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel, der Aufstände in der Moldau und Wallachei und der Juli-Revolution, die in Europa nachschütterte und die demokratische Strömung zur kommunistischen anschwellte. Ist es nicht, als habe Kaiser Wilhelm nach Gottes Ratschluß schon als jugendlicher Prinz vorbereitet und gerüstet werden sollen, ausgerüstet mit dem Helm des Heils für die leidvollen Erlebnisse seines Mannesalters in einem Jahre, „welches (nach dem Ausspruche des Königs Friedrich Wilhelm IV) die Treue werdender Geschlechter wohl mit Thränen, aber vergebens wünschen wird aus unsrer Geschichte hinaus zu ringen." Und durch noch schwärzere Tage sollte Kaiser Wilhelm gehen Schreckenstage für das deutsche Volk, als meuchlerische Mörderarme selbst gegen ihn sich aufreckten, gegen ihn, den sieggekrönten Wiederhersteller des Reiches, den gesalbten Helden, den ein ehrwürdiges Alter vom Feuer der Schlachten nicht fern hielt.



Frau Marie von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl.
Nach einem Porträt aus „Schwartz: Clausewitz' Leben".

In dem Bibelbuch für die Kanzel der Kaiser-Wilhelms-Kapelle zu Gastein steht von des Kaisers Hand geschrieben: „Du bist meine Zuversicht, meine Hoffnung von Jugend an. Im Glauben ist Hoffnung.“ Und in der Altarbibel dort: „Bei Gott ist mein Heil, meine Ehre, der Fels meiner Stärke, meine Zuversicht ist auf Gott.“

Der Fels seiner Stärke — es ist der Fels des Heils, von dem ein „rechter echter deutscher Mann,“ ein Dichter der Befreiungskriege, Ernst Moritz Arndt, gesungen hat:

Ich weiß, woran ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube
Wie Sand und Staub verweht. —
Auch kenn' ich wohl den Meister,
Der mir die Feste baut,
Er heißt der Fürst der Geister,
Auf den der Himmel baut.

Das ist das Licht der Höhe,
Das ist der Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe,
Der diamanten ist;
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchten hier und dort.

